This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

IV, 415.

STANFORD
UNIVERSITY
LIBRARIES

zu Krün. Encycl. 178 Band.

Friedrich Rückert.

Dr. Johann Georg Krünitz's
ökonomisch-technologische

Encyklopädie,

oder

allgemeines System

der

Staats-, Stadt-, Haus- und Landwirthschaft,

und der Kunstgeschichte,

in alphabetischer Ordnung.

Früher fortgesetzt

von

Friedrich Jakob und Heinrich Gustav Flörke,

und jetzt von

Johann Wilhelm David Korth,

Doktor der Philosophie.

Hundert und acht und siebzigster Theil.

[redacted]

AE 27
K8
v. 178
Lindsey
Stack

MF 78

S. S.

Süd, Süden, Meridies; Fr. Sud; Engl. South, in der Naturlehre oder Physik, diejenige Gegend am Horizonte, in welcher die Sonne am höchsten steht, der Mittag; wenn man sich derselben entgegenstellt, so hat man im Rücken Norden oder Mitternacht, zur Rechten Westen oder Abend, und zur Linken Osten oder Morgen; s. den Art. Mittag, Th. 92, S. 48 u. f. Auch diejenigen Gegenden auf der Erde, wo die Sonnenstrahlen fast senkrecht auf den Scheitel fallen, und die den Flächenraum von einem Wendekreise zu dem andern, den Aequator in der Mitte, begreifen. Dieser Theil der Erde wird Süd, Süden genannt, auch die heiße Zone; zu beiden Seiten dieser Zone liegen die gemäßigten Zonen, welche sich zwischen den Wendekreisen nördlich und südlich bis an die Polarkreise ausdehnen, und da hier die Sonnenstrahlen nur schräge aufprallen, so ist es auch weniger warm. S. auch den Art. geographische Länge und Breite eines Orts, Th. 64, S. 593 u. f. Fast ein jedes Land hat seinen südlichen Theil, wie es seinen östlichen, westlichen und nördlichen Theil hat. Es giebt aber Länder, denen man das Süd be-

ſonders vorſetzt oder beigiebt, und von dieſen
in ſtatiſtiſcher Beziehung hier Einiges geſagt w

Südafrika, der Theil von Afrika, worin Nie
nea, verſchiedene Reiche im Innern, Zan
Mozambique, und das Kaffern-, Hot
ten- und Kapland, nebſt einigen Inſel
Den Alten war Südafrika ganz unbekannt;
Forſchungen erſtreckten ſich nicht viel über Num
aus, ja ſelbſt die äußere Geſtalt Afrikas war
bekannt, und nur erſt im funfzehnten Jahrhun
Chriſti Geburt wurde durch die Portugieſen: H
den Seefahrer, Prinzen von Portugal, E
Diaz und Vasco de Gama Afrika nach
umſchifft und ſeine äußere Ausdehnung erforſ
derguinea wurde zuerſt von den Portugieſen
1484 unter dem Befehle des Don Diego C
beſucht; ſie wurden von den Negern ſehr gut
men, und Don Diego entdeckte den Zaire
Kongo. Die erſten und alſo älteſten ausführli
richten über Niederguinea oder der Küſte Kon
wir von dem Portugieſen Eduard Lopez
Engländer Andreas Battel, der Erſte
Jahre 1578 dahin, und der Letzte im Jahre 1
blieb daſelbſt bis 1607; dann haben wir N
über Südafrika, beſonders über Niedergu
das Kapland, von dem ſiebzehnten Jahrh
bis auf die neueſte Zeit oder das neunzehnte
dert von Angelo, Carli, Merolla, F
Cavazzi, Proyart, Breyer, Ten Ry
Kolbe, LaCaille, Menzel, Sparman
berg, Patterſon, LeVaillant, Allaman
val, Reenen, Barrow, Lichtenſtein,
Bowdich, Thompſon, Campbell, Bur
Andern, welche Südafrika beſuchten und de
Menge Beobachtungen und Erfahrungen in il
beſchreibungen mitgetheilt haben, wodurch

Theil von Afrika, so weit als ihre Forschungen in das Innere sich erstrecken oder gehen, immer bekannter geworden ist. Man ist nicht ganz mit der Eintheilung Südafrikas einig, indem Einige bloß die Südspitze Afrikas, also das Kapland und den innern südlichen Theil darunter verstanden wissen wollen; Andere gehen aber weiter, und wollen die ganze Spitze des Triangels oder Dreiecks, welchen Afrika bildet, darunter begreifen, nämlich, wenn man auf der Karte von Afrika die Südspitze vor sich hat, von Niederguinea an um die Südspitze oder das Kap herum bis zu Zanguebar, und dieser letzten Eintheilung sind die meisten geographischen Schriftsteller gefolgt. — Die Küste Kongo oder Niederguinea erstreckt sich in einer ansehnlichen Länge vom Kap Lopez bis zum Kap Negro, und grenzt nördlich an Oberguinea, östlich an das unbekannte innere Afrika, südlich an die sogenannte wüste Küste, und westlich an das Aethiopische Meer. Die ganze übrige südliche Westküste bis zum Fischfluß, nördlich vom Orangefluß, nimmt ein noch sehr unbekannter und unwirthbarer Landstrich ein, den man die wüste Küste nennt. Die Südküste oder das Kapland erstreckt sich von der Südspitze Afrikas nördlich bis zum t'Koussie oder Sandfluß unter den Khamiesbergen oder vom 29 Grad 55 Minuten bis 34 Grad 17 Minuten südlicher Breite, und von Westen gegen Osten vom 34 Grad 40 Minuten bis 45 Grad 50 Minuten östlicher Länge oder bis zum Flusse Keiskamma, der jetzt seit dem letzten Kriege gegen die Kaffern, da sonst der große Fischfluß die Grenze bildete, die Grenze gegen dieselben macht. Dieses Land bildet daher die Spitze des Triangels, von dem der öst- und der westliche Theil die verlängerten Schenkel des großen Triangels sind. Die südliche Ostküste, welche zu Südafrika gerechnet wird, reicht von der Küste Natal oder Kaffern-Küste bis zu der Küste Zanguebar, diese Küste mit einbegriffen, und enthält noch die Küsten

Sena (auch Sofala) und Mozambique d
zambik, die zwischen den vorher angeführte
Küsten liegen. Das innere Südafrika,
vom zehnten Grade nördlicher Breite zwischen
der Ostküste und dem Kaplande liegt, ist ein im
noch ziemlich unbekanntes Land von ansehnlich
fange, von dem nur wenige Theile den Europ
jetzt bekannt geworden sind; diese, wenn auch n
gekannten, Theile sind: die Länder der Galla
im nordöstlichen Theile des innern Südafril
Theil südlich von Habessinien, von welche
sie auch Provinzen an sich gerissen haben, und
von den Küstenländern Adel und Ajan, wol
Länder der Schaggas, welche südlich von
las, östlich von Niederguinea, und westlich von
birge Lupata und dem See Maravi wohnen;
der der Kaffern von beträchtlicher Aus
welche sich theils auf der Südostküste, da, w
der Karte die Küste Natal findet, in welch
hrilige Geistfluß mündet, von der Lagoa-
ligen Geistbay bis zum Flusse Keiskam
Keissi, welche auf dieser Seite unter 33 Grad
Breite das Land der Kaffern von der Kapkoloni
theils im Innern südlich von den Korana
Stamme der Hottentotten, wo die Kamhan
die Grenze machen), und westlich von den D
und Groß- und Klein-Namaquas (gleich
tentottenstämmen) begrenzt, erstrecken. Wie we
Kaffern gegen Norden im Innern Afrikas erst
nicht genau zu bestimmen. Nach Lichtenste
Kaffern bis gegen die Breite von Quiloa woh
Länder der Hottentotten und der Bu
ner. Diese freien Hottentotten wohnen theil
Südwestküste Afrikas, von der Grenze der K
bis über 26 Grad südlicher Breite, wo man si
dem Orangeflusse oder Gariep die Klein-Na

und nördlich von diesem Flusse die Groß-Namaquas und nördlich die Damaras findet, theils wohnen sie nördlich vom Gariep, wo man an den Asbestbergen und am Langenberge bis nördlich zu den Kamhannibergen die Koranas (Koras oder Koraquas) findet. — Der Boden ist in einem so gebirgigen Lande, wie das ganze Südafrika ist, welches sich nur an die Küsten hin verflächt, im Ganzen sehr fruchtbar. So ist der Boden von Niederguinea an der Küste flach, von unzähligen Gewässern durchschnitten und sumpfig; gegen Osten erhebt er sich allmählig bis zu einer Gebirgskette, die von Süden nach Norden streicht, auf der entgegengesetzten Seite dieser Gebirge liegt eine Hochebene, die wieder gegen Osten von Bergen begrenzt wird. Der Boden ist hier ungemein fruchtbar und die üppigste Vegetation herrscht daselbst. Von der Südostküste hat die Küste Zanguebar einen sehr fruchtbaren Landstrich, so auch die Küsten Mozambique und Sena. Das eigentliche Kapland ist zwar sehr gebirgig, hat aber dazwischen sehr angenehme und fruchtbare Thäler, die freilich mit vielen dürren und öden Sandgegenden abwechseln, die in der Sprache der Hottentotten Karro heißen. Der Boden des innern Südafrikas ist zu wenig im Allgemeinen bekannt, weil man nie hat tief eindringen können, da die Bewohner desselben wild und grausam sind, indessen soll der Boden des Theils zwischen dem vierten Grade und zwanzigsten Grade südlicher Breite, welchen die Portugiesen von ihren Besitzungen an der Westküste bis zur Ostküste in einer Richtung durchwandern, eine Hochebene mit einem gemäßigten Himmelsstriche seyn, welcher zwar in mehreren Gegenden von Gebirgen durchschnit-

entbehrt auch des Anbaues, weil hier nur her
ſende Buſchmänner hauſen. — Unter den Gel
zeichnen ſich beſonders aus: der Gibbel al-
(Mondsgebirge), welches im Norden vom
Südafrika liegt, und im Südoſten das Gebir
pata oder Spina mundi (Weltrücken), wel
bis zum Vorgebirge der guten Hoffnung ausdeh
das Mondsgebirge, welches man in einem Lande, 1
genannt, ſeinen Urſprung nehmen läßt, wo a
Bahr-el-Abiad ſeine Quelle hat, mit dem
gebirge, ſüdlich von Sudan und nördlich vo
guinea zuſammenhängt, iſt nicht bekannt, man
auch nicht wahrſcheinlich finden. Ferner gehen d
küſte zu, die Chamies- oder Chaminsber
die Zwarteberge oder ſchwarze Berge. D
Gebirge, das auf der nördlichſten Strecke den ar
ten Namen erhalten hat, läuft parallel mit der W
und von einem andern in Oſten, welches beide d
von Weſten nach Oſten laufenden Bergketten mi
der verbindet, erhält die ſüdlichſte den zuletzt ang
Namen; dieſe ziehen ſich längs der Südküſte
Mauer bis an die Algoa-Bay. Durch dieſ
kette führen mehrere Schluchten oder Päſſe, hier K
genannt. Jenſeits des Zwartegebirges begi
große Karroo, eine öde, wohl 1000 Quat
len große Fläche, deren Boden die Hitze im S
faſt zur Härte eines gebrannten Ziegels ausdör
die im Norden durch das Roggevelds- und K
veldsgebirge begrenzt wird, wovon das Le
nes der anſehnlichſten im Kaplande iſt, und ſich
den Schnee- oder Sneeuwbergen im N
zieht, deren höchſter Punkt der Compaßbe
Spitzkop 6,500 Fuß über der Meeresfläche
ſeyn ſoll, und worauf im Winter der Schnee
lang liegen bleibt. An die Schneeberge ſchließen
Norden die Hinter- oder Achter-Schne

und noch andere, wie z. B. die Magaaga oder Eisenberge, die Karrenberge, die erst seit den Jahren 1777 und 1778 durch Gordon und Patterson den Europäern bekannte Koperberge oder Kupferberge ꝛc. Einzelne Berge sind: der Tafelberg 3353 Fuß, der Teufelsberg 3100 Fuß, und der Löwenberg 2585 Fuß hoch. Außer dem Kap der guten Hoffnung macht auch noch das Kap d'Aguilhas oder Nadelvorgebirge die südlichste Spitze Afrikas aus. — An Waldungen findet man sowohl in Niederguinea, besonders in Loango und den davon abhängigen Staaten, und in Matamba oder Matemba, einem noch wenig bekannten Lande, östlich von Angelo, als auch in andern Theilen Südafrikas bedeutende Strecken, und oft von den schönsten Bäumen, z. B. von Mimosen, Ebenholz-Sinnpflanzen, Palmen ꝛc. — Von Gewässern sind hier zu bemerken: das Aethiopische Meer und der Indische Ozean, die Lagoa-Bay, der Busen von Sofala, und der Kanal von Mozambique. An Flüssen sind die größten der Zaire oder Kongo, welcher aus dem See Aquilonda (Etourville, der diesen See besucht haben will, nennt ihn Zawilanda), südlich vom Aequator, unter dem Namen Barbola hervorbrechen soll, vereiniget sich mit dem Bambre und Bancaor, bildet den Katarakt von Sundi, und ergießt sich unter dem Namen Kongo in das Aethiopische Meer. Dieser Fluß ist 90 Meilen landeinwärts schiffbar, und an seinem Ausflusse 4 Meilen breit. Man hegte die Vermuthung, daß dieser Fluß ein und derselbe mit dem Niger sey, allein sie ist bis jetzt nicht bestätiget worden. Der Loango-Louisa oder

ſpringt in dem Innern von Südafrika, ſo
Koango, der Moreno oder Rio Longo, der
roro oder St. Franciſko, der Bembaroo
in Niederguinea. Auch der ſüdliche gegen Oſt
mende Zamboſa oder Zambeſe (Cuama
dem ein Arm auch Murufura oder Muruc
nannt wird, im Innern Südafrikas, hat au
ſeine Quelle und wie man glaubt im Gebirge
er vereiniget ſich in mehreren Mündungen mit
nal von Mozambique. Hier iſt ferner der Caſ
großer Fluß, welcher mit dem See Maravi in
dung ſtehen ſoll; der heilige Geiſtfluß, der
kamma oder Keiſſi, welcher auf der Süd-
unter 33 Grad ſüdlicher Breite das Land der
von der Kapkolonie ſcheidet. Einer der beden
Flüſſe Südafrikas, der von Gordon im Jah
zuerſt entdeckt worden, iſt der große oder Oran
welcher an der Oſtgrenze der Hochterraſſe der
mannen oder Buſchmänner in der noch unb
Scheitelfläche des hohen Plateaus im Norden der
berge, welche das Kaffernland von der Hochterra
det, entſpringt, und deſſen Lauf ſpäterhin Pat
Truter, Somerville, Janſſens, Lichte
J. Campbell und Thompſon näher erfor
ben. Dieſer Fluß, der auch Gariep genannt
hält von Burchell in Hinſicht der Länge ſein
ſes, die er auf zweihundert Meilen berechnet, u
Afrikaniſchen Flüſſen die vierte Stelle. Er n
vier Flüſſen gebildet, aus dem Ky-Gariep o
ben Fluſſe, dem Nu-Gariep oder ſch
Fluſſe, auch Cradok genannt, dem Hartflu
dem Malalareen. Unter dem Meridian der A
wo ſich dieſe Flüſſe in ein Strombett vereini
der Orange ſchon ſo breit, als die Themſe bei
Von Felsenge zu Felsenge ſich drängend,
und da als gewaltige Erdſpalten erſcheinen, ſol

von Pella aus gegen Westen fließend, im Sande verlieren, ehe er die Küste des Meeres erreicht, nach Andern aber soll er das Binnenland von Osten nach Westen durchfließen und etwa unter 28 Grad 30 Minuten in das Aethiopische Meer ausströmen. Von den Gebirgen des Kaplandes strömen viele Flüsse herab, so ergießt sich an der Westküste der Sandfluß, der auf den Khamiesbergen entspringt, der Elephanten- u. der Bergfluß an der Südküste der Breite-, der Gauritz- (der den Zwarteberg durchbricht), der Kamtuhs-, der Sonntags- und der große Fischfluß (der aus dem Vereine mehrerer aus den Schneebergen kommenden Flüsse entsteht), in das Meer. Der Coavo und Quilimanci kommen auf der Küste Zanguebar vor, und mehrere andere kleinere Flüsse in den verschiedenen Theilen Südafrikas. An Binnenseen kommen daselbst nur wenige vor, so wie überhaupt ganz Afrika arm daran ist; man kann hier nur den schon oben erwähnten Maravi nennen, der über 80 Meilen von Norden nach Süden lang, und 15 bis 20 Meilen breit seyn soll. — Das Klima ist das gewöhnliche tropische, mit einer Regen- und einer trockenen Jahreszeit. Im Norden des Aequators tritt die Regenzeit bald nach unserer Frühlingsnachtgleiche, und die trockene bald nach unserer Herbstnachtgleiche ein; im Süden des Aequators ist aber der Fall umgekehrt. Die Hitze ist groß und drückend am Tage, besonders zwischen dem Atlas und dem Lande der Hottentotten. Nach der Versicherung Adanson's soll man sich von dem Grade der Hitze am besten eine Vorstellung dadurch machen können, daß man z. B. in Guinea im Sande Eyer sieden kann, und daß den Negern

Veränderungen der Temperatur unterworfen, i
Ganzen genommen geſund. Eis findet man nur
auf den Bergen, und Stürme herrſchen vorzüg
dem Vorgebirge der guten Hoffnung zu gewiſſ
ten des Jahres, und dann oft mit vielem Un
—Die Produkte Südafrikas ſind nicht n
mannigfaltig, ſondern auch reich und bewunder
dig, ſowohl im Pflanzen-, als Thierreiche. Es gi
ſeltene, ja lange für fabelhaft gehaltene Pflanz
Thiergattungen. Hierzu gehören: der große Affe
baum oder Baobat (Adansonia digitata), d
unter den Gewächſen; denn ſein Stamm übertr
Baumarten an Stärke (nicht ſelten über 80 F
Umfange), deſſen Gebüſch ſich 130 Fuß weit im
ſchnitt verbreitet; der Shih- oder Butterl
der die hier und da fehlende Thierbutter ſehr gut
ſoll, ſo daß man ſie in Speiſen von dieſer kaum
terſcheiden vermag; der große Giraffe, der la
fabelhaft gehalten wurde, obgleich ihn die Röme
kannten, das koloſſale Flußpferd (Hippopot
die Rieſenſchlange (Boa constrictor), der S
der Rieſe unter den Vögeln ꝛc. Wenn man
Produkte in den drei Naturreichen nur ober
durchgeht oder aufzählt, die Südafrika enthält,
einzeln in der Encyklopädie vorkommen und a
lich beſchrieben werden, ſo findet man im Pfla
reiche: Getreide, beſonders Weizen, Europäiſc
ſenfrüchte, Obſt und Küchengewächſe, Flachs,
beſonders am Kap, Reis, Mais, Hirſe, Yams,
ven (Jatropha maniot), aus deren Wurzeln B
macht wird, Lotusbeeren, Piſang oder Banane
gen, Datteln, Bataten, Ananas, Orangen und
dern Südfrüchte, Baumwolle, Zuckerrohr, Pfe
ment, Ingber, Tabak, Indigo, die ſchon oben
ten Affenbrodbäume und Butterbäume oder Tal
dann Tamarinden, Lorbeerbäume, Akazien, die

tes Gummi liefern, verſchiedene Palmenbäume, worunter auch die Kokospalme, der Manglebaum (Rhizophora Mangle), deren jeder in waſſerreichem Boden einen kleinen Wald um ſich bildet, Giftbäume, mit deren Gift die Hottentotten ihre Pfeile vergiften, und viele Arten Bäume, welche die beſten Farbe- und Tiſchlerhölzer geben, in den Wäldern. Ferner viele Arten von Proteen, Aloeen und andern Zierpflanzen, welche in Europa in den Gewächshäuſern und Zimmern gezogen werden; verſchiedene Weine, worunter beſonders die Kapweine berühmt ſind. — Im Thierreiche findet man unter den Vierfüßern: Schafe mit Fettſchwänzen, auf dem Kap auch veredelte, aus Europa eingeführte Schafe, Rindvieh, Pferde, Eſel, Ziegen, Schweine, worunter die Larvenſchweine, welche dieſem Welttheile eigenthümlich angehören, mit dem Gattungsnamen Phacochoerus, Haſen, Hirſche, Büffel, in ganzen Herden, Quaggas, gleichfalls in Herden zu 200 bis 300, nach Campbells Bericht, Kameele, Zebras, Buſchböcke, Springböcke und mehrere Arten Antilopen und Gazellen, drei Arten Gnus (den Kokoon, das geſcheckte Gnu und das gemeine Gnu), eine Thiergattung, welche die Mitte zwiſchen dem Ochſen und Pferde hält, und dem Stiere gleicht, mit blutrothen Augen und buſchigen Braunen; ſie gehören zu den Antilopen. Von dieſen Thieren ſtreift der Kokoon im Süden nur bis zum Nu Gariep oder ſchwarzen Fluß, dieſer macht die Grenze ſeiner Streifzüge; und wenn dieſe Thiere gleich in ganzen Herden an dieſem Fluſſe weiden, ſo werden ſie ihn doch nie überſchreiten, welches um ſo merkwürdiger iſt, da das gemeine Gnu denſelben regelmäßig in

[redacted]

nen, eine große Anzahl Affen, worunter die Chi
oder ſchwanzloſen Affen gehören, die den Orangs
ähnlich ſind; dann verſchiedene Arten Paviane un
katzen in den Wäldern ꝛc.; Schakals, Zib
Gerboas oder Springratten, und andere kleinere
— Von Vögeln findet man daſelbſt Sträuß
guins oder Fettgänſe, Pelikane, Krabbenfreſſer
hühner, Rebhühner, Waſſerhühner, Schnepfen
Enten und Gänſe, eine Art Trappen, Pfauen; e
ropa mit hinüber genommene Faſane, und ande
flügel auf dem Kap; Flamingos, Sekretaire, H
gel, verſchiedene Arten von Papageyen und ande
gel in großer Menge und Mannigfaltigkeit, die
ſonders durch ſchönen Farbenglanz auszeichnen.
ter den Amphibien zeichnen ſich die Krokod
einige große Schlangen aus, worunter hauptſäc
Rieſenſchlange (Boa constrictor) zu bemerker
es mit dem Tiger im Kampfe aufnimmt, und il
windet, indem ſie vom Baume herab auf ihn ſti
mit Blitzesſchnelle um denſelben ringelt, ihm di
tief in das Fleiſch einſchlägt, die Knochen zerbri
ihn auf dieſe Weiſe tödtet, dann mit Geifer ü
und ſo denſelben allmählig herunter ſchlingt; S
ten ꝛc. — Verſchiedene Gattungen Fiſche, ſowol
Flüſſen, als Meeren; dann Muſcheln, Auſtern
Inſekten: Bienen, Termiten oder weiße Amei
dere Ameiſen, Moskitos, Spinnen, Krabber
von Heuſchrecken, die oft gleich einer Wolke
ziehen und die Sonne verfinſtern, Schmetterli
den ſchönſten Farben und Glanze, und eine M
derer Inſekten, beſonders da, wo der Flugſand
Vegetation zerſtört hat. Wenn die Bienen
wohnern Südafrikas einen großen Nutzen du
Honig bringen, ſo ſind ihnen dagegen die Heu
Ameiſen, Moskitos und Raupen eine wahre
Das Mineralreich iſt gleichfalls reich an

ten; es liefert Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Bley, Marmor, Porphyr, Granit, Salz, Steinsalz, Mineralquellen ꝛc. ꝛc. Aus diesem Naturreiche könnte noch viel mehr geliefert werden, wenn die Bewohner Südafrikas schon einen solchen Grad der Kultur überall erhalten hätten, um das Innere ihrer Gebirge, das so manchen Schatz an edlen Steinen und Metallen verbirgt, zu benutzen; so wie auch der meiste Sand der Flüsse Gold mit sich führt, wenn man sich mit der Goldwäsche beschäftigte, oder Prämien denjenigen aussetzte, welche ausgewaschenes Gold lieferten; allein hierauf wird wenig da geachtet, wo die Europäer nur einen geringen Einfluß haben oder nicht hindringen können, besondes in das Innere Südafrikas, dessen Bewohner noch größtentheils ganz roh, ohne alle Kultur sind, sich daher nur mit der Jagd Fischerey ꝛc. beschäftigen.

Die Bewohner Südafrikas, nach ihrem Charakter, ihren Sitten und Gebräuchen, ihrem Gewerbe, Handel ꝛc. Diese Bewohner sind entweder Ureinwohner, oder Eingewanderte. Zu den Ureinwohnern gehören: die Neger, Kaffern und Hottentotten, und zu den Eingewanderten: die Araber, schon von Alters her von Asien aus, sie sind die ältesten Einwanderer; dann die Portugiesen, Holländer, Engländer und Franzosen. Die Araber sind daher die ältesten Einwanderer; auf ihnen folgten in späterer Zeit erst die Europäer, und von diesen die Portugiesen zuerst; diese mit den Arabern bewohnen die südliche Ostküste, von der Küste Zanguebar bis zu der Kaffernküste herab; dann bewohnen die Portugiesen auch die Südwestküste, das heißt, sie haben Besitzungen in Niederguinea oder auf der Küste Kongo, wo auch mehrere Staaten von ihnen abhängen. Die Holländer, Britten und Franzosen bewohnen das Kapland. Von den Ureinwohnern bewohnen die Neger die Ost- und Westküste von Südafrika; sie bekennen sich theils zum Christenthume, theils

zum Islam, der größte Theil iſt aber Fetiſche
die Sungay- und die Guberſprache ſind die b
vorherrſchenden Sprachen. Durch die Miſſion
ten der Engländer und Portugieſen ſucht man d
lam entgegen zu wirken, und auch, wo es ange
Fetiſchdienſt zu zerſtören. Die Südſpitze dieſes
von Afrika, das heißt, der auslaufende Theil na
Kaplande, und dieſes mit inbegriffen, wird v
Beetjuanen, den Koranas, Damaras, N
quas, Bosjesmannen oder Buſchmänner
wohnt, welche das eigenthümliche Stammvolk d
tentotten nach Einigen bezeichnen. Andere
dagegen die zuerſt genannten Völker zu den
rechnen. Ein Theil der Hottentotten hat die ch
Religion angenommen, beſonders von denjenigen,
ſich in einer Art von Dienſtbarkeit bei den Ko
befinden, die Andern haben zwar auch eine A
gion, aber doch nach ſehr untergeordneten Begrif
derſelben, beſonders diejenigen, welche ihre Frei
halten haben und theils auf der Südweſtküſte von
theils nördlich vom Gariep wohnen. In dem La
Koranas haben die Britten jetzt auch mehrere M
anſtalten angelegt, darunter beſonders das Dorf
water, ſonſt auch Griquaſtadt, mit etwa
Einwohnern von gemiſchter Hottentotten-Rac
Hottentotten ſind ein friedliches Nomadenvolk
Sprache die Aufmerkſamkeit der Reiſenden vo
dadurch auf ſich gezogen hat, daß beinahe jede
mit einem Schnalzen oder Klatſchen mit der
ausgeſprochen wird. Uebrigens hat faſt jede Ho
beſondere Mundart, die ſich in ſo weit verände
ſie den Europäiſchen Kolonien oder den Kaffern
wohnen, wenn gleich an einer eigentlichen Aus
eines Dialekts dieſer Sprache nicht zu denken iſ
verſtehen die Hottentotten z. B. nicht die Spra
Buſchmänner, obgleich die Letztere ſich auch du

Schnalzen auszeichnet. Seitdem das Land, nämlich das Vorgebirge der guten Hoffnung, Brittisch ist, sucht die Missionsgesellschaft zu London die christliche Religion unter den Hottentotten der Kolonie, so wie unter den außerhalb der Kolonie lebenden Hottentotten und Kaffern zu verbreiten, weshalb man, außer der schon angeführten Missionsanstalt, noch viele andere zu errichten sucht, die immer weiter in das Innere Südafrikas eindringen. Ob man die Gallas und Schaggas auch zu den Kaffern rechnet oder rechnen soll, findet man nicht angeführt, wohl aber findet man diese drei Völker als große Hauptvölker benannt, da man aber mit ihrer Verfassung, Sprache und andern Eigenschaften noch gar nicht vertraut genug ist, ja die Ersteren wegen ihres wilden und blutgierigen Charakters noch gar nicht recht kennt, so bleibt dieses noch unentschieden. Bei den Schaggas haben die Portugiesen Handelsfaktoreien, und bei den Kaffern die Britten Missionsanstalten errichtet. Zu den Schaggas gehören: die Maravi, Moviza, Cazembes und Cassange, und zu den Kaffern: die Tambukis, die Mathimba, die Mambukki, die Makossen, die Beetjuanen mit den Matgapings, die Tammahas oder rothe Kaffern, die Barrolongs mit den Mashows und den Morotzees. Alle genannten Völker sind Heiden, und wohl nur ein sehr kleiner Theil bekennt sich zu irgend einem bekannten Gottesdienste, und wenn dieses der Fall auch ist, gewiß nicht mit derjenigen Ueberzeugung, welche die wirklich erfaßte Religion dem Gläubigen gewährt. Wenn man in allen Ländern bis zum Kap nur wenige Christen findet, so findet man dagegen am Kap der guten Hoffnung alle Glaubensbekenntnisse der morgenländischen und abendländischen Kirche. Unter den als Sklaven lebenden Malayen findet man auch Bekenner des Islams. Auch findet man daselbst Bastard-Hottentotten, die aus einer Vermi-

ſchung von Hottentotten und andern Völkern
den ſind. Man glaubte anfangs, daß die Hott
und Kaffern gar keine Religion beſäßen, ſond
dem Zufalle in dumpfer Apathie hingäben, o
gleichſam als ein Spiel des Zufalls betrachteten
dem iſt nicht ſo, wie man durch tieferes Forſch
ihren Sitten und Gebräuchen gefunden hat. D
tentott und Kaffer beſitzen ſo gut nach ihren B
von dem Zuſtande ihrer Umgebungen, von der
nen darbietenden Natur eine Art Religion, wie
dern noch größtentheils kulturloſen Völker. W
bei dem Hottentotten zwar keine Tempel, noch
noch ein geordnetes Prieſterthum gefunden, aber
Glauben an ein höchſtes wohlthätiges Weſen, w
auch mit aller Hingebung verehrte; eben ſo gl
auch an eine kleine mißgeſtaltete und boshafte Gott
er durch Geſchenke und Opfer zu verſöhnen ſuc
begrüßte ferner den Neu- und Vollmond, nicht
Opfergaben, ſondern auch mit lautem Heulen, E
und Tanzen, welches die ganze Nacht hindurch
Er legte gewiſſen Wäldern, Bergen und Flüſſ
nach ſeiner Meinung verſtorbene Freunde oder
ſter ehemaliger Helden ſeines Stammes hauſe
heiligen Charakter bei; dann hatten die Hott
auch noch einen kleinen glänzenden Käfer, den
göttliche Ehrenbezeugungen erwieſen. So fa
dieſes Volk beim nähern Eingehen in ihre Si
Gebräuche, indem man daſſelbe zum Chriſtenth
zubereiten ſuchte, und nur durch dieſen Glaube
Gottheit, und ihren geweckten religiöſen Sinn
ren Begriffen, konnte man dahin gelangen, d
ſtenthum bei ihnen einzuführen, welches auch
die größten Fortſchritte daſelbſt gemacht ha
Hottentotten nahmen nach und nach die ihne
ren Eroberern gebotene Kultur an; denn da
Zuſammenſeyn mit den Europäern, die häufig

den Missionaire um so erfolgreicher ihre Wirksamkeit anfangen und fortsetzen konnten. Man fand bei der Entdeckung des Kaplandes und der sich darauf Festsetzung die Einwohner desselben, die Hottentotten, auf der niedrigsten Stufe menschlicher Bildung, und in der engsten Verbindung mit der uns untergeordneten Thierwelt. Auch ist ihre äußere Erscheinung nichts weniger als einladend, sondern schmutzig und abschreckend; denn sie bestreichen sich durch das Uebergießen von Fett in Strömen über ihre Person, wozu nun noch der beständige Einfluß des Rauches in ihren Hütten kommt, ihrer Haut eine schwarze glänzende Kruste zu geben, durch welche nun die natürliche Hautfarbe, ein gelbliches Braun, fast niemals wahrnehmen kann. Dieses Beschmieren mit Fett geschieht sowohl von den Reichen, als Armen. Die Ersteren thun es mit frischer Butter, und die Aermern nehmen dazu das Fett aus den Eingeweiden geschlachteter Thiere. Wegen dieses Bestreichens mit Fett führen sie aber ihre Gründe an, welche auch von einsichtsvollen Reisenden für richtig befunden worden sind, nämlich, daß ein solcher Fettüberzug in diesem Klima von höchst wohlthätigem Einflusse sey, indem er sie ge-

Lebensweise eben nichts, was für das Äußere, sprechende, Ersatz leisten könnte. Ihre Wohnu kleine kegelartige, aus Zweigen und Erde Hütten, ohne besondere Ordnung aufgestel falls in einem Kreise, damit in der Mitte bleibe, in welchem sie ihre Herden, oder über Vieh, lagern lassen können, und worauf sie au zu manchen Verrichtungen behalten. Ein in der Hütte brennendes Feuer erfüllt das G einer dicken Rauchwolke, in welcher die Fa und auf einem Fußboden, den dicke Lagen jede Schmutz überziehen; denn bei jeder festlichen heit wird von den Hottentotten ein Ochse Schaf geschlachtet, der Leib des getödteten T öffnet, die Eingeweide herausgerissen, auf Kohl fen, gebraten, und dann verzehrt, und da diese der Hütte verrichtet wird, so kann man sich Schmutz vorstellen.— Die Bekleidung der Ho sind Thierfelle, besonders Schafhäute, welche schlechter tragen; im Sommer haben sie di Seite auswendig, im Winter kehren sie solch Tage sind diese Felle Kleider, und des Nach sie zum Ruhelager, als Betten. Man wird le hen, daß diese Kleidungsstücke nicht die reinlic Wenn sie keine Dienste auf dem Leibe oder z mehr thun können, so werden sie noch zur Dach der Hütte gebraucht. Die Häupter eines Dr Kraals tragen Tiegerhäute oder Löwenfelle, wenn sie ein solches Thier selbst erlegt haben, dieses Fell zugleich als eine Auszeichnung dien weibliche Geschlecht trägt doppelte Felle; eines die Schulter in Gestalt einer Enveloppe gew daß die beiden Enden auf der Brust vereiniget den Hals bloß lassen; das Uebrige des Rü des Unterleibes bedecken sie mit einem zweiten bis ans Knie reicht. Am Halse des Hottentot

ein kleiner Beutel, worin er ſein Meſſer, wenn er ein ſolches beſitzt, ſeine Pfeife und Tabak (Dacha) ſteckt; auch trägt er ein kleines, an beiden Enden gebranntes Hölzchen als ein Mittel gegen die Zauberey in dieſem Beutel, der gewöhnlich von alten Handſchuhen zuſammengenähet iſt, welche die Holländer abgelegt haben. Am linken Arme klappern zwei elfenbeinerne Ringe, die ihm im Gefechte ſtatt eines Schildes dienen. Wenn ſie auf Reiſen gehen, bewaffnen ſie ihre rechte Hand mit zwei Stöcken, die mit Eiſen beſchlagen ſind, und in der linken führen ſie ein kleineres Stöckchen, woran der Schwanz einer wilden Katze, oder eines andern Thieres, das einen Knebelbart hat, befeſtiget iſt; ſie bedienen ſich deſſelben ſtatt eines Schnupftuches, ihr Geſicht und ihre Naſe abzuwiſchen, und den an den Augen ſich feſtſetzenden Staub wegzunehmen. Wenn dieſer Schwanz ſchmutzig geworden iſt, ſo ſtecken ſie ihn ins Waſſer und ſchütteln ihn ſehr geſchickt hin und her, bis er trocken geworden iſt. Dieſes hottentottiſche Taſchentuch heißt in ihrer Sprache Schjock. Die Füße der Hottentotten ſind nackt, ausgenommen wenn ſie auf die Weide gehen, wo ſie dann zum Schutze gegen Dornen und Diſteln Stiefeln tragen. Wenn ſtarkes Regenwetter eintritt, beſonders in der Winterzeit, und der Hottentot in Gefahr kommt, daß ſeine mit Fett oder Talg eingeriebene Haut darunter leiden könnte, ſo trägt er Mützen von Katzenfell; das Frauenzimmer trägt dagegen ſolche Mützen mit einer kleinen Abänderung der Form beſtändig, und auch des Nachts behalten ſie ſolche auf dem Kopfe. Ihre Beine umwinden ſie mit Riemen aus halbgetrockneten Häuten, von der Dicke eines recht weiten Stiefels. Dieſes iſt jedoch mehr ein Zierrath des verheiratheten Frauenzimmers. Der eigentliche Beinſchmuck der Mädchen dieſer Art beſteht in Ringen von Rohr, dergleichen ſie auch an den Armen tragen. Eine Dame des Hottentottenlandes, die ihre Toilette ſchön machen

will (denn auch hier verſteht das ſchöne Ge
Kunſt zu gefallen), reibt ſich die unbedeckten
Körpers, beſonders Geſicht und Bruſt, mit ein
ſchwanze, ein Artikel, der auf allen hottentotti
letten die Stelle der Pomade, der Schmink
Wohlgeruches vertritt. Wenn nun Hals
recht glatt polirt ſind, und einen beſondern
halten haben, dann betüpfelt die Schöne ſi
hier und da mit rother Erde, um der glänzen
eine gewiſſe Schattirung zu geben, behängt
mit Muſchelſchalen und Schneckenhäuſern, ſt
nige Borſten von Stachelſchweinen in die
und bringt ihr Haar in Flechten, und nun k
der vornehmſten Hottentotten-Galla glänzen.
Frauen, als Mädchen, tragen einen Sack
worin Lebensmittel, z. B. ein Stück Kalba
Rauchtabak, nebſt der Tabakspfeife, befindlich
die Schönen unter dieſem Volke rauchen ebe
als das männliche Geſchlecht, ja ſie berauſch
gar oft in dieſem Vergnügen. Beide Geſchl
gen kupferne Ringe, Glaskorallen, kleine P
Meſſing, Stachelſchweinborſten um den H
Ohren, an den Armen, Beinen, auch wohl u
und jemehr dergleichen Gehängſel ſie beſitzen,
ſchmückter ſind ſie. Der beliebteſte Putz der
ten iſt aber das ſchon oben erwähnte Beſch
Fett oder Butter, und das Beſtreuen des
nach mit Ruß, wodurch ein Geſtank entſte
man einen ſolchen eingeſchmierten Hottentotte
riechen, als ſehen kann, und daher kam
Schimpfwort der Holländer: zwarte
Honden. Selbſt ihre Schaffelle erhalten
eine ſolche Pomade. Wenn man daher den
Jemanden wiſſen will, ſo muß man ihn nach
und dem Werthe ſeiner Talgrinde beurtheile
ger Zeit wird dieſes den Leſern ein Lächeln

habe Rock damit überschüttet wurde, so wird man diese Gewohnheit des Körpereinschmierens bei einer kulturlosen Nation gewiß entschuldigen. Uebrigens ist die Gestalt der Hottentotten zwar beim ersten Anblicke abschreckend, wie oben angeführt worden, aber nicht so häßlich, als man es von einigen Reisebeschreibern angeführt findet; auch ist ihr Blick nicht wild, sondern freundlich. Die platte Nase und die stark aufgeworfene Oberlippe verursachen diese Häßlichkeit, an die man sich aber bald gewöhnt, wenn man mit ihnen umgeht; auch rührt diese platte Nase von dem Eindrücken des Nasenbeins her, welches die Mütter nach der Geburt der Kinder verrichten, weil sie diese Form für eine große Schönheit halten. Ihre Zähne sind sehr weiß und stechen gegen ihr Kolorit gut ab, besonders da sie durch die aufgeworfene Oberlippe hervortreten; ihre Haare sind wollig und schwarz, wie das Haar der Neger, und ihre Nägel gleichen, wegen der Länge, da sie solche nicht abschneiden, den Klauen der Thiere. Ihre Gesichtsfarbe ist ein Uebergang von der weißen zur schwarzen Farbe, ja man will behaupten, daß sie eine den Südeuropäern gleiche Farbe

ders von den Armen. Bänke, Stühle ꝛc. ſi
unbekannt; denn um auszuruhen, laſſen ſie ſic
Ferſen nieder, oder hocken ſich nieder, und dieſ
ruhen hat für ſie die Bequemlichkeit eines Le
bei den Europäern. Ihre Bettſtellen ſind tiefe
die ſie an der Ecke der Hütte in die Erde gra
worein ſie ihre Körperbedeckung, die Schaffelle,
die ihnen als Unterlager und Decke dienen. Z
drei Töpfe machen ihr Geräth zum Kochen a
eben ſo viele haben ſie zum Trinken, zum Butte
und zur Aufbewahrung der Milch. Nimmt ma
noch ihre Garderobe von Schaffellen ꝛc., und i
ſenrüſtung, ſo hat man alle Möbel und Küche
einer Hottentottenfamilie. Da der Rauch d
beim darin Kochen nach außen durch die Thür
kann kein Europäer in der Hütte aushalten,
erſticken; der Hottentot findet dagegen Vergn
Rauche, und deshalb ſind auch ſeine Ausdü
dieſer Art viel ſtärker, als bei uns der Geruch
räucherten Schinkens. — Die Nahrung
dieſes Volkes beſtehen in Vegetabilien und M
ſches Fleiſch kommt nur ſelten an die Reihe, nu
ren Feſttagen wird ein Ochſe oder ein Schaf g
tet, und die Eingeweide und das Fleiſch gebrate
begnügen ſie ſich mit dem Fleiſche des gefalle
hes, welches ihnen ſogar eine Lieblingskoſt
ſcheint; denn ſie wunderten ſich nicht wenig, d
die Holländer dergleichen Mahlzeiten nicht nac
wollten. Mit großer Eßluſt verzehrten ſie d
Kaldaunen. Auch die Jagd und Fiſcherey liefe
viele Speiſen, und beſonders lieben ſie das Fl
Springböcke, welches ſie unter zwei heißgemacht
nen braten; auf dieſe Thiere machen ſie daher v
Jagd. Im Eſſen gleichen ſie den Thieren; denn
reiſſen das Fleiſch mit den Fingern, und verſchl
gleichſam wie die ausgehungerten wilden Thier

die Faulheit zu ihren Fehlern gehört, so gerathen sie oft in Mangel an Lebensmitteln, wo sie sich dann mit der elendesten und trockendsten Kost behelfen; sie essen dann auch die abgetragenen Beinringe ihrer Frauen. Gegen Schweinefleisch und Fische ohne Schuppen haben sie einen Abscheu. Ihr täglicher Trank ist Milch und Wasser. Dem Branntweine sind sie sehr zugethan, und in Ermangelung desselben machen sie sich bei Feierlichkeiten ein Getränk aus einer gewissen Wurzel und Honig, worin sie sich gern berauschen. Wenn daher, nach dem Berichte mehrerer Reisebeschreiber, die Gastfreundschaft der Hottentotten gegen Fremde, die Dienstfertigkeit gegen Reisende, ihr Mitleiden gegen Unglückliche, ihre Treue und Folgsamkeit im Dienste, und ihre zärtliche Pflege der Kranken selbst bei gesitteteren Völkern ein Muster abgeben könnten, so sind ihre Fehler aber auch nicht geringe, worunter besonders die große Neigung zum Trunke oben an steht; dann folgt ihre Liebe zum Schmutze, ihre Trägheit, welchen Fehlern beide Geschlechter unterworfen sind. Der großen Liebe zum Schmutze ungeachtet erreichen sie dennoch ein hohes Alter; denn man will unter ihnen Leute von achtzig bis hundert Jahren gesehen haben. Nach Kolbe soll im Jahre 1652 bei der Errichtung der Festung auf dem Kap ein Mann zugegen gewesen seyn, der damals schon vierzig Jahre gehabt, und derselbe habe 1714 noch gelebt. Dieser Mann soll nie krank gewesen seyn, auch nie einen Schmerz gefühlt haben. — Die Waffen der Hottentotten sind Bogen, Pfeil, Lanze und Wurfspieß. Der Bogen wird von Olivenholz gemacht, und die Sehne besteht aus der Nerve eines Thieres. Ihre Pfeile sind kleine Stöcke mit einem scharfen Wiederhaken von Eisen. Der Köcher besteht aus einem langen schmalen Sacke, von Elephanten- oder Elendsleder. Ihre Lanzen pflegen sie zu vergiften. So schmutzig der Hottentot *ist, so reinlich hält* er seine Waffenrüstung, auch

darf ihm nie ein Stück daran fehlen. Man find
ſelbſt bei dem ärmſten Bettler, beſtändig eine vol
Rüſtkammer nach ſeinem Geſchmacke. Mit dieſ
fen üben ſie ſich beſtändig in Friedenszeiten, u
gen darin eine ſolche Geſchicklichkeit, daß ſie
Wurfſpieße das Ziel von der Größe eines Gul
hundert Schritte nie verfehlen.

Dem Charakter nach ſind die Hottentotten, w
oben bemerkt worden, ein gutmüthiges, luſtiges u
liches Volk oder vielmehr Völkchen, weil es
zuſammengeſchmolzen iſt, welches in größter Ver
keit bei einander wohnt, und auch ſchon zu dieſ
rakterzügen das friedliche Bild ſeiner Unterwer
fert; auch beweiſet die Liebe zu den Thieren ih
müthigen Charakter; denn ſie behandeln ihre
die ſie zur Arbeit gebrauchen, als wenn ſie z
werthvollſten Hausſtande gehörten; ſie erhal
reichlichſte und beſte Futter, und dieſe Thiere un
ſich auch willig jeder Arbeit, ja ſie ſind ſo folgſ
ſie leichter zu leiten ſind, als die Pferde; das
oder ein Ruf ihres Herren reicht hin, ſie geho
machen und ſie auf den rechten Weg zu führe
einer ſolchen Behandlung ſcheinen dieſe ſonſt
und hartnäckigen Thiere, beſonders in dieſem
ihre Halsſtarrigkeit ganz abzulegen. Eben ſo iſt
mit den Pferden der Araber der Fall, die ſi
eine gute Behandlung und Nahrung willig a
Herren ſchmiegen, und alle Arbeiten verrichten,
der Araber braucht. Die Ochſen der Hottentot
den auch zum Kriege abgerichtet, und auf dieſelbe
braucht, wie die Hindus ihre Elephanten benu
heißen dann Backleys, von einem Worte, welche
Hottentottenſprache Krieg bedeutet. Auch ſind
nützlich bei der Bewachung der Herden, die
großer Gewandheit lekten, vor den Angriffen frem
wilder Thiere vertheidigen, und diejenigen zurüd

diesen für den Befähigsten hält, einen passenden Ochsen zu wählen. Der Neuling wird dann einem erfahrenen Backley beigegeben, der ihn zu seinem Geschäfte so zu sagen erziehen muß, indem er mit ihm gemeinschaftlich am Tage arbeitet, und in der Nacht werden sie an den Hörnern zusammengebunden, bis endlich der Lehrling alle Gewohnheiten seines erfahrenen Lehrers angenommen hat, und ein wachsamer Vertheidiger der Herde wird. Diese Backleys kennen jeden Einwohner im Kraal, und sind äußerst freundlich und schmeichlerisch gegen alle Glieder desselben; sie können sich ganz unbesorgt dem Viehe nähern, denn die treuen Wächter thun ihnen nie etwas zu Leide; würde sich aber ein Fremder, besonders ein Europäer, dieser Freiheit bedienen wollen, ohne von einem Hottentotten begleitet zu seyn, so wäre sein Leben in der größten Gefahr; denn die umher weidenden Backleys würden sich auf ihn stürzen, und sein Tod wäre gewiß, wenn er nicht Waffen bei sich hätte, oder sich auf einen Baum rettete; denn Stein und Stöcke sind Waffen, vor denen sich Kriegsochsen nicht einschüchtern lassen.— Die Hauptbeschäftigung der Hottentotten in ihrem freien

ſung giebt. Sobald ein ſolcher Fall eintritt, ve
ſich das ganze Dorf, und hält Rath, ob es d
nicht bemerken, oder den Krieg erklären ſoll. S
ren Falle ſucht man den Feind durch langes
ſicher zu machen, nimmt aber die beſte Gelegenl
und überfällt ihn alsdann, und nun iſt die L
groß, daß das ganze Dorf verwüſtet wird, die
ner entfliehen, oder ſie müſſen ſich zum Kampf
worin ſie in der Regel verlieren, da ſie auf de
fall nicht vorbereitet waren. Mit vieler Geſch
erlegen ſie die wilden jagdbaren Thiere, und m
ordentlichem Muthe und Gewandtheit umrin
greifen ſie wilde Thiere an, und entziehen ſi
Sprüngen mit einer Leichtigkeit und Schnellig
kein Europäer nachahmen kann. — Außer d
zucht und der Jagd betreiben die Hottentotten a
einige andere Gewerbe, z. B. das Gerben und
ten der Häute oder Felle, die ſie auch glatt ſcha
Verfertigen der Matten oder Flaggen aus glat
ſen, Drehen der Stränge aus Thierſehnen
Bögen; auch wiſſen ſie mit großer Geſchicklich
ſen zu ſchneidenden Inſtrumenten zu bilden ꝛc
dem freien Zuſtande zeigen ſich bei den Hottente
ſelben Leidenſchaften für Geſang und Tanz, u
haupt bei allen Afrikaniſchen Völkern. Sor
den Tänzen, als bei den übrigen Feierlichkeiten,
chen die Hottentotten ihre muſikaliſchen Inſt
die, wie bei allen kulturloſen Völkern, nur ſehr
kommen und in kleiner Zahl vorhanden ſind.
nes dieſer Inſtrumente haben ſie mit den Ne
mein, welches auch bei ihnen Gom-Gom
wird. Dieſes Inſtrument iſt ein Bogen von
oder anderm ſtarken und zähen Holze, wor
Saite von Schafdarm geſpannt iſt, die ſel
aufgezogen wird. An dem einen Ende des Bog
eine geſpaltene Federſpule feſtgemacht, durch w

ausgehöhlte Kokosnuß befestiget ist, in welcher die Saite durch zwei Löcher läuft. Diese Nuß schiebt der Musikus während des Hauches auf der Saite hin und her, je nachdem er einen gedämpften, oder scharfen Ton hervorbringen will. Dann haben sie auch noch eine Art von Pauke, die aus einem mit Schaffell überzogenen Topfe besteht. Dieses Instrument ist der Liebling der Hottentottinnen, wie die Handtrommel und die Castagnette der Zigeuner und der Mauren. Ihre Vokalmusik ist noch einfacher, als ihre Instrumente, sie besteht blos in dem einsilbigen Worte Ho, und in einigen wenigen Liederchen. Beide Geschlechter singen dieses Ho, Ho! und verlängern die Musik durch die Wiederholung. Das Tanzen geschieht nach jedem geschlossenen Frieden, jeder Tödtung eines wilden Thieres, jedem glücklichen Tausche mit den Holländern, oder wenn ihnen sonst etwas Angenehmes begegnet ist; sie tanzen dann eine ganze Nacht hindurch, und oft auch noch den folgenden Tag, welches auf folgende Art geschieht. Die Männer des Kraals schließen einen Kreis, und die Frauen schließen sich den Tänzern an, um durch ihren Gesang und den Schall ihrer Handpauke die Musik der Gom-Goms zu erheben. Sobald die Gom-Goms

Die Häude geben ſie ſich niemals, obgleich jed
eine Stunde dauert. Die Männer bewegen d
Füße mit einer bewunderungswürdigen Geſchw
und auch die Weiber machen große Sprünge u
pfen den Boden mit großer Gewalt. Bei all
Bewegungen betrachten ſie nur ihre Füße un
dabei das Ho! Ho! auch ſchlagen ſie die Rin
ren Beinen mit einem Geräuſche, das dem eine
tenpferdes gleich kommt. — Von den übrig
bräuchen der Hottentotten iſt noch ihre Vie
rey anzuführen, obgleich ſelten ein Mann n
drei Weiber hat. Die Wittwen können wieder h
müſſen aber jedesmal ein Glied eines Finge
verlieren, ſo oft ſie ſich dazu entſchließen, welch
mehrere Male geſchehen kann, da oft ihre M
den Kriegen, die ſie mit einander, oder mit ander
nationen führen, getödtet werden. Daher ſoll n
ſelten Weiber mit mehreren verſtümmelten Fin
den. — Die Heirathen werden bei dieſem V
ſchnell geſchloſſen. Der junge Mann, der ein
eine Hottentottin geworfen hat, macht den A
dem Vater bei einer Pfeife Tabak; williget d
ein, ſo wird der Tochter gleich Nachricht gegebe
dieſe aber nicht mit dem Bräutigam zufrieden
er ihr nicht anſteht, ſo bleibt dem Mädchen k
res Mittel übrig, ſich von dem Freier los zu
als daß ſie eine Nacht mit ihm auf der Erd
muß; behält ſie hier die Oberhand, ſo iſt ſie
los, verliert ſie aber, ſo wird die Heirath wi
Willen geſchloſſen, und dieſe wird dann gleic
mit folgender Feierlichkeit vollzogen. Der jung
bringt einen fetten Ochſen in das Haus ſeine
welcher geſchlachtet wird, und mit dem Fette
beſchmieren ſich die Hochzeitsgäſte den ganzen
beſtreuen denſelben mit einem aus einem gewiſſe
bereiteten Pulver. Nach dieſer Vorbereitung

kleinen Entfernung. Sobald der Kreis voll iſt, ſteht einer von den Männern auf, und hält eine Rede an den Aufzunehmenden, ungefähr folgenden Inhalts: „Die Männer haben Dich würdig gehalten, ein Glied ihrer Geſellſchaft zu werden; es iſt alſo auch billig, daß Du männlich zu denken anfängſt, und folglich von Deiner Mutter, die Dich erzogen hat, und von Deinen kindiſchen Spielen Abſchied nimmſt. Wirſt Du aber wieder mit Deiner Mutter vertraut umgehen, oder andere weibiſche Dinge unternehmen, ſo ſollſt Du des Rechts, ein Mann zu ſeyn, wieder beraubt werden.“ Nach Endigung dieſer Rede gießt der Redner ein großes Quantum von ſeinem Urine über ihn her, nachdem ſein Körper vorher mit Schaffett über und über bezogen worden iſt. Wenn die Erhebung fertig iſt, ſo wünſcht der Promotor oder Erheber dem jungen Mitgliede mit folgenden Worten Glück: „Das Glück begleite Dich! Lebe lange! Werde ein Mehrer Deines Geſchlechts! Dein Bart komme geſchwind hervor!“ Dieſe Feierlichkeit wird mit einem Male beſchloſſen. Der Jüngling hat von dieſer Zeit an Umgang mit Männern, und nimmt an den Berathungen Theil. Vieles von den angeführten Gebräuchen hat ſich ſpäterhin bei dieſem Volke durch Annahme des Chriſtenthums geändert.

Was die Geſchichte der Entdeckung des Landes der Hottentotten betrifft, und die Unterwerfung des Volks durch die Koloniſten, die ſich dieſes Landes bemächtigten, ſo diene Folgendes dazu. Den Portugieſen, unter Anführung Bartholomäus Diaz, gelang es im Jahre 1486 das Kapland zu entdecken, und da dieſes bei einem ſtürmiſchen Wetter geſchah, ſo nannte Diaz es das ſtürmiſche Vorgebirge (Cabo tormentoso); aber der König Johann der Zweite von Portugal verwandelte dieſen Namen in das Vorgebirge der guten Hoffnung, da er von den andern Ausgeſandten *Nachrichten* erhalten hatte, daß um die-

vorüber iſt, wickelt die Mutter das Kind in
Schaffell, ſo, daß nur der Kopf zu ſehen iſt, bi
ihre geliebte Bürde auf den Rücken, und trägt ſi
ganzen Tag über mit ſich herum, ſowohl bei der
als beim Müßiggehen, beim Geben oder Nehm
Beſuchs ꝛc. Dieſe Laſt bleibt auf ihrem Rücken,
Kind laufen kann. In eben dieſer Lage ſaugt
kleine Hottentotte, ohne ſich eines Haares breit
ner Stelle zu bewegen, die Muttermilch ein,
Brüſte der Hottentottinnen ſo lang ſind, daß
quem über die Schultern geſchlagen werden
Nach ſechs Monaten wird das Kind entwöhnt,
hält dann ſtatt der Bruſt die Tabakspfeife in den
damit es ſich frühzeitig zum Rauchen gewöhne
Die Pfeife dient dann die Gaumen zu reitzen, üb
das Zahnfleiſch, wodurch auch die Zähne leicht
brechen, womit alſo ein doppelter Zweck erfüll
Es findet bei dieſem Volke auch das Kinderau
Statt, eben ſo das Ausſetzen alter abgelebter
um ſie ihrem Schickſale zu überlaſſen, von welc
ten Gebräuchen man ſie mit vieler Mühe da abg
hat, wo ſie entweder den Koloniſten dienſtbar ſin
man Miſſionsanſtalten unter den noch freien K
wohnern errichtet hat. Man hat nun noch gewiſ
bräuche oder Zeremonien beim männlichen Geſc
z. B. eine Art von Beſchneidung oder Verſchn
wenn daſſelbe das achte oder neunte Jahr erreic
und dann das Mündigmachen oder zum Mann
chen, indem der Jüngling dem Frauenkreiſe en
wird, welches im ſiebzehnten oder achtzehnten Ja
ſchieht, denn ſo lange bleibt er unter der Aufſi
Mutter, und darf in der Geſellſchaft der Männe
erſcheinen. Die Zeremonie geſchieht auf folgende
Alle Männer des Kraals verſammeln ſich, und
ſich in einem Kreiſe zur Erde. Der Jüngling, de
genommen werden ſoll, hockt außer dem Kreiſe in

Mutter, die Dich erzogen hat, und von Deinen kindischen Spielen Abschied nimmst. Wirst Du aber wieder mit Deiner Mutter vertraut umgehen, oder andere weibische Dinge unternehmen, so sollst Du des Rechts, ein Mann zu seyn, wieder beraubt werden.“ Nach Endigung dieser Rede gießt der Redner ein großes Quantum von seinem Urine über ihn her, nachdem sein Körper vorher mit Schaffett über und über bezogen worden ist. Wenn die Erhebung fertig ist, so wünscht der Praetor oder Erheber dem jungen Mitgliede mit folgenden Worten Glück: „Das Glück begleite Dich! Lebe lange! Werde ein Mehrer Deines Geschlechts! Dein Bart komme geschwind hervor!“ Diese Feierlichkeit wird mit einem Male beschlossen. Der Jüngling hat von dieser Zeit an Umgang mit Männern, und nimmt an den Berathungen Theil. Vieles von den angeführten Gebräuchen hat sich späterhin bei diesem Volke durch Annahme des Christenthums geändert.

Was die Geschichte der Entdeckung des Landes der Hottentotten betrifft, und die Unterwerfung des Volks durch die Kolonisten, die sich dieses Landes bemächtigten, so diene Folgendes dazu. Den Portugiesen, unter Anführung Bartholomäus Diaz, ge-

lang es im Jahre 1486 das Kapland zu entdecken, und

ſes Kap herum der Weg nach dem reichen J
finden ſey, welches auch Vasko de Gama u
Könige Emanuel von Portugal 1497 umſch
im darauf folgenden Jahre nach Indien
Die Entdeckung des Vorgebirges der guten H
wurde aber von den Portugieſen nicht weiter
denn da ſie die Entdeckung und Eroberung de
reiche der Weſtküſte von Afrika zu ſehr beſchä
dem ſie ihre Fahrzeuge mit den Produkten dieſe
und reichen Gegenden beladeten, ſo hielten ſie
der Mühe werth, einen Blick auf die wilden
von Südafrika, ſeine Granit-Terraſſen, ſein
Karruebenen, oder auf die ſchmutzigen oder a
Kraals oder Dörfer der Hottentotten zu wer
wenn gleich ihre Flotten hier anhielten, um W
Erfriſchungen einzunehmen, ſo machten ſie do
Verſuch, dieſe kahle und nichts verſprechende
in Beſitz zu nehmen und zu koloniſiren. Di
den Holländern, einem klugen und ſpekulative
welches dem Handel, und alſo auch der Schifffa
ergeben war, vorbehalten; denn ſie erkannten
bei ihrer Auffindung des Weges nach Oſtin
wichtigen Vortheile, welche jenes Kap, als e
ſtation, ſeinen Inhabern gewähren würde. Auf
hierauf, machte beſonders der Wundarzt von J
im Jahre 1650, dem ein Aufenthalt von
Wochen auf dieſem Vorgebirge gezeigt hatte,
Kolonie auf dieſer mittäglichen Spitze von A
gelegt, einen großen Vortheil für den Handel
Europa und Aſien abgeben würde, und man
die Sorge auf, dieſes Etabliſſement zu errichte
ſeinem Koloniſations-Entwurfe ſollte einem J
ſich dort wohnhaft niederlaſſen wollte, ſechzig A
des gegeben werden; es ſollte ferner Getreide, A
Geräthſchaften denen gegeben werden, die ſold
hätten, und junge aus dem Waiſenhauſe ge

und ſowohl damit, als auch mit Tabak, Eiſen und einigen andern Quincailleriewaaren kauften ſie ein Stück Land nach dem andern, und das Uebrige nahmen ſie dann mit Gewalt weg; denn die Holländiſchen Pachter erlaubten ſich gegen den Willen der Regierung fortwährend Eingriffe in das Beſitzthum der Eingebornen, indem ſie ihr Vieh von einem Weideplatze zum andern trieben, dann dieſe Plätze als Eigenthum in Beſitz nahmen, und dabei ihre rohen Nachbaren oft durch Grauſamkeiten ihrer Ländereyen beraubten, welches noch in der ſpätern Zeit geſchah. Daß die Regierung hierbei unſchuldig war, iſt gewiß, wenn man bedenkt, welche Leute ſich damals zum Auswandern in ein weit entferntes Land, wo rohe Horden, als Eingeborne, ihr Weſen trieben, entſchließen konnten. Es waren daher auch nur größtentheils die Hefen des Volks und Abentheurer, die auf gut Glück ihr Vaterland verließen, in welchem ſie doch wenig zu hoffen hatten, und daß dieſe nicht glimpflich mit den Eingebornen verfahren würden, war wohl einzuſehen; indeſſen war die Regierung genöthiget, zur Gründung einer Kolonie zu ihren Abſichten ſich dieſer Leute zu bedienen, und mußte daher wohl Manches überſehen, obgleich ſie es nicht an Strenge fehlen ließ, und Alles that, um das gute Verhältniß zwiſchen den Eingewanderten und Eingebornen zu erhalten. Wenn ſie daher den Ankauf der Ländereyen für das natürlichſte und beſte Mittel hielt, um in der Vergrößerung zum Zwecke zu gelangen, ſo wollte ſie keine Gewaltmittel geſtatten, indem ſie ſelbſt durch den ſchon oben angeführten Ankauf ihrer erſten Beſitznahme, des Hafenplatzes, das Mittel angab, auf welche Weiſe man in den Beſitz der Ländereyen kommen könnte; auch bewies es der Erfolg, indem die Koloniſten für ein Faß Branntwein einen ganzen Diſtrikt kauften; ein neun Zoll langes Stück von einem eiſernen Reifen war der Preis für einen *fetten Ochſen* ꝛc. Man hatte nun zwar das Land,

gen folgten einige Feindſeligkeiten, die den S
Kolonie bewogen, andern Grundſätzen zu folg
kaufte daher das Land, welches er beſitzen wi
den Eingebornen für 45,000 Gulden, die i
Waaren bezahlte, und ſo wurde die Ruhe wied
ſtellt, die auch ſeit dieſer Zeit nie wieder unt
worden iſt. Man giebt zwar an, daß nach die
trage die Eingebornen die Holländer doch au
und erſt durch die Gewalt der Waffen zur Ru
thiget werden mußten; allein nach glaubwürd
richten iſt ſolches nicht geſchehen, ſondern die F
keiten ſind dem Vertrage vorangegangen. Da
ſichten der Holländiſchen Regierung, die zuerſt
andern Abſicht Beſitz von dieſer Küſte nahm
einen ſichern Hafenplatz für ihre Schiffe zu h
mit dieſe auf ihrer Fahrt nach Oſtindien daſelb
fen, ausgebeſſert werden und friſche Vorräth
men könnten, gut waren, geht daraus hervor
Beſchlüſſe der Verſammlung, die van Rie
Jahre 1651 zuſammenberief, mit einem Gebet
um Verbreitung der chriſtlichen Lehre unter d
bornen enden; und mehrere Jahre hintereinan
dieſem Beſchluſſe, wurde jeder Zwiſt mit den
nen ſorgfältig vermieden, und Jeder, der ſich e
rechtigkeit gegen ſie erlaubte, wurde nachdrücklic
ja ſelbſt Schimpfreden und Schmähungen gege
zuſtoßen, verbot die Regierung, und beſonde
befohlen, ſie nicht zwarte ſtinkende Ho
nennen. Erſt zwanzig Jahre nach der erſte
laſſung griffen die Holländer weiter um ſich,
größerten die Kolonie um ein Bedeutendes,
ſich vorzüglich des ſogenannten Kapdiſtrikts
ten, wobei die friedfertigen Hottentotten um ſ
Widerſtand leiſteten, da die Holländer ſehr
Leidenſchaft für ſpirituöſe Getränke entdeckten
eine Flaſche Branntwein ein Paß durch jede H

dem sie ihr Vieh von einem Weideplatze zum andern trieben, dann diese Plätze als Eigenthum in Besitz nahmen, und dabei ihre rohen Nachbaren oft durch Grausamkeiten ihrer Ländereyen beraubten, welches noch in der spätern Zeit geschah. Daß die Regierung hierbei unschuldig war, ist gewiß, wenn man bedenkt, welche Leute sich damals zum Auswandern in ein weit entferntes Land, wo rohe Horden, als Eingeborne, ihr Wesen trieben, entschließen konnten. Es waren daher auch nur größtentheils die Hefen des Volks und Abentheurer, die auf gut Glück ihr Vaterland verließen, in welchem sie doch wenig zu hoffen hatten, und daß diese nicht sämpflich mit den Eingebornen verfahren würden, war wohl einzusehen; indessen war die Regierung genöthiget, zur Gründung einer Kolonie zu ihren Absichten sich dieser Leute zu bedienen, und mußte daher wohl Manches übersehen, obgleich sie es nicht an Strenge fehlen ließ, und Alles that, um das gute Verhältniß zwischen den Eingewanderten und Eingebornen zu erhalten. Wenn sie daher den Ankauf der Ländereyen für das natürlichste und beste Mittel hielt, um in der Vergrößerung zum Zwecke zu gelangen, so wollte sie keine Gewaltmittel gestatten, indem sie selbst durch den schon oben angeführten Ankauf ihrer ersten Besitznahme des Hafenplatzes

aber es fehlte an Händen, um es zu bearbeiten; die Eingebornen nicht willig dazu hergeben. Man war daher genöthiget, Malayen aus In hin zu führen, die aber erst mit dem Klima zu hatten, und dann keine so tüchtigen Arbeiter wa die Eingebornen, von denen man nach und n rere in die Dienste zog, die sich auch entschloss bis drei Jahre zu dienen. Man fand sie nicht s sam, sondern sie stellten sich auch willig an die die man von ihnen verlangte, aber wenn ihre war, so nahmen sie das Vieh, das man mit ih geworden, ihnen als Lohn zu geben, kehrten i ihrer Horde zurück, und man sahe sie nicht ehe als bis sie Ochsen oder Schafe gegen Messer, und Branntwein zu vertauschen kamen. Das u gige und müßige Leben, das sie in ihren Wüsten hat unaussprechlichen Reiz für sie, und nichts davon abbringen. Man nahm einen Knaben H tentotten und erzog ihn in der Kapstadt nach de und dem Glauben der Holländer. Die Sorge, für seine Erziehung trug, wurde nach Wunsch Man schickte ihn hierauf nach Indien, wo er im Handel durch Brauchbarkeit auszeichnete. delsconjunkturen brachten ihn wieder in sein V zurück, worauf er seine Eltern in ihrer Hütte Das einfache und freie Leben zog ihn wieder so er seine Europäischen Kleider ablegte, ein Scha hing, und mit den abgelegten Kleidern wieder n Kastelle zueilte. „Ich komme, sagte er zu dem schen Befehlshaber, um auf immer der Leben entsagen, in der Sie mich erzogen haben. Es Entschluß, bis an meinen Tod der Religion Gebräuchen meiner Vorfahren zu folgen. In Liebe will ich das Halsband und den Degen, mir geschenkt haben, behalten; erlauben Sie m Uebrige zurückzulassen." Er erwartete die Antw

ten und die Kaffern. Die Ersten, die Buschmannhottentotten, sind noch roher und wilder, als die eigentlichen Hottentotten, und leben vereinzelter, als diese; es sollen, nach Barrows Beschreibung davon, die häßlichsten unter allen menschlichen Wesen seyn. Ihre hohlen Rücken, vorstehenden Bäuche ꝛc. ꝛc., lassen den Körper so ziemlich in Form eines S erscheinen, welche Form, auf diese menschliche Gestalt angewendet, eine scheusliche Wirkung macht, wenn gleich diese S-Form von den Malern als Schönheitslinie ausgegeben wird, und in Anwendung auf die menschliche Gestalt in Seitenumrissen die schönste Wirkung macht. Die übrige Gestalt dieser Buschmänner gleicht derjenigen der Hottentotten. Sie leben in Kraals, die in den Zwischenthälern liegen, auch sollen sie sich gleich den Affen in Felsenhöhlen aufhalten. Ihre gewöhnliche Nahrung sind Wurzeln von gewissen Kräutern, Eidechsen, Heuschrecken, und das Fleisch gefallener Thiere. Auch sollen sie die Ameisenlarven essen, welche sie in Menge aus der Erde holen, in Wasser abwaschen, und nachher kochen, welches Gericht man gewöhnlich Hottentottenreis nennt. Ihr Getränk ist Wasser und Milch. Die Kolonisten werden sowohl durch diese Buschmänner, als auch durch die wilden Thiere in großer Thätigkeit erhalten; denn die Ersteren, die Buschmänner, schleppen alles Vieh fort, was sie finden können, und unterwerfen Jeden, der in ihre Hände fällt, er sei Holländer oder Hottentot, einem grausamen Tode; eine Ausnahme davon machen jedoch diejenigen Hottentotten, welche aus der Kolonie entlaufen, und sich unter die Buschmänner begeben, wodurch sie auch den nöthigen Zuwachs für den Abgang erhalten, den sie auf ihren Zügen erleiden; denn die Hottentotten der Kolonie machen förmlich Jagd auf sie. Barrow erwähnt eines jungen Kerls, der eine Reise längs einem Theile einer Bergkette gemacht hatte, und der bei seiner Rückkehr gefragt

den Holländern zurückgaben; allein vier Jahr
(1806) bemeiſterten ſich die Engländer ihrer von
und ſeitdem iſt ſie ſtets unter Brittiſcher Botm
geblieben. Als die Engländer Beſitz von der
nahmen, fanden ſie nur noch etwa 15,000 Hott
vor, und dieſe in drückender Sklaverey. Die
Wohlthat, welche die Hottentotten ihren Unter
verdankten, war die Verbreitung des Chriſtent
ihren Kraals. — Als Barrow, welcher in
1797 Privat-Sekretair beim Lord Makartn
eine Reiſe durch das Gebiet des Kap machte,
die Hottentotten faſt gänzlich in der Sklavere
um aus ihrem Vaterlande entfernt zu werden,
an die Heimath gebunden, aber darum nicht
handelt, als die Neger in den Kolonien Amerik
Sklavenaufſeher machte häufig Gebrauch vo
mächtigen ledernen Riemen, und die damit zu
den Hiebe wurden nicht nach der Zahl, ſondern
Zeit gemeſſen. Der grauſame Koloniſt, dieſe
mit ſeinem Lieblingsgenuſſe verbindend, befa
Schuldigen ſo lange zu geißeln, bis er ſelbſt ein
Anzahl Pfeifen geraucht hatte. Auch wenn ein
tot um Lohn dient, ſo ſind die während ſeiner T
ihm geborenen Kinder zu Sklaven beſtimmt; d
auch dazu beigetragen, daß dieſe Urbewohner
nur noch kleinen Häuflein zuſammengeſchmolz
da ſie doch der Kolonie ſo nützlich durch ihre Ar
den, indem ſie an das Klima gewöhnt ſind, und
genöthiget iſt, fremde Arbeiter einzuführen, die
dem Klima in der Arbeit erliegen. Die freien
totten, die an der Grenze der Kolonie vorkomme
noch ungefähr 10,000 Köpfe betragen.

Zu den von den Europäern unterjochten un
Dienſte gebrachten, oder wieder in das Innere
kas zurückgedrängten Ureinwohnern gehören a
die Buſchmänner oder Buſchmannhot

cher Geſchicklichkeit ab, und die Krieger ſpringen von Felſen zu Felſen mit einer Behendigkeit, die jede Nachſtellung der Europäer unmöglich macht; daher ſie auch hier auf den Höhen ein Uebergewicht behaupten. Hierzu kommt noch, daß ſie oft lange faſten, wodurch ihr Körper außerordentlich dünn und mager wird; wenn es ihnen aber gelingt, Rinder und Schafe zu erbeuten, ſo verſchlingen ſie gleichſam das Fleiſch, wie die wilden Thiere, und auch in großen Quantitäten. Die Heuſchrecken pflegen ſie gewöhnlich zu braten, und von den Raupen, die ſich an der Mimosa nilotica aufhalten, bereiten ſie ſich gleichfalls ein ſehr leckeres Gericht. Barrow, der dreien von den oben erwähnten Buſchmännern um fünf Uhr des Abends ein Schaf geſchenkt hatte, fand daſſelbe am folgenden Tage um zwölf Uhr völlig aufgezehrt, und die noch kurz zuvor dünnen und ſchlaffen Bäuche zu einem beträchtlichen Umfange aufgeſchwollen. Die Grauſamkeiten, welche zwiſchen den Koloniſten und den Buſchmännern vorfallen, ſchieben die Letzteren den Erſteren zu, und vielleicht nicht mit Unrecht, wenn man an die Behandlung denkt, womit die früheren Einwanderer die Hottentotten begrüßten, und auch ihre Unterjochungsſucht auf die Buſchmänner ausdehnten. Die Buſchmänner ſollen viel Sinn für Kunſt verrathen; denn die an die Felſenwände ziemlich correkt und mit Ausdruck gemalten Thiere, ſollen das Talent für Kunſt offenbar zeigen. — Die Kaffern ſtehen, ſowohl was ihre äußere Bildung anbetrifft, als auch ihre Kultur, auf einer höhern Stufe, als die Hottentotten und Buſchmänner. Barrow, der ſie während ſeiner Wanderungen in Afrika näher kennen lernte, giebt von ihnen einige Nachrichten. Er hatte nämlich zwiſchen ihnen und den Europäiſchen Anſiedlern einige Zwiſtigkeiten beizulegen, und nahm daher von Graaf-Reynet am weſtlichen Ende der Kolonie ſeinen Weg mit dem Gefolge nach dem Lande der Kaffern. Die erſte

wurde, ob ihm viele Buſchmänner zu Geſicht gel
wären, worauf er mit Achſelzucken antwortete:
nur vier geſchoſſen habe. Der oben erwähnte (
der war bemühet, ſich über dieſes Volk Beleh
verſchaffen, und es glückte ihm nebſt ſeinen Be
einen Kraal zu überraſchen. Die Einwohner ſ
ſogleich unter lautem Heulen, dem Kriegsgeſc
Indianer nicht unähnlich, aus ihren Mattenhütt
entflohen auf den Gipfel eines benachbarten
Ohne Blutvergießen ging dieſe Scene nicht ab,
gelang es doch den Engländern, durch beharrlich
und Freundlichkeit einige Buſchmänner zu ſich
zu locken, um mit ihnen zu verkehren. Nach il
die Buſchmannhottentotten, außer dem ſchon ol
geführten, was ihren moraliſchen Zuſtand an
unter allen mit Vernunft begabten Geſchöpfen,
die auf der niedrigſten Stufe ſtehenden und ele
Der einzige Weg, auf dem ſie ſich die ſchon o
geführten, zur Erhaltung des Lebens erfor
Nahrungsmittel verſchaffen, beſteht darin, daß
die Felſen gleich wilden Thieren klettern, die Er
einigen unſchmackhaften Wurzeln aufwühlen,
nach Larven von Ameiſen ꝛc.; dann auch auf
Raubzügen das Vieh von den benachbarten
ſtehlen. Die Buſchmänner bedecken ſich nicht im
Fellen, wie die Hottentotten, ſondern gehen
weilen ganz nackt, beſonders in der trocknen Jal
und beſitzen einen hohen Grad von Frohſinn od
lichkeit, ja bis zur Ausgelaſſenheit, welcher gegen
ſtere Muthloſigkeit der in Sklaverei ſeufzenden
totten gewaltig abſticht. In mondhellen Nächte
die Buſchmänner ohne Unterbrechung von So
tergang bis Tagesanbruch, ja ſie überlaſſen ſich
Lieblingsvergnügen, wenn ſchönes Wetter vo
iſt, mehrere Tage hindurch. Ihre kleinen, an de
mit Gift genetzten, Pfeile ſchießen ſie mit außer

nommen, welche rings um die Fremden Platz nahmen, und sich mit ihnen durch einen Dolmetscher unterhielten. Bald darauf kam auch der Monarch auf einem Ochsen herangetrabt, und nachdem er abgestiegen war, begrüßte er die Fremden auf eine einnehmende Weise, ließ sich mit seinen Begleitern im Schatten einer Mimosa nieder, schritt ohne Weiteres zur Sache, und zeigte bei der Ausgleichung dieses Streites sich in jeder Hinsicht sehr vernünftig und billig, indem er erklärte, daß, welche Einfälle an der Grenze auch immer Statt gefunden haben möchten, solche ohne sein Wissen und Willen geschehen wären, auch sey er zur Feststellung solcher Verfügungen bereit, wodurch künftigen Angriffen ein Ziel gesteckt werden könnte. Barrow machte nun noch die Bemerkung, daß wenn man sich an die weisen und versöhnenden Maaßregeln gehalten hätte, die Barrow vorschlug, so wären alle Streitigkeiten mit diesem mannhaften und kriegerischen Stamme vermieden worden. Indessen scheint es sehr natürlich, daß auch hier die Kolonisten ihre Grenzen immer weiter in das Innere haben ausdehnen wollen, welches die Kaffern sich nicht gefallen lassen wollten, und um so mehr, da sie eine ganz andere Nation bilden, als die Hottentotten, welche nicht geneigt scheint, Eingriffe in ihr Gebiet zu gestatten, sondern diesen auf jede Weise feindlich zu begegnen. Die Kaffern sind nur ein Hirtenvolk, denn der Ackerbau wird bei ihnen nur sehr nachlässig betrieben, und bei Einigen gar nicht, woran ihre umherschweifende Lebensart Schuld ist. Die Jagd scheinen sie nicht besonders zu lieben, denn das Wildpret ist bei ihnen selten, dagegen sind sie in der Viezucht vollkommen erfahren. Die Besorgung der Herden liegt hier den Männern ob, welche die Kühe hüten und melken, und durch eine gewisse Modulation der Stimme, wissen sie das Vieh nach Gefallen auf die Weide zu treiben, und wieder in die Einzäunungen zurückzurufen. Eine Kuh wird sel-

Horde, auf welche er ſtieß, nachdem er die Gren
ſchritten hatte, machte einen ſehr günſtigen Eind
ihn. Die ſich verſammelnden Frauenzimmer
ſogleich einen Kreis um die Fremden, und tan
ſie herum, und ihre Neugierde, welche ſie zeigten
ihnen mit Geſchenken an Tabak und meſſ
Knöpfen vergolten, welche ſie mit ſichtbarer Fr
nahmen, ohne die Grenzen des Anſtandes z
ſchreiten, obgleich ſie in Menge herbeigekomn
ren. Sie waren von unterſetzter Statur, gleich
buttet, wie überhaupt die Frauenzimmer dieſes Th
Afrika. Ihre Haut hatte eine glänzend braune
aber ihre Geſichtszüge waren faſt Europäiſch,
dunkeln blitzenden Augen verriethen Lebhaftigk
Einſicht. Die Männer auf der andern Seit
die wohlgeſtalteſten Leute, welche die Reiſenden
hen; ſie zeichneten ſich durch einen, weit über
lere Statur erhabenen Wuchs, ſo wie durch ein
kulöſen und robuſten Körperbau aus, ohne
Form dadurch etwas an ſchönem Ebenmaaße
hätte. Ihre Geberden und ihr Benehmen war
und gefällig; ihr Ausdruck frei, edel und f
In Erwiderung auf die Klagen über ihre Ein
das Gebiet der Kolonie, behaupteten ſie, daß v
ten der Koloniſten weit bedeutendere Eingriffe
Rechte geſchehen wären, und ſie zeigten ſich z
Vertrage bereit, wodurch fernerer Zwieſpalt v
werden könnte, jedoch mit der Bemerkung, d
Gaika, den König der Kaffern, keine Verk
gen möglich ſeyen. Die Schiedsrichter nahmen
ihren Weg nach der Königlichen Reſidenz, du
unangebauete, mit Geſtrüpp überwachſene Gege
König war gerade abweſend; denn eine Herd
hatte ſeine Thätigkeit in Anſpruch genommen
wurden ſie von der Königin und deren Mutter n
zig bis ſechzig Dienern und Dienerinnen in Emp

Afrikaniſchen Beſitzungen mit den öſtlichen unterhalten, einige zuverläſſige Nachrichten erhalten. Hiernach ſind folgende Völker oder Stämme der Schaggas die bedeutendſten: 1) Die Maravi, deren Land unter dem 14ten Grade ſüdlicher Breite und 45 bis 46 Grad öſtlicher Länge liegt, und ſich von Tete weſtlich bis zum Fluſſe Aroonga erſtreckt; dieſes Volk iſt durch ſeine Raubgier berüchtiget; 2) die Moviza, weſtlich von dem angeführten Fluſſe, deren Land im Weſten an das Land der Cazembes grenzt, ein friedliches und gebildeteres Volk, als das vorhergehende, welches ſich beſonders durch ſeine Betriebſamkeit und ſeinen Handel auszeichnet; 3) die Cazembes, auch Zimbos genannt, deren Hauptſtadt am Muruſura liegt, ſiebenunddreißig Tagereiſen von Tete entfernt, ein Volk, welches Bergbau und Handel treibt, von welchem Letztern der Herrſcher das Monopol hat, der auch zugleich einen prächtigen Hofſtaat und geübte Krieger unterhält. Der Handel beſteht in Elfenbein und in Eiſen und Kupfer; 4) die Caſſange, nördlich von den Cazembes und öſtlich von Matemba, das ihrem Reiche unterworfen iſt; ſie ſollen die bei Aelteren erwähnten Schagga Caſſandſchi ſeyn, und unter einem Könige ſtehen. Die Portugieſen treiben mit ihnen Handel, und haben auch daſelbſt eine Handelsfaktorey. Südöſtlich von dem genannten Volke liegt das Reich der Mulva, deſſen eine Hälfte der König, die andere die Königin regiert. Beide Herrſcher bewohnen beſondere Reſidenzen. Bei dieſem rohen Volke kommen noch Menſchenopfer vor. Nach mehrerern Reiſebeſchreibern ſollen die Schaggas wahre Neger ſeyn, und keine Kaffern, wie Andere behaupten wollen; auch haben ſie in Sitten, Gebräuchen und Meinungen nichts mit den Kaffern gemein, aber vieles mit den Negern der innern Gegenden von Oberguinea. Man glaubt auch, daß ſie aus jenen Gegenden *ausgewandert ſind, und ſich* daſelbſt niedergelaſſen, und

ten, und nur bei großen Feierlichkeiten ge
Milch und Wurzeln ſind ihre hauptſächliche N
Sie beſitzen eine weit ausgebreitete Küſtenlinie
aber keinen Gebrauch davon, um ſich mit F
verſorgen, und daher ſteht auch die Fiſcherey b
zucht nach. In Hinſicht ihres Kunſtfleißes b
ſich derſelbe auf das Flechten von Gras- oder
körben, in Schärfung des Eiſens durch Stei
es ſchmelzen zu können, in Zurichtung von Kä
für ihre Bekleidung. — Die Vielweiberey i
nen geſetzlich erlaubt; da aber eine Frau mit ein
ſen oder zwei Kühen bezahlt werden muß, ſo
bloß Reiche davon Gebrauch machen. Uebrige
auch hier der Frau, wie bei den meiſten kulturl
kerſtämmen, die meiſten Arbeiten zu: Küche, F
ſchaft, Gewerbe ꝛc. — Die Gallas und So
ſind wahrſcheinlich Negervölker, indem ſie von
fern ganz geſchieden ſind. Die Erſteren, welche
öſtlichen Theile Südafrikas, und zum Theil fü
Habeſſinien, wie oben angeführt worden, woh
Nomaden, die vom Raube und vom Plünde
Bis jetzt haben die Europäer noch nicht gewag
ſes Land einzudringen, eben ſo wenig haben es
ſionaire verſucht, ihr Bekehrungsgeſchäft darü
ben, weil das Volk roh und wild iſt, und fr
ihm nähernde Völker als ſeine Feinde betracht
haben die Habeſſinier ſchon viel von dieſem N
den müſſen, durch ſeine Einfälle und Verh
Man kennt von dieſem Volke wohl zwanzig S
die völlig unabhängig von einander ſind, u
Stamm von ſeinem Oberhaupte beherrſcht wi
ter dieſen Stämmen ſoll der Stamm Woldu
roheſte und blutgierigſte von allen ſeyn. — D
Schaggas, welche ſüdlich von den Gallas
(ſ. oben, S. 4), haben wir durch die Portugieſe
in dieſer Richtung eine Reiſeverbindung ihrer

mende Sprache, und die unbekannten, vielleicht Phöniziſchen Schriftzeichen und Charaktere, womit die Tuariks ihre Felſen beſchrieben, ausnimmt, ſo iſt unter ſämmtlichen Urſtämmen Afrikas auch keine Spur von Buchſtaben oder Schreiberey zu finden; denn es giebt daſelbſt, wie ſchon bemerkt worden, weder Hieroglyphen, noch Symbole, oder wie in Peru geknüpfte Quipos, ſondern die mündliche Mittheilung iſt die einzige Weiſe, wodurch die Geſchichte des Landes von einem Zeitalter zum andern fortgepflanzt werden kann. Die Lehren der Zeit, die Erfahrungen von Jahrhunderten ſind für die Nationen dieſes großen Feſtlandes nicht vorhanden. Trotz dieſes Mangels an ſchriftlicher Mittheilung, an niedergeſchriebenen Erfahrungen, an einem geiſtigen Halte, iſt der Afrikaner nicht in eine völlige geiſtige Schlafſucht verfallen; denn ein gefahrvolles, täglichen Veränderungen unterworfenes Leben entwickelt Kräfte, die oft in der großen Maſſe einer civiliſirten Nation ſchlummern. Ihre großen öffentlichen Zuſammenkünfte und Palavers zeugen von einer fließenden und natürlichen Beredſamkeit, die oft von ſehr geſundem Verſtande und Schlauheit begleitet iſt, die ſich auch in den Handlungen der Neger entwickelt, wenn ſie nämlich frei und ungebunden handeln können; denn Abhängigkeit macht ſie ſchüchtern, ſo daß ſie nur verſtohlen handeln. — Bei faſt allen Negern iſt ein Hang zur Poeſie bemerkbar. Die Dichtungen beſtehen nicht in einſtudierten und regelmäßigen Stücken, wie ſie nach vorhergegangenem Auswendiglernen in unſern Schulen und Schauſpielhäuſern recitirt oder hergeſagt werden, ſondern ſie ſind willkührliche, durch die Gegenwart erzeugte und derſelben angepaßte Ergießungen, wie bei uns die Ergüſſe der Improviſatoren, welche die augenblickliche Gegenwart auffaſſen, und in Gedichten wiedergeben; geſchieht es nun nach Aufgaben oder durch die Auffaſſung eines neuen Gegenſtandes, der nicht erſt memorirt werden

die hier wohnenden Völker unter ihre Botmäß
bracht haben. — Die Neger, gleichfalls Urk
Südafrikas, welche an der Südweſt- und Sü
und auch im Innern wohnen, ſind noch eine k
zum Theil rohe und wilde Völkerſchaft, ſo wei
den Europäern, die ſich daſelbſt niedergelaſſe
entfernt wohnen, je näher ſie dieſen ſind, ode
nen zerſtreut leben, oder unter ihnen leben, um
offenbart ſich bei ihnen eine gewiſſe Geſittung,
mehr zunimmt, wenn ſie das Chriſtenthum a
men haben, und jemehr ſie Ackerbau und Viehz
ben, und unter Oberhäuptern ſtehen, oder vor
ſcherey, Jagd und dem Raube leben, und in Höh
nen; im letzteren Falle ſind ſie natürlich von de
noch weit entfernt. Die Neger haben entw
glänzend ſchwarze Farbe, eine ſchwarzbraune,
Olivenfarbe, ſehr dicke aufgeworfene Lippen, o
der aufgeworfene, krauſe, ſchwarze, wollige
die bei einigen Völkerſchaften etwas heller und i
liche übergehend ausfallen, auch nicht ſo wo
So z. B. haben die Neger in Niederguinea eine
farbe, krauſes röthliches Haar, minder aufg
Lippen, und eine kleinere Statur, als die ander
ders die Neger von Oberguinea. Der größte T
ſer hier wohnenden Neger iſt Fetiſchanbeter,
kleiner Theil bekennt ſich zum Chriſtenthume,
die Portugieſen durch Miſſionaire hier zu v
ſuchen. Pringle, welcher das ſüdliche Afrik
1820ger Jahren bereiſete, und andere, ſchon
wähnte Reiſende, geben uns über die Sitten
bräuche der Neger Nachrichten, ſo weit ſie ſold
verfolgen und ſich damit bekannt machen könne
es hat große Schwierigkeiten mit dem Zuſta
Volkes bekannt zu werden, welches gar keine S
kunſt beſitz, nicht einmal Hieroglyphen; denn w
die Aethiopiſche, wahrſcheinlich vom Arabiſchen

zu verstärken; die Kunting, eine Art Zither mit zwei und drei Saiten, und noch einige andere. An Trommeln haben sie den Tenglang, eine Art Trommel, die unten offen ist, und die Tabala oder große Lärm- und Kriegstrommel. Der Musiker trägt nun auch noch Schellen am Arme, um die Musik lebhafter und stärker zu machen. Die Musik mit diesen Instrumenten, die oft in der Nacht erschallt, und wohl größtentheils, da die Neger nächtliche Tänze lieben, hat die früheren Reisenden, die an den Küsten von Afrika hinsteuerten, oft irre geleitet, und da sie dieses furchtbare Getöse in der Nacht hörten, zur Erfindung von mancherlei Fabeln Veranlassung gegeben, die so lange dauerten, bis man späterhin erfuhr, daß das unerklärliche Getöse von den Negern herrühre, die sich den ausgelassensten Vergnügungen in der Nacht, und hauptsächlich beim Mondenscheine überließen. Europäer, die späterhin ihren Festen beiwohnten, wurden von dem gewaltigen Lärme der Trommeln, Pfeifen, Hörner ꝛc. fast betäubt, wozu sich nun auch noch der Gesang gesellt, der oftmals in ein lautes Geschrei ausartet. Das Tanzen ist dem Neger unentbehrlich, es ist sein wichtigster Zeitvertreib, der ihm auch nicht im Sklavenstande entzogen werden darf, wenn man ihn willig bei der Arbeit erhalten, oder seine Arbeitslust nicht schwächen und ihn melancholisch machen will. Golberry sagt sehr passend, daß alle Nächte ganz Afrika tanze; denn kaum ist die Sonne untergegangen, so hört man in allen Dörfern Gesang und Tanz, die Tänze erstrecken sich selbst auf die Kinder, und auch diese sollen schon Takt halten. Nach Einigen sollen ihre Sprünge und Drehungen des Körpers zwar eine große Biegsamkeit, aber ohne den geringsten Anstand zeigen; nach Andern sollen sie sogar den Europäischen Tänzen vorzuziehen seyn; denn in den Tänzen der Afrikaner soll die Aktion der Beine stets der des Leibes und der Physiognomie untergeordnet erscheinen,

konnte. Die Neger drücken in dieſen Ergießun
Hoffnungen und Befürchtungen, ihre Freuden
den aus. Daher haben alle Fürſten Afrikas ihr
ger und Sängerinnen, die, ſo oft als ein mer
ges Ereigniß eintritt, daſſelbe in Geſängen feiern
ſie laut und öffentlich wiederholen. Nach Major L
Mittheilungen ſoll öfters ein ſchwarzer Tyrtäu
wärtig zu ſeyn ſcheinen, welcher der Trägheit d
ſten oder Volks ſchmähet, und ſie zu kühnen
anſpornt. Von der Afrikaniſchen Muſe ſind kein
terwerke vorhanden, indeſſen ſollen ihre zahlreich
türlichen Ergießungen, durch National-Enthu
belebt, ſich der Mühe lohnen, geſammelt zu werd
die Geſänge vom Vater auf den Sohn überge
enthalten ſie auch Alles, was von geſchichtlichen
lieferungen unter dieſem Volke vorhanden iſt. E
aus den Geſängen der Dſchillimen von Sul
Major Laing die Annalen dieſes kleinen Köni
für mehr als ein Jahrhundert zuſammen. Zu d
ſie geſellt ſich nun Muſik und Tanz. Der Neg
leidenſchaftlich die Muſik, beſonders die rauſche
her ſpielt auch die Trommel, die bei den verſch
Negervölkern verſchieden geſtaltet iſt, die Hau
An Blaſeinſtrumenten haben die Neger e
Flöte aus Elfenbein oder Elephantenzähnen ge
dann Rohrflöten und Hörner. Die Erſtere he
ſehr rauhen Ton. An Saiteninſtrumente
ſie den Balafu, eine Art Strohfiedel, die ſehr
zuſammengeſetzt iſt, da die Hölzer ſo abgemeſſ
daß jedes einen ganzen oder halben Ton der T
vernehmen läßt, wenn der Spieler mit den beide
peln oder Schlägeln, die mit Werg überzogen ſi
auf ſpielt; die Simbing, eine kleine Harfe mi
Saiten; den Ballard, welcher aus zwanzig
harten Holzes von verſchiedener Länge beſteht,
unterwärts hohle Kürbisſchalen hängen, um den

deſſen Boß beim Herabfallen auf die Oeffnung der Muſchel zu liegen kommt, hat die ausgeſetzte Summe gewonnen. Dieſes Spiel wird von ihnen mit ſolcher Leidenſchaft begangen, daß oft ein Neger ſeine ganze Habſeligkeit, ja ſogar, wie unſere alten Deutſchen, ſeine eigene Freiheit aufſetzt und verliert. Dann iſt das Uriſpiel bei ihnen beſonders geſchätzt, welches eben ſo viel Nachdenken, als unſer Damenſpiel erfordert, es wird von den Negerinnen leidenſchaftlich geſpielt, iſt jedoch nicht überall im Gebrauche. Dieſes Spiel beſteht in einem Stücke harten Holzes, 18 Zoll lang, 6 Zoll breit und 4 Zoll hoch, in welchem zwei Reihen kleiner parallel laufender Felder, und in jeder Reihe ſechs viereckige tiefe Löcher ausgehöhlt worden, an jedem Ende befindet ſich ein weit tieferes und größeres Feld, welches die Kügelchen enthält, mit welchen geſpielt wird. Es ſind die Körner des Affenbrodbaumes, wie eine Bohne geſtaltet, oder auch kleine Steine. Jede Spielerin hat ein und zwanzig Kugeln zu werfen, und die Würfe geſchehen wechſelsweiſe, wobei das Loos entſcheidet, welche von beiden den erſten Wurf haben ſoll. Am Ende der Parthie müſſen alle ſechs Felder auf jeder Seite gebraucht ſeyn, und im ſechſten Felde oder in der ſechſten Vertiefung müſſen ſich alle ein und zwanzig Kugeln zuſammen finden. Diejenige hat nun die Parthie gewonnen, welche ihre Gegnerin in die Unmöglichkeit verſetzt hat, ihren letzten Wurf auszuſpielen, und welche dabei alle Regeln des Spiels beobachtet; denn die Würfe ſind einzeln mit mehreren Bedingungen erſchwert. Hat z. B. die erſte Spielerin mit einer Kugel angefangen, ſo muß die zweite, der Regel nach, wenigſtens mit zwei oder drei Kugeln in ihrem Wurfe nachfolgen. Die Kunſt beſteht darin, es durch Combination dahin zu bringen, daß beim letzten Wurfe in der Hand des Gegners noch eine ſolche Anzahl Kugeln übrig bleibt, die den Regeln des Spiels nicht angemeſſen iſt. Das Uriſpiel läßt mehr Com-

und keine frostigen Einschiebsel vorkommen; l
könnten unsere berühmtesten Tänzer, selbst
glücklichsten Erfolge ihrer Kunst, einen so tiefen
gemeinen Eindruck bei den Zuschauern hervor
Bei einem Tanze der Neger sind oft acht T
schläger und einige Pfeifer, welche immerfort
müssen; denn während Einige ruhen, spielen die
fort, und so wechseln sie mit einander ohne au
ab, dabei fallen sie mit einmal Alle ein, wo ei
ges Geräusch nöthig ist. Bei einem Tanze spr
Mann aus dem Haufen mit einem Bündel B
der Hand, gleich einem deutschen Besen, das
dem Kopfe mit unbegreiflicher Schnelligkeit
Nachdem er eine Weile getanzt hat, schlie
Frauen und Mädchen an ihn an, die seine Ben
nachahmen und seine Freude theilen. Alle tan
fort, bis sie von einer andern, drei oder vier Ki
lenden Parthey abgelöset werden, worauf wi
solche kömmt, so, daß im Tanzen nicht die
Pause entsteht. Mit der Musik sollen sie gut S
ten, nur statt der schnellen lebhaften Bewegun
der Regel bei ähnlichen Tanzübungen beobach
schreiten die Tänzer langsamen und gemessenen
tes dahin, ohne daß man etwas Anstößiges
hätte; denn Alles soll mit den Regeln des Za
vereinbar scheinen. Da es den Negerinnen o
Fächer fehlt, so bedienen sich die Frauen und
hübscher runder Matten von verschiedenen Far
sie mit vieler Zartheit und Wahl vor den
nehmen, wenn sie ihr Gesicht zu verbergen
Lachen zu verheimlichen suchen. — Dann ha
die Neger und Negerinnen gewisse Spiele, n
sich vergnügen, z. B. das Boßspiel, eine
zardspiel, welches besonders die Neger spielen, k
oder Porzellanschnecken (Cypraea moneta) n
die Höhe geworfen, und derjenige der beiden

könnten; auch giebt es daſelbſt eine Kaſte von Beſchwörern, Scingilli genannt, welche das Vermögen beſitzen ſollen, nach Gefallen Regen oder Trockenheit zu verhängen. Sie beſaßen bei den Kongoern einen König, Namens Ganja Chitorne, das heißt, Gott der Erde, welchem regelmäßig die erſten Früchte geopfert wurden. Dieſer Ganja Chitorne ſtarb nie, wenn er aber ſeiner Herrſchaft auf der Erde müde war, ſo ernannte er einen Nachfolger und tödtete ſich ſelbſt. Die Scingillis unterlaſſen daher nichts, um den Nutzen, ja die abſolute Nothwendigkeit ihres Berufs zu erweiſen, daß ohne ſie die Erde nicht produktiv ſeyn könne, indem ſie nur auf ihre Produktivität Einfluß hätten. Es war daher kein Wunder, daß das Volk vor dem bloßen Gedanken zurückſchreckte, ſo mächtige Weſen, deren Zorn das Land in Unfruchtbarkeit und Mangel ſtürzen möchte, zu beleidigen. Die Portugieſen, als ſie das Chriſtenthum in Kongo einführten, ſuchten hier dieſen Aberglauben zu zerſtören, fanden aber viele Hinderniſſe, um ihn zu überwinden; auch ſcheint ihnen dieſes nicht ganz geglückt zu ſeyn, da der größte Theil der Neger, welche die chriſtliche Religion angenommen haben, doch im Innern, wenn ſie auch äußerlich die chriſtlichen Gebräuche mitmachen, noch ihren Fetiſchen ergeben ſind, wenigſtens hat ſich dieſes oftmals bewieſen; denn erſt eine förmliche Ueberzeugung von der Allmacht Gottes und deren Wirkung kann nur durch eine höhere Bildung und Einſicht bewirkt werden. Außer den eben erwähnten beſonderen oder individuellen Fetiſchen, als Krallen, Federn, Schriftzeichen, Bogen ꝛc., giebt es auch allgemeine, das iſt, ſolche, die einen allgemeinen Gegenſtand der Verehrung bilden, und als ein allgemeines Schutzmittel betrachtet werden. Unter Letztere gehört auch der Fetiſchfelſen unweit der Mündung des Fluſſes Zaire; er gilt als der beſondere Wohnort Siemli's, des Flußgottes. Am Abhange einiger von Fiſchern bewohn-

bination zu, als unſer Damenſpiel, deſſen u
wird es nur von Frauenzimmern geſpielt; denn
zehnten Jahre ſtudiert die Negerin dieſes S
vielem Fleiße und anhaltendem Nachdenken.
die Religion der Neger betrifft, ſo iſt ei
Theil zum Chriſtenthume durch die Portu
Miſſionaire bekehrt worden, auch die Miſſion
andern Nationen haben dieſes Bekehrungsge
und wieder über ſich genommen, jedoch bis jetz
nem großen Erfolge, und dieſes beſonders in
guinea, und auf der Küſte Sena oder Sofala;
wo Arabiſche Fürſten herrſchen, wie auf de
Zanguebar und Mozambique, hat der Isla
Fortſchritte unter den Negern gemacht; der gr
der Neger iſt aber Fetiſchanbeter, die ihr
ben auf die Lehre von Zauberſprüchen gründen,
eine, mit einem myſtiſchen und übernatürlichen
ter geſtempelte Subſtanz darbietet, eine Sub
ſie an ihre eigene Perſönlichkeit binden können
ihnen mitten unter den Gefahren, wovon ſie ſich
ſehen, ein Gefühl von Sicherheit gewährt.
den Gegenden Südafrikas, wo Neger wohnen,
mit der Schreibekunſt, durch Chriſten oder M
hin gebracht, vertraut iſt, bilden Schriftzeich
denen oder ſchön verzierten Kapſeln, worin
die Schutzmittel oder Fetiſche der Neger, und
Umſtand, daß die Charaktere oder Schriftzeich
ſtändlich ſind, verſchafft ihnen die Macht, noc
nißvollere und übernatürlichere Vorſtellunge
wecken. Wo dieſe Kunſt unbekannt iſt, hat n
einen Bogen, ein Horn, eine Feder, die Sch
Krallen von Vögeln, ja oft die unbedeutendſte
ſtände, und vertraut auf ihre ſchützende Kraft n
Zuverſicht. In Niederguinea ziehen Frauen vo
unter Trommellärm mit aufgelöſeten, fliegende
umher, ſich rühmend, daß ſie Zaubereyen v

lichſte, oft einzige Mittel, gegolten haben, und diejenigen, welche ihren Gebrauch verwarfen, wurden mit Vorwürfen überhäuft, daß ſie ihre kranken Verwandten lieber ſterben ließen, ehe ſie ſich den geringen Koſten, welche ihnen die Beſchwörung machen würde, unterzögen. Der nachtheiligſte Gebrauch von dergleichen Zauberformeln und Zaubermitteln wurde bei gerichtlichen Verhandlungen gemacht; denn wurde eine Klage gegen Jemanden angebracht, ſo dachte man nicht daran, den Thatbeſtand auszumitteln, oder Zeugen abzuhören; jeder Fall wurde durch übernatürliche Proben (Ordalien) entſchieden. Die Zauberer bereiteten einen Trank, welcher bei dem Schuldigen, je nach der Größe ſeiner Uebelthat oder ſeines Verbrechens, Krampf, Ohnmacht oder Tod bewirkte, dem Unſchuldigen dagegen nicht den geringſten Nachtheil brachte. Die Miſſionaire folgerten daraus, und wohl ſehr richtig, daß der Trank von den Zauberern, je nachdem ſie dem Angeklagten wohl oder übel wollten, oder dieſer ſich gegen ſie freigebig gezeigt hatte, modificirt wurde. Dieſe Probe, Bolungo genannt, wurde von dem Könige in Kongo abgeſchafft, aber bloß um an ihre Stelle eine andere treten zu laſſen, welche darin beſtand, daß ſich der eines Verbrechens Beſchuldigte über ein großes Waſſerbecken beugen mußte, und wenn er hinein fiel, für ſchuldig erkannt wurde. Ein anderes Mal ſtrich man die Schenkel des Verklagten mit einem rothglühenden Eiſenſtabe, oder er mußte ſeinen Arm in ſiedendes Waſſer ſtecken; traten die natürlichen Folgen ein, ſo wurde ihm auf der Stelle der Kopf abgeſchlagen. Schneckengehäuſe an die Schläfe gepreßt, zeigten, wenn ſie daran ſitzen blieben, von Schuld. Stritten zwei Männer mit einander, ſo wurde auf den Kopf eines Jeden eine Muſchel gelegt, worauf ſie ſich bücken mußten, und derjenige, von deſſen Haupt ſie zuerſt herabfiel, hatte die Entſcheidung in der ſtreitigen Sache gegen ſich. Die ſogenannten Gottesurtheile,

ten Felsen erblickt man eine Anzahl erhabener
Die Materialien dazu werden naß aufgetragen
scheinen nach ihrer Verhärtung, wie halberhabe
hauerarbeit, oder einer Art von Stuk. — Bei
kehrungsversuchen der Neger zum Christenth
Seiten der Portugiesischen Missionaire in Ko
es ein vorherrschender Gebrauch, daß vor ein
schließenden Ehe jedesmal die Betheiligten ein
zeit bei einander blieben, um ihre gegenseitigen N
und Launen kennen zu lernen, ehe sie förmlich
bündniß eingingen. Diesem Prüfungssysteme
Volk hartnäckig ergeben, und die Missionaire
fruchtlos dagegen, indem sie von einer solchen
nichts wissen wollten. Die jungen Negerinne
vorzugsweise darauf bedacht, die vollen Vort
erwähnten Prüfungsverfahrens einzuernten,
Mütter, an die man sich wendete, wollten die
wortlichkeit und die Vorwürfe ihrer Töchter,
diese zu einer Abkürzung der Prüfungszeit
worüber sie späterhin Reue empfinden möchte
auf sich laden. Die Patres, welchen dieses
oblag, zogen sich oftmals davon zurück, weil
beschwerlich fanden. — Eine andere Veranla
großem Verdrusse gaben die mancherlei abergl
Gebräuche, die selbst unter denjenigen noch forth
die sich bereits zu einer Art vom Christenthum
ten. Zuweilen fand man die zum Empfange d
herbei gebrachten Kinder mit Zauberstricken g
woran die Mütter zu noch größerer Sicherstell
Kleinen gegen Uebel und Unglücksfälle Ros
Reliquien und Agnus Deibilder befestiget hatte
so wollten sich die Anführer der Kriegsleute u
rer Korporationen nicht von den Zauberringen
dern heidnischen Amuleten trennen, womit
Körper gleichsam gewappnet hatten. Bei gef
Krankheitsfällen sollte Zauberey stets für das

doch zu, daß ſie dem Tode unter den ſchrecklichſten Geſtalten trotzen. Man ſagt, ſie ſeyen unempfindlich, ohne alle natürliche Leidenſchaften, jedoch enthuſiaſtiſch, leidenſchaftlich und einer heldenmüthigen Freundſchaft fähig. Es iſt Zwang und Strafe nöthig, um ſie zur Thätigkeit zu bringen, und doch, fügt man hinzu, geht der Neger nach vierundzwanzigſtündiger Arbeit, zwei oder drei Meilen weit zu Fuß, um eine Nacht hindurch zu tanzen, und dann ſeine gewöhnliche Beſchäftigung anzufangen. Einige geſtanden ihnen auch Erkenntlichkeit, väterliche und kindliche Zuneigung, Wohlwollen, Mitleid zu, und nannten ſie gelehrig in Religionsgegenſtänden. Dann breitete ſich der Berichterſtatter auch über die Sorgloſigkeit und Trägheit aus, der man die Neger beſchuldiget, und zeigt durch Thatſachen, daß dieſes einzig von der Knechtſchaft in den Kolonien und in der Nachbarſchaft der Küſten herrühre, und daß ſie, jemehr man ins Innere komme, thätiger und arbeitſamer ſeyen. Er widerlegt den Vorwurf, daß die freigewordenen Neger in den Kolonien nichts arbeiteten, und ſagt, daß ſie den Ackerbau deshalb nicht treiben, weil er für freie Leute ſchimpflich ſey, da ihn nur Sklaven betreiben müßten, und ſie auf jede andere Art mehr verdienen könnten; eben ſo könnte man auch die reichen Leute der Faulheit beſchuldigen, weil ſie nicht auf den Feldern arbeiteten. — Hier kommt nun der Redner auf die von den Engländern angelegte Kolonie, und ſagt: daß die im Jahre 1791 in Guinea an der Pfefferküſte angelegte Kolonie Sierra-Leona damals mißlang, die jetzt blühet, lag daran, daß man das baldige Aufhören des Sklavenhandels ankündigte, dieſer aber mehr zunahm. Vergebens bat die Geſellſchaft das Parlament, ihm Schranken zu ſetzen; daher ſcheiterte die Unternehmung, und alle Bemühungen der Geſellſchaft, ein Land zu kultiviren, welches die Sklavenhändler in der Barbarey zu erhalten ſuchten, waren vergebens. Das Mißtrauen,

deren ſich unſere Vorfahren im Mittelalter be
beruheten auf einem gleichen Aberglauben (ſ. 2
S. 594, 595). Wenn nun gleich die religiö
bräuche der Neger auf der einen Seite auf dem
ſten Aberglauben beruhen, ſo ſind ſie doch von
dern Seite frei von dem eingefleiſchten Fanatis
res dem Islame ergebenen Nachbars; denn die
welche nicht ihres Glaubens ſind, haben von ih
der Verfolgungen, noch Schmähungen wegen ih
meinten Gottloſigkeit zu fürchten. Ein Mehrer
die Neger, deren Sitten und Gebräuche ꝛc., ſind
auch unter Kongo, Th. 43, S. 517 u. f. — 9
Engliſche Parlament im Jahre 1807 den Neg
del abſchaffte, bildete ſich eine Geſellſchaft, um
Bildung der Afrikaner zu arbeiten, unter dem
„Institution Africaine.“ In ihrem Berichte
legt dieſe Geſellſchaft zuerſt das Vorurtheil, a
den die Neger von Natur unter den andern M
Sie führt an: „Der Neger wurde uns von ſein
terdrückern geſchildert, und dieſe nahmen die
Sklaverey lebenden zum Muſter. Die Sklavere
erzeugt die Laſter, welche man den Negern vo
das Vorurtheil, die Verachtung, die Politik ver
ten ſie. Während das Spaniſche Joch die Ame
drückte, wurden dieſe von ihren Unterdrückern ſ
als Ungeheuer verſchrien, bis Las Caſas die
heit bekannt machte. Der Afrikaner iſt in der
Welt unterdrückt, und in Europa im ſchlimmen
Die Unterdrücker beider Völker ſuchten im Vat
durch Verläumdungen ihre Thaten zu rechtf
und läugneten, daß der Neger verſtändig, m
und gefühlvoll ſey. Ein Beweis der Unſicherhe
Berichte iſt ſchon der Umſtand, daß keiner mit d
dern übereinſtimmt. Der Eine nennt die Neger
dumm, ein Anderer wirft ihnen die feinſte Verſte
gabe vor. Man hält ſie für feige und niedrig, u

Neger nach vierundzwanzigstündiger Arbeit, zwei oder drei Meilen weit zu Fuß, um eine Nacht hindurch zu tanzen, und dann seine gewöhnliche Beschäftigung anfangen. Einige gestanden ihnen auch Erkenntlichkeit, väterliche und kindliche Zuneigung, Wohlwollen, Mitleid zu, und nannten sie gelehrig in Religionsgegenständen. Dann breitete sich der Berichterstatter auch über die Sorglosigkeit und Trägheit aus, der man die Neger beschuldiget, und zeigt durch Thatsachen, daß diese einzig von der Knechtschaft in den Kolonien und in der Nachbarschaft der Küsten herrühre, und daß sie, jemehr man ins Innere komme, thätiger und arbeitsamer seyen. Er widerlegt den Vorwurf, daß die freigewordenen Neger in den Kolonien nichts arbeiteten, und sagt, daß sie den Ackerbau deshalb nicht treiben, weil er für freie Leute schimpflich sey, da ihn nur Sklaven betreiben müßten, und sie auf jede andere Art mehr verdienen könnten; eben so könnte man auch die reichen Leute der Faulheit beschuldigen, weil sie nicht auf den Feldern arbeiteten. — Hier kommt nun der Redner auf die von den Engländern angelegte Kolonie, und sagt: daß die im Jahre 1791 in Guinea an der Pfefferküste angelegte Kolonie Sierra-Leona damals mißlang, die jetzt

heißt es ferner in diesem Berichte, ist das größte
derniß bei der Civilisation der Afrikaner durch di
ropäer. Der unglückliche Neger wußte, daß der
päer keinen andern Zweck hat, als ihn zum Sk
zu machen; allein eine fünfzehnjährige Erfahrung
zeugte die Bewohner der Sierra-Leona, daß Wo
len und Treue sich auch bei den Weißen findet; d
auch Engländer giebt, die den Sklavenhandel v
ten, und die, anstatt die Unglücklichen, die zu
flüchten, zu verkaufen, ihnen helfen und beistehen.
Gerücht dieser Thatsache mußte sich unter den N
verbreiten, und nach einiger Zeit mußte alles Mißt
und alle Furcht aufhören. Die Gesellschaft zu S
Leona hat nur die Absicht, das Loos der Neger
rem eigenen Vaterlande zu verbessern. Sie will
keine Regierungsform einführen; sie will weder
noch Faktoreyen, noch Schiffe, noch Länder besitze
sich dadurch aller Hindernisse zu entledigen, und
Verdacht anderer Grundsätze, als die, welche sie p
zu entfernen. Auch läßt sie sich mit keiner reli
Mission ein, und wenn sie sich bei diesem wichtige
genstande nicht gleichgültig verhält, so bleibt sie do
bei neutral; sie überläßt Andern das Evangeliu
predigen, und arbeitet bloß an der Civilisation de
kaner. Um zu diesem Zwecke zu gelangen, geb
sie folgende Mittel: 1) Sie sammelt und verbrei
Lande genaue Berichte über die Naturprodukte
kas, über den Ackerbau und Handel dieses Conti
und über den moralischen, geistigen und politische
stand seiner Bewohner. — 2) Ermuntert sie den
richt der Neger im Schreiben, und in den nü
Kenntnissen, und unterhält freundschaftliche Verhä
mit ihnen. — 3) Sie will die Neger über ihr e
Interesse belehren, und ihnen die besten Mittel
den Sklavenhandel durch einen vortheilhafteren
setzen. — 4) Sie will unter ihnen neue Erfind

der 1809 nahm der Ackerbau und der Handel der Kolonie sichtbar zu, und damals schien es, daß sie in Kurzem der erste Platz auf der Afrikanischen Küste werden würde. Auch von der Insel Gorre, welche in Senegambien beim grünen Vorgebirge liegt, hatte man ebenfalls die besten Nachrichten. Der damalige Gouverneur, Major Maywel, war eifrig mit der Civilisation der Neger beschäftiget, hatte Baumwolle anbauen lassen, und mehrere Maschinen aus England erhalten. In den 1820ger Jahren zählte die Kolonie der freien Neger auf Sierra-Leona schon siebzehn Ortschaften mit nahe an 17,000 Einwohnern. Ueberall wurden Schulen angelegt, worin die Neger im Lesen, Schreiben und Rechnen, und in der christlichen Religion unterrichtet wurden. Unter den auf der Sierra-Leona-Küste eingebornen Negerstämmen sind zu bemerken: die Timanees, die Bullomer, und die Susuer; die übrigen Neger sind aus andern Theilen Afrikas, auch Südafrikas. Merkwürdig ist bei diesen Negern die geheime Verbindung der Purrahs, die eine Art von Vehmgerichte ausüben, und die größte Macht in Händen haben. Wenn gleich die Sierra-Leona-Kolonie nicht zu Südafrika gehört, so erstreckt sich ihre Wirkung doch dahin, und in so fern ist sie hier mit berührt worden, weil es der schicklichste Ort ist. Die freien Neger, das heißt diejenigen, die nicht unter Europäern stehen, besitzen nur sehr wenig Kunstfleiß; auch der Ackerbau steht bei ihnen nur noch auf einer geringen Stufe, dagegen betreiben sie Viehzucht, Jagd und Fischerey; dann geben sie sich auch mit der Aufsuchung derjenigen Produkte ab, die von den Europäern stark verlangt werden, wie Elfenbein, Gummi, Harze, Gold, Kupfer, Farbenhölzer ꝛc. ꝛc. Diejenigen Neger, die unter den Europäern stehen, und zu ihren Diensten gebraucht werden, treiben andere Beschäftigungen und auch fleißig den Ackerbau, bauen Zukkerrohr, Baumwolle ꝛc. Der Handel beschränkt sich

1808 ſchickte ein Hr. Anderſon, von der Inſel S
am Ausfluß der Sierra-Leona, 22 Milliers Reis
Weſtindien. Die Geſellſchaft verſprach Prämien
nigen, welche Waaren nach England ausführen
den, ſie vertheilte Maſchienen, um aus einer P
die den Hanf ſehr gut erſetzt, ein Gewebe, und au
Kocosnüſſen Oel zu bereiten, und die Rinde der
grove in der Gerberey anzuwenden. Sie ſchickt
ſchiedene nützliche Pflanzen und Bäume dahin, al
Kaffeebaum, den Tabak, den Thee- und Chinabau
Die Abgaben auf die Einfuhr hinderten aber die
tur des Kaffees, des Pfeffers und der Verfertigun
Palmöls. Das Inſtitut machte daher dem Parla
Vorſtellungen. Auch vertheilte die Geſellſchaft
ſetzungen der Akte über die Abſchaffung des Nege
dels, um die Zweifel überall zu vernichten. Im
vember 1807 beſchreibt der Gouverneur der S
Leona die Bemühungen der Sklavenhändler, um
vor dem Zeitpunkte der Abſchaffung des Negerha
viele Sklaven zu erhalten. Ueberall überfiel und r
man ohne Kriegserklärung; ſelbſt die Dolmetſche
Kapitaine und die Bedienten, welche bisher nie ver
wurden, machte man zu Sklaven, daher entſtanden
Empörungen, mehrere Schiffe gingen zu Grunde,
die Sklavenhändler erlitten zuletzt Mangel an Le
mitteln und hatten keine volle Ladung. Das G
nach Sklaven war außerordentlich. Schon im
1808 war die Kolonie zu Sierra-Leona in dem
Zuſtande. Die Neger beſchäftigten ſich ſehr mit der
fertigung des Salzes, welches ſtark geſucht wird.
Reisfelder wurden drei Wochen früher beſtellt, un
Viehzucht machte große Fortſchritte. In der Nac
ſchaft der Kolonie hatten alle Kriege aufgehört, u
war im beſten Einverſtändniſſe mit den andern B
ſchaften; Ermordungen ꝛc. waren gar nicht vorge
Nach einem Schreiben des Gouverneurs vom No

dieſe Waare zu weit wichtigeren Zwecken dient, welche ihnen ſorgfältig verhehlt werden, damit der Preis des Elfenbeins dadurch nicht erhöht werde. Sie können, ſagen ſie, ſich nicht leicht überreden, daß Schiffe gebauet und Reiſen unternommen werden ſollten, um ſich einen Artikel zu verſchaffen, welcher keinen andern Nutzen hat, als Meſſerhefte daraus zu machen, indem Stücke Holz dazu eben ſo tauglich wären. Da die gefundenen Elephantenzähne, die der Elephant ſelbſt abwirft, beſonders hinter buſchichten Geſträuchen, nicht hinreichen, das Verlangen der Kaufleute zu befriedigen, ſo wird noch beſonders Jagd darauf gemacht. Zu einer ſolchen Jagd vereinigen ſich gewöhnlich mehrere Neger, ungefähr vier Perſonen, welche die Elephanten aufſuchen, die gewöhnlich in Herden ziehen, und ſobald ſie ſolche erblicken, folgen ſie ihnen in der Ferne nach, bis ſie gewahren, daß ſich einer von den übrigen trennt, und in einen ſolchen Standpunkt kommt, daß man mit Vortheil auf ihn feuern kann. Die Jäger nähern ſich dann mit vieler Vorſicht, indem ſie in dem hohen Graſe fortkriechen, bis ſie nahe genug kommen, um ihres Zieles gewiß zu ſeyn; ſie ſchießen dann zugleich ihre Gewehre ab, und werfen ſich platt auf ihre Geſichter in dem Graſe nieder. Der verwundete Elephant befühlt ſogleich mit ſeinem Rüſſel die verſchiedenen Wunden, da er aber unfähig iſt, die Kugeln herauszuziehen, und Niemand um ſich her erblickt, ſo wird er wüthend und läuft unter dem Gebüſche herum, bis er durch Blutverluſt und Ermüdung ſich entkräftet, und den Jägern Gelegenheit giebt, zum zweiten Male auf ihn zu feuern, wodurch er gewöhnlich zu Boden geſtreckt wird. Hierauf wird die Haut abgezogen und auf dem Boden zum Trocknen mit Pflöcken ausgedehnt. Diejenigen Theile ſeines Fleiſches, welche am mehrſten geſchätzt werden, ſchneidet man in dünne Scheiben, und trocknet ſie an der Sonne, um bei künftiger Gelegenheit als Lebensmittel-Vorrath zu

daher auf der Südoſtküſte größtentheils auf Elfe
Gummi und Harze, Farbe- und feine Tiſchlerh
Gold, Kupfer und mehrere andere Artikel; auch
hier noch der Sklavenhandel, beſonders in den J
zu Quiloa auf der Küſte Zanguebar, getrieben; un
der Südweſtküſte beſteht der Handel größtentheı
Elfenbein, Farbehölzern, Palmöl, Süßholz, A
ranzen, Datteln, Tamarinden, Tabak, Ingwer,
fer und vielen andern Produkten, worunter auch
Ambra und die ſchönſten Südvögel. Auch wirk
der Sklavenhandel von den Portugieſen ſtark betr
beſonders in Agola; denn von den 413,000 Fl.
künfte im Jahre 1819 iſt der größte Theil von
Zolle der ausgeführten Negerſklaven eingekommen
denen die Portugieſen jährlich an 22,000 faſt ſä
lich nach Braſilien abführen. Die Portugieſen f
auch noch eine Menge anderer Artikel aus, die ſie
durch ihre Induſtrie gewinnen, oder die ihnen vo
Negern zugeführt werden. Der Eintauſch der
gegen ihre Produkte beſteht in Eiſen-, Quincail
Galanterie- und Schnittwaaren, worunter beſo
Tücher und andere Gegenſtände des Putzes un
Handgebrauches, und dieſe Artikel, die hier den
Abſatz haben, führen auch die Portugieſen ein.
die Engländer treiben hier einen anſehnlichen H
indem ſie Pulver und Bley, Gewehre, Eiſenw
Glas ꝛc. dahin bringen, und dafür Apothekerw
Elfenbein und Goldſtaub zurückbringen. Auch di
länder und Franzoſen treiben hier Handel. Ueb
Einhandeln des Elfenbeins von den Negern wu
ſich dieſe ſehr, daß die Europäiſchen Kaufleute ſo
rig nach jenem Artikel fragen, und obgleich man
Meſſerhefte, Kämme und Spielzeug von dieſer M
zeigt, und ſie auch überzeugt werden, daß das A
zeigte von einem ſolchen Zahne iſt, ſo werden ſi
dadurch nicht befriediget; denn ſie bilden ſich ein

diſcher Herrſchaft nach ſeiner Gemahlin nannte. Den Kapwein ließen die Holländer, gleich nach ihrer Niederlaſſung auf dem Kap, aus Europa und Perſien kommen, es dauerte aber ſehr lange, ehe man Wein machen konnte, da man nicht Reben genug hatte. Endlich fiel ein Deutſcher darauf, die Reben durch Stecker zu vervielfältigen, welches ſo gut gelang, daß man bald ganze Diſtrikte mit Wein bepflanzte. Dieſe Stecker trugen ſchon im dritten Jahre ſo viele Trauben, als in Europa im fünften Jahre, und gegenwärtig iſt kaum eine Hütte auf dem Kap, die nicht ihre Weinſtöcke hat. Man hat verſchiedene Verſuche gemacht, Bourgogner, Champagner und andere edle Weine hier zu ziehen, welches aber immer fruchtlos abgelaufen iſt. Am beſten geräth, wegen der Aehnlichkeit des Klimas, der Levantiſche, Spaniſche und Kanariſche Wein, vorzüglich aber die Spaniſche rothe Muskattraube auf Conſtantia, die auch im eigentlichen Verſtande Kapwein genannt wird. Nach einigen Reiſebeſchreibern, welche das Kap beſuchten, ſoll dieſer Wein in Europa verfälſcht werden; denn in den beſten Jahren bringt der Weinberg nicht mehr als 60 Legger oder Ohm rothen und 90 Legger weißen Wein. Auf der Stelle koſtet die Flaſche zwei Gulden. Man unterſcheidet Groß- und Klein-Conſtantia von einander. Der Wein, den man von beiden zieht, iſt faſt von gleicher Güte, hat aber doch getrennte Anhänger. Auch das Getreide, beſonders der Weizen, giebt einen bedeutenden Ausführungsartikel ab, und dann die Wolle, da es Bauern oder Landleute giebt, die über 12,000 Schafe halten. Auch die Rindviehzucht wird hier ſtark betrieben; denn von dem Rindviehe findet man Herden zu 3000 Stück und darüber, und die Größe des Viehſtandes würde noch anſehnlicher geworden ſeyn, wenn die Koloniſten früher nicht ſo oft von den Kaffern beunruhiget worden wären, die viele Verwüſtungen an den Grenzen der Kolonie anrichteten, und

dienen. Die Zähne werden mit einem leichten Bei
geſchlagen, welches die Jäger immer mit ſich
nicht bloß zu dieſem Zwecke, ſondern auch, um
Bäume umzuhauen, die Honig enthalten; denn
ſie gleich nur Lebensmittel auf fünf oder ſechs Ta
ſich führen, ſo bleiben ſie doch oft mehrere Mon
Walde, wenn ſie glücklich ſind, wobei ſie denn ve
Fleiſche der Elephanten, die ſie ſchießen, oder ve
dem Honig leben. Das geſammelte Elfenbein,
dasjenige, was die Elephanten ſelbſt abgeworfen
als auch das von den erlegten Thieren, wird n
Eſel geladen und der Küſte zugeführt, wo es für
ſen und Munition ausgetauſcht wird. Einige v
Kaufleuten, die mit den genannten Waaren an di
kommen, um das Elfenbein einzutauſchen, han
einem Jahre oft vier bis fünf Eſelsladungen dav
Auch kommt mit den Sklavenkaravanen ſehr v
fenbein aus dem Innern Afrikas nach den Küſte
dort ſeinen Abſatz zu finden. Die Menge des
Küſten zuſammengehäuften Elfenbeins in dem ſü
Theile Afrikas, iſt nicht ſo beträchtlich, auch f
Zähne im Allgemeinen nicht ſo groß, als in den
Aequator näher gelegenen Ländern. Wenige de
wiegen mehr als 80 bis 100 Pfd., und im Durch
wird eine Barre Europäiſcher Waare einem
Elfenbein am Werthe gleich geſchätzt. — Der H
auf der Südſpitze Afrikas oder des Kapl
welches jetzt, wie ſchon oben angeführt worden, de
ländern gehört, iſt nicht unwichtig, da auch mehre
auf kultivirte Europäiſche Produkte in ſolcher
gewonnen werden, daß ſie Ausfuhrartikel abgeb
z. B. der Kapwein, Getreide, Wolle ꝛc. ꝛc. De
wein wird vorzüglich im Kapdiſtrikte gebauet; hier
im Weinbergsdiſtrikte Ober-Conſtantia der be
Conſtantiawein, welcher den Namen von einem L
hat, welches der Gouverneur van Stell unter

Französische Sprache sprechen, und dieses ist auch wohl natürlich, da sie bei dem täglichen Umgange mit den Holländern und andern Kolonisten, und wegen der mit ihnen gestifteten Heirathen nicht Gelegenheit haben, ihre Muttersprache zu reden. Eine Menge Südfrüchte und Sämereyen werden gleichfalls ausgeführt; dann auch Gummi, Salz, Geflügel, Federn, besonders Straußfedern, Gewächse, Mineralien, und eine Menge anderer Artikel des Fleißes. Die Ostindienfahrer pflegen sich hier besonders mit frischen Lebensmitteln zu versehen, daher findet auch das Fleisch einen guten Absatz. — Im Jahre 1822 betrug die Ausfuhe 2,737,096 und die Einfuhr 4,127,310 Rixdaler, die Kolonie hat daher im Handel immer noch herauszugeben; denn seit dem Jahre 1820 ist auch den andern Nationen, mit denen Großbritannien im Frieden lebt, der Handel dahin erlaubt. Der innere Verkehr ist nur geringe, und kann es überhaupt nur in einem Lande seyn, in dem noch so viele kulturlose Völker wohnen, die jede Handelsverbindung erschweren, und mit denen kein reeller Handel geschlossen werden kann, da sie mit ihren eigenen Produkten noch zu unbekannt sind, also erst die Europäer sie auf diejenigen Produkte aufmerksam machen müssen, die in ihrem Begehre liegen, oder die sie einzuhandeln wünschen. Diejenigen Artikel, worauf ihr Blick vorzüglich fiel, als Gold, Elfenbein ꝛc., suchten sie auch den Afrikanern bekannt zu machen, oder diese gewahrten die Begierde, mit welcher die Europäer nach solchen Artikeln verlangten, und brachten sie in solcher Menge herbei, als sie solche habhaft werden konnten. Hierauf beschränkt sich auch nur der Binnenhandel oder der Verkehr der Kolonien Südafrikas mit den Ureinwohnern, und auch der Ureinwohner mit den an die Küsten kommenden Schiffen. Nur die Europäer, Asiaten und die schon kultivirten Urbewohner Afrikas treiben einen regelmäßigen Handel mit den Fremden.

das Vieh raubten; denn noch am Ausgange des
Jahrzehens dieſes Jahrhunderts waren ſie im Oſt
Kolonie aufs Neue eingebrochen, und hatten groß
wüſtungen angerichtet, und nachdem ſie den zu Fr
unterhandlungen an ſie abgeſandten Landdroſte
Graaf-Reynett und neun ſeiner Begleiter ermord
ten, wurden ſie durch eine ſtarke Militairmacht m
ßem Verluſte über die Grenze zurückgetrieben, u
aus lauter Hottentotten beſtehende Kapregiment
zu ihrer Bewachung dort zurückgelaſſen. — Au
ſogenannte Wachsſtrauch, eine Mimoſenart
kultivirt, deſſen Beeren eine Art Wachs liefern, n
man eben ſowohl Lichte verfertigen kann, als a
Wachſe der Bienen. Die Engländer haben ſchon
der Regierung der Holländer Lichte in Menge a
ſem Wachſe nach England verführt. Der Strauch
im Sande, iſt erſt nicht beſonders geachtet worde
nur der daraus gewonnene Handelsartikel h
zu einer beſſern Kultur verholfen, ſo daß er jet
geachtet wird. Auch Honig wird viel ausgeführ
chen die Hottentotten auf den ſogenannten Honig
ſammeln, und an Koloniſten verkaufen. Die Hon
liegen nicht weit von dem Thale, wo ſich ein Th
Hugenotten nach ihrer Vertreibung aus Frankreich
dem Wiederrufe des Ediktes von Nantes, niederg
haben; denn auch hierher rettete ſich ein Theil
Unglücklichen, und gaben dem Thale den Nam
petite Rochelle, zum Andenken ihres Vaterland
dieſem die Liebe zu beweiſen, die ſie dennoch für
gen, wenn gleich daraus vertrieben und an der Si
Afrikas wohnend. Auch hier findet man die
des Fleißes, den dieſe Verfolgten überall, wo ſ
nahme fanden, bewieſen haben, und das Thal üb
alle anderen Gegenden an Fruchtbarkeit und Rei
la Caille, der die Nachkommen dieſer Flüchtlin
ſucht hat, bemerkt von ihnen, daß nur noch Wen

Benguela bis zum Kap Negro erſtreckt, mit mehreren kleinen Staaten. Der Porto de Moſſamedes iſt ein guter Hafen in der Negerbay, und Caconda, 52 Meilen ſüdöſtlich von Benguela, der entfernteſte Portugieſiſche Poſten im Südoſten. Das ganze Land, ſo weit es bekannt iſt, beſteht aus Thälern zwiſchen Bergen, die oft ganz ſteil und unerſteiglich ſind, bald ſpitzig zulaufen, bald oben große Flächen haben. Die Flüſſe verſiegen hier faſt alle in der heißen Jahreszeit, ſtehen nur in der Regenzeit mit dem Meere in Verbindung, und bilden oft unweit der Küſte ſalzige Lachen und Seen. Einen großen Theil des Landes bedecken Wäldungen, und die Küſten ſind meiſtens ſteil und gefährlich. Hier kommt nun der ſchon oben angeführte Strich der ganzen übrigen ſüdlichen Weſtküſte bis zum Fiſchfluſſe, nördlich vom Orangefluß. — Die ganze Südoſtküſte, von der Küſte Zanguebar bis zum heiligen Geiſtfluſſe, hat folgende bekannte Länder oder Staaten und Städte. 1) Auf der Küſte Zanguebar, vom Kap Delgado bis zur Küſte Ajan, findet man viele kleine Staaten, die ſonſt meiſtens von den Portugieſen abhingen, jetzt aber dem Imam von Maskate unterworfen ſind, worunter ſich beſonders auszeichnen: das Königreich Melinde, mit der Hauptſtadt gleichen Namens, in einer ſchönen Ebene an einer Bucht, mit einem Hafen. Die Stadt Mombaza, auf einer Inſel, die drei Meilen im Umfange hat, mit einem Hafen, ſteht unter einem Arabiſchen Fürſten, der ſich 1824 unter Brittiſchen Schutz begeben hat. Die Stadt Quiloa an der Mündung des Coavo, auf einer Inſel mit zwei Häfen, Hauptſitz des Sklavenhandels auf dieſer Küſte. Unweit der Küſte liegen die drei Cobras-Inſeln Zanzebar, Pemba und Monfia. Auf der erſten, der Hauptinſel, iſt ein Mohamedaniſcher Staat, deſſen Einwohner Arabiſcher Abkunft ſind, und unter einem Scheik ſtehen, der von dem Imam von Maskate ernannt

Landeseintheilung, Regierungen ꝛc. afrikas. Die Kongoküſte oder Niederg und die ganze Südweſtküſte hat folgende S 1) Loango, 3000 Quadratmeilen groß, n Haupt- und Reſidenzſtadt Loango oder Buali de ſchers, eine Meile vom Meere entfernt, und mit Einwohnern. Von dem Könige von Loango auch die Beherrſcher der nördlich gelegenen S St. Katharina, in der Nähe des Vorgebirges und Mayumba, das meiſtens mit Waldungen iſt, und der ſüdlich gelegenen Staaten Kakong Malemba, 200 Quadratmeilen groß, auf der ſeite des Zaire, mit dem Hafenplatze Malemb Malimba, wo die Europäer Faktoreyen habe Ngojo oder Cabenda ab. — 2) Kongo, Quadratmeilen groß, auf der Südſeite des Za auf der Nordſeite des Dande mit der Reſiden Hauptſtadt St. Salvator oder Kongo, mit 24,0 wohnern, welche einen beträchtlichen Handel treibe Portugieſen unterhalten daſelbſt Miſſionaire. zweite Stadt Pemba, am Fluſſe Loſe, hat 10,0 wohner. — 3) Angola, 1500 Quadratmeile Dieſes Reich wird durch den Dande von Kon durch den Koanza von Benguela getrennt. Die ſtadt darin iſt San Paolo de Loanda, mit 18,0 wohnern, worunter 3000 Europäer, und einem Sie iſt der Sitz des Portugieſiſchen Gouv — 4) Matamba oder Matemba, ein noch bekanntes Land, öſtlich von Angola, mit hohen gen und dichten Waldungen, worauf die Por zwei Handelsniederlaſſungen haben. — 5) Ben ein ſehr fruchtbares Land, ſüdlich von Angol mehreren Forts der Portugieſen, worunter St lipp de Benguela das wichtigſte iſt. Die d gende offene Stadt enthält 8000 Einwohner einen Hafen. — 6) Jaga-Caconda oder d liche Theil von Niederguinea, welcher

und das Kap Corrientes ist die südlichste Portugiesische Niederlassung. Das Reich Sofala wird von einem Könige beherrscht, der von den Portugiesen abhängt; die Unterthanen sind Araber und Bekenner des Islams; das Land ist reich an Gold und Elfenbein. Die Reiche Sabia, Inhambane, Biri und Manika sind wenig bekannt. Das Letztere ist sehr fruchtbar und reich an Erzen. Es ist der Hauptmarkt des Goldes im Innern, und liegt etwa zwanzig Tagereisen südwestlich von Sena. Die inneren Südafrikanischen Länder, die noch wenig bekannt sind, und von den vier großen Hauptvölkern, den Gallas, Schaggas, Kaffern und Hottentotten bewohnt werden, sind nur theilweise bekannt, und bestehen nur in Dörfern ꝛc., die unter Oberhäuptern der verschiedenen Stämme stehen. Was oben hier und da darüber gesagt worden ist, wird von diesen Völkern hinreichen, da man ihre Verfassung nicht kennt. — Die Südspitze oder das Kapland, welches ehemals den Holländern, jetzt Engländern gehört, mit acht Distrikten. 1) Der Kapdistrikt mit der Kapstadt, im südöstlichen Winkel der Tafelbay, auf einer von der Tafelbay und falschen Bay gebildeten Halbinsel, am Fuße des Tafel-, Löwen- und Teufelsberges, mit 19,000 Einwohnern, worunter 7076 Negersklaven. Der Englische Gouverneur wohnt hinter der Stadt, auf dem Abhange des Tafelberges. Die Stadt wird durch ein Kastell und mehrere Forts vertheidiget. Die Schiffe liegen in der Tafelbay und in der falschen Bay. In dem Weinbergsdistrikte Ober-Constantia wächst der schon oben erwähnte berühmte Constantiawein. Südlich von der Stadt, an der Simonsbay, liegt Simonsstadt, und im Norden der Kapstadt liegt Groenekloof, wo die Herrenhuter eine Mission haben. Zu diesem Distrikte gehört auch das nordwärts liegende Zwartland (schwarze Land), von der Farbe seines Bodens so genannt, welches ehemals einen eigenen Distrikt bildete.

— 2) Der Distrikt Stellenbosch, nach dem Gouverneur Simon von Stellenbosch so genannt, welcher ihn im Jahre 1670 anlegte, östlich vom Kapdistrikte, mit der kleinen Stadt Stellenbosch, die über 1000 Einwohner zählt, und Gnadenthal, einem Hauptorte der vereinigten Brüdergemeinde oder Herrenhuther, die daselbst über 1300 Einwohner zählt. Man theilte ehemals diese weitläuftigen Distrikte in vier engere, nämlich in das Hottentottische Holland, das Nadderjat, Bottelary, und Stellenbosch insbesondere, wovon der letzte Distrikt der fruchtbarste ist. Die Thäler sind mit Weingärten und Wiesen geschmückt, und die Berge liefern eine Menge Holz. — 3) Der Distrikt Zwellendam mit Kaledon, östlich an den Georgdistrikt gränzend, mit dem Hauptorte Zwellendam in einiger Entfernung vom Büffeljagdflusse und vom Kliprivier durchflossen, und die Unterlanddrostey Kaledon. — 4) Der Distrikt George, aus dem südlichen Theile des Distrikts Zwellendam gebildet, mit Georgetown, nordöstlich von der Muschelbay, vom Zwartrivier durchflossen. In diesem Distrikte hat man eine merkwürdige Stalaktitenhöhle entdeckt, mit Sälen, die mehrere hundert Fuß lang, hundert Fuß breit und siebzig Fuß hoch sind. — 5) Der Distrikt Tulbagh (jetzt Worcester), nebst Clan William, welcher den nordwestlichen Theil der Kolonie begreift, darin Tulbagh, Sitz des Landdrosten. Clan William ist eine am Elephantenflusse liegende Unterdrostey. — 6) Der Distrikt Graaf-Reynett mit Beaufort und Tarka, welcher den nordöstlichen Theil der Kolonie begreift. Darin der Hauptort Graaf-Reynett, vom Sonntagsflusse und von Bergen umgeben, in einer fruchtbaren Gegend, etwa 140 Meilen von der Kapstadt, mit 600 Einwohnern. — 7) Der Distrikt Uitenhage, der sich bis zum Sonntagsflusse erstreckt, mit dem Dorfe

Uitenhage, Sitz des Landdroſten, dem Dorfe Bethelsdorf, einer Miſſions-Anſtalt, nicht fern von der Algoabay. Fort Frederick, an der Algoabay, und Port Elizabeth, Hafen an der Algoabay, zum Sitze des Landdroſten beſtimmt. — 8) Der Diſtrikt Albany, ehemals Zurefeld, wird durch den Sonntagsfluß von Uitenhage, und durch den Keiskamma von dem Lande der Kaffern getrennt, mit Grahamstown, dem Sitze des Landdroſten, Bathurſt und Fredericksburg. — Die ehemalige Kolonie Drakenſtein, welche im Jahre 1675 angelegt worden, und in welcher das Thal mit der Franzöſiſchen Kolonie der Hugenotten, Franſchehök genannt, liegt, wie auch ſchon oben erwähnt worden iſt, und die Kolonie Waveren ſind unter die übrigen Diſtrikte vertheilt worden. — Die Regierungs-Verfaſſungen ſind in Südafrika größtentheils deſpotiſch, das heißt, in den Negerreichen, und zum Theil auch in den Reichen der Mohamedaner; ſonſt findet man auch in den Mohamedaniſchen Staaten die monarchiſche gemäßigtere Verfaſſung. Die reine Monarchie, wenn gleich nicht fleckenlos von einiger Deſpotie, findet man in den chriſtlichen Staaten; dann findet man die ariſtokratiſche, republikaniſche und die patriarchaliſche Regierungsform. Doch keine Form trägt hier das reine Gepräge, ſondern alle haben mehr oder minder allerhand Beimiſchungen, und keine möchte man ſo ganz frei von Deſpotismus nennen, welches in dem Urprinzipe roher oder kulturloſer Völker, ohne geordnete Verfaſſung und Geſetze, und in den mancherlei Eroberungen und in den Uſurpationen der Regierungsbewerber liegt, ſo daß man auch die Europäer, auf Verfaſſung und Geſetze bezogen, ganz anders in Afrika wiederfindet, als in Europa; denn man nahm, was man fand, mit auf, oder man ſuchte ſich doch durch unmenſchliche Härte den Weg zum Länderbeſitz zu bahnen, wodurch eine neue Deſpotie entſtand, um die ur-

wird, zu deſſen Gebiet die Inſel gehört. — 2) A
Küſte Mozambique, die ſich vom Kap De
bis zum Kuama, einem Mündungsarme des Z
erſtreckt, haben die Portugieſen einige Niederlaſſ
die ſich vom Kap Delgado bis zum Fluſſe Inh
erſtrecken, und einen Raum von 13 Grad an de
begreifen. Dann iſt hier der Staat Mongall
Arabern, die ſich zum Islam bekennen, be
die einen anſehnlichen Handel mit Gold treiben.
Inſel Mozambique, ¼ Stunde von der Küſt
auf die Hauptſtadt gleichen Namens, in der der
gieſiſche Gouverneur von allen Beſitzungen Oſt-A
ſeinen Sitz hat; ſie hat über 3000 Einwohner
feſten und ſichern Hafen, hat aber ihre Wichtigk
Handelsplatz verloren. Hinter Mozambique, na
Innern zu, iſt das Land der Makuas, eines a
len ſehr mächtigen Stämmen beſtehenden Nege
welches ſich ſüdlich bis an die Mündung des Z
erſtreckt, und oft Einfälle in das Portugieſiſche
gebiet macht. — 3) Auf der Küſte Sena auch
fala, vom Zambeſe bis zum heiligen Geiſtfluſſe,
ſich weit in das Innere erſtreckt, ſind folgende St
1) Monomotapa, ein 7000 Quadratmeilen
fruchtbares, von Negern bewohntes Reich, welch
beiden Seiten des Gebirges Lupata und an dem
beſe liegt, mit der Hauptſtadt Zimbaoë, Reſid
Königs, funfzehn Tagereiſen weſtlich von Sofa
vierzig von Sena. An dem Fluſſe Zambeſe liege
die Portugieſiſchen Niederlaſſungen: Sena, ein
2000 Menſchen bewohnte Stadt, mit einem
Forte; Tete oder St. Jago und Quilima
2) Sofala, mit dem Flecken Sofala, welche
Hafen und ein Portugieſiſches Fort hat, in eine
fruchtbaren Gegend. Zu Inhambane un
Corrientes haben die Portugieſen zwei kleine
welche, um Elfenbein zu ſammeln, unterhalten

mann) wohl richtig bemerkt, und befördert dadurch ihren Untergang über lang oder kurz, je nachdem der Druck laſtet. Dieſes bietet ſich dar, wenn man die deſpotiſchen Staaten Afrikas, und ihren tief geſunkenen Zuſtand überblickt, beſonders ſeitdem uns ihre Geſchichte bekannt iſt. Monarchiſche Staaten mit gemäßigter Verfaſſung findet man in den kleinen Mohamedaniſchen Staaten auf der Südoſtküſte. Monarchiſch-deſpotiſch-ariſtokratiſche oder an Anarchie grenzende, unbeſtimmte Regierungsformen findet man in den Staaten der Gallas und Schaggas. Ariſtokratiſche Staaten findet man auf Zanguebar und in einigen andern Ländern. Die patriarchaliſche Regierungsform findet man unter den Kaffern, wo auch monarchiſche Regierungsformen vorkommen, und unter den Hottentotten, welche ihre Oberhäupter oder Vorſteher haben. Die Europäiſche Regierungsformen in den Beſitzungen und Niederlaſſungen der Europäer. — Um die Regierungsformen aufrecht zu erhalten, findet man mancherlei Einrichtungen, die in den monarchiſchen Staaten vorzüglich in einer Militairmacht beſteht, die aus Negern gebildet wird. Wo ein mächtiger Fürſt regiert, der Lehnsfürſten hat, da müſſen dieſe noch ein gewiſſes Hülfskorps bei ausbrechenden Kriegen oder Aufruhr der Unterthanen ꝛc. ſtellen, welches auch aus Negern zuſammengeſetzt iſt. Man hat auch ſtehende Milizen. In einigen Staaten iſt die ganze Nation bewaffnet, welches man ſowohl in vielen Negerſtaaten, als auch bei den Kaffern und Hottentotten findet, ſo daß Alle bei irgend einem Ueberfalle von einem andern Stamme bewaffnet ihm entgegen ziehen können, welche Waffen in Bogen und Pfeilen beſtehen. Auf dem Kap hat man auch aus den Hottentotten Regimenter gebildet, welche die Grenzen bewachen müſſen. — Die Einkünfte der verſchiedenen Regierungen laſſen ſich hier nicht beſtimmen, das heißt, bei den Negern und Mohamedanern, weil hier die Abgaben ganz willkühr-

— 2) Der Distrikt Stellenbosch, nach dem verneur Simon von Stellenbosch so ge welcher ihn im Jahre 1670 anlegte, östlich von distrikte, mit der kleinen Stadt Stellenbos über 1000 Einwohner zählt, und Gnadenth nem Hauptorte der vereinigten Brüdergem oder Herrenhuther, die daselbst über 1300 Einn zählt. Man theilte ehemals diese weitläuftigen D in vier engere, nämlich in das Hottentottische land, das Nadderjat, Bottelary, und St bosch insbesondere, wovon der letzte Distrikt der barste ist. Die Thäler sind mit Weingärten und sen geschmückt, und die Berge liefern eine Menge — 3) Der Distrikt Zwellendam mit Kaledo lich an den Georgdistrikt gränzend, mit dem Ha Zwellendam in einiger Entfernung vom Büff flusse und vom Kliprivier durchflossen, und die Unt drostey Kaledon. — 4) Der Distrikt Ge aus dem südlichen Theile des Distrikts Zwelle gebildet, mit Georgetown, nordöstlich von de schelbay, vom Zwartrivier durchflossen. In diese strikte hat man eine merkwürdige Stalaktitenhöh deckt, mit Sälen, die mehrere hundert Fuß lang, h Fuß breit und siebzig Fuß hoch sind. — 5) Der T Tulbagh (jetzt Worcester), nebst Clan Wil welcher den nordwestlichen Theil der Kolonie b darin Tulbagh, Sitz des Landdrosten. Clan liam ist eine am Elephantenflusse liegende Untert — 6) Der Distrikt Graaf-Reynett mit T fort und Tarka, welcher den nordöstlichen der Kolonie begreift. Darin der Hauptort G Reynett, vom Sonntagsflusse und von gen umgeben, in einer fruchtbaren Gegend, 140 Meilen von der Kapstadt, mit 600 E nern. — 7) Der Distrikt Uitenhage, b bis zum Sonntagsflusse erstreckt, mit dem

hatte. Die übrigen Kollegia hatten immer ein Glied des hohen Raths in ihrer Mitte. Die Engländer haben die Holländiſche Verwaltung nach der ihrigen abgeändert, und darauf jede mögliche Verbeſſerung verwandt, ſowohl in der Stadt, als auf dem platten Lande; ſie haben die Beſoldungen der Beamten anſehnlich erhöhet, die Zahl der Diſtrikte und Dikaſterien vermehrt, eine Landesgerichts-Kommiſſion ernannt, die alljährlich die ganze Kolonie durchreiſet, um alle Prozeſſe an Ort und Stelle zu ſchlichten; ſie haben Magazine an den Küſten angelegt, und eine regelmäßige Küſtenfahrt eingerichtet; den Werth und Kredit der ausgeführten Produkte, beſonders des Weins, durch zweckmäßige Maaßregeln zu heben geſucht, und überhaupt die mehrſten Vorſchläge zur Beförderung des Wohls der Kolonie in Ausführung gebracht, die ſchon von der vorhergehenden, der Holländiſchen, Regierung entworfen waren, aber aus Mangel an Mitteln (Geld, Schiffen, Handel) nicht ins Werk gerichtet werden konnten. Die Kolonie befindet ſich unter der Engliſchen Regierung im ziemlich blühenden Zuſtande; denn der große Verkehr mit anlegenden Schiffen bringt mehr baares Geld in Umlauf, als ehemals, dennoch ſteht das Kapiſche Papiergeld nicht viel beſſer, als zu den Zeiten der Holländer, und verliert noch immer ein Anſehnliches gegen Gouvernements-Wechſel oder Sterling-money. Der Gouverneur Sir John Francis Craddok vereinigte in ſich die Perſon eines Militair- und Civil-Chefs, da ſein Vorgänger, Lord Caledon, nur Civilgouverneur war, und ſich die allgemeine Liebe der Unterthanen erwarb. Der eben genannte Lord rüſtete auch im September des Jahres 1808 eine Expedition unter dem Kapitain Donavan und dem Dr. Cowen aus, um den Landweg nach Moſambique zu ſuchen, ſie verunglückte aber. Von den Reiſenden erhielt man keinen Bericht, ſeit ſie die Grenzen der Kolonie verließen; es wurden daher ſpäterhin

terjochten Völker in Unterwürfigkeit um so mehr
halten, da sich in ihnen noch der angeborne Frei
sinn im Nomadenleben, oder in der nur ihnen eigent
lichen Verfassung regte, welche Eigenschaften sie
in der ihnen aufgedrungenen Knechtschaft fanden,
ner neuen ihnen auferlegten drückenden Arbeit, um
Unterdrücker zu bereichern, wozu sich nun auch der
schenhandel gesellte, der natürlich die Despotie ste
mußte; denn wo der Mensch mit seinem eigenen
schlechte Handel treibt, wo können da menschliche
fühle aufrecht erhalten und bewahrt werden; sie ve
ten und verschwinden, besonders bei Leuten, deren
ziehung von Jugend auf hart war, und denen Rel
und Tugend gleichgültige Dinge sind. Dieses bet
uns auch die Geschichte aller Eroberungen in de
dern Welttheilen, wie z. B. die Eroberung Mexiko
Die Staatsverfassung der Südafrikanischen Völker
sich daher nach dem Grunde der Kultur ihrer Be
ner: da wo Mauren, naturalisirte Araber, wohnen
sie despotisch nach Asiatischem Schnitte; wo Neger
nen, findet man eine Menge kleiner Despoten, St
ohne Gesetze, wo nach Willkühr regiert wird; wo
ferische und andere Hirtenvölker umherziehen, da
patriarchalisch, jedoch nach einem eigenen Zusch
nicht wie bei den nomadisirenden Beduinen; wo Bo
ren hausen, da herrscht die höchste Despotie, mit A
chie vermischt, und wo die Europäer sich festgesetz
ben, da herrscht eine geregelte monarchische, jedoc
gennützige Regierungsform. Die monarchische R
rung in despotischer Form findet man auf der
Kongo in mehreren Reichen, dann auch auf der
ostküste: hier auf Zanguebar und Mozambique; kle
despotische Staaten: die Negerstaaten in Niedergu
und auf der Küste Sena oder Sofala. Der Desp
mus bleibt sich in allen diesen Staaten gleich; er
sie bis auf das Mark aus, wie ein Schriftsteller (

dieſe Summe ſogleich. Das Miſſionsweſen iſt in Flor, und die Zahl der Miſſionaire nimmt immer mehr zu. Unter den in der Kapſtadt ſich aufhaltenden Miſſionairen befinden ſich auch Schüler aus der Miſſionsanſtalt in Berlin. In dem zweiten Decennium des jetzigen Jahrhunderts zeichnete ſich beſonders unter denſelben ein gewiſſer Saſſe, Schüler des verſtorbenen verdienſtvollen Predigers Jänicke in Berlin aus. Die wichtigſten Poſten für die Miſſionaire in der Kapkolonie ſind jetzt, außer der Hauptſtadt: Stellenboſch, Grünekloof, Paarl, Gnadenthal, Bethelsdorf, Enon und Theopolis. Im Norden der Kapſtadt ſind daher an Miſſionsgeſellſchaften thätig, um die Hottentotten und Kaffern zu bekehren: die Londoner, die Methodiſten, die Brüdergemeinde, und die faſt ausſchließlich hierher gerichtete Rheiniſche Miſſionsgeſellſchaft. Es ſoll nirgends das verdienſtvolle Streben der Miſſionaire ſo allgemein anerkannt werden, als hier; auch wirken die Miſſionaire ſo ganz im Sinne einer rohen Völkerſchaft mit der Bibel und mit dem Pfluge, welches beides vereint nicht wirkunglos iſt, und hier ſchon reiche Früchte gebracht hat. Mehrere Ortſchaften im Norden des Kaplandes, wie Pella, Bethanien, Lilienquelle, Khamisberg ꝛc. im Lande der Namaquas, Neulittaku und Mobati im Lande der Beetjuanen, Griquatown, Philippopolis und Campbell bei den Griquas, Chumie und Wesleyville im Kafernlande, Klarwater bei den Koranas, ſind Miſſionsniederlaſſungen. — Einige Krankheitsereigniſſe beunruhigten auch die Kolonie, worunter die Pocken gehörten, die beſonders in den Jahren 1811 und 1812 graſſirten, obgleich die Schutzblatternimpfung ſchon im Jahre 1803 eingeführt ward. Dieſe Epidemie wurde durch Portugieſiſche Sklavenſchiffe eingeführt; ſie raffte viele Menſchen fort. Man konnte dieſes damals nur der Nachläſſigkeit zuſchreiben, daß man die Blatternimpfung nicht mit mehr Nachdruck betrieb, welches

lich ſind, auch ſich die Fürſten und Oberhäupte
dem Handel ꝛc. ſelbſt beſchäftigen. Die Einkünfte,
die Portugieſen von Angola beziehen, betrugen im
1819 an 413,000 Fl., davon der größte Theil von
Zolle der ausgeführten Negerſklaven erhoben ward,
nach Braſilien gehen, und die Ausgaben 334,00
Die Einkünfte von Benguela machen etwa 87,00
aus. Die Einkünfte der Engländer auf dem Kap
beliefen ſich im Jahre 1820 auf 1,463,510, u
Ausgaben auf 1,249,900 Rixdaler. — Ueb
Staats-Verwaltung der verſchiedenen
Südafrikas läßt ſich auch nichts Beſtimmtes mitth
Da wo die Europäer ſich niedergelaſſen haben, ha
Nation die Staatsverwaltung ihres Landes mi
verſchiedenen Modifikationen, welche Gewohnhei
Sitten der Völker dieſes oder jenes Landes bedi
einzuführen geſucht. So haben die Portugieſen a
Küſte Kongo ihre Staatsverwaltung da einzuf
geſucht, wo ſie die Länder unter ihre Herrſchaft
ten; ſo die Engländer und Holländer auf dem K
ihrige. Die Holländer führten auf dem Kap ach
richtshöfe ein, unter welche Alles, was zur
rung gehört, vertheilt worden. Dieſe waren: der
Rath, das große Juſtizkollegium, das kleine Juſ
legium, das Ehegericht, die Waiſenkammer, das
ſiſtorium, das bürgerliche Gericht, und die Krieg
ley. Der große Rath beſtand aus dem Gouverneu
acht der vornehmſten Bedienten der Kompagnie.
ſer Rath repräſentirte die Generalſtaaten und die
pagnie; er war daher befugt Krieg und Frieden m
Hottentotten und Kaffern zu ſchließen, und Alles,
Händel, Seefahrt und Sicherheit der Kolonie b
nach Gutdünken einzurichten. Jedem Gliede dieſe
hen Rathes wurden, ſo oft es ins Fort kam, die
tairiſchen Honneurs gemacht, eine Ehrenbezeugun
dieſes Kollegium vor allen andern Perſonen v

Uebereinkunft alle Tage, dann aber nur acht Stunden täglich arbeiten. Für die Hausneger ward der Lehrlingstermin auf zwei Jahre früher abgekürzt, als bei den Ersteren, theils weil sich die letztere Einrichtung für die Hausneger nicht treffen ließ, theils weil diese durch den Umgang mit dem Herren zur Freiwerdung schon besser vorbereitet waren. Mit diesem Emancipationsprinzipe und dieser Humanität auf die Sklaven konnten sich nun die Holländer gar nicht befreunden, um so weniger, da sie dadurch ihre Einkünfte geschmälert sahen, indem ihnen die Neger nicht mehr so viel arbeiteten, wie früher, und sie auch, wenn sie die ihnen vorgeschriebenen Strafungsrechte der Neger geltend machen wollen, zu viel Zeit verlieren; denn es ist oft vorgekommen, daß ein Grundbesitzer, der von einem Sklaven wegen harter Behandlung verklagt worden, sich nach der neuern Einrichtung wöchentlich mehrmals eine halbe Tagereise weit zum Richter begeben mußte, und die Klage doch damit endete, daß der Sklave abgewiesen wurde, mithin ging viel Zeit verloren. Auch das Umschaffen zu freien Arbeitern soll manche Schwierigkeiten haben, da der Arbeitseifer sehr nachläßt; denn eine zweijährige Erfahrung hat bewiesen, daß die Produktion der Kolonie abgenommen hat. Auch hat Amerika dieses deutlich durch diejenigen Staaten bewiesen, welche noch Sklaven nach den alten Grundsätzen besitzen, gegen diejenigen, wo sie emancipirt worden sind; denn die Letzteren können mit den Ersteren nicht mehr in Hinsicht der Produkte und des Preises concurriren; denn obgleich die Neger nach den ersten Tagen, welche dem Genusse der neuen Freiheit gewidmet waren, ziemlich allgemein zur Arbeit zurückkehrten, und sich in den Plantagen verdangen, so haben sie doch weniger anhaltend gearbeitet, und durch Wechsel des Dienstes und Schwierigkeit bei ihren Forderungen Unterbrechungen verursacht. Manche sind auch, obgleich durch eigene Schuld, in Noth und dahin gekommen, sich

auf Erſuchen des Gouverneurs an die Portugieſi
Befehlshaber zu Moſambique von dort aus einige
ſonen zur Aufſuchung der Unglücklichen ausgeſandt,
nach einer Nachricht, die man vom Kap erhielt, h
dieſe in Erfahrung gebracht, daß Donavan und
wen mit ihrem Gefolge glücklich bis in das Gebi
nes Königs, nicht weit von dem Ziele ihrer Reiſe,
gedrungen, auch anfangs freundlich aufgenommen, l
aber plötzlich gefangen genommen, und nach einer
von Prozeß hingerichtet worden ſeyen. Nur drei
ſonen hätten das Leben unter der Bedingung erha
um den König den Gebrauch des erbeuteten Schi
wehres zu lehren, dieſe hätten ſich aber durch die F
gerettet, ſeyen aber nicht wieder gefunden worden,
wahrſcheinlich auch zuletzt ein Opfer ihres Unter
nungsgeiſtes geworden. Auch Burchell, ein E
ſcher Botaniker, reiſete ins Innere Südafrikas,
aber auch ſeinen Plan, bis Benguela vorzudringen,
geben müſſen, und war von dem Lande der Beetju
wieder nach der Kapſtadt zurückgekehrt. — Die h
gen Erdbeben oder vielmehr Erderſchütterungen, b
ders in den Jahren 1809, 10 und 11, die faſt wöch
lich die Bewohner der Kapſtadt bei ſtiller klarer
aber unter einem donnerähnlich rollenden heftigen
töſe in der Luft in Schrecken ſetzten, haben ſich
und nach wieder verloren, allein der Pietismus ſoll
dieſer Zeit ſehr zugenommen haben. Die Mitgl
der Lutheriſchen Gemeinde, meiſtens Deutſche,
Leute, die vor der allgemeinen Frömmeley ſich zu
wahren ſuchten, ſollen viele gegenſeitige Anhäng
keit und Enthuſiasmus für ihre kirchlichen Angele
heiten zeigen. So hat ein einzelner Mann auf
alleinigen Koſten ſchon vor mehreren Jahren die K
neu ausbauen und würdig verſchönern laſſen, die
dern unterſchrieben in Zeit von zehn Tagen 40,
Gulden zum Ankaufe einer neuen Orgel, und bezal

einer neuen von ihnen begründeten Stadt Peter-Moritzburg, in der Nähe von Port Natal an der Ostküste, auf, theils haben sie sich nach diesem selbst gewandt. Das Port Natal ist eigentlich eine Englisch-Amerikanische Niederlassung, die bisher sehr vernachläßiget wurde, jetzt aber theils durch den Zuwachs an Bevölkerung, theils dadurch sehr wichtig werden kann, daß die Portugiesische Faktorey in Delagoa zu Ende des Jahres 1836 von den benachbarten Stämmen zerstört ist, und sich nach jener leicht der ganze Handel zwischen Sofala und dem Kap hinziehen dürfte. Für die Kapkolonie, die immer nur sehr unmerklich in ihrer Erhebung Fortschritte gemacht hat, soll dieser Verlust an Menschen sehr fühlbar seyn. Man glaubt, daß bei dem Gelingen des Unternehmens noch viele Holländer ihren Vorgängern folgen werden, und um so mehr, da die Auswanderungen im Kleinen noch ununterbrochen fortdauern. Die Englischen Einwohner aus Port Natal haben sich seit dem Anzuge der Holländer nach der Kapkolonie zurückgewandt. Woraus gleichfalls hervorgeht, daß die Engländer mit den Holländern auf keinem freundschaftlichen Fuße auf dem Kap stehen.

Von den Südafrikanischen Inseln sind hier zu bemerken, auf der südöstlichen Seite: die Insel Madagaskar, die größte Afrikanische Insel, in der Landessprache Madecasse oder Madegasse genannt, die durch den Kanal von Mozambik vom festen Lande getrennt wird. Sie ist 225 Meilen lang, 16 breit, enthält 10,500 Quadratmeilen, und wurde im Jahre 1506 von den Portugiesen zuerst entdeckt, welche sie die Insel St. Lorenz nannten. Die Franzosen, welche späterhin, in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, dahin gelangten, nannten sie die Dauphins-Insel (Isle Dauphine); sie setzten sich jedoch erst im Jahre 1665 darauf fest, nach mehreren vorhergegangenen mißlungenen Versuchen, und hauptsächlich bei der

jetzt abgeholfen iſt, da man für eine allgemeine
breitung dieſer Schutzwehr geſorgt hat. — Die
wanderungen der Holländer aus der Kapk
ſeit der Engliſchen Beſitznahme, und beſonders i
letztern Zeit, ſollen ihren Grund in dem eingefü
Verwaltungsſyſteme der Engländer hinſichtlich der
ven haben, die nicht nur nach ihrem Koloniſations
ſteme glimpflicher behandelt werden ſollen, ſondern
ſeit dem 1ſten Dezember des Jahres 1836 eman
worden ſind. Schon am 28ſten Auguſt des J
1833 wurde in England das Geſetz erlaſſen, nac
chem am 1ſten Auguſt des Jahres 1834 alle Sk
in ſämmtlichen Kolonien für frei erklärt wurden
für die Pflanzer wurde die Summe von 20 Mill
Pfd. Sterling als Entſchädigung beſtimmt. Im
lande befanden ſich damals 38,427 Sklaven, w
die amtliche Zählung beſtimmte, nach welcher da
darauf fallende Antheil von den 20 Millionen de
ſchädigungsſumme berechnet werden ſollte. Die Er
pation der Sklaven auf dem Kap erfolgte erſt im
1836, wie ſchon oben angeführt worden. Auch
noch nicht vollkommene Freiheit, ſondern erſt ein
telzuſtand, eine Lehrlingszeit eintreten, nach dem
ſtehen derſelben ſollten ſie zu ihrer vollkommenen
heit gelangen, während dieſer Zwiſchenzeit, in w
ſie für ihre Herren nach wie vor noch arbeiten m
hatte dieſer jedoch die Verpflichtung übernommen
an ein Grundſtück gebundene Arbeiter von den
zu vertreiben, auch keine Familie, Mann und Fra
tern und Kinder, von einander zu trennen, und
Strafe zu verfügen, ohne eine eingeholte Beſtim
des von der Krone angeordneten Magiſtrats.
unterſchied bei dieſer Einrichtung die Feld- oder
tagen-Neger von den Hausnegern. Die Felt
die bisher alle Tage gearbeitet hatten, ſollten nu
Tage für ſich haben, oder auch je nach Wah

Uebereinkunft alle Tage, dann aber nur acht Stunden täglich arbeiten. Für die Hausneger ward der Lehrlingstermin auf zwei Jahre früher abgekürzt, als bei den Ersteren, theils weil sich die letztere Einrichtung für die Hausneger nicht treffen ließ, theils weil diese durch den Umgang mit dem Herren zur Freiwerdung schon besser vorbereitet waren. Mit diesem Emancipationsprinzipe und dieser Humanität auf die Sklaven konnten sich nun die Holländer gar nicht befreunden, um so weniger, da sie dadurch ihre Einkünfte geschmälert sahen, indem ihnen die Neger nicht mehr so viel arbeiteten, wie früher, und sie auch, wenn sie die ihnen vorgeschriebenen Strafungsrechte der Neger geltend machen wollen, zu viel Zeit verlieren; denn es ist oft vorgekommen, daß ein Grundbesitzer, der von einem Sklaven wegen harter Behandlung verklagt worden, sich nach der neuern Einrichtung wöchentlich mehrmals eine halbe Tagereise weit zum Richter begeben mußte, und die Klage doch damit endete, daß der Sklave abgewiesen wurde, mithin ging viel Zeit verloren. Auch das Umschaffen zu freien Arbeitern soll manche Schwierigkeiten haben, da der Arbeitseifer sehr nachläßt; denn eine zweijährige Erfahrung hat bewiesen, daß die Produktion der Kolonie abgenommen hat. Auch hat Amerika dieses deutlich durch diejenigen Staaten bewiesen, welche noch Sklaven nach den alten Grundsätzen besitzen, gegen diejenigen, wo sie emancipirt worden sind; denn die Letzteren können mit den Ersteren nicht mehr in Hinsicht der Produkte und des Preises concurriren; denn obgleich die Neger nach den ersten Tagen, welche dem Genusse der neuen Freiheit gewidmet waren, ziemlich allgemein zur Arbeit zurückkehrten.

in ihr früheres Verhältniß zurück zu wünſchen. hin wird ſich dieſes Mißverhältniß erſt ſpäter au chen, wenn die Noth die freien Neger zu einer emf Arbeit zwingt. Die Holländer ſcheinen einen ſ Zeitpunkt auf dem Kap aber nicht abwarten zu w deshalb haben ſchon oft Auswanderungen aus de lonie Statt gefunden, und erſt kürzlich eine bedeu die noch immer fortdauern ſoll, bei folgender Ver ſung. Es ward nämlich im Jahre 1836 ein Krie den Kaffern beendiget, und dieſe traten nun im Fri ſchluſſe ein Gebiet jenſeits des Orangefluſſes an Theil der Kolonie-Bewohner, ſämmtlich Holl ab, und dieſer Theil ſollte den Namen Provinz laide erhalten, als aber der Bericht davon nach don kam, verweigerte der Staatsſekretair der Kr Lord Gleneley, wegen der Ungerechtigkeit des ges, dieſem Frieden die Ratifikation, und befah Zurückziehen der bereits übergeſiedelten Koloniſten. verſagten aber die Rückkehr, und vereinigten ſi Andern, die ſchon früher die Grenze überſchritte ten, und mit dieſen zuſammen, 10 bis 11,000 S nach Andern 20,000, Frauen und Kinder mit ein net, ſtark, wählten ſie ſich einen Anführer, un Wahl fiel auf einen Bauer von Winterberg, P Retief, der den Namen Gouverneur der verei Auswanderer annahm, und unternahmen nun, deſſen Leitung, um ſich ein neues Vaterland zu f einen abentheuerlichen Zug nach Norden, und dan Oſten, auf dem ſie nur dadurch der Aufreibung e gen, daß ſie ſich an die, gegen den mächtigen K ling Moſelikatſi empörten Kaffernſtämme an ſen; ſie wurden aber dennoch mehrere Male geſc und faſt vernichtet. In den darüber erſchienenen N ten wird ſowohl ihr heldenmüthiges Benehmen a als auch ihre Kämpfe, in denen auch ihr Anführe tief blieb. Die Uebriggebliebenen halten ſich th

[illegible] theils durch den Zuwachs an Bevölkerung, theils dadurch sehr wichtig werden kann, daß die Portugiesische Faktorey in Delagoa zu Ende des Jahres 1836 von den benachbarten Stämmen zerstört ist, und sich nach jener leicht der ganze Handel zwischen Sofala und dem Kap hinziehen dürfte. Für die Kapkolonie, die immer nur sehr unmerklich in ihrer Erhebung Fortschritte gemacht hat, soll dieser Verlust an Menschen sehr fühlbar seyn. Man glaubt, daß bei dem Gelingen des Unternehmens noch viele Holländer ihren Vorgängern folgen werden, und um so mehr, da die Auswanderungen im Kleinen noch ununterbrochen fortdauern. Die Englischen Einwohner aus Port Natal haben sich seit dem Zuzuge der Holländer nach der Kapkolonie zurückgewandt. Woraus gleichfalls hervorgeht, daß die Engländer mit den Holländern auf keinem freundschaftlichen Fuße auf dem Kap stehen.

Von den Südafrikanischen Inseln sind hier zu bemerken, auf der südöstlichen Seite: die Insel Madagaskar, die größte Afrikanische Insel, in der Landessprache Madecasse oder Madegasse genannt, die durch den Kanal von Mozambik vom festen Lande getrennt wird. Sie ist 225 Meilen lang, 16 breit, enthält 19,500 Quadratmeilen, und wurde im Jahre

Landſpitze Ditapere, an der ſüdöſtlichen Küſte an
Hafen (Anse Dauphine), zu deſſen Bedeckung ſi
Schanze (Fort Dauphine) anlegten; auch hatt
noch Etabliſſements zu Galamboule an der Ba
tongil, und auf der nahe liegenden kleinen Inſe
Marie, die ſie aber nach und nach wieder verl
woran die ſchlechte Verwaltung ihrer Beamten S
geweſen ſeyn ſoll. Im Jahre 1670 zogen ſie ga
und diejenigen Franzoſen, die noch darauf zurückbl
wurden zwei Jahre darauf ſämmtlich von den E
bornen umgebracht. Im achtzehnten Jahrhundert
dem Jahre 1755 bis 1786, machten die Franzoſe
der einige Verſuche zu Etabliſſements, die aber
dauernden Erfolg hatten, ſelbſt die neueſten beſchr
ſich nur auf die kleine in der Nähe gelegene Inſel
rie, die ſie ſchon früher beſaßen. Auch die Eng
beſuchten dieſe Inſel und legten mehrere Faktore
der Bay St. Auguſtin an; ſo auch die Holl
welche ſich in der Bay von Antongil oder Mang
niederließen, allein beide Völker konnten ihre Be
gen bis auf die neueſte Zeit nicht behaupten, den
vom Könige Radama in neueſter Zeit geſtiftete
der Howas, welches beinahe die ganze Inſel un
und wo ſchon durch die Engliſchen Miſſionaire
tung und Chriſtenthum Eingang gefunden, iſt dur
Thronbeſteigung ſeiner Gemahlin, nach ſeinem
Herrſchers, Tode, 1828, wieder auf den alten Fu
rückgekehrt; denn im Jahre 1835 wurde ein ſtr
Verbot gegen das Chriſtenthum erlaſſen, und die
liſchen Miſſionaire verwieſen; ein Gleiches geſcha
her mit den Franzöſiſchen Miſſionairen, denen es
nicht glücken wollte, das Chriſtenthum einzuführ
viel Mühe ſie ſich auch gaben. Bis jetzt hat daher
Europäiſche Macht dort feſten Fuß faſſen könner
dieſe Inſel iſt von dieſer Herrſchaft frei geb
Selbſt die Anträge zu einem Handelsbündniſſe, 1

Benzöe, Zucker, Tabak, weißem Pfeffer, Ingber, Safran, Baumwolle, Palmöl, Salpeter, Schwefel, Steinkohlen, Farbeerden ꝛc., wofür sie Gewehre, Pulver, bemalte Leinwand, Quincailleriewaaren, Kramwaaren, Glaswaaren, Branntwein ꝛc. eintauschen. — In Hinsicht der Wissenschaften und Künste gilt hier dasjenige, was schon oben bemerkt worden. Ihre Sprache kommt sehr mit der Arabischen überein, und es scheint daher, daß die auf dieser Insel sich niedergelassenen Araber Einfluß darauf gehabt haben; auch schreiben sie mit Arabischen Schriftzeichen auf Papier, welches aus Holzrinde besteht. Sie beschäftigen sich mit der Astrologie, und wollen durch Berechnungen die Zukunft vorhersagen. — Vor der Unterwerfung des größten Theils dieser Insel unter einem Regenten, standen die Madagassen unter Oberhäuptern, Dian genannt, welches so viel als Herr, in der Deutschen Sprache bedeutet. Um seine Würde zu behaupten, hatte er Sklaven und Herden. Seine Stelle war erblich, und wenn er ohne Nachkommen starb, so gehörte sie nach dem Gewohnheitsrechte dem Aeltesten seiner Beamten. Einige von diesen Beamten, die das Oberhaupt selbst wählte, machten seinen Rath aus, da aber die mehrsten derselben in die Dörfer gingen, um Ruhe darin zu erhalten und Recht zu sprechen, so konnte er keinen Krieg ohne ihre Zustimmung unternehmen, noch ihn anders ohne die Zustimmung und Beisteuer seines Volkes führen. In der Landschaft Anossi, in deren Nähe das Fort Dauphin, welches zu dieser Landschaft gehört, und die kleine Insel St. Marie liegt, wo sich die Araber vor einigen Jahrhunderten niedergelassen haben, und daselbst, obgleich in geringer Anzahl, die Oberhand gewannen, hatten auch diese ihre Fürsten, die sich unaufhörlich einander bekriegten, indessen waren sie eins, sobald sie gegen die Oberhäupter von den übrigen Theil der Insel oder gegen die Eingebornen Krieg führten, da diese immer einen großen Haß

ſen, gehören: der Froraha, welcher einen wohlri
den Balſam liefert; der Harame, von dem das G
Tachamacha kommt; der Ravendſara, deſſen
und Mark den Geſchmack der Gewürznelken habe
Sandrahabaum, deſſen Holz ſchwärzer als
holz und glatt wie Horn iſt; der Ravenbaum
das Indiſche Blumenrohr, von dem Alles benutzt
Die Weiden ſind vortrefflich, und deshalb giebt e
auch gutes Nutzvieh. — In Hinſicht des Thierre
findet man hier zahlreiche Herden von Rindvie
Schafen, das Erſtere von vorzüglicher Eigenſcha
gen der herrlichen Weiden; dann mehrere andere T
mit Ausnahme der Raubthiere; auch giebt es ve
denes Geflügel. Das Mineralreich liefert Gold,
ber, Eiſen, Edelſteine ꝛc. — Die Zahl der Einwo
Madegaſſen oder Malgaſchen genannt, ſo
auf drei Millionen belaufen; ſie ſind zum Theil F
anbeter, zum Theil bekennen ſie ſich zum Islam,
nicht zu dem reinen, ſondern zu einer Art deſſelben.
weit die chriſtliche von den Miſſionairen verbreitete
gion wirklich Eingang gefunden hat, das heißt, Ve
und Herz durch ſie erleuchtet und erwärmt worden
iſt nicht bekannt, aller Wahrſcheinlichkeit nach wi
Einfluß bei den Bekehrten dazu nicht groß geweſe
und ſich daher auch ſehr bald wieder verlieren,
Miſſionaire von der Inſel vertrieben worden ſind.
Einwohner theilen ſich in Hinſicht ihrer Abkon
ſchaft in zwei Hauptſtämme, in Neger mit ſchw
wolligen Haaren, welche die Urbewohner der In
ſeyn ſcheinen, und in langhaarige, kupferfarbige B
ner, die wahrſcheinlich von den Arabern abſtamme
unter dem Namen Oves einen Theil von Mada
bewohnen. Dieſe Letzteren bekennen ſich zu eine
von Islam, wie oben angeführt worden. Die B
ner ſind zwiſchen fünf und ſechs Fuß groß, nich
ſtark, und von muthvollem Anſehen. Unter

den Grundwesen, dem Guten und dem Bösen, annehmen, so sind sie doch allen Arten des Aberglaubens ergeben, wie die reinen Fetischanbeter. Die Wahrsagerkunst steht bei ihnen hoch in Ehren, daher bauen sie nur auf dieselbe und lassen alles Andere unbeachtet. Bei ihren Kindern findet eine Art von Beschneidung Statt, welche nach vier und zwanzig Monden verrichtet wird, also nach zwei Jahren, wobei es sehr lustig zugeht, sowohl getanzt wird, als auch andere Vergnügungen genossen werden. Die Kinder wachsen ohne weitere Erziehung, als die gewöhnliche bei kulturlosen Völkern, auf, und wenn sie das mannbare Alter erreicht haben, so verheirathen sie sich. Die Häuptlinge oder Vornehmen haben nur eine rechtmäßige Gemahlin, können sich aber so viele Beischläferinnen halten, als sie wollen. Die untern Klassen der Einwohner sind nicht an eine Frau gebunden, sondern können sich mehrere nehmen, welches auch der Sklave thun kann, sobald er im Stande ist, sie zu erhalten, oder daß sie sich selbst durch Arbeit erhalten können. Die Ehe wird hier leicht gebrochen, und von beiden Theilen steht es dann jedem frei, ein neues Band zu schließen, oder frei zu bleiben. — Die Lebensart der Einwohner ist nur einfach. Reis ist

Wein, aus Zuckerrohr bereitet, getrunken.. Ein
Theil der Bewohner der Inſel bekleidet ſich mit
Panno oder Schurz, den ſie ſich über die Sch
werfen, und einen um den Leib herum, welcher bi
Knie reicht; Reiche tragen eine Art Korb auf dem
und Sandalen von Leder unter den Füßen, u
Frauen reiche Hals- und Armbänder; auch trage
nige eingetauſchte Zeuge ꝛc. — In Hinſicht der
ſtrie und des Handels haben die Madagaſſen zwar
großen Fortſchritte gemacht, ſie ſind aber andern
kern, die mit ihnen auf einer gleichen Stufe der
tur ſtanden, vorgegangen. Ihr Gewerbe beſch
ſich auf Ackerbau, Viehzucht, Fiſcherey, Jagd, un
einige Fabrikate; denn ſie verfertigen Metall-, Tö
Holz- und Hornwaaren, und es ſollen bei uns n
Gewerke und Wiſſenſchaften ſeyn, von denen ſie
wenigſtens einen Begriff haben, und da ſie, wie di
ropäer, begierig im Forſchen ſind, ſo ſind ſie auch
dazu geeignet, Künſte und Wiſſenſchaften zu betr
wenn ſie Anleitung dazu erhalten, welches auch
ihre Fortſchritte in der chriſtlichen Religion bew
haben, die ſich bald über dieſe Inſel ausgebreitet h
würde, wenn nicht durch die jetzige Königin Ei
darin geſchehen wäre, welche, wie ſchon oben ange
worden, die Miſſionaire von der Inſel entfernte,
ſo die Fortſchritte dieſer Religion wieder zu unterdr
ſucht. — Ihr Handel iſt Tauſchhandel, den ſi
den Portugieſen, Engländern, Franzoſen und Hi
dern treiben, ohne ſich jedoch auf eine beſtimmte
bindung mit dieſen Völkern hierin einzulaſſen, ſo
ſie ihre Freiheit im Handel behalten, und ihre
dukte gegen diejenigen Waaren austauſchen könne
ihren Beifall erhalten, und wobei ſie ſich gut zu
glauben. Die Handelsartikel, welche ſie liefern, beſ
in Gold, Silber, Eiſen, Edelſteinen, Kryſtall, W
wohlriechenden Harzen, worunter auch der graue Am

ige, was schon oben bemerkt worden. Ihre Sprache kommt sehr mit der Arabischen überein, und es scheint daher, daß die auf dieser Insel sich niedergelassenen Araber Einfluß darauf gehabt haben; auch schreiben sie mit Arabischen Schriftzeichen auf Papier, welches aus Holzrinde besteht. Sie beschäftigen sich mit der Astrologie, und wollen durch Berechnungen die Zukunft vorhersagen. — Vor der Unterwerfung des größten Theils dieser Insel unter einem Regenten, standen die Madagassen unter Oberhäuptern, Dian genannt, welches so viel als Herr, in der Deutschen Sprache bedeutet. Um seine Würde zu behaupten, hatte er Sklaven und Herden. Seine Stelle war erblich, und wenn er ohne Nachkommen starb, so gehörte sie nach dem Gewohnheitsrechte dem Aeltesten seiner Beamten. Einige von diesen Beamten, die das Oberhaupt selbst wählte, machten seinen Rath aus, da aber die mehrsten derselben in die Dörfer gingen, um Ruhe darin zu erhalten und Recht zu sprechen, so konnte er keinen Krieg ohne ihre Zustimmung unternehmen, noch ihn anders ohne die Zustimmung und Beisteuer seines Volkes führen. In der Landschaft Anossi, in deren Nähe das Fort Dauphin, welches zu dieser Landschaft gehört, und die kleine Insel St. Marie

gegen die Einwanderer hegten, indem ſie ſolch
Fremdlinge und unrechtmäßige Beſitzer betracht
auch waren ſie ſchon darum gegen ſie erbittert, we
Deſpotismus unter ihnen herrſchte, der die eigen
Tapferkeit unterdrückt, und auch Geſchicklichkeit
Emſigkeit, welches die Urbewohner vorzüglich ſch
Dieſer Theil der Inſel wurde daher von den Eing
neu mit ſchlimmen Augen betrachtet. Das Fort
Dauphin hatten die Franzoſen inne; allein ſie m
dieſem Forte mehrere Male entſagen, wie auch in
ſter Zeit, und ſich auf die Inſel St. Marie flü
Die Franzoſen, welche mit Hartnäckigkeit eine Beſ
auf Madagaskar gründen wollten, machten, da
Frucht der erſten Unternehmung verloren ging.
mußten dieſer Inſel ſchon damals entſagen, d
Madagaſſen, mit ihrer natürlichen Rohheit, erſt wer
den Waaren und Sitten, noch an dem Gottesd
Europas Geſchmack gewinnen konnten. Die G
deren Urſprung den Madagaſſen unbekannt iſt, w
mit vieler Gleichförmigkeit beobachtet, und die
denen es oblag ſie zu beobachten, empfingen nie d
ringſte Bezahlung für den Prozeß eines Verbre
ſondern ſie glaubten ſich ſchon hinlänglich bezahlt,
ſie das Land von einem Böſewichte befreieten. In
gerlichen Rechtshändeln überbrachte man ihnen ei
Wichtigkeit der Sache gemäße Anzahl von S
Vieh. Das Verbrechen, welches hier am meiſten
wird, iſt der Diebſtahl. Obgleich dem des Dieb
Ueberführten die Hand durchbohrt wird, ſo iſt de
die Neigung zum Rauben allgemein. Die wegen
Eigenthums immer unruhigen Einwohner leben
ſtändigem Mißtrauen gegen einander. Um ſich dah
genſeitig ſo viel als möglich ſicher zu ſtellen, ſo beſ
ſie ihre Verſprechungen mit den feierlichſten Eidſ
ren. Auch ſind ſie ſehr an Formalitäten gewöhnt
unterlaſſen ſie auch dann nicht, wenn ſie mit den

geyen. Der Werth der jährlichen Ausfuhr beträgt 3,000,000, und der Einfuhr 2,500,000 Franken. Die Insel ist in mehrere Pfarreyen getheilt, worunter die von St. Denys die vornehmste ist, und als Hauptstadt gilt, obgleich es nur ein großer Flecken auf der Nordküste ist, dessen Häuser sehr zerstreut liegen, mit einer Rhede. Die Zahl der Einwohner beträgt an 8000. Das Klima ist, wie schon oben bemerkt worden, sehr angenehm, indem Schnee die Gipfel der Berge bedeckt, und die Winde, welche von dem Meere kommen, die Hitze mildern. Auch eine große Anzahl Cascaden geben ein reines und klares Wasser, und dieserhalb ist diese Insel auch geeignet, sein Leben sehr hoch zu bringen. Das einzige Uebel sind die Stürme, die sich regelmäßig des Jahres im November oder December erheben und einen großen Schaden anrichten, indem sie die Bäume entwurzeln, Häuser umwerfen, und andere Zerstörungen bewirken, aber auch die Luft reinigen; denn man will wahrgenommen haben, daß, wenn sie ausbleiben, die Einwohner sich nicht so gesund fühlen. Der Sturm verkündiget sich durch ein dumpfes Geräusch in den Bergen, bei einer gänzlichen Windstille auf dem Lande und auf der See; der Mond scheint entzündet zu seyn, und die Vierfüßer und Vögel sind unruhig; dann entfernen sich die Schiffe von dem Lande, und die Einwohner suchen ihre Häuser so viel als möglich zu stützen und zu befestigen, eben so stützen sie auch die werthvollsten Bäume, und bringen Alles in Sicherheit, was er wegführen kann. Seine Ankunft geschieht mit einem schrecklichen Lärm, das Meer ist bis auf den Grund in Bewegung, schäumt, und wirft diesen Schaum mit Muscheln, Sand und Steinen aufs Land, dabei ist der Himmel mit dichten Wolken überzogen, und die Erde scheint sich in ihren Grundfesten zu bewegen. Dieser furchtbare Sturm dauert oft zwei Tage lang. Bourbon ist der Anlandungsplatz der Schiffe, welche aus Ost-

Haus nach einem andern Orte, welchen die Bewoh
für angenehmer finden. Die Männer bewachen die H
den, und die Frauen beſorgen den Ackerbau. Die La
leute beider Geſchlechter beſchäftigen ſich mit der A
fertigung der Schürzen zur Körperbedeckung. —
Maskareniſchen Inſeln, welche ſüdöſtlich von
Inſel Madagaskar im Aethiopiſchen Meere liegen, w
den von den Portugieſen zur Zeit ihrer erſten Sch
fahrt nach Indien entdeckt, aber weiter nicht beu
Im Jahre 1665 diente eine dieſer Inſeln den zu A
dagaskar wohnenden Franzoſen zum Zufluchtsorte.
zogen ſich Herden zu, baueten nachher Europäiſc
Getreide, Aſiatiſche und Afrikaniſche Baumfrüchte
andere dieſem milden Klima eigene Gewächſe.
wohl die Geſundheit, die ſie genoſſen, als auch die W
habenheit und Freiheit, bewogen verſchiedene Mat
ſen von den Schiffen, die daſelbſt anlandeten, um
friſchungen einzunehmen, ſich mit ihnen zu vereinig
Dieſe Vermehrung der Menſchen, und deren Kräfte
die Kultur des Bodens angewendet, brachte bald d
Inſel in Flor, und noch vorzüglicher, als ſie im Ja
1718 einige Stämme von Kaffeebäumen aus Arab
erhielten, die ſich mit Vortheil vermehrten, obgleich
Frucht etwas von ihrem angenehmen Dufte verlo
hatte. Der Bau des Kaffees, ſo wie die übrigen mü
vollen Arbeiten fielen den Sklaven zu, die man
der Afrikaniſchen Küſte und von Madagaskar erhi
So lange hatte dieſes Eiland Maskarenhas
heißen; man taufte nun dieſen Namen in den der
ſel Bourbon um, auch wird ſie St. Apollonia
nannt. Im Jahre 1763 belief ſich die Zahl der E
wohner auf 4627 Weiße und 15,149 Schwarze o
Neger. Die Zahl der in den Herden weidenden Thi
belief ſich auf 8,702 Stück Rindvieh oder Ochſ
4,084 Schafe, 7,405 Ziegen und 7,619 Schwei
und auf eine Strecke von 125,909 Acker Landes er

ten sie den zur Nahrung ihrer Sklaven nöthigen Manioc, 1,135,000 Pfd. Korn, 844,100 Pfd. Reis, 2,879,100 Pfd. Mays, und zuletzt 2,535,100 Pfd. Kaffee, den die Französische Afrikanische Gesellschaft ihr das Pfund zu sechs Sous (1 Sgr. $10\frac{2}{5}$ Pf.) abkaufte. Den so ergiebigen Kaffeebau, indem man von jedem Baume fast 2 Pfd. zog, zerstörte im Jahre 1772 ein Orkan, der die ganzen Kaffeepflanzungen vernichtete. Man unterließ nun den Kaffeebau, und bauete statt desselben Korn und Mays in weit größerer Quantität. Zu Ende der 1780ger Jahre war die Zahl der Weißen auf der Insel schon über 6000, und die Zahl der Sklaven über 26,000 angewachsen. Der Kaffeebau soll bis vor dem erwähnten Unfalle vom Jahre 1763 an so gestiegen seyn, daß man $8\frac{1}{2}$ Million Kaffeebäume gezogen habe; dieses scheint aber mit der oben angeführten amtlichen Angabe von 1763 nicht zu stimmen, da im Zeitraume von sieben Jahren sowohl die Anlegung, als der Ertrag nicht so bedeutend seyn konnte, wenn man auch rechnet, daß die Ausbeute von 2 Pfd. Kaffee wohl nicht von jedem Baume im Durchschnitt gewonnen worden. So reich nun auch diese Besitzung der Franzosen war, so viel sie für den Handel abwarf, so fehlte es dem Lande doch an einem Hafen. Dieses Uebel machte, daß die Franzosen schon früher ihre Absichten auf die Insel Cerne wendeten, wo die Portugiesen, ihrer Gewohnheit nach, einiges Vieh und Geflügel zum Gebrauche der Schiffe ihrer Nation, welche die Umstände nöthigen würden, da einzulaufen, ans Land geworfen hatten, und wovon die Holländer, die sich später darauf niederließen, Gebrauch machten. Da aber diese aus Po-

Moritzinſel oder Mauritiusinſel, den ihr Holländer zu Ehren des Prinzen Moritz von O nien gegeben hatten, verändert wurde. Die erſten wohner, die man dahin ſchickte, waren von der Inſel B bon. Man vergaß ſie 15 Jahre lang, oder bekümmert doch wenigſtens nicht um ſie, da man noch nicht die vö Anbauung der Inſel bezweckte, ſondern die dahin geſchic Leute als einen Wachtpoſten betrachtete, der eine Fl aufſtecken mußte, um den andern Völkern zu verkün daß dieſe Inſel einen Herren habe. Endlich entſchloß die lange Zeit darüber in Zweifel geſtandene Indi Geſellſchaft, ſie zu behalten, und Labourdonnai hielt im Jahre 1735 den Auftrag, ſie ſo einzurich daß ſie Nutzen ſchaffe. Der Beſitz und die Anbau dieſer Inſel hinderte aber nicht das weitere Aufblü der Inſel Bourbon; denn im Jahre 1811 zählte auf dieſer Inſel 80,346 Einwohner, darunter 16, Weiße und Kreolen, 3496 freie Farbige und 60, Sklaven, und in den 1820ger Jahren betrug die zahl aller Einwohner mehr denn 90,000. Dieſe I gleicht, dem Aeußeren nach, einem abgeſtumpften K und iſt ein Berg, der ſich vom Ufer nach der Mitte erhebt, und in welchem die Gebirgsſtröme Thäler Schluchten gebildet haben. Die höchſte von den v Bergſpitzen, le Gros Morne iſt 9,000 — 10,000 und les trois Salasses, ein ausgebrannter Vulkan, 7 Fuß hoch. Die Inſel hat zwei Rheden, da H wie ſchon oben angeführt worden, fehlen, die aber gans ſicher gegen Orkane ſind, und enthält 112 Q dratmeilen. Der Boden iſt ſehr fruchtbar; denn a den ſchon oben angeführten Produkten liefert ſie weißen Pfeffer, Aloe, Bananen, Citronen, Orangen andere Südfrüchte, Zuckerrohr, Tabak, Gewürznel Muskatbäume, Schwarzeben- und andere Hölzer, auch Harze und Gummi als Handelsprodukte lie viele Land- und Seeſchildkröten, und ſehr ſchöne P

ist, und von dem die Klippen an der Ostseite nur eine Landung erlauben, wie schon oben bemerkt worden. Auf diesem Felsen hat die Zeit eine Lage sehr fruchtbarer Erde, ungefähr 1½ Fuß hoch, gesammelt, wo Citronen-, Orangen-, Feigen- und Granatbäume, auch andere Südfrüchte zwischen den Getreidefeldern, wozu auch der Mays gehört, neben den Kaffeebäumen und zwischen den Gemüsen und Früchten wachsen, die in Amerika und im nördlichen Europa zu finden sind. Ueberhaupt findet man hier zu allen Jahreszeiten blühende und fruchttragende Bäume, und die von der Natur ertheilten Gewässer geben ein glücklicheres Gedeihen, als die Kunst es thun kann; daher genießen auch die auf diesem Eilande geborenen Menschen einer vollkommnen Gesundheit, und die dahin kommenden genesen von ihren Krankheiten, hauptsächlich von dem Scharbocke. Ueber vierhundert aus Engländern und Französischen Religionsflüchtlingen bestehenden Familien beschäftigen sich hier mit dem Gemüsebau und mit der Viehzucht. Man findet hier Wildpret und Vögel in großer Anzahl; auch wildes Geflügel, und das Meer um die Insel herum ist sehr fischreich. Hauptsächlich findet man viele Ziegen, braune Kanarienvögel, Javanische Sperlinge, Fasanen, Rebhühner, zahme und wilde Tauben, wilde Pfauen, Seevögel, Schildkröten, Seesalz, Puzzolanerde ꝛc.; auch findet man in den Wäldern Eben- und anderes Holz. Die Volkszahl betrug im Jahre 1837 4977, worunter die 2000 Mann starke Besatzung mit begriffen ist. Der einzige Ort auf dieser Insel ist St. Jamestown, welcher in einer Schlucht zwischen zwei sehr hohen, steilen, von aller Vegetation entblößten Lavafelsen an der Kapellen- oder St. Jamesbay liegt. Durch die Schlucht ergießt sich ein Bach ins Meer, von welchem aus man die kleine, niedliche Stadt nicht sieht, weil sie durch eine hohe Terrasse verdeckt wird, die sich längs der Bay hinzieht. Zu dem Forte, welches auf einem hohen Berge,

indien kommen. — Die ſchon oben erwähnte Isl
France, welche 55½ Quadratmeilen enthält, iſt
zweite Maskareniſche Inſel, welche jetzt den Brit
gehört; ſie wurde von den Portugieſen 1595 entd
drei Jahre darauf nahmen ſie die Holländer in B
als dieſe ſie im Jahre 1703 verließen, kam ſie an die F
zoſen, die ſich 1720 darauf feſtſetzten, und ſie, wie oben
geführt worden, wieder den Britten abtreten muß
Die Inſel iſt mit Korallenriffen umgeben, durch wel
Klippendamm nur vier Eingänge führen. Das Kl
iſt gemäßigt und geſund. Der Boden iſt gebirgig
der höchſte Berg, der Pieterboth, iſt 2500 Fuß
und endiget ſich in Geſtalt eines Obelisken, der
nicht erſtiegen worden iſt. Ungeachtet dieſes gebirg
Bodens iſt derſelbe doch an vielen Stellen ſehr fr
bar und liefert faſt dieſelben Produkte, als die
Bourbon: Getreide, Manioc, Reis, Kaffee, Zu
Baumwolle, Indigo, Gewürznelken, Sago, Zimme
dann verſchiedene Nutz- und Farbehölzer, Aloe, Kam
und andere Harze, welche aus den Bäumen tröp
viele Kokosbäume. Das Ebenholz ſoll in ſolcher M
darauf wachſen, daß man damit ganz Europa verſo
könnte. Im Jahre 1808 waren 26,451 Morgen
Getreide, 19,057 mit Manioc, 10,908 mit Zu
rohr, 1656 mit Indigo, 7298 mit Baumwolle, 2
mit Kaffee, 272 mit Gewürznelken bebauet, und 11,
Morgen dienten zu verſchiedenen andern Produ
Ferner waren 55,715 Morgen zu Wieſen beſtim
und 125,051 mit Waldungen bedeckt. Man z
9575 Stück Rindvieh und 4328 Schafe und Läm
Ziegen findet man auf den Bergen, welche hier
reiche Weide finden, und die ein ſehr zartes Fleiſch
ben; viele Vögel, worunter ſich die Papageyen ausz
nen, und Fiſche, beſonders ſchöne Aale; dann Rob
Seekühe, Seekrebſe, Schildkröten von außerordentli
Größe ꝛc. Die Einwohnerzahl beläuft ſich auf 92,

erfolgten Tode ſein Staatsgefängniß angewieſen wurde. Der Platz, wo ſeine ehemalige Wohnung, ein kleines Häuschen, ſteht, heißt Longwood, im Innern der Inſel. Zu ihm führt von Jamestown aus ein einziger enger, gewundener oder ſchlangenförmiger, mit Abgründen umgebener Steg. Der immerwährend auf dieſe Gegend ſcharf wehende Paſſatwind treibt unaufhörlich Nebel und Wolken vor ſich her, die an den Gipfeln der Berge hängen bleiben, und ſich in Platzregen ergießen, die öfters Ueberſchwemmungen hervorbringen, und während des größten Theils des Jahres die Luft feucht und ungeſund machen. Der Boden iſt hier faſt gänzlich unfähig zur Kultur, und nur eine Art Gummibäume, welche die Feuchtigkeit verträgt, macht hier in der Nachbarſchaft von Longwood die einzige anſehnliche Vegetation aus, und auch dieſe Bäume zeigen durch ihren krüppelhaften Wuchs die Wirkung des Klimas an. In dem tiefen Thale nach Oſten zu, ungefähr eine Deutſche Meile von der Stadt, welches in der Volksſprache des Teufels Punſch-Bowle genannt wird, war das Grab Napoleons, an der Quelle eines Baches, der ſich durch wildes Geſträuch über Felſen herabſtürzt, und nach einem kurzen Laufe ins Meer ergießt. Hier ruhete der Dahingeſchiedene bis zum 15ten Oktober des Jahres 1840, wo er durch Uebereinkunft mit den oben angeführten Mächten von den Franzoſen wieder ausgegraben, und, in ſeinen Särgen liegend, am 18ten Oktober des gedachten Jahres, als am Jahrestage der Schlacht bei Leipzig, auf der Fregatte la belle Poule, in Begleitung der Korvette la Favorite nach Frankreich gebracht, und in der Kirche der Invaliden zu Paris beigeſetzt ward. — Außer der ſchon erwähnten Stadt Jamestown giebt es noch über ſiebzig zerſtreut liegende Landhäuſer auf der Inſel; auch iſt darauf ein kleines nettes Häuschen, welches der König Georg der Vierte für Napoleon hatte bauen laſſen, das er aber nicht bezogen

(Himmelfahrtsinsel) als bemerkenswerth
Die Insel St. Helena, 2700 Fuß über dem M
welche 200 Meilen von dem festen Lande von Af
und 300 Meilen von Amerika liegt, und 1½ Quad
meilen enthält, wurde von dem Portugiesen Joh
von Nova im Jahre 1502 am St. Helenenst
entdeckt, und erhielt davon den Namen. Daß die P
giesen eine Kolonie darauf angelegt haben sollen, ist d
nichts erwiesen, soviel ist aber gewiß, daß sie, ihrer
wohnheit nach, Schweine, Ziegen und Federvieh da
setzten, zum Besten ihrer Schiffe, die etwa dort an
würden. Diese Bequemlichkeit reizte die Holländer,
kleine Kolonie darauf anzulegen; sie wurden aber
den Engländern daraus vertrieben, die sich im J
1673 darauf niederließen, und sie bis auf die ne
Zeit besitzen, weil sie ihnen bei der Fahrt nach O
dien von großer Wichtigkeit ist, fast eben so wichtig
das Kapland an der Südspitze Afrikas, weil die O
dienfahrer darauf zu landen pflegen. Die Brittisch-
indische Kompagnie ließ das Fort St. James da
errichten, und suchte ihren Anbau zu befördern. J
sen hat doch diese Besitzung, obgleich sie die Natur
Kunst mit vereinten Kräften fast unbezwinglich gem
hat, einen bedeutenden Fehler, daß nämlich die Sc
die von Europa nach Indien segeln, hartnäckig von
drigen Winden und Strömen zurückgetrieben, und
selbst keinen Zufluchtsort finden können, dagegen
nen die Schiffe, die von Indien nach Europa zu
kehren, daselbst mit vollkommner Sicherheit und
Mühe landen. Daher legen Viele, um die Ungele
heiten einer so langen, ohne anzuhalten gethanen S
zu vermeiden, Anker an dem Vorgebirge der guten H
nung, die Andern, welche nach Arabien und Mal
wollen, nehmen Erfrischungen auf der Insel Com
ein. Die Insel St. Helena ist ein Basaltfelsen, d
höchste Spitze, der Pic de Diana, 2690 Fuß

von den Britten ein Theil der Insel in Kultur gesetzt worden seyn, und verschiedene Gemüsearten in Ueberfluß erzeugen, wonach sie also nicht so unfruchtbar seyn muß, als sie gewöhnlich beschrieben wird. Bis zum Jahre 1815 war diese Insel Gemeingut der Seefahrer gewesen, und oft wegen des Schildkrötenfanges, wie schon bemerkt, besucht worden. Zu der genannten Zeit wurde sie von der Brittischen Regierung förmlich in Besitz genommen, und nicht allein wegen Napoleons Gefangenhaltung, sondern auch, damit sie nicht als Schlupfwinkel der Seeräuber dienen könnte. Hierher ist nun die Station des Admirals der Afrikanischen und Kapflotte verlegt, und durch den Depot von Schiffsmaterial, auch das Spital der Flotte und die Proviantmagazine daselbst concentrirt worden. Für die Kultur des Bodens war das Wichtigste das Graben von Brunnen und die Anlage einer Wasserleitung bis nach dem Hafen, der früher selbst mit Wasser zu Schiffe versehen werden mußte. Die zunehmende Feuchtigkeit soll jetzt die Auflösung des Lavabodens auf den höheren Theil so befördert haben, daß man schon Raum nicht bloß für alle Arten von Gartengewächsen und Fruchtbäumen, welche für den Hafen und die Schiffe nöthig sind, gewonnen hat, sondern auch so viele Herden von Hornvieh und Ziegen ernährt werden, daß die Zufuhr aus dem Kap unnütz geworden ist. Bis jetzt ist jedoch die Küste nur sehr wenig angebaut. Bäume giebt es nur in den Gartenanpflanzungen, und wenn man den Plan ausführt, Krähen aus England dahin zu versetzen, um die Regenwürmer zu vertilgen, so würden diese sonst keine Plätze für ihre Nester finden. Es giebt hier nur Seevögel. Alle diejenigen, welche früher darauf landeten, haben einen Brief in einer verstopften Flasche zurückgelassen, worin sie dasjenige von der Insel bemerkten, welches zur Nachricht ihrer Nachkommenden dienen sollte. Diese zerschlugen nun die Flasche, unterrichteten

welcher im Osten die Stadt und die Rhede, die
sechs Batterien vertheidiget wird, beherrscht, 600
höher als das Meer liegt, gelangt man nur auf ei
steilen in die Felsen gehauenen Wege. Dieser Weg,
man auf einer Seite immer den fast senkrecht aufstei
den Felsen, und auf der andern einen eben so hinal
kenden Abgrund hat, ist sehr schmal, und erreicht
an einigen Stellen die Breite von drei Faden.
Sicherheit der Reisenden ist er mit einem steinernen
länder versehen, so daß er nur dann gefährlich
wenn sich, wie dieses bisweilen der Fall ist, große S
von dem Felsen ablösen, und in den Abgrund rolle
sie dann Alles, was in ihrem Laufe liegt, mit wegre
Auf der Spitze dieses Felsens hat man einen g
Ueberblick der Insel, die sich hier dem Reisenden
anders zeigt, als dem ankommenden Seefahrer;
dieser sieht nur hohe, schwarze, zackige und öde F
senkrecht aus dem Meere emporsteigen, überall von
furchtbarsten Brandungen bespült, so daß nirgends
Landung ohne die größte Gefahr möglich ist, al
dem einzigen Punkte bei St. James. Hier späht
Blick vergebens nach einem grünen Plätzchen,
scheint hier gar keine Vegetation zu seyn, und die
tur St. Helena zu einem schauerlichen Gefängniss
stimmt zu haben; ganz anders erscheint dagegen di
sel, wenn man sie von oben herab erblickt; denn hier
sich dem Blicke die freundlichste Landschaft mit eine
chen Vegetation. Dieses gilt jedoch nicht von dem
zen obern Theile der Insel, sondern nur von dem
lichen, der dem Einflusse des Passatwindes nicht a
setzt ist. Die Ostseite ist dagegen so starr und todt
die äußere Felsenwand. Hier ist es nun, wo dem K
ser von Frankreich, Napoleon, unter der Au
von vier Kommissarien, von Brittischer, Russi
Preußischer und Oesterreichischer Seite, von dem 1
Oktober 1815 an bis zu seinem am 5ten Mai 1

nfolgten Tode ſein Staatsgefängniß angewieſen wurde. Der Platz, wo ſeine ehemalige Wohnung, ein kleines Häuschen, ſteht, heißt Longwood, im Innern der Inſel. Zu ihm führt von Jamestown aus ein einziger mger, gewundener oder ſchlangenförmiger, mit Abgründen umgebener Steg. Der immerwährend auf dieſe Gegend ſcharf wehende Paſſatwind treibt unaufhörlich Nebel und Wolken vor ſich her, die an den Gipfeln der Berge hängen bleiben, und ſich in Platzregen ergießen, die öfters Ueberſchwemmungen hervorbringen, und während des größten Theils des Jahres die Luft feucht und ungeſund machen. Der Boden iſt hier faſt gänzlich unfähig zur Kultur, und nur eine Art Gummibäume, welche die Feuchtigkeit verträgt, macht hier in der Nachbarſchaft von Longwood die einzige anſehnliche Vegetation aus, und auch dieſe Bäume zeigen durch ihren krüppelhaften Wuchs die Wirkung des Klimas an. In dem tiefen Thale nach Oſten zu, ungefähr eine Deutſche Meile von der Stadt, welches in der Volksſprache des Teufels Punſch-Bowle genannt wird, war das Grab Napoleons, an der Quelle eines Baches, der ſich durch wildes Geſträuch über Felſen herabſtürzt, und nach einem kurzen Laufe ins Meer ergießt. Hier ruhete der Dahingeſchiedene bis zum 15ten Oktober des Jahres 1840, wo er durch Uebereinkunft mit den oben angeführten Mächten von den Franzoſen wieder ausgegraben, und, in ſeinen Särgen liegend, am 18ten Oktober des gedachten Jahres, als am Jahrestage der Schlacht bei Leipzig, auf der Fregatte la belle Poule, in Begleitung der Korvette la Favorite nach Frankreich gebracht, und in der Kirche der Invaliden zu Paris beige-

hat. Die Einkünfte St. Helenas betragen nur 1202
Sterl. jährlich, die Ausgaben aber betragen 84,
Pfd. Sterl., die Regierung muß daher hier noch b
tend zuſchießen. Die Engländer nennen ſie gewöh
den Seegaſthof oder das Seewirthshaus,
alle Seeleute und Schiffer, welche dem Kap zuſte
da einkehren. Nach dem Ablaufe des letzten
briefes der Brittiſch-Oſtindiſchen Kompagnie, in
Jahre 1833, iſt dieſe Inſel an die Regierung üb
gangen. Ungefähr ¾ Meilen von St. Helena
die kleine felſige Inſel Egg-Island (Eyer-Inſel),
welcher die Britten zur Zeit der Gefangenſchaft
poleons eine Redoute angelegt hatten. — Die
St. Ascenſion, die ſich etwa 2900 bis 3000
über die Meeresfläche erhebt, ſechs Meilen im Umf
hat, und ein ausgebrannter Vulkan iſt, wurde nach
gen von den Portugieſen im Jahre 1506, und nach
dern im Jahre 1508 am Himmelfahrtstage entd
weshalb ſie auch den Namen die Inſel St. Asce
erhielt. Ob die Portugieſen wirklich eine Kolonie
auf angelegt haben, läßt ſich nicht beſtimmt angeben
man darüber nichts angeführt findet. Da man
nur wenig Vegetation darauf fand, und ſie auch
für anbauungsfähig hielt, ſo ſcheint dieſes nicht der
geweſen zu ſeyn; auch ſollen nur zwanzig Morgen
des wirklich zum Anbaue gut ſeyn. Man fand au
Inſel auch nicht einen einzigen Baum, doch ſind
Quellen friſchen Waſſers vorhanden. Bloß der
und ſichere Hafen und die Menge der großen Schil
ten und Fiſche geben dieſer Beſitzung einigen Werth
dem die Schiffe oftmals da anlegen, um ſich mit friſ
Waſſer zu verſehen, und ſich des köſtlichen Schildkr
fleiſches zu bedienen. Zur Zeit der Aufbewahrung
poleons auf St. Helena befand ſich hier eine
ſatzung der Engländer, die eine Schanze, Namens
burn, errichtet hatten, und nach Engliſchen Blättern

von den Britten ein Theil der Inſel in Kultur geſetzt worden ſeyn, und verſchiedene Gemüſearten in Ueberfluß erzeugen, wonach ſie alſo nicht ſo unfruchtbar ſeyn muß, als ſie gewöhnlich beſchrieben wird. Bis zum Jahre 1815 war dieſe Inſel Gemeingut der Seefahrer geweſen, und oft wegen des Schildkrötenfanges, wie ſchon bemerkt, beſucht worden. Zu der genannten Zeit wurde ſie von der Brittiſchen Regierung förmlich in Beſitz genommen, und nicht allein wegen Napoleons Gefangenhaltung, ſondern auch, damit ſie nicht als Schlupfwinkel der Seeräuber dienen könnte. Hierher iſt nun die Station des Admirals der Afrikaniſchen und Kapflotte verlegt, und durch den Depot von Schiffsmaterial, auch das Spital der Flotte und die Proviantmagazine daſelbſt concentrirt worden. Für die Kultur des Bodens war das Wichtigſte das Graben von Brunnen und die Anlage einer Waſſerleitung bis nach dem Hafen, der früher ſelbſt mit Waſſer zu Schiffe verſehen werden mußte. Die zunehmende Feuchtigkeit ſoll jetzt die Auflöſung des Lavabodens auf den höheren Theil ſo befördert haben, daß man ſchon Raum nicht bloß für alle Arten von Gartengewächſen und Fruchtbäumen, welche für den Hafen und die Schiffe nöthig ſind, gewonnen hat, ſondern auch ſo viele Herden von Hornvieh und Ziegen ernährt werden, daß die Zufuhr aus dem Kap unnütz geworden iſt. Bis jetzt iſt jedoch die Küſte nur ſehr wenig angebaut. Bäume giebt es nur in den Gartenanpflanzungen, und wenn man den Plan ausführt, Krähen aus England dahin zu verſetzen, um die Regenwürmer zu vertilgen, ſo würden dieſe ſonſt keine Plätze für ihre Neſter finden. Es giebt hier nur

ſich von den Eigenſchaften und dem Zuſtande der
ſel, und ſetzen einen neuen Brief auf, worin ſie w
niederſchreiben, wie ſie die Inſel gefunden hatten,
ſo ging es fort. Man nannte dieſe Inſel daher
Poſtbüreau.

Südamerika, oder der Südtheil der von Chriſt
Colombo, einem Genueſer in Spaniſchen D
ſten, 1492 zuerſt entdeckten, und von Amerigo V
pucci aus Florenz den Namen erhaltenen ne
Welt, welches gleichfalls, wie Afrika, ein nach
den zugeſpitztes Dreieck bildet, wenn auch nicht mi
chen Schenkeln, wie Afrika. Dieſer Theil erſtreckt
vom 12ten Grade nördlicher Breite bis zum 5
Grade 30 Minuten ſüdlicher Breite (die Inſeln E
tenland und Feuerland an der Südſpitze, und Kap H
mit eingerechnet bis zum 55ſten Grad), und vom 1
Grade bis 63ſten Grad weſtlicher Länge. Die Lan
von Panama oder Darien ſcheidet dieſen ſüdlichen
von dem nördlichen oder Nordamerika, zwiſchen we
noch Mittelamerika angenommen wird, wozu ma
vereinigten Staaten von Guatemala, Honduras
Comayagua, St. Salvador, Nicaragua und Coſta
und auch Weſtindien oder die Antillen, und die Be
diſchen und Bahama-Inſeln rechnet. Südame
beſteht aus den neuen Republikaniſchen Staaten
lombia, Peru, Chili, Bolivia, Paragu
und vom Rio de la Plata; Patagonien und F
land, den Ländern der freien Indianer, Braſilien
Guyana (oder dem Portugieſiſchen, Franzöſiſchen,
ländiſchen und Engliſchen Südamerika), wozu noc
Südpolarländer kommen. Nach einer neuern politi
Eintheilung unterſcheidet man in Südamerika: 1
Kaiſerreich Braſilien; 2) Guyana oder das Fran
ſche, Holländiſche (Surinam) und Brittiſche Süd
rika; 3) die Centralrepublik Colombia, die ſich
in drei kleine Freiſtaaten: Neugranada, Venezuela

Aequator aufgelöſet hat; 4) die Republik Peru; 5) die Republik Chili; 6) die Republik Bolivia; 7) den unumſchränkten Diktatorſtaat Paraguay; 8) die vereinigten Staaten von Rio de la Plata oder die Silberrepublik, welche aus dreizehn kleinern Republiken (Buenos, Ayres, auch Argentina genannt, wonach auch dieſer vereinigte Staat benannt wird, Santa Fe, Entre Rios, Corrientes, Cordova, San Luis de la Punta, Mendoza oder Cujo, S. Juan de la Frontera, Rioja, Catamarca, Santjajo del Eſtero, Tucuman oder S. Miguel de Tucuman, und Salta) beſteht; 9) die Republik der Araucos; 10) die Banda oriental oder cisplatina, von Patagonien geſchieden; 11) Patagonien oder Magellanien, oder die wüſte Südſpitze mit den ſämmtlichen Eilanden an der Magellaniſchen Straße, wozu gehören: die Falklands- oder Malouiniſchen Inſeln, die Feuerlands-Inſeln, wozu auch die Inſel Staatenland gehört, die von Kruſenſtern im Jahre 1804 beim Kap Horn entdeckten Orlowsinſeln, das Sandwichsland, Neu- oder Südgeorgien, die Saunders- und die Lichtmeßinſeln, und das erſt 1819 von dem Engliſchen Kapitain Smith aufgefundene Neuſüdſhetland, eine Gruppe von fünf Inſeln, die er im Namen des Königs von England in Beſitz nahm; ferner die 1822 vom Brittiſchen Kapitain James Weddel entdeckten Auſtralorkaden, mit dem Kap Dundas, welches ſich, ſo wie der größte Theil der Berge dieſes höchſt unfruchtbaren Landes, nur mit ſpitzen Gipfeln aus dem Meere erhebt. — Die Größe Südamerikas beträgt ungefähr 350,000 Quadratmeilen. Die Grenzen ſind gegen Oſten das Atlantiſche und das Aethiopiſche Meer, ge-

— In Peru ſind die Küſtenſtriche zwar ſteil und
dig, aber da wo Flußthäler ſind, auch fruchtbar.
z. B. hat der Gebirgsſtrich von einer 8 bis 10,
Fuß hohen Hochfläche, zwiſchen den verſchiedenen
ten der Anden, fruchtbare und angenehme Thäler,
dann ſind noch die Pampas, oder großen ſehr u
kannte Ebenen, die ſich vom Fuße der öſtlichen F
der Cordilleren bis an die Grenze von Braſilien erſ
ken, mit großen Waldungen und Savannen, welch
unabhängigen Indianer inne haben. — Chili
gleichfalls ein ſehr fruchtbares Küſtenland im ſüdli
Theile; auch fehlt es in dem Gebirgsſtriche nich
ſchönen Thälern mit einem ſehr ergiebigen Boden;
im nördlichen Theile iſt das Küſtenland öde und w
wenigſtens hat es ein ſolches Anſehen, nur hat hie
Strich der Cordilleren noch vierzehn thätige Vull
darunter der Peteroa, und der 15,000 Fuß hohe
cabezado ꝛc. Auch Süd-Chili oder der unabhär
Indianer Freiſtaat Arauco, hat einen vortreffli
Boden, worauf auch Europäiſche Gewächſe ſehr
gedeihen. — Die Republik Bolivia hat im Ganzen
einen fruchtbaren Boden, wenn gleich der weſtliche
des Staats meiſtens aus Pampas beſteht, die noch
dichten Wäldern bedeckt ſind, ſo wie überhaupt auch
ſes Land mit Gebirgen oder Bergreihen durchzoge
wo außer den Anden auch die Cordillera de Acama
die Sierra de Aporoma zu bemerken ſind. Die
dillera de San Fernando macht zum Theil die
grenze von Braſilien aus. — Im Staate Parag
wird der Boden im öſtlichen Theile von mehreren
birgsreihen durchzogen, dagegen iſt er im weſtlichen
und fruchtbar; auch zwiſchen den Gebirgen giebt es
fruchtbare Thäler. — In den vereinigten Staaten
La Plata oder vom La Plata-Strome iſt der
den gleichfalls gebirgig, indem auch hier die Cordil
de los Andes durchziehen und ſich in zwei Ketten

silien fließt. Mit dem Paraguay vereiniget sich der Rio Cuyaba, und in den Ersteren fällt östlich der Yejuy, mit dem sich der Aguarey, ein Fluß der Seine gleich, von den Anden her, vereiniget, der sich durch einen perpendikulairen Wasserfall von 384 Fuß Höhe auszeichnet. Die westlichen Ströme, der Pilcomayo und der Vermejo in Bolivia kommen an Größe dem Paraguay selbst beinahe gleich. Dreißig Meilen von dem Ausflusse bildet der Pilcomayo eine Insel gleiches Namens, von etwa 250 Quadratmeilen. Da, wo sich der südliche Arm des Pilcomayo in den Paraguay ergießt, liegt Assumption, die ehemalige Hauptstadt von Paraguay. Unter den Wasserfällen des Parana ist der Salto grande, bei der jetzt zerstörten Stadt Guaira merkwürdig; denn hier wird der 2000 Toisen breite Strom plötzlich in ein Felsenbette von weniger als 100 Toisen eingezwängt. Der große, an seinen Ufern befindliche Sumpfsee Ybera giebt vier Flüssen den Ursprung, wovon zwei sich in den Parana, die andern beiden sich in den Uraguay ergießen. Die beiden genannten Ströme sollen ihres Gleichen in Europa kaum haben. Der Uraguay, der südlichste der drei Ströme, ist kleiner, als die beiden andern Arme des Plata, und entspringt in den Gebirgen von Brasilien. Diese Ströme überschwemmen jährlich das Land und bewirken dadurch eine große Fruchtbarkeit, wie der Nil in Aegypten. Der Plata selbst fließt südlich, und fällt zwanzig Meilen breit ins Meer; dann fallen noch östlich der See Francesco, südlich in Patagonien der Collorado, und nördlich in Granada der Magdalenenfluß, als große Küstenströme in das Weltmeer. Die niedrigen Gegenden dagegen, die Llanos oder Pampas erstrecken sich in einem Raume von 12,000 Quadratmeilen von der Küstenkette von Caracas bis zu den Wäldern von Guyana, und bis zu dem Delta der Mündung des Orinoco. Die Ebene ist dort ein unübersehbarer, grüner, unter Was-

ald, und hier ist sie im Ganzen bo
außer daß sich hin und wieder die
eut zeigt. In der trocknen Jahre
r die Vegetation, indem der Boden d
taub verwandelt wird, den Wirbelw
n, gleich Wasserhosen emporjagen.
ier die Hitze ist, geht daraus hervor,
und die Boaschlange wie erstarrt
leiben, und nur durch den ersten R
r Erstarrung geweckt werden. So
ntritt, verwandelt sich die Steppe in
üppige Grasflur; denn durch die U
des Uraguay, Parana, San-Franc
omajo, Vermejo und des Magdale
amtlich die schönsten Wasserfälle, bi
d eine große Fruchtbarkeit. Die S
erika weniger groß und wasserreich
, doch aber immer ansehnlich genug
apatosa-, Maracaibo-, Parima- (El
-, Potos-, Chincanchocha-, Pari
-Rica-, Lauri- und Titicacasee, un
ongosseen. — Das Klima Südar
als in andern Erdtheilen unter gle
nten und im Süden der Linie ist die
das Land schmal und hoch ist. Die
er heißen Zone sind mit ewigem S
bold bestimmt die Schneelinie unter
14,772 Pariser Fuß. Auf den C
ada und Peru regnet es fast das g
Küste regnet es niemals, auch verni
in Gewitter, kein Donnern. In an
die Wärme durch die großen sump
emildert, oder durch häufigen Regen.
Maranhon Länder, die nur zwei tr
nmonate zählen, daher ist in Guyan
nd. So z. B. ist die Luft in der 22

Quadratmeilen großen Halbinsel Patagonien oder Magellanien sehr rauh, der Himmel selten heiter, die Küsten fast immer mit Nebeln bedeckt, und die Sturmwinde oft fürchterlich; und auf den 1522 Quadratmeilen großen Feuerlandsinseln sind die Thäler auf der Nordseite in der Nähe hoher kahler Gebirge mitten im Sommer mit Schnee bedeckt; dagegen findet man in Kolombien das gewöhnliche Tropenklima mit zwei Jahreszeiten, einer trocknen und einer nassen; in der Letztern steigen alle Flüsse, und in den nördlichen Ebenen an dem Orinoco verwandelt sich die ganze Fläche in einen See. In den Niederungen und an den Küsten wäre die Hitze unerträglich, wenn sie nicht durch die Seeluft gemildert würde, und in den Hochebenen zwischen den Zweigen der Cordilleren herrscht, ungeachtet ihrer Lage, beinahe unter dem Aequator, ein gemäßigtes und sehr angenehmes Klima, ein ewiger Frühling. Der Wechsel ist hier so merklich, daß man in den Gebirgsgegenden, auf einem nur mäßigen Raume, die Vegetation aller Klimate genießen kann, da man hier in einem Tage aus Gegenden mit dem brennenden Klima Afrikas in Regionen gelangen kann, die Lapplands Kälte haben. Hierzu kommen nun noch die Erdbeben, schrecklichen Stürme und Ungewitter, womit ganz Kolombien begabt ist, welche große Verwüstungen anrichten. Ein ähnliches Klima findet man auch in der Republik Peru, nur daß der ganze Küstenstrich fast gänzlich des Regens entbehrt und öfteren Erdbeben ausgesetzt ist; auch die Republik Chili hat beinahe ein gleiches Klima, wie Peru, Bolivia und die Staaten am la Plata-Strome, angenehm und gemäßigt, indem hier die Cordilleren durch ihre Höhe und die Seewinde die Hitze mildern, aber auch Erdbeben nicht selten sind. In den zuletzt genannten Staaten sind in der Nähe der Cordilleren Kröpfe bei den Einwohnern sehr häufig, und in Bolivia ist das Klima auch theilweise drückend heiß und feucht. Das Klima Brasiliens ist we-

gen ſeiner hohen Lage und wegen der Seewinde ſehr
genehm, nur daß hier eben ſo, wie in allen tropiſc
Ländern, die naſſe und trockne Jahreszeit herrſcht,
die Erſtere vom März bis September, und die Letz
vom September bis März dauert. — An Produkt
iſt Südamerika ſehr reich, auch an mannigfaltigen
piſchen Pflanzen, die durch ihre Merkwürdigkeit in
ropa Aufſehen erregten. Humboldt und Bonpl
haben über die Pflanzen Südamerikas, bei ihrer Be
ſung dieſes Theils der neuen Welt, ein großes und k
bares Werk in Folio herausgegeben, welches den T
führt: Nova Genera et Species Plantarum qu
in peregrinatione ad plagam aequinoctialem orb
novi collegerunt. Paris, 1816. — Unter den P
dukten aus dem Pflanzenreiche zeichnen ſich als vorz
liche Nahrungsmittel und Handelsprodukte aus:
Kartoffeln, unter den Getreidearten auch der Mays, w
aus die Eingebornen ein berauſchendes Getränk, Chi
machen; der Weizen trägt fünf und zwanzig, und
manchen Gegenden achtzig bis hundertfältig; der Chi
oder Quinquina-Baum, von dem man vierzehn Ar
kennt, und jährlich 12 bis 14,000 Centner Rinde z
ſchen dem 2ten und 6ten Grade ſüdlicher Breite
Europa einſammelt; die Aracacha oder Arakatſcha, a
deren Wurzeln man ein mehliges und wohlſchmeckend
Nahrungsmittel bereitet; die Wachspalme, etwas nö
lich vom Gleicher, die nur in einem Bezirke von ne
bis zwölf Meilen im Umkreiſe, zu der erſtaunlichen Hö
von 160 bis 180 Fuß wächſt. Aus Amerika ſind all
87 Palmenarten bekannt, deren Familie ſich eben
ſehr durch ihren Nutzen (denn ſie liefern Wein, Wach
Oel, Mehl, Zucker und Salz), als durch Schönheit
Formen und Größe des Wuchſes vor allen ande
Pflanzenfamilien auszeichnet. Ferner folgende Produ
verſchiedentlich vertheilt: Kakao, Vanille, Piment o
Nelkenpfeffer (auch Engliſches Gewürz), Spaniſch

Pfeffer, Ingwer, Gewürznelken, Zimmet (ſowohl feiner, als auch Caſſia), Saſſaparille, Reis, Kaſſave, Yuka, eine Art Kaſſave, Piſang oder Bananen, Yams, Batate oder Pataten, Kaffee, Zuckerrohr, Baumwolle, Tabak, Tamarinden, Süßholz, Oliven, Quitten, Granatäpfel, Melonen, Kürbiſſe, Ananas, Liebesäpfel, Weintrauben, Aepfel, Alligatorbirnen, Chirimoya's (wegen des außerordentlichen Wohlgeſchmacks ihrer Früchte die Königin aller Obſtarten genannt), Pfirſichen, Feigen, Orangen, Citronen und andere edle Südfrüchte und tropiſche Früchte, Indigo, Rocou, Flachs und Hanf in Menge, nur iſt die Kultur dieſer beiden Produkte noch auf einer niedrigen Stufe, Paraguaythee oder Matte, deſſen Gebrauch in Südamerika ſehr ſtark iſt; denn im Jahre 1814 gingen 20,000 Ballen (zu 210 bis 270 Pfd.) dieſes Thees ſtromabwärts nach Buenos-Ayres; alle Arten von Gemüſe; aus den Wäldern kommt vortreffliches Bau- und Tiſchlerholz, worunter Cedern-, Schwarzeben-, Braſilien- oder Fernambuk-, Grenadillen- und Mahagonyholz, verſchiedene Farbehölzer, wozu auch der ſo eben erwähnte Fernambuk gehört, Balſam-, Gummi- und Harzbäume, worunter auch der Seringetbaum gehört, welcher das elaſtiſche Harz giebt, Ricinusbäume, Johannisbrodbäume, Kokosbäume. Braſilien ſoll allein über achtzig verſchiedene, durch Schönheit der Farbe ausgezeichnete Holzarten, und einen unermeßlichen Vorrath an Bauholz beſitzen, ſowohl zum Schiffbaue, als auch zum Häuſerbaue, zu Tiſchlerarbeiten, auch gutes Brennholz; eben ſo hat auch Guyana, ſowohl das Franzöſiſche, als Holländiſche und Britiſche, einen Reichthum an Waldungen, womit das Land

dungen, und daher gänzlich an Holz, dafür haben and
wieder Holz im Ueberfluß. So findet man z. B. in d
vereinigten Staaten am La Plata-Strome in dem Pa
pas südlich vom Plata, nach Patagonien zu, mit Au
nahme von Pfirsichbäumen, faſt weder Baum, n
Strauch. Auf den Falklands- oder Malouiniſchen S
ſein wird der Mangel an Holz durch einen großen Rei
thum an Torf erſetzt. Von den Orchiden, eine Hau
zierde der tropiſchen Pflanzenwelt, hat man an 244 A
ten erforſcht. Chili iſt ſehr reich an Heilpflanz
Gummi- und Harzbäumen, worunter auch der We
rauch ꝛc.; auch die Kokospalme und Ceder erheben h
ihre Häupter. Um den 680 Fuß hohen Waſſerfall v
Tequendama, den die Bogota bei Santa Fé in der Re
blik Colombia macht, findet man eine große Menge v
unbekannten Pflanzen. Ganze Wälder ſind hier von Bä
men, Geſträuchen und Kräutern ſo dicht verwachſ
daß nur wilde Thiere, die Waſſer ſuchen, einige Lüc
gebahnt haben. — Die Thierwelt iſt hier gleichfa
ſehr reich ausgeſtattet. Alle Europäiſchen Hausthi
welche von den Europäern nach der neuen Welt
bracht worden ſind, kommen hier ſehr gut fort, ja
ſind in einigen Gegenden ganz vorzüglich gedieh
z. B. Rindvieh und Schafe, von welchen es ga
Herden giebt. Erſtere werden hauptſächlich der H
wegen geſchlachtet. In der Republik Chili ſollen 50
bis 8000 Stück Rindvieh als Eigenthum eines P
vaten nichts Seltenes ſeyn. Auch in den vereinig
Staaten am La Plata-Strome, hat mancher Land
ſitzer wohl 6000 Stück Pferde. Im Jahre 1822 w
den aus Buenos-Ayres allein 957.600 Stück Pfer
und Ochſenhäute nach England geſchickt. Viele g
Pferde kommen auch in Braſilien vor. Auf der gro
Grasebene, zwiſchen dem Arme des Plata und bis z
Madeira, weiden die durch die Europäer dahin verpfla
ten wilden Pferde und wilden Rinder zu vielen Tauſ

den. Wie groß die Menge der Rinder in der Braſilianiſchen Provinz Rio grande und am Plata ſind, geht daraus hervor, wie auch ſchon oben bemerkt worden, daß ſie bloß der Haut wegen geſchlachtet werden. Ferner: Maulthiere, Schweine, Kameele, Büffel, Jaguare, Armadille, deren Fleiſch wohlſchmeckend iſt, Meerkatzen. Affen, Lamas, Vigognes oder Vikuanas, in der Größe eines Schafs oder einer Ziege, mit der feinſten Wolle, welche ſich auf den höchſten und unzugänglichſten Gebirgen aufhalten, Pakas, welche als Hausthiere zum Laſttragen gebraucht werden, Guanacos, die einen Höcker auf dem Rücken haben, und daher nicht zum Laſttragen geſchickt ſind (dieſe vier Thierarten haben ein ſehr wohlſchmeckendes Fleiſch), Wildpret, Opoſſum, eine Art Beutelratten, Aeneasratten, Peruaniſche Löwen, Puma genannt, eine Art von ſchwarzen Bären, in den Gebirgen, Gürtelthiere, Faulthiere, Bergkatzen, Füchſe, beſonders in Patagonien, Tapire, Tagaſſus, und wilde Hunde (Alkos) auf den Grasebenen oder Pampas ꝛc. — Mit Vögeln oder Geflügel ſind die hohen Gegenden nicht zahlreich bevölkert, wohl aber die niedrigen; es kommen vor: Papageyen, worunter Aras, Kolibris von allen Arten, die kleinſten und ſchönſten Vögel, deren Gefieder mit dem herrlichſten Metallglanze in verſchiedenen Farben ſchillert, von denen man über achtzig Arten kennt, Ahingas, Tukans oder Pfefferfreſſer, Condor, Geyerkönige, Habichte, Amerikaniſche Strauße, der kaſuarähnliche Tuju, Schwäne, beſonders in den Staaten des La Plata-Stromes, Rebhühner in den Pampas, roſenrothe Löffelreiher, Pinguine (beſonders auf den Falklandsinſeln oder Maluinen, wo dieſe Gänſe oft in dem 6 Fuß hohen Pinguingraſe dicht an einander ihre Neſter anlegen), Albatroſſe, Möven, Sturmvögel, Seeraben, Seeſchwalben (die Letzteren beſonders auf Neu-Südſhetland, und viele andere tropiſche Vögel. — Eine Menge verſchiedenartiger Fiſche, auch

Wallfiſche an den Küſten, und Robben (Seehun
Seelöwen, Seebären, Seeelephanten ꝛc.). In den Je
ren 1821 und 1822 fing man an den Küſten von N
Südſhetland, von den Schiffern verſchiedener Nation
320,000 Pelzrobben, und gewann 490 Tonnen Thr
von Seeelephanten. Der Manati oder die Seekuh f
in den Flüſſen von Guyana ſo zahlreich ſeyn, daß d
Rudern der Böte durch ſie aufgehalten wird. Die R
ben ſind jetzt, da man ſie ohne alle Schonung verfo
hat, faſt ganz ausgerottet, Jakare, Leguane, Fiſ
ottern, Klapperſchlangen, Abgotts- oder Königsſchl
gen, Anakonden, Giftnattern, Korallennattern, Hu
dertfüße, Skorpionen, Kröten, z. B. die garſtige Ra
Pipa oder die Surinamſche Kröte. Die Eidechſen l
ben an den großen Ameiſen ſchlimme Feinde. Schi
kröten, die beſonders auf den Inſeln Cucuruparu, Uruan
Pararuma am Orinoco eine ſo große Menge Eyer
gen, welche die Einwohner ſammeln, und daraus ein a
maliſches Oel bereiten, daß ſie allein am Geſtade v
Uruana jährlich, nach Humboldt, 5000 Botijas,
der zu 25 Flaſchen, Oel erhalten, wozu wenigſtens e
Anzahl von 33 Millionen Eyer erforderlich iſt. Zitt
aale, Perlmutter- und Purpurmuſcheln, Muſchelthie
Unter den Inſekten ſind die Bienen und die Cochen
von großer Wichtigkeit. Die Erſteren wegen des Hon
und Wachſes, und die Letzteren wegen der ſchönen k
minrothen Farbe. Ferner die ſchönſten Schmetterlin
beſonders in Peru und in Guyana, mit den glänzen
ſten Farben, Laternenträger, welche mit ihrem helleu
tenden Kopfe den Reiſenden in der Nacht leiten.
Das Mineralreich liefert: Gold und Goldſtaub a
den Flüſſen, Silber, Platina, Kupfer, Zinn, Bl
Eiſen, Queckſilber, Diamanten von außerordentlich
Größe und Schönheit, jedoch nicht den Oſtindiſch
gleichend, Marmor, Serpentinſtein, Arſenik, Spi

glanz, Schwefel, Alaun, Salpeter, Steinkohlen, Quell-, See- und Steinsalz ꝛc. ꝛc.

Was die Bewohner Südamerikas betrifft, so theilt man sie in Ureinwohner und in Eingewanderte. Zu den Ureinwohnern gehören die kupferfarbigen Peruer oder Peruaner oder Quitschua, überhaupt alle Indianer, da man alle Ureinwohner durch ganz Amerika mit diesem Namen belegt. In Paraguay kommen die Guaranier vor, worunter sich die Abipones, Mocobis, Tobas und Andere auszeichnen; sie sind gute Reiter und die erbittertsten Feinde der Spanier. Unter den Patagoniern oder Magellaniern unterscheiden die Spanier die Ureinwohner in Pampas, Feldbewohner, und in Serranos, Gebirgsbewohner; sie selbst nennen sich Puelches, Auracanen oder Aucaes, Moluches, Pehuenches, Tehuelches ꝛc., nach den sich gebildeten Stämmen, von denen die Ersteren gefährliche Nachbarn der Spanier sind; sie sind meistens gute Reiter, kriegerisch, dabei aber grausam im Kriege, geschickte Steinschleuderer, und größtentheils Menschen von sechs Fuß Länge, dabei gut gewachsen und stark. Ihre Riesengestalt, womit uns die ersten Reisebeschreiber dieses Landes unterhielten, ist daher ein Mährchen, und rührt nur daher, weil eine Menge gleich großer Leute diese in Verwunderung setzten. Die Einwohner des Feuerlandes, die Pescherähs, ein munteres dienstfertiges Völkchen von kaum 2000 Menschen, werden zwar als stumpfsinnig geschildert, sollen aber, nach Wedells Versicherung, nicht ohne geistige Anlagen seyn, und hübsche Halsbänder aus kleinen Muscheln, dann

Tapuyas oder Gentios genannt, theilen ſich
Stämme, und heißen Botokuden (Aymorbs), Pu
Moncoios, Coroatos (ſehr zahlreich), Potaxos ꝛc. I
Ureinwohner von Guyana heißen Karaiben u
Maipuren; die Omegaer wohnen am See Parim
deſſen Ufer aus Talkſtein beſtehen, der in der Son
wie Gold und Silber glänzt, daher das Mährchen v
Goldlande Eldorado. — Zu den Eingewander
gehören: Die Spanier, Portugieſen, Franz
ſen, Holländer und Britten; dann giebt es
Südamerika auch Juden, und eine große Anzahl Af
kaner, meiſtens Negerſklaven. Aus der Vermiſchu
der Europäer mit den Indianerinnen entſtehen die M
ſtizen. Ueberhaupt zählt man eilf Abſtufungen
Miſchlinge. 1) Die ſchon erwähnten Meſtizen, da
2) die Quarterones, Kinder eines Europäers und
ner Meſtiza; 3) die Ochavones, Kinder eines Eu
päers und einer Quarterona; 4) die Pulchueles, K
der eines Europäers und einer Ochavona, wel
ſchon den Spaniern gleichen; 5) die Mulatos, K
der eines Europäers und einer Negerin; 6) die Qui
terones, Kinder eines Europäers und einer Mulatti
7) die Saltatras, Kinder eines Quarteron und ei
Europäerin; 8) die Kalpan-Mulatos, Kinder
nes Mulatten und einer Indianerin; 9) die Chino
Kinder eines Kalpan-Mulatten und einer Indianeri
10) die Zambos oder Zambajos, alle von Schwarz
und Indianerinnen erzeugten Kinder, und 11) die Cre
len oder Criollos, alle von Europäiſchen Eltern
geſetzmäßiger Ehe erzeugten Kinder Amerikas. — M
den ſogenannten Maronennegern oder aus den K
lonien entlaufenen Negern unterſcheiden ſich die ve
bündeten oder freien Neger, an der Planta
Occa und am Saramaccafluß, ungefähr 5000 Me
ſchen, die von der Holländiſchen Regierung als ei
freie Nation anerkannt worden, und Geſchenke beko

men, wogegen ſie ſich verpflichten müſſen, keine zu ihnen gelaufenen Neger aufzunehmen, und ihre Kapitaine vom Gouverneur ernennen zu laſſen. — Von den Peruanern werden diejenigen, welche ſich äußerlich zur katholiſchen Religion bekennen, Fideles, die Uebrigen aber, welche der Religion oder den Lehren des Inka folgen, Barbaros genannt. Jene ſchmachteten unter den Spaniern, außer der drückenden Kopfſteuer, und andern Laſten, unter der Mita oder Bergwerkspreſſe, wurden als Unmündige angeſehen, und konnten zu keinem Amte gelangen. Zu den einträglichen Aemtern gelangte nicht einmal ein Creole, vielweniger ein Meſtize. Dieſes Alles hat dazu beigetragen, die Peruaner ganz herabzudrücken, ſie zu einem rohen, unwiſſenden, armen und gleichgültigen Volke zu machen, welches mit Stumpfſinn auf die verſchwundene Größe ſeiner Vorfahren hinblickt, die einen Grad der Kultur zeigten, den man bei ihren Ueberwindern, den Spaniern, nicht fand. Die alten Peruaner, vor ihrer Unterjochung, beſaßen eine wirkliche wiſſenſchaftliche Bildung, wenn man ſie ihnen gleich noch vor funfzig Jahren ſtreitig machen wollte, da doch die Spanier ſelbſt des Lobes davon voll waren, und man doch nur aus ihren Quellen ſchöpfen konnte, da ſie zuerſt mit eigenen Augen ſahen, was des Rühmens und Lobens werth war, und erſt die neueſte Zeit, nachdem hauptſächlich Herr von Humboldt während ſeiner Reiſe in Südamerika, nach den Angaben von Bauwerken einer frühern Zeit forſchte, und ſie zum Theile beſtätiget fand, ſo auch andere wiſſenſchaftlich gebildete Reiſende, beſtätiget die Wahrheit der frühern Ausſagen der Spanier von der Kultur der Peruaner. Die Ruinen der Palläſte der Inkas oder Peruaniſchen Regenten in Cuſco und Quito, und dann der der Sonne gewidmete Tempel; die alten Feſtungen, welche die Inkas hatten errichten laſſen, die über die Cordilleras in Felſen gehauene Heer- oder Landſtraße, auch Inkasſtraße ge-

nannt, welche über den 13,800 Fuß hohen Para von behauenen Steinen in ſchnurgerader Richtung n Cusco geht, und ein Werk ſeyn ſoll, welches die al miſche Appiſche Straße in Italien weit hinter ſich rück läßt; ſie iſt ſo angelegt, daß die auf derſelben henden Heere der Inkas nicht von der Hitze in den T lern beläſtiget werden konnten; ferner die Pyramü und andere Denkmäler. Am Hofe des Königs zu A gota verſtanden die Prieſter eine Mittagslinie zu hen und den Augenblick des Solſtitiums zu beoba ten; ſie verwandelten das Mondenjahr durch Einſch tungen in ein Sonnenjahr. Spuren von aſtronomiſch Kenntniſſen findet man noch unter den Wilden zu G van in der Provinz Parima. Die Ureinwohner oder dianer, welche die erſten Europäer, und auch lange n Andere nach denſelben, nicht für wirkliche Menſchen kennen wollten, ſind von mittlerer Größe und ſchö Muskelbildung; ſie haben ein flaches Geſicht, hervor gende Backenknochen, gebogene Naſe, langgeſpaltene gen, außerordentliche Abplattung des Stirnbeins, ſchlichte, ſtraffe Haare; die Hautfarbe geht von Roſtgelben in das Zimmetbraune und Kupferfarb über. Nach Vater's und Dauxion Lavayſſ Unterſuchungen über Amerikas Bevölkerung aus alten Continente (Leipzig, 1810) ſoll es wahrſchein ſeyn, daß die Mehrzahl in der älteſten Zeit von A aus eingewandert ſey, zu der Mongoliſchen Raçe höre, und unter verändertem Klima und bei verände Lebensweiſe ſich nach und nach ſo ausgebildet habe, ſie jetzt vorhanden iſt, oder wie ſie es ſcheint. Indianer ſcheinen weniger ſtark zu ſeyn, als leicht beweglich; ſie fliehen die Arbeit, oft ſind ſie auch ganz unfähig, und kommen lieber um, ehe ſie der walt nachgeben, oder dieſer unterliegen; ſie ſind ſtarken Eſſer und dem Vergnügen wenig ergeben, weder aus Indolenz oder aus Gewohnheit, als F

ihrer Sitten. Man gewahrt wenig Mißgestalten unter ihnen, weil die tausend Zufällen ausgesetzte Kindheit diejenigen tödtet, welche den Gefahren nicht widerstehen können; auch sollen sie auf schwächliche Kinder und Krüppel wenig achten. Die Verschiedenheit des Klimas soll wenig Einfluß auf ihre körperlichen Eigenschaften haben; denn die Südamerikaner gleichen den Nordamerikanern, als wenn sie zu einer und derselben Familie gehörten, nur wirkt das Klima etwas auf ihre Gesichtsfarbe, überhaupt Hautfarbe; denn diese geht von dem Rostgelben in das Ziegelrothe, oder von dem Zimmetbraunen in das Kupferfarbige über, je nach dem Erdgürtel, unter welchem sie wohnen. Ihr Verstand ist beschränkt, wenigstens findet man diejenigen so, welche unter der Herrschaft der Europäer leben, oder diesen unterworfen sind; in ihrem freien Zustande beweisen ihre Handlungen und ihre Verschlagenheit Umsicht und Gegenwart des Geistes. Auf die Zukunft sind sie wenig bedacht; denn sie leben nur für die Gegenwart, und sind für dasjenige besorgt, was ihnen für den Augenblick dienen kann, daher sind ihre Unternehmungen auch nur sehr beschränkt, da sie sich nur immer aus der Gegenwart erzeugen. Ihre Vergnügungen bestehen im Tanze, in Hazardspielen und im Trunke, welche sie aus ihrer Schlafsucht oder Stille reißen. Zu ihren Lastern gehören, außer dem Trunke, den sie durch die Europäer empfangen haben, die Unempfindlichkeit, die Hartherzigkeit, die Verschlagenheit oder List, und die Liebe zur Rache; dagegen sind ihre Tugenden: der Muth, die Anhänglichkeit an ihrem Stamme, der Freiheitssinn und ein Beständigkeitsgefühl, welches macht, daß sie un-

die Europäer oder Fremdlinge mit der Gewalt ihrer Waffen zu vertreiben suchten, so ergaben sie sich doch sehr bald dem Geschicke, welches sie an die unbarmherzigen Fremdlinge band, die so schrecklich die Aufnahme und Gastfreundschaft belohnten. Selbst ihr Fürst, der Kaiser von Peru, dem ein Dominikaner, mit Namen Vinzent de Valverde, eine lange Rede mit seinem Dolmetscher hielt, worin er ihm den Inhalt der christlichen Religion vortrug, und ihm vorschlug, sich dazu zu bekennen und sich dem Könige von Spanien zu unterwerfen, den der Pabst Peru geschenkt habe; so antwortete ihm der Kaiser, nachdem er ihn mit vieler Geduld angehört hatte: „Ich will wohl der Freund des Königs von Spanien seyn, aber nicht ein ihm zinsbarer Fürst; der Pabst muß in einem bösen Wahne begriffen seyn, daß er dasjenige so freigebig wegschenkt, was ihm nicht gehört. Ich entsage meiner Religion um keiner andern, und wenn die Christen einen Gott anbeten, der am Kreuze gestorben ist, so bete ich die Sonne an, die nie stirbt.“ Er fragte darauf den Pater, wo er alles das hergenommen habe, was er von Gott und von der Schöpfung ihm gesagt habe? Vinzent überreichte ihm hierauf sein Brevier mit der Hinzusetzung: „aus diesem Buche.“ Der Kaiser nahm das Buch, betrachtete es von allen Seiten, lächelte, und sagte, indem er es zurückgab: „das Buch sagt mir von dem Allen nichts.“ Hierauf begann dann das Treffen, welches in seinen Folgen für den Peruanern so unglücklich ward, um so mehr, da sie die Wirkungen des Europäischen Geschützes nicht kannten, eben so wenig die der Reiterey. Hieraus soll nur gefolgert werden, daß die Peruaner auch dieses zuletzt als Bestimmung ansahen, und sich in ihr Schicksal fügten; würde man daher mit der Bekehrung zum Christenthume wie jetzt zu Werke gegangen seyn, so würde man ein Volk, welches schon diesen oben angeführten Grad der Kultur hatte, weit eher von der Gottheit überzeugt

haben, als durch ein Mittel, welches noch bis jetzt durch die Tradition die freien Indianer zu Feinden der Europäer macht. So hatten z. B. die Jesuiten zu Paraguay unter den kulturlosen Indianern, die in den dichten, und zur Regenzeit fast ganz unter Wasser gesetzten Wäldern lebten, vorzüglich den Guaraniern, Kolonien angelegt, und die Bekehrten, deren in zweiunddreißig Flecken 200,000 gezählt wurden, an den Feldbau gewöhnt, und dieses bloß durch die Gabe des Unterrichts und der Unterweisung im Feldbaue; denn jedes Neue, noch nicht Gehörte und Gesehene hat einen eigenthümlichen Reiz und zieht auch, und dadurch wird Alles möglich, wenn man es richtig anwendet. Die freien Indianer bilden verschiedene viele und zerstreut lebende Stämme, und man reiset oft tief ins Land, bei dreißig Meilen, und weiter, ehe man einen Menschen antrifft. Diejenigen, welche nicht von den Früchten ihrer Arbeit auf dem Felde leben, haben keine Idee von Eigenthum, sondern nur diejenige von Gleichheit und Unabhängigkeit, welche ihre ganze Glückseligkeit ausmacht. Ihre Oberhäupter besitzen wenig Macht, besonders während des Friedens; denn die Unterwürfigkeit ist nur unvollkommen. Die Kriege sind bei einigen rauhen Stämmen, wovon jedoch die Peruaner und einige andere Indianerstämme ausgenommen werden müssen, ganz in der Ordnung, und der Rachedurst läßt oft abscheuliche Handlungen zu, ja einige essen sogar das Fleisch ihrer getödteten Feinde. — Was ihre Religion betrifft, so sind wohl wenige unter den freien Indianern, welche ein göttliches Wesen erkennen; auch besitzen die meisten keinen öffentlichen Gottesdienst. Den Uebeln, welchen sie ausgesetzt sind, der Donner, welcher sie erschreckt, so wie überhaupt die Gewitter, sind die einzigen Gegenstände, welche sie auf die Idee eines unsichtbaren sie beherrschenden Wesens führt, welches auch beweiset, daß mehrere Stämme von ihnen sowohl

die Sonne, als auch den Mond anbeten, weil ſie gl
ben, daß von dieſen Körpern die Welt regiert wer
daß der Eine es am Tage, und der Andere in der Na
thue; der größte Theil iſt aber, wie die Neger, den Z
bermitteln und Amuleten ergeben; auch giebt es Stämm
die gewiſſe Thiere verehren. Die Begriffe von einem
künftigen Leben und von der Unſterblichkeit der Se
ſind im Allgemeinen weit mehr verbreitet, und mehr o
weniger entwickelt, als jeder andere Begriff auf ein
heres Weſen. Bei den weniger civiliſirten Stämm
erwartet den Menſchen ein glücklicheres Leben nach d
Tode, indem er in ein bezaubertes Land tritt, welc
ein ewiger Frühling verſchönert, und deſſen Wälder
Wildpret und die Flüſſe mit Fiſchen angefüllt ſind; l
genießt er nun alle Güter ohne Sorgen und Arbeit,
deshalb werden auch die Männer bei dieſen Stämm
mit ihren Waffen und Lebensmitteln begraben; da
kommt dieſe Kleinmüthigkeit oder vielmehr dieſe kl
müthige Hingebung bei allem Zufälligen, das als
gewiſſe Vorbedeutung, wie z. B. ein Traum, das Geſc
der Thiere, der Geſang der Vögel ꝛc., betrachtet w
Die in Unabhängigkeit lebenden Indianer findet n
faſt durch ganz Südamerika verbreitet, nur werden
überall von den Europäern zurückgedrängt, ſobald
ſich nicht zur chriſtlichen Religion bequemen wol
In der Republik Colombia findet man ſie in
noch von keinem Europäer betretenen Wildniſſen,
ſonders zwiſchen dem Orinoco und Maranhon;
Peru findet man ſie in den Pampas, eben ſo in Ch
In Bolivia halten ſie ſich beſonders im Departem
Santa Cruz de la Sierra, an der Grenze
Braſilien auf, welches die ganze Hälfte des Staats
faßt, und noch größtentheils aus Wildniſſen beſteht
welchen ſie in der Moxos- und Chiquitoshälfte ſich
halten, und daher auch Moxos- und Chiquitos-
dianer heißen. Die Letzteren ſind vortreffliche Re

und Krieger, vorzüglich tapfer, welche den Spaniern oder Boliviern viel zu ſchaffen machen. Die Moxos- oder Sumpfland-Indianer ſollen nicht den Grad der Rohheit haben, als die vorher erwähnten. Es ſind einige Miſſionen daſelbſt errichtet. In den vereinigten Staaten am La Plataſtrome findet man in den Pampas noch viele in Unabhängigkeit und nach ihren Religionsgebräuchen frei lebende Indianer, die öfters feindliche Einfälle in die angrenzende Diſtrikte machen. Faſt eben ſo roh ſind auch die in den Pampas lebenden Gauchos, die aus einer Vermiſchung der Spanier mit Indianerinnen entſproſſen ſind; ſie ſind Viehhirten und Viehtreiber, gute Reiter und faſt ſtets zu Pferde lebend. Sie beſitzen eine große Geſchicklichkeit mit der Riemenſchlinge, dem Lazo oder Laſſo. Sie vereinigen ſich oft mit den Indianern, wenn dieſe auf Beute ausgehen. Ein großer Theil (über 100 verſchiedene Stämme) der freien Indianer lebt in den dicken Urwäldern Braſiliens, von denen ſchon mehrere Stämme oben genannt worden ſind; auch Guyana hat dergleichen Indianer. Der größte Theil von ihnen ſind Nomaden, die überall umherziehen und ihre Hütten in den dickſten Wäldern haben; einige Stämme leben auch in Dörfern bei einander. Die Portugieſen in Braſilien gebrauchen die Eingebornen zum Rudern, zu andern Dienſtleiſtungen hat man ſie aber nicht bewegen können; auch iſt ihre Liebe zur Freiheit grenzenlos, und eben ſo grenzenlos iſt auch ihr Haß gegen die Portugieſen, deshalb meiden ſie alle Europäiſchen Niederlaſſungen und machen die Heerſtraßen ſo unſicher, daß zwiſchen den Städten und der See zu Lande nur wenig Verkehr iſt; daſſelbe iſt auch

nicht zu denken, weil ſie hier in weit größerer Anz
verbreitet ſind, und beſondere Kraft und Beharrlich
zeigen. Man ſucht nämlich in den vereinigten Norda
rikaniſchen Staaten die Ueberreſte der Indianiſchen
völkerung immer mehr zur Auswanderung in die grö
Gebiete jenſeits des Miſſiſippi zu veranlaſſen, theils
rechtlicher Auflöſung früherer Verträge und Int
niſcher Beſitztitel, und Kraft einer freiwillig eingegan
nen Uebereinkunft, theils auch mit mancherlei Umgeh
gen der rechtlichen Formen, mit Liſt und mit Gew
ſchritten, um die Indianiſchen Bevollmächtigten z
Eingehen in die gemachten Vorſchläge und geſtell
Forderungen zu bewegen. Der Congreß läßt di
willkührliche Verfahren der einzelnen Staaten ruhig
gehen und ſteuert ihm nicht; denn als die Chirokis
mal wegen empörender Unbilden, die ſie von Geor
erlitten, ſich an den Congreß wandten, erhielten ſie z
nicht den Worten, doch dem Inhalte nach folg
Antwort: „Wir können Euch gegen die Geſetze
Georgien nicht ſchützen; verlaſſet alſo die Gräber
rer Väter und Eurer Krieger, übergebt Eure Lä
reyen und fliehet nach dem fernen Weſten, wo man
weite Jagdreviere anweiſen wird, und wo Ihr auf J
hunderte gegen die eindringenden Fußſtapfen des we
Mannes geſchützt ſeyn werdet.“ Man ſucht daher
Indianern den Aufenthalt in ihrem Vaterlande auf
mögliche Weiſe zu verleiden. Kommt es zum Abz
ſo trägt die Regierung alle Koſten, verſieht die
ziehenden mit Geld, Lebensmitteln und auch mit U
ſilien, und ſchließt auch vorher mit den Indi
ſtämmen, in deren Gebiet die Auswandernden einzi
ſollen, die nöthigen Verträge. Ein am 1ſten Dece
des Jahres 1836 abgefaßter Bericht des Kommiſſa
für die Indianer-Angelegenheiten, enthält folgende U
ſicht: 1) Indianer im Oſten des Miſſiſippi, die
Vertrag, wodurch ſie ſich zur Auswanderung verp

ten, noch nicht erfüllt haben, 48,918 Seelen; 2) Indianer, die noch keinen Auswanderungsvertrag abgeschloſſen haben, 8,415 Seelen; 3) Indianer, die über den Miſſiſippi ausgewandert ſind, 45,699 Seelen; 4) Indianer in der unmittelbaren Nähe der weſtlichen Niederlaſſung, 150,341 Seelen. Die Genauigkeit der Zahlenangaben zeigt wenigſtens mit welcher Förmlichkeit die Sache betrieben wird. Vom 1ſten Auguſt 1829 bis zum 29ſten März 1836 waren von der Regierung mit verſchiedenen Indianerſtämmen ſechs und vierzig Verträge über ihre Auswanderung und die Abtretung ihrer Ländereyen, zuſammen 93,401,637 Acres abgeſchloſſen worden, und die an Geld, Lebensmitteln, Utenſilien ꝛc. den Indianern dafür gereichte Summe belief ſich auf 67,458,318 Thlr., ſo daß der Acre der Regierung auf etwas über ⅔ Thlr. zu ſtehen kam. Hieraus gewahrt man nun, auf welche Weiſe man die Indianer in Nordamerika von den Beſitzungen der Europäer zu entfernen ſucht, welches aber bis jetzt in Südamerika noch nicht verſucht worden. Ihre Nahrung beſteht in dem, was ſie auf der Jagd und beim Fiſchfange erhalten, dann in Früchten der Waldungen, in Wurzeln und Honige wilder Bienen; auch gehen viele von ihnen auf Raub aus. Viele derſelben gehen ganz nackt, Andere bekleiden ſich mit einem Schurze ꝛc. — Die unterworfenen Indianer, die ſich größtentheils zur katholiſchen Religion bekennen, wenigſtens äußerlich, treiben Ackerbau, Viehzucht und einige andere Gewerbe, ſind von ſanfteren Sitten, wohnen in Dörfern, und ſtehen unter Vorgeſetzten. So hatte der Engländer Heinrich Koſter, welcher im Jahre 1810 Braſilien durchreiſete,

und ſind, wie gewöhnlich, in Geſtalt eines Vierecks
gelegt. Jedes Dorf enthielt ungefähr 300 Einwoh
Da Koſter von Jemanden eingeführt worden, wel
den Geiſtlichen von dem Dorfe Aronxas kannte, ſo w
es ihm leichter, eine genaue Nachricht über die bekehr
Indianer einzuziehen. Der Geiſtliche bewohnte
ſchönes Haus, welches ehemals den Jeſuiten geh
hatte. Es hängt mit der Kirche zuſammen, und iſt
einer großen Gallerie geſchmückt, von welcher man
das Chor der Kirche gelangt. Alle Indianer, ſow
dieſes Dorfes, als auch der andern, welche Koſter
ſuchte, waren Chriſten; indeſſen ſollen doch mehrere d
unter im Geheimen ihrer alten oder verlaſſenen Relig
ergeben ſeyn, und ſowohl den Maraca anbeten,
auch alle Gebräuche ihrer ſcheinbar verlaſſenen Relig
ausüben. In der katholiſchen Religion unterrich
artet dieſe, wenn ſie wirklich ihren Geiſt zu beſch
gen anfängt, dennoch in Aberglauben aus. Nur
den kleinlichen äußeren Gebräuchen und Aufgaben,
weder durch die katholiſche Religion angeordnet,
durch ihren alten Glauben vorgeſchrieben, beſitzen
noch einige Beſtändigkeit, woraus man gewahrt,
weit es mit ihrem Glauben gekommen iſt, und daß
nur die äußern Gebräuche mitmachen, im Innern
immer noch ihren Zauberſprüchen und Amuleten ꝛc. e
ben ſind. Jedes Dorf hat ſeinen Prieſter, und auch
gerliche Vorſteher, als Obrigkeit, welche eine gr
Macht haben, und ſie auch über die Perſonen ihrer Ju
diktion ausüben. Wenn ein Eigenthümer oder Pfla
Tagelöhner nöthig hat, ſo wendet er ſich an e
Vorſteher, welcher nicht nur das Tagelohn ordnet,
dern auch einem Indiſchen Oberhaupte den Be
giebt, ſich mit einer gewiſſen Anzahl Indianer oder
tergebene ſeines Stammes nach der Beſitzung zu bege
von deſſen Eigenthümer ſie zur Arbeit bedungen
den. Die Arbeiter empfangen ihren Lohn ſelbſt, und

nen ihn nach Gefallen verthun. Da nun die Kaufpreise der Lebensmittel über dem gesetzmäßigen Preise stehen, so gewinnen die Plantagenbesitzer, welche zugleich Verkäufer der Lebensmittel sind, auch noch dabei. In jedem Dorfe sind zwei gewöhnliche Richter oder Gerichtspersonen, ein Weißer und ein Indianer, welche zwar ein gleiches Recht in der Ausübung ihres Amtes haben, indessen wird man sich leicht denken können, daß der Erstere die ganze Gewalt in Händen hat. Diese Richter haben die Macht, die verdächtigen Personen einzuziehen, und leichte Strafen zu ertheilen; nur bei Hauptverbrechen und bei allen schweren Verbrechen, müssen sie den Umgang des Oberrichters des Bezirks erwarten. Jedes Dorf hat ein Rathhaus und ein Gefängniß. Die Gerechtigkeit soll hier aber sehr schlecht verwaltet werden; denn man soll für eine gewisse Summe Geldes sich von der Bestrafung eines jeden Verbrechens loskaufen können. Oft wird daher ein Unschuldiger auf das Ansuchen eines reichen Mannes, dem er das Unglück gehabt hat, zu mißfallen, bestraft, während ein Bösewicht, ein Meuchelmörder, der Strafe entgeht, da er das Glück hat, unter dem Schutze eines Mächtigen zu stehen. Dieser Mißbrauch soll nur selten von der Bestechung der Richter, oder von deren Verdorbenheit herkommen, sondern von einer Art Feudalherrschaft, welche noch in diesem Theile des Landes besteht, so daß diejenigen Richter, welche gern ihre Pflicht zu erfüllen bemühet sind, nur zu gut wissen, daß ihre Bemühungen hierin fruchtlos sind, ja ihnen selbst Schaden bringen können. Die Indianer haben auch ihre Dorfältesten, eine Art von Sittenrichtern, welche den Titel Capitams-mores auf Lebenszeit führen. Der damit Bekleidete hat eine gewisse Macht über die Andern, da aber damit kein Gehalt verbunden ist, auch kein Eigenthum, so werden diese Indianischen Offizianten von den Weißen nur lächerlich gemacht, und vielleicht nicht

mit Unrecht, da ein halbnackter Befehlshaber mit ſe
nem mit einem goldenen Knopfe verſehenen Stocke ei
komiſche Figur ſpielt, die den Weißen zu allerhö
Witzen Veranlaſſung giebt. Auch Koſter giebt an, d
dieſe unterworfenen Indianer ein friedfertiges, von L
ſtern ziemlich freies Volk ſeyen; nur wären ſie ihr
Herren nicht gut zugethan; aber wenn ſie ihnen entli
fen, ſo würden ſie ihnen doch niemals zu ſchaden ſ
chen. Ihre Unzufriedenheit hat einen ſehr natürlich
Urſprung; denn da ſie unter einem ſtrengen Vorgeſe
ten ſtehen, ſo hat das Leben für ſie wenig Reiz; au
ſey es nicht befremdend, ſie ihre Dörfer verlaſſen
ſehen, um ſich durch die Flucht von einem Joche zu
freien, welches ihnen ſehr läſtig geworden iſt; aber
beſitzen einen ſo beſtändigen Charakter, daß wenn
ſich einmal der Herrſchaft eines Vorſtehers entzog
haben, ſie ſich niemals anderweitig wieder feſtſetzen. E
Indianer pflanzt und ſäet ſelten für ihn, und wo
er es thut, ſo wartet er ſelten die Erndte ab; er v
kauft ſeinen Mays oder ſeinen Manioc, ehe er ni
reif iſt, und begiebt ſich in einen andern Kanton. S
gröſstes Vergnügen iſt die Jagd und Fiſcherey; ein G
oder ein Bach kann ihn allein einige Zeit aufhal
Mit einem unabhängigen Charakter begabt, verabſch
er Alles, was bezweckt, ihn in ſeinen freien Handlun
zu beſchränken. Er unterwirft ſich dem Vorſteher, w
er nicht Macht genug hat, ihm zu widerſtehen; a
kann man einen Indianer nie dazu bewegen, ſei
Herrn dieſen Titel zu geben, obgleich er unter
Weißen und unter allen Freien im Lande ſo eingef
iſt; die Neger ſind weniger ſtolz und weniger gewiſ
haft in dieſer Beziehung. Der Indianer redet ihn
Beſchützer oder Patron an, und bedient ſich nur
ſer Ausdrücke; der Widerwille, von dem Titel H
Gebrauch zu machen, ſoll von den Nachkommen
Indianer herrühren, welche ehemals Sklaven wa

und ſo ſey es durch Tradition fortgepflanzt worden; ſie ſcheinen daher in Ueberſtimmung aus Politik dasjenige jetzt zu verweigern, welches man ehemals von ihnen aus Zwang verlangte. Wenn indeſſen dieſes der Urſprung jener Gewohnheit iſt, ſo wird ſie doch nicht durch denſelben Bewegungsgrund fortgepflanzt; denn die Indier, mit denen Koſter darüber ſprach, ſchienen nicht zu wiſſen, daß ihre Voreltern genöthiget geweſen ſind, als Sklaven zu arbeiten. Mörder ſind ſehr ſelten unter den Indianern, ſie ſind mehr Betrieger, als Diebe. Wenn ſie es können, ſo eſſen ſie übermäßig, aber eben ſo ſind ſie auch, wenn es die Umſtände erfordern, ſehr mäßig im Eſſen und begnügen ſich nur mit einem geringen Theile von Nahrungsmitteln. Den Branntwein lieben ſie eben ſo ſehr, als ihre freien umherſchweifenden Genoſſen, ja ſie würden ihn Tag und Nacht trinken, wenn ſie dabei tanzen und ihre kleinen monotonen Lieder in ihrer Sprache ſingen könnten. Die Mulatten glauben ſich höher geſtellt, als die Indianer, und ſelbſt die Neger-Creolen ſehen ſie von oben bis unten an. Moſino como caboclo (Elender, Bettler, wie ein Indianer), iſt ein gewöhnliches Sprichwort von Leuten aus der niedern Klaſſe Braſiliens, wozu indeſſen die Indianer lächeln, indem ſie auch ihren Werth als Menſch fühlen, und davon oft merkliche Beweiſe geben. — Die Indianer ſehen mit Gleichgültigkeit auf die Lebensart und Aufführung ihrer Frauen und Töchter. Lügen und andere Laſter, welche dem kulturloſen Leben angehören, machen auch ihr Eigenthum aus; ſie ſcheinen von allen Arten von Leidenſchaften entblößt zu ſeyn, und tragen weniger Sorge für das Leben und Wohler-

und das Holz aus dem Walde; er bauet seine Hütte, während seine Frau einen Zufluchtsort unter dem Dache eines der Nachbarn sucht; wenn aber irgend eine Reise unternommen wird, so muß die Frau die Kinder, die Töpfe, Kürbißflaschen ꝛc. tragen, während der Mann seine lederne Jagdtasche, die aufgerollte Hängematte, sein Netz und seine Waffen auf dem Rücken trägt, und hinter der Frau hergeht. Die Kinder werden am Tage ihrer Geburt in einem Bache oder an einem nahen Brunnen gewaschen. Sowohl die Männer, als die Frauen, sind reinlich, was ihren Körper betrifft, aber diese Reinlichkeit kommt nicht mit ihren Sitten überein, indem sie keine Nahrung verschmähen, und fast alle ihre Nahrungsmittel ohne Zubereitung verzehren: Ratten, Mäuse, Schlangen, Alligatoren, kurz Alles, was eßbar ist, wird von ihnen genossen, und hierin machen sie keine Ausnahme von ihren in den Wäldern lebenden Gefährten. Merkwürdig ist ein gewisser Instinkt (man würde hier schwer einen andern Ausdruck gebrauchen können) bei den Indianern, den man bei keinem andern Menschen antrifft, nämlich den Weg nach einem Walde oder Gehölze zu finden, und sich nach einem bezeichneten Ziele hinzubegeben, ohne Fußsteig oder ein scheinbares Zeichen von einem Wege; sie entdecken nämlich die Fußtritte auf dem abgefallenen Laube der Bäume. Die Fußboten von einer Provinz zur andern sind größtentheils Indianer, und so gewöhnt, große Beschwerden zu ertragen, daß sie Monate lang auf ihren Reisen zubringen, ohne einige Ruhe zu genießen; nichts hält sie auf ihren Wegen auf; selbst ein Reiter, der mit seinem Pferde wohl einem Indianer in den ersten Tagen vorkommen kann, wird, wenn die Reise länger dauert, dem Fußgänger nachstehen; denn dieser wird eher an Ort und Stelle kommen, als der Reiter. Wenn ein Verbrecher den Händen der Justiz oder Polizey entwischt ist, so werden ihm Indianer, als letztes Hülfsmittel, um ihn wieder zu er-

halten, nachgeſchickt. Man weiß wohl, daß ſie ihn nicht lebend wieder einbringen, denn ein Jeder von denen, welche den Verbrecher zuerſt ſehen, geben Feuer auf ihn, da ſie es nicht abwarten, um erſt handgemein zu werden. Dem Gerichte iſt es dann unmöglich, zu entſcheiden, wer von den abgeſchickten Indianern ihn getödtet hat, und wenn man darnach frägt, ſo iſt die Antwort ungewiß, und lautet gewöhnlich: os homems (die Menſchen). Obgleich man gewiß und allgemein glaubt, daß eine Menge Indianer ſich ſehr gut ſchlagen werden, aber zwei und drei bei der geringſten Erſcheinung der Gefahr entfliehen, ſo giebt es dennoch mehrere unter ihnen, welche dreiſt und muthvoll ſind, ob man ſie gleich im Ganzen für feig und unbeſtändig hält, ja von allem Schicklichkeitsgefühle entblößt, eben ſo empfänglich die Wohlthaten zu vergeſſen, wie die Beleidigungen; eigenſinnig, halsſtarrig bei Kleinigkeiten, und unbekümmert bei wichtigen Angelegenheiten. Der Charakter des Negers iſt mehr ausgedrückt. Man kann aus den Negern die verworfenſten Menſchen machen, ſie ſind aber auch zu großen und edlen Thaten fähig. Der Indianer erſcheint ohne Energie und ohne Beweglichkeit, eben ſo wenig empfänglich für das Gute, welches er empfängt, als für das Böſe, welches man ihm bis zu einem gewiſſen Grade thut; es läßt ſich daher wenig zu ihren Gunſten ſagen, wenn man einzelne Stimmen über ſie urtheilen hört, die ſie haben kennen lernen; indeſſen, wenn man ſie vereiniget, ſo findet man immer mehr zu ihrem Lobe, als zu ihrem Nachtheile, wenn man bedenkt, auf welcher Stufe der Kultur ſie ſtehen, und wie es mit ihrer Erziehung beſchaffen iſt. Zuerſt hat man ſie bei-

hat. Wenn man alles dieſes berückſichtiget, welches ei
Volk ganz niederſchlagen und zur Arbeit unfähig ma
chen muß, ſo kann man ſich über ihren jetzigen Zuſtan
von Abſpannung nicht wundern. Es ſtehen ihnen Weg
auf, um etwas zu leiſten, wenn ſie Geiſt, Energie un
Intereſſe für einen Gegenſtand hätten. So ſtehen ihne
z. B. geiſtliche Aemter offen, wenn ſie ſich dieſem Fach
widmen wollen, allein ſie benutzen die ihnen geöffneten Weg
nicht*). Man findet keinen Indianer in den Städten, de
ein nützliches Gewerbe treibt, auch iſt kein Beiſpiel vorhan
den, daß ein Indianer reich geworden ſey. Dagegen ſin
reiche Mulatten und Neger nichts Seltenes. Koſter ha
ſich der Indianer zu manchen Dienſtverrichtungen bedien
und ſich nie über ſie zu beklagen gehabt; ſie haben ihr
nie etwas Nachtheiliges zugefügt, allein eben ſo weni
iſt er von ihnen gut bedient worden; Einige ausgenom
men. Sie ſind, wie ſchon oben bemerkt worden, vo
treffliche Reiſebegleiter und Boten; denn ihre Neigun
treibt ſie zu einem umherirrenden Leben, welches dieſ
Dienſt erfordert. Als Arbeiter haben ſie Neigung z
betriegen, aber ihre dabei angewendete Liſt iſt ein Bi
chen zu handgreiflich, und daher werden ſie auch leid
dabei ertappt. Man kann auf ſie nicht mit Gewißhe
lange zählen; hat man ihnen einen Vorſchuß an Ge
und Kleidern gemacht, ſo kann man dieſes als eine
ſichern Verluſt rechnen. Wenn man eine Arbeit in e
ner gewiſſen beſtimmten Zeit zu verrichten hat, und me
nimmt dazu Indianer, ſo wird der Vorſteher, dem me
ſie anzeigt, ſie ſelten in die Liſte eintragen, wohl ab
die Mulatten und Neger, und bei der Erkundigun
warum dieſes auch nicht mit den Indianern geſchiek
ſo erhält man zur Antwort: Caboclo he so para hoj
welches ſo viel heißt: Man kann den Indianer n

*) Koſter giebt aus guter Quelle zwei Beiſpiele von Indiane
an, welche als weltliche Prieſter angeſtellt worden ſind; allein t
Trunk tödtete ſie.

auf einen Tag rechnen, und kein Vertrauen in ihn ſetzen. Dieſes beweiſet auch folgender Fall. Zwei Indianer kamen eines Tages vor die Thür des Carmeliterkloſters zu Güïana, und wünſchten den Prior zu ſprechen, dem ſie eine Börſe voll Goldſtücke übergaben, die ſie nahe bei Dous-Rios gefunden haben wollten, wobei ſie baten, für dieſes Geld eine gewiſſe Zahl Meſſen für ſie leſen zu laſſen. Der Prior, welcher dieſen Grad der Redlichkeit bewunderte, fragte den Einen derſelben, ob er bei ihm im Dienſte bleiben wollte, und er willigte ein. Der Prior liebte die Jagd, und ging daher oft zu einem Freunde auf das Land, um dieſe Erholung zu genießen. Bald darauf, als er den Indianer in ſeine Dienſte genommen hatte, machte er eine dieſer Excurſionen, und nahm den Indianer mit. Auf der Hälfte des Weges gewahrte er, daß er ſein Pulverhorn vergeſſen hatte; er gab daher dem Indianer den Schlüſſel zu ſeiner Zelle und befahl ihm, das Pulverhorn zu holen, während er ſeinen Weg fortſetzte. Umſonſt erwartete er ſeine Rückkunft, und als er am Abend ins Kloſter zurückkehrte, ſo erfuhr er, daß ſein Diener davon gegangen ſey. Er begab ſich ſogleich auf ſeine Zelle, glaubend, daß der Indianer ſein Geld und Alles, was er hätte tragen können, mitgenommen habe, allein wie groß war ſeine Freude, als er gewahrte, daß ihm nur das Pulverhorn, zwei Piaſter, ein alter Prieſterrock und ein Paar eben ſo lange ſchon gebrauchte Nankinbeinkleider fehlten, und die übrigen Sachen unangerührt da lagen. Ein Beweis von der Genügſamkeit der Indianer. Die unterwürfigen Indianer ſind durch dieſe Unterwerfung nicht ausgeartet, ihre äußere Geſtalt iſt dieſelbe, wie ſie bei den

furchtbares Anſehen erhalten; auch drückt ſich bei ihn
mehr die Mongoliſche Raçe aus. Sie haben kein
Schnurrbart und der Bart am Kinn iſt nur dünn. D
Frauen ſind in ihrer Jugend nicht von Reizen entblö
allein ſie verblühen ſchnell; auch fehlt es ihrer Taille
Zierlichkeit. Mißgeſtalten findet man auch hier ſelte
und Koſter, der mehrere Dörfer der Indianer beſuch
erinnert ſich nicht einen einzigen ungeſtalteten Menſch
darin gefunden zu haben, und eingeborne Portugi
ſen verſicherten ihm, daß die Indianer in dieſer Bez
hung, weit mehr von der Natur begünſtigt worden wäre
als jede andere Nation der Welt. Alle Indianer v
Pernambuko reden Portugieſiſch, aber nur wenige ſprech
es gut aus; immer zeigt ein gewiſſer Akcent an, daß
Redende ein Indianer iſt, wenn man auch ſein Aeußer
nicht ſieht, wodurch man leicht beſtochen werden könn
etwas zu finden, was nicht iſt. Eine große Anzahl u
ter ihnen verſtehen nur dieſe Sprache. Selten wird
Indianer ſo gut Portugieſiſch ſprechen, als der Gering
der Creolen-Neger. — Wenn gleich der Ober-Aufſe
die Indianer ſchlecht behandeln, und ſie beſtrafen laſ
kann, ſo ſind ſie dennoch nicht ganz zur Knechtſchaft
bracht worden; denn man kann den Indianer nicht zw
gen, gegen ſeinen Willen zu arbeiten, auch kann er ni
verkauft werden; denn wenn man dieſes auch wirkl
thun wollte, ſo würde er nicht bleiben, ſondern bei
erſten beſten Gelegenheit in die Wälder entfliehen.
geſchieht auch oft, daß ein Indianer ſein Kind, in ein
noch niedrigen Alter, einer reichen Perſon übergiebt,
es ein Handwerk lernen zu laſſen, oder als Diener
Hauſes zu erziehen; ſobald aber das Kind herangewa
ſen iſt, und ſich ſelbſt ernähren kann, ſo lüſtert ihn nach
Unabhängigkeit, und er verläßt ſeinen Wohlthäter, we
es ſein Wille iſt. So viel über die Lebensart der fre
*oder unabhängigen und der abhängigen Urbewohner S
amerikas*, der ſogenannten Indier oder Indian

Die Neger, sowohl die unabhängigen, als auch die abhängigen und Sklaven sind von Afrika als Sklaven nach diesem Welttheile gekommen, und haben ihre Sitten und Gewohnheiten auch hier beibehalten; daher hier auf die Neger Südafrikas in dem oben angeführten Artikel: Südafrika, verwiesen werden muß. Ihre Behandlung als Sklaven von Seiten der Portugiesen ist sehr milde, daher können diese sich auch ganz auf sie verlassen. Sie besitzen eine außerordentliche Gewandtheit und Körperkraft, können unglaublich schwere Lasten auf dem Kopfe tragen, verrichten ihre Arbeit im Singen, wo es sich nämlich dazu schickt, und sind sehr gewandte Diener zur Aufwartung im Hause, so daß man von ihnen nicht das geringste Geräusch mit den Tellern ꝛc. bei der Bedienung am Tische hört. Auch kann man diese Sklaven zu allen Verrichtungen gebrauchen, weil sie eine große Lernbegierde besitzen. Die Negerinnen werden hier zum Waschen des Weißzeuges gebraucht, weil hier die Wäsche, wie in Frankreich, an den kleinen Flüssen und Bächen gewaschen und geklopft wird. Bei dieser Beschäftigung tragen sie ihre kleinen Kinder auf dem Rücken, in einem Tuche. Diese Kleinen müssen hier alle Bewegungen der Mutter beim Zeugklopfen aushalten, und dabei schlafen sie oft ganz sanft. Dieser Anblick soll wirklich etwas Herzerschütterndes haben. In den Hauptstädten Brasiliens, wie z. B. in der Residenz Rio de Janeiro hat man auch einige Botokuden als Sklaven, die aus dem Innern Brasiliens kommen und sich von den übrigen Negern aus Afrika nur durch ihre Größe und wildes Ansehen unterscheiden. Die Negersklaven werden oft des Nachts in den Städ-

furchtbares Anſehen erhalten; auch drückt ſich bei ihn
mehr die Mongoliſche Raçe aus. Sie haben kein
Schnurrbart und der Bart am Kinn iſt nur dünn. D
Frauen ſind in ihrer Jugend nicht von Reizen entblö
allein ſie verblühen ſchnell; auch fehlt es ihrer Taille
Zierlichkeit. Mißgeſtalten findet man auch hier ſelte
und Koſter, der mehrere Dörfer der Indianer beſuch
erinnert ſich nicht einen einzigen ungeſtalteten Menſch
darin gefunden zu haben, und eingeborne Portugi
ſen verſicherten ihm, daß die Indianer in dieſer Bez
hung, weit mehr von der Natur begünſtigt worden wäre
als jede andere Nation der Welt. Alle Indianer v
Pernambuko reden Portugieſiſch, aber nur wenige ſprech
es gut aus; immer zeigt ein gewiſſer Akcent an, daß d
Redende ein Indianer iſt, wenn man auch ſein Aeußer
nicht ſieht, wodurch man leicht beſtochen werden könn
etwas zu finden, was nicht iſt. Eine große Anzahl u
ter ihnen verſtehen nur dieſe Sprache. Selten wird
Indianer ſo gut Portugieſiſch ſprechen, als der Gering
der Creolen-Neger. — Wenn gleich der Ober-Aufſeh
die Indianer ſchlecht behandeln, und ſie beſtrafen laſſ
kann, ſo ſind ſie dennoch nicht ganz zur Knechtſchaft
bracht worden; denn man kann den Indianer nicht zw
gen, gegen ſeinen Willen zu arbeiten, auch kann er ni
verkauft werden; denn wenn man dieſes auch wirkl
thun wollte, ſo würde er nicht bleiben, ſondern bei
erſten beſten Gelegenheit in die Wälder entfliehen.
geſchieht auch oft, daß ein Indianer ſein Kind, in ein
noch niedrigen Alter, einer reichen Perſon übergiebt,
es ein Handwerk lernen zu laſſen, oder als Diener
Hauſes zu erziehen; ſobald aber das Kind herangewa
ſen iſt, und ſich ſelbſt ernähren kann, ſo lüſtert ihn nach
Unabhängigkeit, und er verläßt ſeinen Wohlthäter, we
es ſein Wille iſt. So viel über die Lebensart der fre
oder unabhängigen und der abhängigen Urbewohner S
amerikas, der ſogenannten Indier oder Indian

Die Neger, ſowohl die unabhängigen, als auch die abhängigen und Sklaven ſind von Afrika als Sklaven nach dieſem Welttheile gekommen, und haben ihre Sitten und Gewohnheiten auch hier beibehalten; daher hier auf die Neger Südafrikas in dem oben angeführten Artikel: Südafrika, verwieſen werden muß. Ihre Behandlung als Sklaven von Seiten der Portugieſen iſt ſehr milde, daher können dieſe ſich auch ganz auf ſie verlaſſen. Sie beſitzen eine außerordentliche Gewandtheit und Körperkraft, können unglaublich ſchwere Laſten auf dem Kopfe tragen, verrichten ihre Arbeit im Singen, wo es ſich nämlich dazu ſchickt, und ſind ſehr gewandte Diener zur Aufwartung im Hauſe, ſo daß man von ihnen nicht das geringſte Geräuſch mit den Tellern ꝛc. bei der Bedienung am Tiſche hört. Auch kann man dieſe Sklaven zu allen Verrichtungen gebrauchen, weil ſie eine große Lernbegierde beſitzen. Die Negerinnen werden hier zum Waſchen des Weißzeuges gebraucht, weil hier die Wäſche, wie in Frankreich, an den kleinen Flüſſen und Bächen gewaſchen und geklopft wird. Bei dieſer Beſchäftigung tragen ſie ihre kleinen Kinder auf dem Rücken, in einem Tuche. Dieſe Kleinen müſſen hier alle Bewegungen der Mutter beim Zeugklopfen aushalten, und dabei ſchlafen ſie oft ganz ſanft. Dieſer Anblick ſoll wirklich etwas Herzerſchütterndes haben. In den Hauptſtädten Braſiliens, wie z. B. in der Reſidenz Rio de Janeiro hat man auch einige Botokuden als Sklaven, die aus dem Innern Braſiliens kommen und ſich von den übrigen Negern aus Afrika nur durch ihre Größe und wildes Anſehen unterſcheiden. Die Negerſklaven werden oft des Nachts in den Städ-

nannt werden, und deren Dienst darin besteht, die en
laufenen Neger wieder einzufangen und an die Behörd
abzuliefern, von wo aus sie dann der Eigenthümer wi
der erhält. Diese Offizianten sind mit Schießgewehren z
bewaffnet, und nicht selten kommt es zu einem Scha
mützel, weil sich die Neger vereinigen, und diese Wal
jäger anzufallen suchen. Den Negern, welche in solche
Treffen bleiben, werden die Köpfe abgeschlagen und de
Gerichte überliefert, welches sie zur Warnung auf Sta
gen an den Ecken der Hauptstraßen aufstellen läßt. Na
Eschwege sollen diese Buschneger alle nur mögliche
Grausamkeiten ausüben, wenn sie einen einzelnen Reise
den, besonders aber einen Waldjäger, erwischen kö
nen; dagegen sollen sie auch wieder so feig seyn, da
ihrer wohl funfzig an der Zahl oft drei bis vier b
waffnete Reisende nicht anzugreifen wagen. Das G
ringste oder Gewöhnlichste, was ein solcher Unglü
cher, der in ihre Hände fällt oder geräth, auszuste
hat, nachdem sie ihn beraubt haben, ist, daß ihm e
dickes Holz, gleich einem Gebisse oder Zaume, in d
Mund gegeben und mit einem Seile so fest hinten a
Kopfe zusammengebunden wird, daß oft der Mund
beiden Seiten aufreißt; die Hände werden ihm da
auf den Rücken und an einen Baum festgebunden, u
in diesem Zustande verlassen sie ihn, bis der Zufall
manden herbeiführt, der ihn erlöset. Viele werden v
ihnen auch verstümmelt oder wohl getödtet. Daher s
diese Buschneger sehr gefährlich, und weit gefährlich
als die freien Indianer. Die Polizey ist daher da, w
sie gut eingerichtet ist, sehr strenge in Verfolgung d
selben, und die entlaufenen und wieder eingefangen
Sklaven erhalten Eisen mit Ketten an den Füßen,
nen eisernen Ring um den Hals, woran sich ein lang
Stück Eisen befindet, oder vielmehr hervorragt zur W
nung Anderer. — Von den Juden, welche sich in Sü
amerika aufhalten, haben diejenigen in dem Holländ

ſchen Guyana große Rechte und Beſitzungen; in ihrer Stadt, Juden-Savannah, zehn Meilen oberhalb Paramaribo, wohnen lauter Portugieſiſche Juden. Sie ſollen durch die Mißhandlungen der Neger mit Veranlaſſung gegeben haben, daß viele Sklaven in unzugängliche Moräſte und Waldungen entflohen ſind, von wo aus ſie den Pflanzungen großen Schaden zufügen, und jetzt die Maronen- oder Buſchneger ausmachen, die ſich das Recht als freie Neger angemaaßt haben, welches ihnen zwar keine der Regierungen Südamerikas zugeſteht; allein ihre Zahl ſoll ſo anſehnlich ſeyn, und ihre Schlupfwinkel ſo verſteckt, daß man ſie mit offner Macht nicht angreifen kann, und nur Einzelne durch die Waldjäger eingefangen werden. — Man hat viele Sprachen in Südamerika, indeſſen hat Alexander v. Humboldt die verſchiedenen Idiome, worunter das Aztekiſche oder Mexikaniſche, das Peruaniſche und Caraibiſche, die verbreitetſten ſind, auf zwei Stammſprachen, die Toltekiſche und Apalachiſche zurückgeführt. Die Zahl der Bevölkerung oder der ganzen Volksmenge Südamerikas ſoll ſich auf 9 bis 10 Millionen belaufen. Freie Indianer ſoll es überhaupt 1 Million geben; ſie bewohnen, wie ſchon oben angeführt worden, eigene Landſtrecken, reden verſchiedene Sprachen, unter denen die Guaraiſche faſt überall verſtanden wird. Ihre Oberhäupter mit beſchränkter Gewalt, wie oben zu erſehen iſt, heißen Caziken. — Die Religion der Europäer und der davon Abſtammenden in Südamerika iſt größtentheils katholiſch, nur wo die Britten und Holländer herrſchen, iſt ſie evangeliſch; nach dieſem Verhältniſſe findet man

mehr zwanzigmal ſo hoch, als es ihn einkaufte. D
Braſilianiſche Tabak ward nach den Königlichen M
gazinen an den Grenzen zwiſchen Spanien und Po
tugall geliefert, wo ihn die Spaniſchen Kommiſſari
ſchaueten und die taugliche Waare übernahmen. Der Ab
ſchuß ward dagegen auf der Stelle verbrannt, od
man ſchickte ihn nach Genua, wo er immer noch ſein
Markt fand. Der zweite Artikel iſt das Fernan
bukholz, welches ſeinen Namen von der Stadt Pe
nambuko erhalten hat. Vor der Trennung Braſilien
von Portugall war dieſes Holz ein Monopol der Kro
Portugalls, welche daſſelbe auf gewiſſe Jahre an i
ländiſche Kaufleute, vor einigen Jahren an das Ha
Melliſh und de Bismue zu Liſſabon, in Pacht üb
ließen, welches dafür einen feſtgeſetzten Preis bezahl
und die Waare hernach wieder den Handelsleuten m
einem anſehnlichen Vortheile abließ. Es werden dav
jährlich 4 bis 5,000 Tonnen verladen, die theils na
Liſſabon, theils nach Oporto gehen. Der Tranſp
des Holzes, bis an den Bord der Schiffe, verurſa
den Leuten viel Mühe, daher ſich die Eingebornen d
Landes immer ungern dazu gebrauchen laſſen. A
das Fällen und Schneiden iſt eine harte Arbeit; m
muß es hier gemeiniglich durch Neger verrichten laſſ
Dieſes rothfärbende Holz wächſt auch in andern P
flanzen, aber das beſte deſſelben wächſt in der Prov
Pernambuko, und wird zehn Meilen in der Runde
Gegend gefällt. Braſilien liefert nun noch mancherlei fe
Ebeniſten-, Tiſchler- und Fournirhölzer, z. B. gewö
liches Ebenholz, dem Buchsbaum ähnlich, Violetth
Aeußouholz, Amarantholz, grünes Holz, dunkelbla
Holz oder Campecheholz, wie die Farbe des Holländ
ſchen Zuckerpapiers, bleichrothes, rothgeadertes, dun
rothes ꝛc.; ein anderes ſchönes Holz iſt dasjenige v
Capahubaume, welches dem Europäiſchen Nußbaum
gleicht, aus welchem Baume der vortreffliche Copa

balſam tröpfelt oder rinnt. Der wichtigſte Artikel von allen Produkten Braſiliens iſt der Zucker, deſſen Anbau gleich beim Anfange der Kolonie ſchnelle Fortſchritte gemacht hat. Zu Pirards Zeit, der gegen das Ende des vorletzten Jahrhunderts Braſilien bereiſete, machte die große Menge Zuckers, die in Braſilien geerndtet wurde, den Hauptreichthum der Kolonie aus. Nach dieſem Reiſebeſchreiber gab es damals in einer Strecke von 150 Meilen gegen 400 Zuckermühlen, deren jede 100,000 Arrobas zu 32 Pfd. am Gewichte rohen Zucker lieferte. Dieſer Artikel iſt auch noch jetzt der beträchtlichſte in Braſilien. Es giebt aber auch keine Gegend in ganz Amerika, die ſich beſſer zur Fabrikation und zum Transporte des fabrizirten Zuckers paßte; denn die ganze Küſte iſt mit kleinen Flüſſen durchſchnitten, welche durch die Thäler ſtrömen, und ſich zuletzt ins Meer ergießen. Dieſe treiben überall die hier befindlichen Zuckermühlenwerke, transportiren den Zucker, und erleichtern die Zufuhr der Bedürfniſſe in der Kolonie, welches den Braſilianern beim Aufladen, Abladen ꝛc. anſehnliche Koſten erſpart, und den Vortheil gewährt, ihre Waare um ſo viel wohlfeiler im Preiſe ſtellen zu können. — Der Baumwollenbau iſt gleichfalls ſehr bedeutend; dann wird Reis in manchen Gegenden Braſiliens häufig gebauet; er kann auch an den Ufern des Amazonenfluſſes in außerordentlicher Menge gewonnen werden, indem daſelbſt die beſte Lage dazu iſt, und Klima und Boden trefflich taugen; auch Mays und Manioc, welche beide Artikel hier die gewöhnliche Koſt der Sklaven abgeben, werden im ganzen Lande viel gebaut. Es giebt auch hier und dort ſehr fruchtba-

men. Man kann annehmen, daß nach der Bodenkultur vo dem ganzen Lande etwa $\frac{2}{100}$ kultivirtes oder Weidelan $\frac{12}{100}$ an Privatperſonen zwar abgegebenes, aber noch u ter keiner Kultur befindliches, $\frac{70}{100}$ freies Land oder U waldung, dem Staate zugehörig, welches die Regierur noch zu verleihen hat, ſind, und $\frac{16}{100}$ auf Flüſſe, See Sümpfe und des Anbaues unfähiges Land zu rechnen ſin — Der Kaffeebau wird jetzt in Braſilien ſtark betri ben. Nach dem Herrn von Langsdorf *) kann ma mit vierzig Negern, wenn man ſie zur Arbeit anzuha ten weiß, im erſten Jahre Kaffee ausſäen, eine Baun ſchule anlegen, 20 bis 30,000 Kaffeebäume und M niocwurzel, Welſchkorn, Bohnen, Kohl und andere nah hafte Pflanzen und Wurzeln, Bananenbäume ꝛc. pfla zen, ſo viel, daß man ſeine Leute nach den erſten ſec Monaten beinahe ſchon ernähren kann; nach achtzel Monaten, wenn die Brodwurzel reif iſt, beſitzt man ſch den Hauptnahrungszweig. Unterdeſſen fährt man fo Kaffeebäume zu pflanzen und ſeine Baumſchule zu v größern, ſo viel man Zeit und Sklaven hat. Von d Brodwurzel kann man nach achtzehn Monaten für d Werth von ungefähr 10,000 Fl. erndten. Nach d Jahren fangen die 30,000 Kaffeebäume an zu trage und im vierten Jahre geben ſie ihm wenigſtens 1 P trocknen Kaffee per Baum, das ungefähr $\frac{1}{2}$ Fl. werth i ſo, daß er alsdann anfängt, die jährlichen Einkünfte v 15,000 Fl. zu ziehen. Im fünften Jahre, wenn er n Beharrlichkeit fortgefahren hat ſeine Kaffeeplantage vergrößern, und von Jahr zu Jahr ungefähr 20,0 Kaffeebäume zuzupflanzen, ſo darf er ſicher darauf re nen, es in fünf bis ſechs Jahren ſehr leicht dahin bringen, daß ihm die Kaffeeplantage jährlich 25, 30 - 40,000 Fl. reinen Ertrag abwirft, und ein Deutſch

*) Bemerkungen über Braſilien. Mit gewiſſenhafter Belehru für auswandernde Deutſche, von G. H. von Langsdorf. Heid berg, 1821.

Anpflanzer, anſtatt kümmerlich in Europa 3 bis 4 Prozent zu ziehen, dort mit Gewißheit in wenigen Jahren ſein Kapital verdoppelt, und ein reicher angeſehener Bürger wird. Ein Deutſcher, der eine Kaffeeplantage in Braſilien anlegen will, muß jedoch ein Vermögen von wenigſtens 60,000 Fl. mitbringen; denn ein großes unkultivirtes Landgut koſtet z. B. 10,000 Fl.; er kauft ſich vierzig Sklaven à 200 Spaniſche Thaler, macht 20,000 Fl. Der Bau der Häuſer, Magazine und Wohnungen beträgt ungefähr 20,000 Fl. Die Nahrung von vierzig Negern, nebſt Ankauf von Ackerbaugeräthſchaften, Viehſtand ꝛc., macht auf drei Jahre 10,000 Rthlr.; ſo hat man die angelegte Summe von 60,000 Fl. Dieſes hat der Doktor Lezesne, ein ehemaliger Bewohner von St. Domingo, gethan, und auf den Ankauf und Anbau in ungefähr drei Jahren 60,000 Fl. verwendet. Durch Fleiß, Kenntniß und Betriebſamkeit iſt es ihm gelungen, im erſten und bis zu Ende des zweiten Jahres an 100,000 Kaffeebäume zu pflanzen, und dieſe nur mit acht und dreißig Sklaven, da ihm zwei im erſten Jahre von den vierzig geſtorben waren, und im vierten Jahre nach der erſten Pflanzung trägt jeder Kaffeebaum ſchon 2 bis 3 Pfd., aber nur 1 Pfd. angenommen, ſo hat Lezesne mit einem Kapitale von ungefähr 60,000 Fl. eine Niederlaſſung begründet, die ihm die jährliche Rente von 100,000 Pfd. Kaffee oder von 50,000 Fl. abwirft. Dieſe Berechnung galt vor zwanzig Jahren, gilt aber jetzt nicht mehr, da der Braſilianiſche Kaffee in Folge des ſtarken Anbaues ſehr wohlfeil geworden iſt. — Bei der großen Ausdehnung des Landes und der Verſchiedenheit des Erdbodens, der

ler, muß eben ſo, wie der reichſte Kapitaliſt, ſeine La
als Auswanderer genau überlegen, und nicht unbeſonn
in den Tag hineinhandeln, und etwas verlaſſen, w
ſchon gut iſt, um etwas Beſſeres zu ſuchen und ein r
cher Mann zu werden. Ein Neger oder eine Negeri
koſtet 500 bis 600 Fl.; die tägliche Nahrung ein
Negers 15 bis 20 Kreuzer, die eines Europäers u
nigſtens 30 bis 40 Kreuzer. 32 Pfund Speck koſt
8 Fl., zuweilen mehr, je nachdem die Zufuhr aus de
Innern häufiger oder ſeltener iſt. 1 Sack Manioc od
Brodmehl macht 5 bis 6 Fl.; 1 Sack trockner Bohn
guter Qualität 12 bis 14 Fl., wobei es ſehr auf
Jahreszeit ankommt, nämlich ob vor oder nach
Erndte; ſie ſind zuweilen theuer, zuweilen auch etw
wohlfeiler. 1 Sack Welſches Kornmehl (Gries) 4
5 Fl. Rindfleiſch, und dazu ſchlechtes, 11 Kreuzer d
Pfund. Weizenmehl ändert ſehr oft im Preiſe, weil
wohl Getreide, als Mehl von außen zugeführt wi
Im Durchſchnitt koſtet das Pfund etwa 10 bis 12
Nur der reichere Bürger ißt Brod, auf dem Lande ken
man es ſelten. Ein Ey koſtet 6 bis 7 Kreuzer;
Huhn 1½ bis 2 Fl. Kartoffeln 8 bis 10 Fl. der C
Geſalzene Butter, die von Holland, Irland und Fra
reich zugeführt wird, im Durchſchnitt das Pfund 1
Mit Salz beſprengtes und an der Luft getrocknet
Rindfleiſch, welches im ſüdlichen Theile von Braſili
bereitet wird, und für die arbeitende Klaſſe die all
meinſte Nahrung iſt, die Arroba (oder 32 Pfund) 6
8 Fl.; aber auch bei dieſem Artikel ändert der Pr
mannigfaltig und richtet ſich nach der Zu- und Ausfu
dieſes Produkts. 1 Kopf Weißkohl koſtet 12 bis 14 K
1 Bouteille Wein 30 bis 40 Kr., 1 Bouteille Eng
ſches Bier 40 bis 50 Kr., 1 Zugochſe 3 bis 4 Louisd'
und 1 Kuh mit dem Kalbe 5 Louisd'or. — Kleid
Hemden, Weißzeug, die alle aus leichten Baumwoll
Zeugen beſtehen, ſind im Ganzen wohlfeil.

kommt ungefähr 2½ Fl. Da in der Provinz Rio de Janeiro großer Mangel an Tagelöhnern und geschickten Handwerkern ist, so steht der Tagelohn im Durchschnitte sehr hoch. Ein guter Zimmermann bekommt wohl 3 bis 4 Fl. den Tag; ein guter Maurer eben so viel. Ein Neger mit bloßer Feldarbeit 1 Fl. den Tag. Wenn ein solcher Europäer Frau und Kinder zu ernähren hat, anständig und reinlich wohnen, und nach Europäischer Art leben will, so bleibt ihm am Ende der Woche, auch wenn er 4 bis 5 Fl. den Tag verdient, doch selten mehr übrig, als wovon er allenfalls des Sonntags noch zehren kann. Dieses sind nun die Preise in der Hauptstadt und in deren Umgegend. Ein Tischler muß das Holz oder die Bretter zu theuren Preisen kaufen; dazu ist alles Holz hart und schwer zu verarbeiten. Auf dem Lande, in den Inlandsprovinzen, ist Alles wohlfeiler. Der Neger, dessen Ankauf dort um die Hälfte theurer ist, verdient kaum ½ Fl., und der geschickteste Handwerker kaum 1 Fl. Zu den Künstlern und Handwerkern, die am meisten in der Provinz und in der Residenz von Rio de Janeiro gesucht werden, gehören Zimmerleute, Tischler, Maurer, Schmiede, Schlosser, Wagner, Klempner und Kupferschmiede, aber auch viele Schneider, Schuhmacher, sogar Perückenmacher und Putzmacherinnen finden bei einiger Betriebsamkeit Unterhalt in der Hauptstadt. Selbst geschickte Buchbinder würden ihr Glück machen. Die umliegenden Gegenden, besonders die Küstenländer, wo die Wasserkommunikation den Handel aller Produkte erleichtert, bieten einem unternehmenden Manne tausend Gelegenheiten etwas zu gewinnen dar. Bis zu den 1820ger Jahren fand man in dem Lande, wo die

Aller Kalk wird aus Muscheln gewonnen und ist theuer. Die Kalksteine am Kap Frio, auf der Seeküste, dreißig Stunden von Rio de Janeiro, werden nicht benutzt, weil es an einem Unternehmer fehlt, der Kalköfen zu erbauen versteht, und der sein Vermögen in eine solche Anlage stecken will. Holz ist im Ueberflusse vorhanden, auch die trefflichste Porzellanerde, so wie der feinste und reinste Töpferthon, der sich beinahe allenthalben findet, ohne daß es irgend Jemand je eingefallen wäre, eine Steingutfabrik zu errichten. Alles Steingut für den Gebrauch von ganz Brasilien kommt von England. Eben so können mit dem größten Vortheile Glasfabriken, Potaschbrennereyen, Seifensiedereyen ꝛc. angelegt werden. Es fehlt bloß an Menschen, welche die gehörigen Kenntnisse und Kapitalien haben, solche Anlagen zu machen; an dem glücklichsten Erfolge darf man nicht zweifeln, da es der Vortheil der Regierung ist, solche Unternehmungen durch Privilegien nach allen Kräften zu unterstützen. Bei der so großen Ausdehnung Brasiliens ist es natürlich, daß jeder Unternehmer, sowohl der Kapitalist, als der Bauer und Handwerker, denjenigen Theil des Landes oder diejenige Stadt wählen muß, die ihm, nach seinen Kentnissen und seinen Vermögensumständen, der Ausführung seiner Pläne oder Ausübung seiner Kunst und seines Gewerbes am angemessensten ist. Der Bauer, der sich vorzüglich mit dem Ackerbau beschäftigen will, muß sich in den südlichen gemäßigten und zum Theil außer den Tropen gelegenen Ländern niederlassen, das heißt, in der Provinz von Rio grande oder in den hochgelegenen Ländern von St. Paul und Minas geraes, welche Provinzen auch zum Weinbaue geschickt sind, dagegen gedeihen die Reben nicht in allen übrigen dem Aequator näher liegenden Provinzen, wegen der allzugroßen Hitze. Die gemäßigte Provinz von Rio grande ist auch noch außerordentlich reich an Rindviehzucht, und die Einwohner schlachten hier oft das

Hornvieh bloß der Häute wegen. Diese Häute, die im Handel unter dem Namen von Buenos-Ayres- und Rio grande-Häute bekannt sind, werden ohne irgend eine besondere Bereitung ins Ausland oder nach Europa verführt, wo sie gegerbt und verarbeitet werden, und dann wieder unter mancherlei Gestalten nach Südamerika zurückkehren. Das Rindfleisch wird auch oft getrocknet verführt; es würde aber weit vortheilhafter seyn, wenn Jemand verstände das Fleisch gehörig zu salzen, die Ochsenzungen zu räuchern, und die Häute zu gerben, da man dort die vortrefflichsten Rinden zu Gerbestoffen finden kann. Butter und Käse kommen, wie oben bemerkt worden, von Holland, England und Frankreich, aber auch diese Artikel könnten mit größerem Vortheile in den eben genannten südlichen Ländern bereitet werden. Die Provinzen von Pernambuko, Maranham, Bahia und Rio de Janairo liefern sehr gutes Zuckerrohr; allein man ist in der Bereitung des Zuckers noch nicht so weit gekommen, als in der Havanna. Es fehlt daher hier an solchen Leuten, die eine bessere Bereitung des Zuckers verstehen. Die Baumwolle von Pernambuko, Maranham, Bahia und Minas novas ist allgemein im Handel bekannt, und bietet Millionen arbeitsamen Menschen einen unfehlbaren ergiebigen Erwerbszweig dar. In diesen Provinzen, wo das rohe Produkt sehr wohlfeil zu haben ist, fehlt es an Spinnereyen, und wenn erst diese in solcher Vollendung vorhanden sind, daß man einen gut gesponnenen Faden liefern kann, so könnten auch Webereyen aller Art mit dem größten Nutzen angelegt werden, wodurch Brasilien in den Stand gesetzt werden würde, die feinen Gewebe, wie Mousselin, Batist ꝛc., weit wohlfeiler und besser nach Europa zu liefern, als Ostindien. Der Reis kommt in allen Tropenprovinzen Brasiliens eben so gut fort, als in Südkarolina, nur fehlt es an gutem Willen und an Kenntnissen im Reisbaue, um auch

in Südamerika durch zweckmäßige Erbauung von Reismühlen die Ausfuhr dieſes Produktes zu befördern. Die ſchon oben erwähnten Gewürze Oſtindiens und alle Apothekerwaaren, auch der Indigo, die Cochenille ꝛc., gedeihen auch in den Provinzen von Para, Maranham, Seara und Pernambuko vorzüglich gut, nur Nachläſſigkeit, Mangel an Bevölkerung und an Induſtrie ſind Urſache, daß man es kaum der Mühe werth hält, dieſe Gegenſtände als Handelsprodukte zu erhalten. Die weit ausgedehnten Küſtenländer vom Amazonenfluſſe bis zum Rio de la Plata, über 33 Breitegrade oder zwiſchen 500 — 600 Deutſche Meilen ausgedehnt, ſind ſehr fiſchreich, nur fehlt es an zweckmäßig angelegten Fiſchereyen, wären dieſe vorhanden, ſo könnten ſie mit denen von Neufundland wetteifern, und alle Einfuhr dieſes Artikels entbehrlich machen; auch könnten durch dieſe Anſtalten für den Staat brauchbare Seeleute erzogen werden. In Para hat man ſchon angefangen, mit dem beſten Erfolge Fiſchleim und Hauſenblaſe zu bereiten, und in St. Catharina und Rio grande bis nach Rio de Janeiro waren der Wallfiſchfang und die Thranſiedereyen ehemals ſehr beträchtlich. In der Nachbarſchaft der vielen Seebäſen giebt es Waldungen im Ueberfluſſe, die nicht nur das nöthige Brennholz zu Fabriken und Manufakturen in großer Menge liefern, ſondern auch Gelegenheit darbieten, Kohlenbrennereyen und Schneidemühlen in Menge anzulegen und den Schiffbau zu betreiben. Die Provinz von Minas geraes enthält Gold- und Eiſenminen im Ueberfluß, und jedem Unternehmer iſt es geſtattet, nach den dortigen Anordnungen Gold- oder Eiſenminen zu bearbeiten. Auch fehlen Minenoffiziere, Eiſengießer und Bergleute. Dieſe könnten unter ſehr vortheilhaften Bedingungen angeſtellt werden; auch könnten ſie auf eigene Rechnung Minen und Hüttenwerke anlegen. Salzquellen giebt es in der Nachbarſchaft des St. Fran-

ziskoflusses, in der Provinz von Minas geraes bei Salgado, sie werden aber nicht benutzt, obgleich bei dem scheinbaren Mangel dieses Produkts solches 200 bis 300 Stunden weit, nämlich von Rio de Janeiro nach den Inlandsprovinzen von Minas geführt wird. Auf der ausgedehnten, am salzigen Atlantischen Ocean gelegenen Küste ist es noch Niemanden eingefallen, das Salz durch Austrocknung des Seewassers zu gewinnen, obgleich beinahe täglich das auf diese Art gewonnene Salz von Setuval und den Capverdischen Inseln in die Häfen von Brasilien eingeführt wird. Talg wird in großer Menge von Rio grande nach Rio de Janeiro gebracht, und es würde ein Leichtes seyn, mit diesem Produkte und der aus den unermeßlichen Waldungen leicht zu gewinnenden Potasche Seifensiedereyen anzulegen, sobald die Regierung ein Verbot auf die Einfuhr eines solchen Artikels legte, oder einen hohen Impost, es würden dann Fabriken dieser Art die innere Industrie des Landes von selbst heben. Es kann in Brasilien weder guter Rum destillirt, noch andere gute Liqueure dort bereitet werden. Französischer, Spanischer und Portugiesischer Branntwein, und auch Weinessig wird zugeführt. Hieraus gewahrt man, daß es in Brasilien noch an aller Industrie mangelt; denn dasjenige, was betrieben wird, ist nichts gegen das, was noch betrieben werden könnte, und ganz darnieder liegt, weil es theils an Gewerbetreibenden fehlt, theils auch an Aufmunterungen der Regierung und an zweckmäßigen Maßregeln, um die Industrie und den Handel zu heben, und so wie es hier in Brasilien ist, so ist es auch größtentheils in den andern Reichen Südamerikas. Es fehlt

aber an eifrigen, geſchickten und thätigen Arbeitern, und, wie ſchon geſagt, an Aufmunterung von der Regierung. — Was den Handel Braſiliens betrifft, ſo könnte er bei den Produkten, die Braſilien aufweiſen kann, ſehr anſehnlich ſeyn, wenn ihm nicht die mancherlei politiſchen Ereigniſſe dieſes Landes in der neuen und neueſten Zeit ſehr geſchadet hätten. Braſilien hat eine Menge Landesprodukte, die ſich zur Ausfuhr eignen und auch in Menge ausgeführt werden. Zu dieſen Produkten gehören nun die ſchon oben erwähnten Hauptprodukte, als der Zucker, die Baumwolle, das Braſilienholz und andere Farbe- und Tiſchlerhölzer, der Tabak; ferner Häute, Reis, Saſſaparille, Vanille, Kaffee, Ipecacuanha, Cacao, welche Artikel beſonders die Gegend am Amazonenfluſſe liefert; Honig, Wachs, Seide, Straußfedern, dann verſchiedene Arten von Chinarinde, davon die graue Sorte die beſte Peruaniſche übertrifft, die Produkte des Cucheris- und Pechuri-Gewächſes, welche beide aromatiſche Pflanzen ſind, die den Muskatennuß- und Gewürznelken-Bäumen ähnlich ſehen, Wallfiſchbarden, viel Thran, Fiſchbein, viele wilden Häute oder Häute von wilden Thieren, im Gegenſatze derjenigen von zahmen oder Hausthieren. Die Portugieſen waren die Erſten, welche den Zuckerrohrbau in Amerika eingeführt haben. Vor dem Jahre 1650 zogen die Portugieſen jährlich aus Braſilien gegen 120,000 Faß Zucker, und weil hier Niemand mit ihnen concurrirte, ſo ſtellten ſie dieſen Artikel zu einem ſelbſtbeliebigen Preiſe. Die Europäer bezahlten damals den Zucker mit 7 bis 8 Liv. oder Pfd. Sterl. (55 bis 56 Rthlr. Sächſ.). Den Centner von 4 Arrobas; in dem darauf folgenden Jahrhunderte ſtieg er bis auf 32 Millionen Pfund, und auch in dieſem Jahrhunderte iſt die Zuckerausfuhr immer noch ſehr anſehnlich, obgleich ſich die Handelsverhältniſſe ſehr geändert haben. Der Zucker wird für Liſſabon und England verladen, und geht über Pernambuko, welche Provinz

zwar den dritten Rang in politiſcher Beziehung einnimmt, aber in Hinſicht des Handels den erſten verdient, beſonders in dem Handel mit England. Die Baumwolle iſt in neueſter Zeit größtentheils nach England gegangen; ſie beläuft ſich ungefähr auf 80 bis 90,000 Säcke jährlich, wovon der Sack ungefähr 160 Pfund wiegt, und auch über Pernambuko geht. Im Jahre 1815 beſtand die ganze Schiffsflotte vor dem Frieden mit den vereinigten Staaten aus achtundzwanzig Schiffen, wobei zwei Kriegsſchiffe, mit ihren zwei eroberten Schiffen, und vierundzwanzig Kauffahrer, wovon vierzehn von Pernambuko, und die zehn andern von Rio de Janeiro und von Bahia waren, welches beweiſet, daß der Handel über Pernambuko am ſtärkſten betrieben ward. Der Tabak wird, wie ſchon oben angeführt worden, in Rollen von 100 bis 300 Pfd. erhalten, und kommt entweder in ledernen Süronen von 500 Pfd. oder in Fäſſern an. Für die Sürone werden in dieſem Falle 6 Pfd. und für das Faß 10 Prozent Thara abgerechnet. Die ächte Sorte des Braſilianiſchen Tabaks, der ſogenannte Legitimo, kommt über Portugall, auch über England in den Handel von Europa. Er wird vor dem Verſpinnen mit einer Sauce von Seewaſſer, von den Blättern und Früchten des weißen Braſilienholzes, und auf andere Art zubereitet, und ſowohl zum Schnupfen, als auch zum Rauchen gebraucht. Auch der Kaffee giebt jetzt einen bedeutenden Handels- und Ausfuhrartikel ab, und beſonders wegen ſeiner Wohlfeilheit, obgleich es ihm an dem balſamiſchen oder ätheriſchen Oele zu fehlen ſcheint, wodurch ſich die übrigen Kaffeeſorten auszeichnen; dann die Farbehölzer und

dieſe Herden Rindvieh um Rio de Janeiro, wo man ſie hauptſächlich der Häute und des Talges wegen jagt und ſchlachtet. Weil ehemals ein großer Theil der Rückfrachten, welche die Schiffe aus Portugall in Braſilien einnahmen, in Gold beſtand, welches nur wenig Platz einnimmt, ſo blieb immer Raum genug übrig für alle gewöhnliche Waaren, wozu auch die Häute gerechnet wurden, und das Frachtlohn, welches ſonſt dieſe Artikel ſehr vertheuerten, konnte auf die koſtbaren Ladungsſtücke geſchlagen werden, die es tragen können. Nach Raynals Angabe beſtand Braſiliens Produkten-Lieferung vor Jahren aus 443,000 Centnern rohen weißen Zucker, 58,500 Centn. Tabak, 4500 Centn. Baumwolle, 20,000 Centn. Farbehölzern und über 100,000 Stück Häute. Im Jahre 1817 wurden dagegen allein zur See aus dem Hafen von Rio de Janeiro ausgeführt: 680,000 Arrobas (die Arroba zu 32 Pfd. gerechnet) Zucker, 9,567,960 Pfund Kaffee (1820 14,733,540 Pfd.), 320,000 Arrobas Baumwolle, 30,000 Centner Tabak, 512,000 Stück Ochſenhäute ꝛc. Der Braſilianiſche Zucker wird beſonders von Rio de Janeiro, Pernambuko und Parayba ausgeführt, und ging ehemals am ſtärkſten nach Holland, Hamburg und nach Italien, hier beſonders nach Genua; jetzt geht er auch nach England. Die Baumwolle Braſiliens geht über Rio de Janeiro, Pernambuko und Maranham, wie dieſes aus den Angaben der zuerſt genannten Städte ſchon oben zu ſehen iſt, und nach England und Frankreich. Von Maranham aus gingen an Baumwolle:

im Jahre 1809 51 Schiffe mit 55,835 Säcken nach England, und 29 Schiffe mit 21,006 Säcken nach andern Ländern;

— Jahre 1810 37 Schiffe mit 40,684 Säcken nach England, und 19 Schiffe mit 11,793 Säcken nach andern Ländern;

im Jahre 1811 36 Schiffe mit 48,705 Säcken nach England, und 19 Schiffe mit 6,053 Säcken nach andern Ländern;
— Jahre 1812 29 Schiffe mit 35,567 Säcken nach England, und 29 Schiffe mit 4,803 Säcken nach andern Ländern;
— Jahre 1813 35 Schiffe mit 50,072 Säcken nach England, und 27 Schiffe mit 10,101 Säcken nach andern Ländern;
— Jahre 1814 22 Schiffe mit 31,205 Säcken nach England, und 34 Schiffe mit 14,436 Säcken nach andern Ländern;
— Jahre 1815 32 Schiffe mit 28,539 Säcken nach England, und 49 Schiffe mit 22,206 Säcken nach andern Ländern.

Zucker iſt aus dieſer Provinz wenig ausgeführt worden; denn bis zum Jahre 1820 gewann ſie nicht einmal ſoviel Zucker, als ſie ſelbſt nöthig hatte. Man hatte fünf Zuckerſiedereyen zu Itopikaru, welche 5000 Arroben Zucker lieferten, und auf der ganzen Inſel ſechs derſelben in voller Thätigkeit. Der Bedarf deſſelben kam aus den Häfen der mittägigen Provinzen. Man wollte den Boden nicht zur Kultur des Zuckerrohrs geeignet halten; dagegen wird aber hier viel Reis zur Ausfuhr gewonnen, welcher mit der Baumwolle in Schiffen zu 25 bis 30 Tonnen nach dem Hafen San Luis verladen wird. Dieſe Schiffe folgen dem Laufe des Fluſſes, allein die Rückkehr derſelben hat mancherlei Schwierigkeiten; denn man muß ſie dann mit dem Ruder oder mit Tauen fortziehen, da ſie aber leer, oder beinahe leer ſind, ſo iſt die Beſchwerlichkeit nicht ſo groß.

der Aufenthalsort der meiſten Schiffe iſt, die nach dem la Platafluſſe gehen. Man bauet in dieſer Provinz den beſten Reis und die ſchönſten Bananen. Die Spanier beziehen von dieſem Orte den größten Theil ihres Bedarfs an Zucker, Kaffee, Rum, Reis, Manioc und Indigo. Dagegen beziehen die Portugieſen von ihnen Häute und Talg, die ſie nach Europa ſchicken. Die Portugieſen hatten wenig Gewinn bei dieſem Handel, weil die Spanier ſie auf jede nur mögliche Weiſe zu übervortheilen ſuchten. Nach dem Hafen Santos kamen täglich mehrere hundert Mauleſel mit Landesprodukten an, und nahmen dagegen Eiſen, Salz, Fayance und Europäiſche Manufakturwaaren mit. Man kann hier den Fluß zwanzig Meilen mit Schiffen hinauffahren. In St. Paul giebt es Baumwollenmanufakturen und Spitzenarbeiten. In den Vorſtädten wird von den Creolen ſchöne Fayance gemacht, welche in den Handel mit den genannten Zeugen geliefert wird, jedoch im Lande bleibt. Die Kaufleute, die einen offnen Laden zum Verkauf ihrer Waaren halten, ſind hier ſehr zahlreich, machen gute Geſchäfte, und gelangen auch ſchnell zu Vermögen. Die Ochſen werden hier Herdenweiſe gekauft, und zu 24 bis 30 Schillinge das Stück bezahlt. Die Pferde werden mit 3 bis 12 Pfd. Sterl. bezahlt; ſie ſind ſchön und ſehr gelehrig. Die Pächter erziehen hier Ziegen, Schweine, Geflügel ꝛc., und bringen es auf den Markt zu St. Paul; eben ſo werden Ananas, Trauben, Pfirſichen, Bananen ꝛc. aus der Umgegend dahin gebracht und verkauft. Dieſe Provinz lieferte vor einem Jahrhunderte viel Gold, und erſt ſeitdem die Goldminen erſchöpft ſind, treiben die Einwohner Ackerbau, der ſehr ergiebig ſeyn würde, wenn nicht noch ein gewiſſes Vorurtheil dagegen herrſchte; denn noch immer ſind hier, wie in ganz Braſilien, die Bergleute mehr geachtet, als die Ackerbauer. Hat ein Landmann bei ſeinem Ackerbaue Geld gewonnen, ſo errichtet er eine

Zuckermühle zum Zerquetſchen des Rohrs, und macht mit einem Neger Zucker, der jedoch nicht in den Handel des Auslandes kommt, ſondern in der Provinz bleibt. Der Haupthandel der Provinz Monte-Video beſteht in der Ausfuhr von Häuten, von Talg und von getrocknetem Fleiſche. Die beiden erſten Artikel gehen nach Europa, und der letzte nach den Antillen, und beſonders nach Havanna; von Chili und Paraguay bezieht man Kupfer und den Paraguaythee. Die Pferde dieſer Provinz ſind vortrefflich, und arbeiten ſehr ſchnell, werden aber, nachdem man ſie acht Tage benutzt hat, wieder ein Monat auf die Weide gelaſſen. Ein gut abgerichtetes Pferd koſtet 12 bis 15 Gulden, eine Stute 50 Kreuzer, eine Stück Rindvieh 5 Gulden, Schafe werden nur wenige und nur von einigen Perſonen der Wolle wegen gezogen, welche aber keinen Ausfuhrartikel abgiebt. Alle übrigen Handelsartikel, beſonders Apotheker- oder Droguereywaaren, auch Cocosnüſſe werden von allen Häfen Braſiliens ausgeführt. Auch durch den Weg der Contrebande werden mehrere vorzügliche und koſtbare Artikel von den Engländern ausgeführt. Dieſe haben dazu eigens ausgerüſtete Fahrzeuge, womit ſie an den Küſten von Braſilien kreuzen, bei Nacht und Nebel an bequemen Orten anlegen, und da die von den Einwohnern zuſammengebrachten Artikel, beſonders Gold, Silber, Diamanten und Droguerey-Waaren erhandeln. Der ganze Handel Braſiliens, durch die zahlreichen Häfen an der Küſte befördert, iſt jetzt dadurch noch wichtiger geworden, daß er auch andern Nationen frei gegeben worden iſt, darunter die Britten den ſtärkſten Handel mit dieſem Staate unterhalten, und nächſt dieſen die

ein, wozu auch die Luxusartikel gehören; die Letztere jedoch nur in geringer Quantität; auch Stahl und andere Quincailleriewaaren. Die Nord-Amerikaniſchen Staaten liefern Möbel und andere dergleichen Artikel Mehl ꝛc., und nehmen Rum, Zucker und andere Artikel dagegen. Mit Afrika unterhalten die Braſiliane beſonders Sklavenhandel. Der Binnenhandel, durch die vielen ſchiffbaren Flüſſe erleichtert, aber durch die ſchlechten Straßen erſchwert, iſt noch ſehr beſchränkt und wird meiſtens vermittelſt des Tranſportes durch Maulthiere unterhalten. Aus Pernambuko liefen im Jahre 1823 323 Schiffe mit einer Ladung von 3,005,980 Millreis am Werthe aus, und 343 Schiffe mit einer Ladung von 2,458,506 Millreis ein. Die Ausfuhr beſtand größtentheils in Rothholz oder Fernambul Baumwolle, Reiß und Tabak. Aus Bahia geht vie Tabak, Reis, Zucker, Kaffee und Baumwolle aus Die Einfuhr beſteht ungefähr, nach den Conjunkture des Handels, in 9 bis 10,000,000, und die Ausfuh in 7,000,000 Millreis. Aus dem Hafen der Stad Porto Seguro, in der Provinz Espiritu Sant werden Fiſche und viel Holz nach Bahia verſchifft. Es piritu Santo treibt Küſtenfahrt. — In den vereinigte Staaten am la Plataſtrome ragt beſonders Bue nos-Ayres in Hinſicht ſeines Handels hervor. Di Stadt ſelbſt war ſchon von früheſter Zeit her der Ste pelplatz für alle Provinzen des la Plata. Im Jahr 1824 betrug die Ausfuhr von Buenos-Ayres 6,699,00 Piaſter, à 2 Fl., und die Einfuhr 11,267,622 Piaſte darunter 5,730,052 aus England, 1,418,363 aus Bra ſilien, 1,368,768 aus Nordamerika, 552,187 au Deutſchland und Holland ꝛc., davon 2,606,123 wied ausgeführt wurden, und 2,165,375 Piaſter die Zollab gaben ausmachten. Die Kaufleute machen in Buenos Ayres den Hauptſtand aus, denn man nennt hier ſe wohl den reichſten Mann, der ins Große handelt, al der unbedeutendſte Verkäufer auf der Straße, Pfuman

Im Allgemeinen iſt der Spekulationsgeiſt aber nicht ein Eigenthum dieſer Groſſirer, denn ſie verabſcheuen jede Unternehmung, die außer ihrer gewöhnlichen Routine liegt. Dieſe beſtand beſonders darin, Waaren aus Spanien kommen zu laſſen, und ſie mit außerordentlichem Gewinne zu verkaufen. Von andern Gegenſtänden hatten ſie damals keinen Begriff, und wieſen jeden Handel mit andern Nationen zurück, was jetzt nicht mehr der Fall iſt, wie man aus der oben angeführten Ein- und Ausfuhr erſieht. Die vorzüglichſten Handlungen gehören Europäiſchen Häuſern. Die Creolen treiben nur wenig Großhandel, ſollen aber mehr Adel im Charakter, als die Spanier haben, welches man wohl bezweifeln möchte. Sie ſollen daher auch kein ſo großes Glück machen, da ſie die Sparſamkeit und Scheinheiligkeit, welche die Spanier charakteriſiren, verabſcheuen; denn ein Spaniſcher Kaufmann geht dreimal in die Kirche, um ſich den Schutz und das Zutrauen der reichen Familien zu erwerben.—Unter den Detailhändlern gewinnen die Pulperos, die Magazinhändler und die Krämer am meiſten. Erſtere verkaufen Wein, Branntwein, Lichte, Salz, Brod, Gewürze, Holz, Fett und Schwefel. Bei dieſen vereinigen ſich gewöhnlich die Trunkenbolde der Stadt. Man zählt in Buenos-Ayres 700 Pulperos, die größtentheils von reichen Leuten unterſtützt werden. Die Magazinhändler verkaufen Porzellan, Fayance, Glas, Apothekerwaaren, einige Konſumtionsartikel, und einige Urſtoffe für die Fabriken. Die ſogenannten Krämer verkaufen baumwollene, wollene und ſeidene Zeuge, Häute und andere Kleidungsſtücke. Sie werden oft ſehr reich, beſonders wenn ſie durch Fak-

ein, wozu auch die Luxusartikel gehören; die Letzteren jedoch nur in geringer Quantität; auch Stahl und andere Quincailleriewaaren. Die Nord-Amerikaniſchen Staaten liefern Möbel und andere dergleichen Artikel, Mehl ꝛc., und nehmen Rum, Zucker und andere Artikel dagegen. Mit Afrika unterhalten die Braſilianer beſonders Sklavenhandel. Der Binnenhandel, durch die vielen ſchiffbaren Flüſſe erleichtert, aber durch die ſchlechten Straßen erſchwert, iſt noch ſehr beſchränkt, und wird meiſtens vermittelſt des Tranſportes durch Maulthiere unterhalten. Aus Peruambuko liefen im Jahre 1823 323 Schiffe mit einer Ladung von 3,005,980 Millreis am Werthe aus, und 343 Schiffe, mit einer Ladung von 2,458,506 Millreis ein. Die Ausfuhr beſtand größtentheils in Rothholz oder Fernambuk, Baumwolle, Reiß und Tabak. Aus Bahia geht viel Tabak, Reis, Zucker, Kaffee und Baumwolle aus. Die Einfuhr beſteht ungefähr, nach den Conjunkturen des Handels, in 9 bis 10,000,000, und die Ausfuhr in 7,000,000 Millreis. Aus dem Hafen der Stadt Porto Seguro, in der Provinz Espiritu Santo werden Fiſche und viel Holz nach Bahia verſchifft. Espiritu Santo treibt Küſtenfahrt. — In den vereinigten Staaten am la Platastrome ragt beſonders Buenos-Ayres in Hinſicht ſeines Handels hervor. Die Stadt ſelbſt war ſchon von früheſter Zeit her der Stapelplatz für alle Provinzen des la Plata. Im Jahre 1824 betrug die Ausfuhr von Buenos-Ayres 6,699,000 Piaſter, à 2 Fl., und die Einfuhr 11,267,622 Piaſter, darunter 5,730,052 aus England, 1,418,363 aus Braſilien, 1,368,768 aus Nordamerika, 552,187 aus Deutſchland und Holland ꝛc., davon 2,606,123 wieder ausgeführt wurden, und 2,165,375 Piaſter die Zollabgaben ausmachten. Die Kaufleute machen in Buenos-Ayres den Hauptſtand aus, denn man nennt hier ſowohl den reichſten Mann, der ins Große handelt, als der unbedeutendſte Verkäufer auf der Straße, Kaufmann.

der Ausfuhr 1812 1,334,529 Pfd. Sterl. Im Jahre 1815 gewann man an Zucker 40,472,420, an Kaffee 7,814,275, und an Baumwolle 4,402,528 Pfd. und 1,988,918 Gallonen Rum. Der Handel Chilis ist bedeutend und wird durch seine gute Häfen sehr begünstiget. Die Ausfuhr besteht hauptsächlich in Bergwerksprodukten: in Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Bley, Edelsteinen, Steinkohlen ꝛc.; dann in Farbehölzern, Südfrüchten ꝛc. Vor den Umwälzungen der Spanischen Kolonien Südamerikas oder der Revolution lieferte dieser Staat in den Handel 5000 Mark Gold, 20,000 Mark Silber und 40,000 Centner sehr gutes Kupfer; allein nach der Constituirung in einen unabhängigen republikanischen Staat, hat diese Ausbeute sehr verloren, indem die Bergwerke in Verfall gerathen sind; denn im Jahre 1824 wurden nur noch 868 Mark Gold und 1874 Mark Silber gewonnen. Am meisten baut man jetzt noch auf Kupfer. Den Bau der Gold- und Silberminen haben jetzt Brittische Bergwerksgesellschaften übernommen. Dieses ist auch der Fall mit der Republik Peru, wo der Bergbau seit der Losreißung von Spanischer Herrschaft eben so im Verfall ist. Zu Anfange des 19ten Jahrhunderts lieferte dieses Königreich noch jährlich 3,400 Mark Gold und 611,090 Mark Silber, an Werth 6,240,000 Piaster. Diese Ausbeute ist nicht mehr vorhanden. Außer diesen edlen Metallen liefert es auch Kupfer, Zinn, Bley, Eisen, Edelsteine, und dann viele andere Produkte des Pflanzenreichs, worunter auch viele Droguerey- oder Apothekerwaaren, Baumwolle, Kakao, Tabak, Zukker ꝛc. Der Handel wird zur See am meisten mit den

des Landes. In Bolivia beschränkt sich aber der Handel bloß auf Binnenhandel, denn der Hafen am stillen Meere ist noch nicht sehr in Thätigkeit. Die Republik Colombia hat einen bedeutenden Handel. Der Werth der Ausfuhr beträgt jährlich, nach Cochrane, 8 Millionen Piaster, und dieses sind Naturprodukte. Zu Anfange des neunzehnten Jahrhunderts lieferte das vormalige Vicekönigreich Neu-Granada, das jetzt einen Bestandtheil von Colombia ausmacht, jährlich 20,505 Mark Gold, 2,990,000 Piaster an Werth. Außer dem Golde wird noch ausgeführt Platina, Silber, Kupfer, Edelsteine, Eben- und Brasilienholz, Tabak, Kakao, Vanille, Reis, Kaffee, Indigo, Zimmet und verschiedene Apotheker- und andere Waaren. Besonders reich an Ausfuhrprodukten ist das Departement Venezuela. Das vornehmste Erzeugniß ist der Kakao, wovon jährlich 130,000 Fanegas, die Fanega zu 4½ Scheffel gerechnet, ausgeführt werden; dann Acaju-, Brasilien- und andere kostbares Holz und Honig in Menge, Vanille, Sassaparille, Indigo, Cochenille, Tabak, Baumwoll und andere Produkte.

Landeseintheilung, Regierungen ꝛc. Südamerikas. I. Das Kaiserreich Brasilien hat folgende neunzehn Provinzen: 1) Die Provinz Para 10,523 Quadratmeilen groß, mit 143,073 Einwohnern, darin die Hauptstadt Belem oder Para. 2) Die Provinz Rio negro, 9600 Quadratmeilen groß, mit 48,357 Einwohnern, Hauptstadt Barzellos. 3) Die Provinz Maranhao, 3,211 Quadratmeilen groß mit 182,986 Einwohnern, Hauptstadt San Louis de Maranhao. 4) Die Provinz Piauhi, 2861 Quadratmeilen groß, mit 46,296 Einwohnern, Hauptstadt Oeiras. 5) Die Provinz Ceara, 3,31[illegible] Quadratmeilen groß, mit 272,713 Einwohnern, Hauptstadt Aracati. 6) Die Provinz Rio grande do Norte, 1573 Quadratmeilen groß, mit 68,763 Ein

wohnern, Hauptſtadt Cidade do Natal, mit einem Hafen. 7) Die Provinz Parahiba oder Paraiba, 932 Quadratmeilen groß, mit 246,232 Einwohnern, Hauptſtadt Parahiba. 8) Die Provinz Pernambuko, 1412 Quadratmeilen groß, mit 602,205 Einwohnern, Hauptſtadt Pernambuko oder Fernambuko, mit einer Rhede; ſie iſt eine der anſehnlichſten Handelsſtädte Braſiliens. 9) Die Provinz Alagoas, 910 Quadratmeilen groß, mit 256,956 Einwohnern, Hauptſtadt Porto Calvo. 10) Die Provinz Sergipe del Rey, 856 Quadratmeilen groß, mit 267,523 Einwohnern, mit der Hauptſtadt gleichen Namens und einem Hafen. 11) Die Provinz Bahia, 2579 Quadratmeilen groß, mit 559,570 Einwohnern, Hauptſtadt Bahia; nächſt Rio de Janeiro die vornehmſte Handelsſtadt des ganzen Reiches, auf der Spitze einer Landzunge, an der vier Meilen breiten und 90 bis 108 Fuß tiefen Allerheiligenbay, die ſo geräumig iſt, daß ſie die Seeſchiffe aller Seemächte faſſen kann. Sie hat eine Univerſität. 12) Die Provinz Espiritu Santo, 1788 Quadratmeilen groß, mit 73,996 Einwohnern, Hauptſtadt Vittoria, mit einem Hafen. 13) Die Provinz Rio de Janeiro, 8930 Quadratmeilen groß, mit 589,650 Einwohnern, und der Hauptſtadt Rio de Janeiro; ſie iſt die Reſidenz des Königs, liegt auf einer Landzunge an der gleichnamigen Bay, ¼ Stunde von dem Eingange des Hafens entfernt; mit einer Militairakademie, einer Akademie der Künſte, einem Lyceum, einer chirurgiſchen Schule, einer Sternwarte, einer Handlungsbörſe, einem Theater, einem Muſeum ꝛc. Sie iſt die reichſte Handelsſtadt, und treibt ſo-

Zahl der Einwohner beträgt 210,000, nach Caldeleugh jedoch nur 135,000. 14) Die Provinz St. Paul mit der Insel St. Catharina und mit der Provinz Rio Grande do Sul, 9010 Quadratmeilen groß, mit 610,632 Einwohnern, Hauptstadt St. Paul, mit dem Seehafen Santos. 15) Die Provinz Cisplatina (Montevideo), vormals ein Theil von Buenos-Ayres, die südlichste Provinz des Landes, durch den la Plataſtrom von den vereinigten Provinzen am la Plataſtrome getrennt, 10,565 Quadratmeilen groß, mit 175,960 Einwohnern, Hauptstadt Montevideo, mit einem Hafen. Die Einwohner treiben bedeutenden Handel. Dieſe Provinz iſt jetzt ein Freiſtaat. 16) Die Inſeln Fernando do Noronho und Trinidad, die eine Provinz bilden, 50 Quadratmeilen groß, mit 600 Einwohnern. 17) Die Provinz Minas Geraes, eine Binnenprovinz, 11,961 Quadratmeilen groß, mit 928,933 Einwohnern, Hauptstadt Mariana. 18) Die Provinz Gojaz, eine Binnenprovinz, 12,932 Quadratmeilen groß, mit 150,000 Einwohnern, Hauptstadt Gojaz oder Villa Boa. 19) Die Provinz Matto groſſo, eine Binnenprovinz, 20,116 Quadratmeilen groß, mit 82,000 Einwohnern, Hauptstadt Villa bella. Ganz Braſilien enthält über 5½ Millionen Einwohner von verſchiedenen Nationen, worunter die Portugieſen die Mehrzahl ausmachen. Die Negerſklaven betragen allein an 2 Millionen, dann freie Farbige und Indianer, ſowohl unterworfene, als in Unabhängigkeit lebende Indianer in den Wäldern Braſiliens. — II. Die Central-Republik Colombia hat folgende zwölf Departements: 1) Das Departement Orinoco mit den vier Provinzen Guyana, Cumana, Barzelona und Margaretha, 16,282 Quadratmeilen groß, mit 175,000 Einwohnern; Hauptstadt des ganzen Departements Cumana, mit einem Hafen. Zu bemerken ſind noch die Städte Carupano mit einem Hafen, und Neu-Bar-

zelona mit einem Hafen. 2) Das Departement Venezuela, 6210 Quadratmeilen groß, mit 350,000 Einwohnern; Hauptstadt Caracas, ehemals mit 50,000, jetzt nur noch mit 31,000 Einwohnern. Sie hat eine Universität. Der Handelshafen von Caracas ist la Guayra, welche Stadt durch das dieselbe 1812 betroffene Erdbeben noch zum Theil in Ruinen liegt. Der Hafen ist mehr eine Rhede und die meisten Kaufleute sind Faktoren der Kaufleute zu Caracas. Zu bemerken sind noch: Porto Cavello, mit einem Hafen, und Valenzia, wegen ihres beträchtlichen Handels zwischen Caracas und Porto Cavello. 3) Das Departement Apure, 2622 Quadratmeilen groß, mit 80,000 Einwohnern; Hauptstadt Varinas. 4) Das Departement Sulia mit den vier Provinzen Coro, Truxillo, Merida und Maracaibo, 4221 Quadratmeilen groß, mit 162,000 Einwohnern, Hauptstadt Maracaibo mit einem Hafen und 25,000 Einwohnern. Bemerkenswerthe Städte sind noch: Coro oder Venezuela, deren Einwohner starken Viehhandel treiben; Barquisimeto, San Phelipe, deren Einwohner Kakao, Kaffee und Reis bauen, und Truxillo. 5) Das Departement Boyacca, 9,666 Quadratmeilen groß, mit den vier Provinzen: Tunja, Socoro, Pamplona und Casanare. Die Einwohnerzahl beträgt 444,000. Hauptstadt Tunja. 6) Das Departement Cundinamarka, 4580 Quadratmeilen groß, mit den vier Provinzen: Antioquia, Bogota, Maraquita und Neiba, mit 371,000 Einwohnern; Hauptstadt Bogota, sonst Santa Fe de Bogota, auch Hauptstadt der ganzen Republik und Sitz des Congresses. Sie hat viele an-

auf 30,000. 7) Das Departement Cauca, 2690 Quadratmeilen groß, mit drei Provinzen: Popayan, Buenaventura und Choco; die Einwohnerzahl beträgt 193,000; Hauptstadt Popayan mit 20,000 Einwohnern. Zu bemerken sind hier noch die beiden Hafenörter Buenaventura und Escuande, am stillen Meere. 8) Das Departement Magdalena, mit den drei Provinzen Carthagena, St. Martha und Rio Hacha, 4920 Quadratmeilen groß, mit 240,000 Einwohnern und der Hauptstadt Carthagena, einem Hafen und regelmäßigen Festungswerken; sie soll eine der schönsten und festesten Städte Amerikas seyn. Zu bemerken sind noch die Stadt St. Martha, mit einem guten Hafen, und die Stadt Mompox, in der Nähe der Mündung des Cauca in den Magdalenenstrom, mit Schiffswerften und 10,000 Einwohnern, die Handel und Schifffahrt treiben. 9) Das Departement Isthmo, 2464 Quadratmeilen groß, mit 80,000 Einwohnern; Hauptstadt Panama, auf einer Halbinsel an einem Busen des stillen Oceans, mit einem Hafen und einem lebhaften Handelsverkehre. Ihre Einwohnerzahl betrug 25,000; sie ward merkwürdig durch den General-Congreß sämmtlicher Amerikanischer Frei-Staaten, der hier im Jahre 1825 eröffnet wurde, jetzt aber nach Tacubaya, einem Flecken, ¾ Meilen von Mexico verlegt worden ist. Zu bemerken sind hier noch: die Stadt St. Jago de Veragua, an einer Bay der Südsee, mit einem Hafen, und die Stadt Portobello, mit einem Fort und Hafen am Caraibischen Meere. 10) Das Departement Ecuador oder Aequator, am stillen Meere, 8680 Quadratmeilen groß, mit 270,000 Einwohnern; Hauptstadt Quito oder St. Franzisko de Quito, mit 70,000 Einwohnern, mit einer Universität, 10 Mönchs- und verschiedenen Nonnenklöstern, mehreren merkwürdigen Gebäuden, und mehreren Fabriken. Die Quitoschen Confitüren sind

Das Thal, worin Quito liegt, begreift, außer der Stadt, noch 29 zu dem Diſtrikte derſelben gehörende Flecken und Kirchdörfer, ohne die kleineren. Alle dieſe Oerter liegen zerſtreut zwiſchen Pflanzungen von Indigo, Baumwolle und Zuckerrohr, und Hainen von Citronen, Piſang und Pumpelmus, die mit Gärten und Obſtbäumen, mit herrlichen, von lebendigen Hecken eingefaßten Saatfeldern, und ſchönen mit Herden bedeckten Weiden abwechſeln. Die Stadt Ambato iſt berühmt durch ihr vortreffliches Backwerk, welches verſendet wird, beſonders Brod und Kuchen. In der Stadt Ibarra oder St. Miguel de Ibarra, mit 12,000 Einwohnern, werden Baumwollen- und Wollenzeuge verfertiget, und in Otavalo, mit 20,000 Einwohnern, ſind gleichfalls Wollen- und Baumwollenwebereyen. Die Stadt Atakames hat einen Hafen, und in der Gegend von Esmeraldas ſind Smaragdgruben. 11) Das Departement Guayaquil, im ſtillen Meere, 1813 Quadratmeilen groß, mit 90,000 Einwohnern. Hauptſtadt Guayaquil, an der Mündung des Fluſſes gleichen Namens in einer Bay des ſtillen Meeres, mit 24,000 Einwohnern, die ſtarken Seehandel treiben; ſie dient zum Stapelplatze des Verkehrs zwiſchen Peru und Chili mit Colombia und Mexico. Zu dieſem Departement gehört auch die im ſtillen Meere gelegene Gallapagos- oder Schildkröteninſel, reich an Schildkröten, davon die größten Albemarle und Narborough heißen. 12) Das Departement Aſſuay, 12,687 Quadratmeilen groß, und wird, ohne die freien Indianer, von 190,000 Menſchen bewohnt; Hauptſtadt Cuenca, mit 20,000, nach andern mit 30,000 Einwohnern.

1) Das Departement Lima, mit 250,223 Einwohnern, mit der Hauptstadt Lima und Sitz der Regierung, mit einer 1540 gestifteten Universität, einem botanischen Garten, drei Kollegien oder höheren Bürgerschulen, einer medizinisch-chirurgischen Schule, einer Schifffahrtsschule, einem Findelhause, einem Theater, mehreren Fabriken und einem ansehnlichen Handel. Die Hafenstadt Callao, mit einem sichern Hafen, Haupthafen von Peru, wohin Lima seinen Seehandel treibt. Die zwei starken Forts, welche dem Hafen gegenüber auf einem Felsen stehen, beherrschen die Stadt und den Hafen. 2) Das Departement Truxillo, mit 460,067 Einwohnern, Hauptstadt Truxillo. Der Hafen Guanchaco liegt zwei Stunden davon. Bemerkenswerth sind noch die Städte: Caxamarka, deren Einwohner Silber- und Eisenwaaren, besonders Gewehre verfertigen; ½ Meile davon sind die Bäder des Inka. Pacasmayo, deren Einwohner viel Seife, Cordnan und Baumwollenzeuge machen und lebhaften Handel treiben. Die Stadt Piura, in einer öden Sandwüste, hat einen guten Hafen. 3) Das Departement Tarma, mit 191,668 Einwohnern, mit der Hauptstadt Caxatambo. 4) Das Departement Guanca Velica, mit 36,000 Einwohnern, und der Hauptstadt Guanca-Velica, mit Gold-, Silber- und Quecksilberminen in der Umgegend. Die Stadt Xauxa hat in der Nähe Silberminen. 5) Das Departement Ayacucho, mit 176,636 Einwohnern, und der Hauptstadt Guamanga, mit 26,000 Einwohnern, die einen bedeutenden Handel treiben. 6) Das Departement Cuzco, mit 376,992 Einwohnern und der Hauptstadt Cuzco, mit 26,000 Einwohnern, worunter viele fleißige und geschickte Indianer sind, Nachkommen der alten Peruaner, welche Wollen-, Baumwollen- und Lederfabriken haben, und mancherlei andere Waaren verfertigen; auch war diese Stadt die Residenz der alten Peruanischen

ten oder Inkas; die Ruinen der alten Feſtung ſind noch vorhanden, welche die Inkas hatten errichten laſſen, auch iſt hier die ſchöne Heerſtraße aus Quaderſteinen, welche von Cuzco nach Quito führt; ſ. auch oben, S. 121. 7) Das Departement Arequipa, mit 196,960 Einwohnern und der Hauptſtadt Arequipa mit 26 bis 30,000 Einwohnern, die viele Gold- und Silberwaaren verfertigen, auch Baumwollenzeuge, womit ſie Handel treiben. Arica hat einen Hafen am Auſtralozean und auch Quilca. — IV. Die Republik Chili hat drei Departements: 1) Das Departement Coquimbo, mit der Hauptſtadt gleichen Namens, mit einem ſchönen Hafen. Die Einwohner treiben Seehandel; in der Gegend dieſer Stadt ſind die ſchönſten Kupferminen. 2) Das Departement Kapital oder Santjago, mit der Hauptſtadt St. Jago des ganzen Staats, die 48,000 Einwohner zählt, welche einen anſehnlichen Handel vermittelſt des achtzehn Meilen entfernten Hafens Valparaiſo treiben. Die Stadt hat ſchöne Gebäude. Bemerkenswerth iſt hier noch die Stadt Valparaiſo, mit einem vortrefflichen Hafen, der Hauptſammelplatz der Kriegs- und Handelsſchiffe von Chili. 3) Das Departement Conception, mit der Hauptſtadt gleichen Namens, die 10,000 Einwohner hat. Zu bemerken iſt hier noch: die Stadt Valdivia, mit einem $3\frac{1}{2}$ Meilen davon entfernt liegenden Hafen, einer der beſten, an der Weſtküſte von Südamerika, mit ſtarken Feſtungswerken verſehen. Unter der Spaniſchen Regierung war Valdivia der Verbannungsort für die Verbrecher aus Peru und Chili, wo ſie zu öffentlichen Arbeiten gebraucht wurden. Hierher wird nun noch 4) die Inſel Chiloë ge-

rer Hafen an der Nordküste, woran westlich die Festung San Carlos liegt, welche die Einfahrt des schmalen Kanals an der Nordküste deckt. — V. Die Republik Bolivia hat sechs Departements: 1) Das Departement la Paz, mit 1850 Quadratmeilen und 300,000 Einwohnern; darin die Hauptstadt la Paz mit 20,000 Einwohnern. 2) Das Departement Oruro, mit 400 Quadratmeilen und 30,000 Einwohnern, darin die Hauptstadt Oruro am Desaguadero, bei welcher an Silber gebauet wird. 3) Das Departement Potosi 1500 Quadratmeilen groß, mit 250,000 Einwohnern Hauptstadt Potosi, 2 Meilen von den Quellen des Pilcomayo; sie hat eine Münze und 18,000, nach Andern 30,000, Einwohner, und ist durch ihre ehemaligen sehr ergiebigen Bergwerke, die besonders reich an Silber sind, berühmt. An der felsigen Küste der Wüste Atacama dieses Departements giebt es am Australozean einige vortreffliche Häfen. 4) Das Departement Chuquisaca, sonst Charcas, 1620 Quadratmeilen groß, mit 175,000 Einwohnern und der Hauptstadt gleichen Namens, die sonst Charcas oder la Plata hieß; sie ist die Hauptstadt des ganzen Staats und Sitz des Congresses und der Regierung, am Cachimayo. Sie hat eine Universität und über 26,000 Einwohner, welche Handel treiben. 5) Das Departement Cochabamba 2600 Quadratmeilen groß, mit 200,000 Einwohnern und der Hauptstadt Oropesa, im Thale des Condorillo, mit 16,000 Einwohnern, welche sehr viele Baumwollenwaaren und Glas verfertigen. 6) Das Departement Santa Cruz de la Sierra, welches die ganze Hälfte des Staats umfaßt, an der Grenze von Brasilien liegt, größtentheils aus Wildniß besteht, und zum Theil noch mit unbezwungenen Indianern besetzt ist, und 7000 bis 10,000 Quadratmeilen enthält und 25,000 Einwohner. Die südliche größere Hälfte heißt Chiquitos und die nördliche Moxos. — VI. Der Staa

Paraguay, 7000 Quadratmeilen groß, hat folgende sechs Departements: 1) Santjago, 2) la Conzeption, 3) Villarica, 4) Curuguatay, 5) Candelaria und 6) Assumpcion. Die vorzüglichsten Städte darin sind, die Hauptstadt Assumpcion, mit 8000, nach Andern 16,000 Einwohnern, Villarica, Villarica de la Conzeption und Itapua, eine Grenzfestung, Candelaria gegenüber, an der Westseite des Parana. — VII. Die vereinigten Staaten am la Platastrome, aus dreizehn Staaten bestehend. Es sind: 1) Der Staat Buenos-Ayres, jetzt auch Argentina genannt, mit 275,000, nach Andern nur 145,000 Einwohnern und der Hauptstadt Buenos-Ayres und Bundesstaat der ganzen la Plata-Union, Sitz des Generalcongresses und des Präsidenten. Sie hat 70 bis 80,000 Einwohner, welche einen bedeutenden Handel treiben, eine Rhede, ein Fort, eine Universität, mit einer öffentlichen, 20,000 Bänden starken Bibliothek, eine Sternwarte, eine Societät der mathematischen und physikalischen Wissenschaften, mehrere andere Unterrichts-Anstalten, eine Gewehrfabrik ꝛc. ꝛc. 2) Der Staat Santa Fe, mit 13,000 Einwohnern und der Hauptstadt gleichen Namens, am Einflusse des Salado in den Parana, mit 4,000 Einwohnern. 3) Der Staat Entre-Rios, mit 32,000, nach Andern nur 18,000 Einwohnern, darin die Hauptstadt Conception. 4) Der Staat Corrientes, mit 24,000, nach Andern mit 15,000 Einwohnern, und der Hauptstadt gleichen Namens, am Zusammenflusse des Parana und Paraguay, mit 4500 Einwohnern. 5) Der Staat

bis 15,000 Einwohnern, und der Hauptſtadt gleichen Namens mit 1500 Einwohnern. 7) Der Staat Mendoza oder Cujo, mit 30,000 Einwohnern, nach Andern mit 40,000, und der Hauptſtadt Mendoza, von den Kanälen des Mendozafluſſes bewäſſert, mit 20,000 Einwohnern, die einen bedeutenden Handel, beſonders mit dem in der Umgegend wachſenden Weine treiben. 8) Der Staat St. Juan de la Frontera, mit 34,000 Einwohnern, nach Andern nur mit 15,000, und der Hauptſtadt gleichen Namens, am Fuße der Anden, mit 8000 Einwohnern, die Weberey und Weinhandel betreiben. 9) Der Staat Rioja, mit 20,000 Einwohnern und der Hauptſtadt gleichen Namens. 10) Der Staat Catamarka, mit 36,000, nach Andern nur mit 12,000 Einwohnern und der Hauptſtadt gleichen Namens. 11) Der Staat Santjago del Eſtero, mit 45,000 (20,000) Einwohnern, mit der Hauptſtadt gleichen Namens, am Rio dulce. 12) Der Staat Tucuman oder St. Miguel de Tucuman, mit 45,000 (14,000) Einwohnern und der Hauptſtadt gleichen Namens, ¼ Meile vom Rio dulce und an einem Kanale deſſelben, mit 20,000 Einwohnern. 13) Der Staat Salta, mit 75,000 (40,000) Einwohnern und der Hauptſtadt gleichen Namens am Fluſſe Arias, mit 9000 Einwohnern, die einen anſehnlichen Maulthier- und Pferdehandel treiben. — Im Jahre 1840 hat ſich der ſüdliche Theil von Buenos-Ayres für unabhängig erklärt, und allen Anzeichen nach ſteht auch den übrigen Republiken dieſes vereinigten Freiſtaates eine Auflöſung bevor. — VIII. Der Indianer Freiſtaat Arauco, der aus dem Indianiſchen oder Südchili gebildet worden, 1200 Quadratmeilen groß. Er iſt in vier Uthalmapus oder Fürſtenthümer getheilt, nämlich in das Lauguen-, Lelbun-, Mapir- und Pire-Mapu, wovon jeder von einem Toqui oder Fürſten regiert wird, die in der Regierung (Be

biets von einander ganz unabhängig ſind, aber zuſammen in einer Conföderation ſtehen. Die Einwohnerzahl ſämmtlicher Fürſtenthümer beläuft ſich nach Einigen auf 130,000, nach Andern auf 400,000. Das Klima und der Boden iſt vortrefflich, und die Europäiſchen Gewächſe gedeihen daſelbſt ſehr gut; auch ſoll es in ihrem Lande Gold- und Silberminen geben. — IX. Die Banda Oriental oder Cisplatina, oder der Freiſtaat Montevideo, der ſchon oben bei Braſilien, als eine Provinz deſſelben erwähnt worden, hat ſich aber davon getrennt und bildet jetzt, wie ſchon bemerkt, einen eigenen Freiſtaat; ſ. oben, S. 166. — X. Guyana oder das Franzöſiſche, Holländiſche und Brittiſche Südamerika. Das Erſtere umfaßt 1300 Quadratmeilen und 22,000 Einwohner, worunter 1100 Weiße, die übrigen aber freie Farbige und Negerſklaven ſind. Von Indianern ſollen kaum noch 1000 innerhalb der Kolonie leben. Es giebt hier an funfzig Pflanzungen. Hierher gehört auch die Inſel und befeſtigte Stadt Cayenne, wo die Regierung ihren Sitz hat. Das Holländiſche Guyana liegt zwiſchen dem Franzöſiſchen und Brittiſchen Guyana, und hat 1515 Quadratmeilen und 66,000 Einwohner, worunter 6000 Weiße. Die Hauptſtadt iſt Paramaribo, am Fluſſe Surinam. Hier iſt der Sitz des Gouverneurs; die Stadt hat 20,000 Einwohner, worunter 8000 Weiße. Hier ſind auch die beiden Forts Amſterdam und Seelandia zu bemerken, und das Judendorf Savanna. Das Brittiſche Guyana, 4145 Quadratmeilen groß, mit 102,000 Einwohnern, enthält die Kolonien Eſſequebo, Berbice und Demerary. Der Haupt-

worunter im Jahre 1823 allein 77,376 Negersklaven waren. Die Hauptstadt von Demerary ist Stabroek, am Flusse Demerary, mit 9800 Einwohnern, welche einen ansehnlichen Handel treiben; auch Cumingoburgh ist eine regelmäßig angelegte Stadt. — XI. Patagonien oder Magellanien, der südlichste Theil von Südamerika, von den la Platastaaten bis zur Magellansstraße, 22,350 Quadratmeilen groß. Hierzu gehören die sämmtlichen, oben, S. 105 schon angeführten Eilanden an der Magellanischen Straße. Patagonien wird von Indianern bewohnt. Eine genaue Eintheilung des Landes kennt man nicht, da das Ganze größtentheils aus Indianerdörfern besteht. Die Britten haben kürzlich auf der Ostküste die Kolonie Hopparo des Wallfischfanges wegen angelegt. Man kennt auch nicht die Zahl der Einwohner, sowohl Patagoniens, als auch der Inseln. Die Falklands- oder Malouinischen Inseln enthalten 157 Quadratmeilen. Auf Ost-Falkland hat der la Platastaat Buenos-Ayres im Jahre 1824, zu Port Soledad oder Port Louis auf der Ostküste, am Berqueleysunde, eine Niederlassung mit hundert Kolonisten gegründet. Die Feuerlands- oder Terra del Fuego-Inseln betragen 1522 Quadratmeilen. Die Einwohner sind die schon oben erwähnten Pescherä's. Die Meerenge le Maire trennt die Insel Staatenland, auf welcher die Britten jetzt eine Niederlassung haben, vom Feuerlande. An der südlichen Küste liegt die Insel l'Hermite, mit dem Kap Horn, der südlichsten Spitze von Amerika, und an der südwestlichen Küste liegen die Neujahrs-Inseln. Die übrigen schon oben erwähnten zu Südamerika gehörigen Inseln verdienen hier weiter keiner Erwähnung, da die mehrsten davon auch nicht sehr benutzt werden, also öde liegen, und auch nicht gut wegen ihrer schroffen Felsen und Berge benutzt werden können, als zur Jagd von Thieren, die hier auch von

verſchiedenen Nationen betrieben wird. Von den Neu-Süd-Shetlands-Inſeln iſt beſonders die Deceptions-Inſel zu bemerken, wo man Bimsſtein und andere Vulkaniſche Produkte, auch heiße Quellen und einen vortrefflichen Hafen findet, welcher einer der geräumigſten der Erde und mit einer 600 Fuß ſchmalen Einfahrt verſehen iſt. Der Hafen hat zwölf Seemeilen im Umfange, und in der Mitte findet man mit 200 Klaftern keinen Grund.

Der Politiſche Zuſtand Südamerikas hat ſich ſeit mehr denn dreißig Jahren ſehr verändert. Vor dreißig Jahren waren die Länder Südamerikas nur Kolonien von Europa: von Spanien, Portugall, Frankreich, Holland und England, und jetzt ſind es ſelbſtſtändige Staaten, mit Ausnahme von Guyana, die ſich von dem Mutterlande losgeriſſen haben und nach eigenen Verfaſſungen regiert werden. An der Spitze ſteht der conſtitutionelle Kaiſerſtaat Braſilien, die übrigen Staaten ſind Republiken mit mehr oder weniger beſchränkter Gewalt des an der Spitze ſtehenden Congreſſes und des Präſidenten, Diktators ꝛc. Das Kaiſerthum Braſilien bildet nach dem Dekrete des damaligen Prinz-Regenten vom 16ten December 1815 mit Portugal und Algarvien ein vereinigtes Königreich. Seit der Ankunft der Königlichen Familie in Bahia, die am 19. Jan. 1808 erfolgte, befindet ſich der Sitz der Regierung und die Reſidenz des Königs Johann des Sechſten, der ſeiner am 20. März 1816 verſtorbenen Mutter Maria in der Regierung folgte, in Rio de Janeiro. Dieſer Wechſel durch die Franzoſen herbeigeführt, hatte auf Braſilien einen bedeutenden Einfluß, indem ſich dadurch

monarchisch, erblich, verfassungsmäßig und repräsentativ, und als Repräsentanten des Brasilianischen Volkes sind der Kaiser und die Generalversammlung anzusehen, welche Letztere aus zwei Kammern, die der auf vier Jahre gewählten Diputirten, und die der Senatoren, lebenslänglich aus den Wahllisten vom Kaiser ernannt, gebildet ist. Der Deputirtenkammer steht das Recht der Initiative (die Einleitung zu einer Erörterung, die ohne diese nicht Statt finden darf) bei Auflagen, Truppenaushebungen und bei der Wahl einer neuen Dynastie zu. Die Sitzungen beider Kammern sind öffentlich, und die Entscheidung beruhet auf absoluter Stimmenmehrheit. Das Erkenntniß über Vergehen der Kaiserlichen Familie, der Minister, Deputirten und Staatsräthe, gehört vor das Forum des Senats; die vollziehende und vermittelnde Gewalt repräsentirt sich im Kaiser, dessen Veto aber nicht direkt absolut ist, so daß er einen Entwurf, den beide Versammlungen als gesetzgebende Körper genehmiget, auf wiederholentlichen Antrag nicht zurückweisen darf. Die Freiheit der Presse ist gestattet, doch sollen die Gesetze strenge über grobe Preßvergehen wachen. Alle besondern Vorrechte, Privilegien, Gilden und was dahin gehört, verlieren im Allgemeinen, wie im Einzelnen, ihre Gültigkeit. Schließlich wird noch das Kirchenwesen berücksichtiget, zur Staatsreligion die katholische Lehre erhoben, und den andern Lehren die Ausübung im Hause gestattet. Dieses waren im Allgemeinen die Grundsätze der Constitution, die das Brasilianische Volk und der Kaiser desselben beschworen. Allein auch diese freisinnige Constitution genügte noch nicht, und es entspannen sich sehr viele Intriguen, die hier zu erzählen nicht der Ort ist, da nur die Verfassung ꝛc. berührt werden sollte. Nur so viel, daß der Kaiser Don Pedro den Thron zu Gunsten seines Sohnes am 7ten April 1831 entsagen mußte, und dieser jetzt (23sten April 1840) für m[illegible] er-

klärt worden, und als Don Pedro der Zweite über Braſilien herrſcht, nachdem die Regentſchaft abgetreten iſt und ſich aufgelöſet hat. Hier muß nun noch ſo viel geſagt werden, daß nach der Abdankung des Kaiſers Don Pedro ſich wieder Partheien erhoben, die ſich in die Unitarier, Föderaliſten und Republikaner theilten. Die Erſteren verlangten eine Einheit der Verwaltung, deren Spitze der Kaiſer und die Repräſentanten des Volks ſind; die Zweiten verlangten die Souverainität der einzelnen Provinzen für die innern Angelegenheiten, und nur eine Föderation, keine monarchiſche Einheit, als gemeinſchaftlichen Staatsverband, und die Republikaner ſtrebten nach Abſchaffung des Kaiſerthums und Auflöſung des Staates in einzelnen Republiken. Hier haben nun die Föderaliſten den Sieg davon getragen. Die Kammer der Abgeordneten hat nämlich in der Sitzung vom Jahre 1834, nachdem ſie ſich für ermächtigt erklärt hatte, die Verfaſſung auch ohne Zuſtimmung der Senatoren abzuändern, am 6ten Auguſt einen Beſchluß gefaßt, durch welchen die Verfaſſung vom 11ten December 1823 abgeändert, und in allen Provinzen geſetzgebende Provinzialverſammlungen eingeführt wurden. Die Zahl der Mitglieder derſelben iſt nach den Provinzen verſchieden, zwanzig, achtundzwanzig oder ſechsunddreißig, dieſe, ſo wie die Präſidenten, Vice-Präſidenten, Sekretaire und Beamten werden auf dieſelbe Weiſe erwählt, wie die Deputirten ꝛc. zur allgemeinen geſetzgebenden Verſammlung. Jede Provinziallegiſtlatur dauert zwei Jahre. Das Wichtigſte aus dem Reſſort derſelben iſt: Entwerfung des Provinzialbudgets; Beſchlüſſe über Vertheilung der indirekten

Beziehung auf Provinzial- und Munizipalzwecke; über Munizipalpolizeyverwaltung; über Errichtung und Aufhebung der Provinzial- und Munizipalämter, mit Ausnahme derer, die ſich auf Erhaltung und Verwaltung der allgemeinen Einkünfte und der Krieges- und Marinenverwaltung beziehen, und der Stellen des Präſidenten der Provinz, des Biſchofs, der Mitglieder der Tribunale und Obergerichtshöfe, und einiger Anderer, die zur allgemeinen Staatsverwaltung gehören, und endlich über den Bau der Gefängniſſe, Arbeits- und Beſſerungshäuſer und deren Verwaltung. Auch durch dieſe Föderativ-Monarchie hat Braſilien nichts gewonnen; denn die Ruhe des Landes iſt noch eben ſo unſicher, als früher, welches der blutige Aufſtand von Bahia beweiſet, das vom 7ten November 1837 bis zum 16ten März 1838 in den Händen der aufrühreriſchen Republikaner war. Die Provinz Rio grande iſt ſchon ſeit längerer Zeit in offenbarer Empörung, und faktiſch unabhängig; daher iſt der ruhige Zuſtand noch lange nicht abzuſehen. Wenn man dem Urſprunge dieſer Zwietracht und Unruhen nachſpürt, ſo findet man ſie aus natürlichen Quellen entſproſſen. Die Rechte der Braſilianer, auf die ſie in ihrem Vaterlande Anſprüche machten, wurden ihnen durch die Portugieſen geſchmälert; denn bei der Beſetzung der Aemter wurden die eingebürgerten Familien überſehen, und die Verwaltung ſolchen Geſchlechtern übertragen, die eben aus Portugall eingewandert waren. Auf dieſe Weiſe wurde ſchon früher der Same der Zwietracht unter beide Völker geſtreut, der um ſo mehr Wurzel faßte, jemehr das Eine nach dem langte, was das Andere als ſein Eigenthum betrachtete. Hiermit noch nicht genug, wurde der Unwillen auch noch dadurch vermehrt, daß die Regierung die Abgabe auf die Produkte des Landes und auf die Einfuhrartikel, die der Nothwendigkeit gemäß oder der Bequemlichkeit dienten, erhöhete, und die Vermehrung der

Anbau des Landes ſo nöthig, beſonders bei der Bebauung noch unkultivirter Striche, einſchränkte. Dann auch, das man Gold und Edelſteine, die der Gutsherr auf ſeinem Grund und Boden fand, entweder für ein Eigenthum des Fiskus anſehen wollte, oder mit einer bedeutenden Steuer belegte. In allen dieſen Maximen der Regierung ſah der auf ſeine Rechte ſtolze Braſilianer eine Verletzung derſelben. Allein ungeachtet aller dieſer Mißgriffe der Adminiſtration, konnte dieſe es doch nicht verhindern, daß nach den größeren Seeſtädten der nördlichen Provinzen, beſonders nach Rio de Janeiro Einwanderer kamen, die aus einem glücklicheren Mutterlande entſproſſen, gleich bei ihrem Eintritte in das neue Land die Bedrückungen mit dem größten Unwillen anſahen, ſich mit Freimüthigkeit dagegen ausſprachen, und ſich durch Schleichhandel diejenige Freiheit des Verkehrs zu verſchaffen ſuchten, deren ſie in ihrem eigenen früheren Vaterlande entweder genoſſen, oder um deren Einſchränkung willen ſie es verlaſſen hatten. Die Grundſätze dieſer Einwanderer fanden bei den Einheimiſchen willige Aufnahme, und um ſich vornämlich beim Schleichhandel nicht der Gefahr auszuſetzen, Gut, Freiheit oder Leben zu verlieren, glaubte man ſich mit den Waffen vertheidigen zu müſſen. Dieſes Mißvergnügen des Handelsſtandes fand nun noch kräftige Stützen, theils in den aus Portugal nach Braſilien geſchickten dienſtloſen Soldaten, denen man vorſpiegelte, daß ſie in Braſilien ihr Glück machen würden, da ihnen die Regierung Land zur Belohnung anweiſen würde, welches zwar geſchah, aber unbebauetes, und da ſie keine Mittel hatten, um ſolches in Kultur ſetzen zu können, ſo war dieſes ein

willen ansah, daß die einträglichen Aemter der Kirche den Portugiesen überlassen wurden. Aus allen diesen Mißvergnügten bestand nun die Bevölkerung Brasiliens, aus einer Menge des verschiedenartigsten Gährungsstoffes, der immer reif zur Entladung war, und nur eines leichten Anstoßes bedurfte, um sich zu entladen; es gab hier der mannigfaltigsten Aufreitzer, weil es so viele Mißvergnügte und Getäuschte gab, denen die geringste Reibung willkommen war, indem sie durch eine Revolution dasjenige zu erhalten suchten, wozu sie auf einem rechtmäßigen Wege nicht gelangen konnten; und da der Druck der Administration zu sichtbar und von den Portugiesen ausging, die gleichfalls einen Haß oder vielmehr eine Verachtung gegen die Brasilianer nährten, so konnte es nicht fehlen, daß zuletzt die Explosion losgehen mußte, da man keine Mittel zu ihrer Abwährung traf, oder wo sie wirklich von der Regierung getroffen wurden, man ihnen von der andern Seite wieder entgegen arbeitete, so daß nichts geschah und nichts geschehen konnte, und der Wunsch nach Unabhängigkeit bei den Brasilianern immer reger wurde, bis er sich, wie oben angeführt worden, Luft machte. Alle diese Ereignisse in Brasilien haben wohl auch einigen Einfluß auf die neuen Kolonisten gehabt, obgleich sich der Anbau in Brasilien bedeutend vermehrt hat, namentlich die Kaffeepflanzungen; indessen ob Deutsche und Schweizer sich auch jetzt noch nach Brasilien einschiffen werden, wie es im zweiten Decennium dieses Jahrhunderts geschehen, möchte wohl bezweifelt werden, da sie lieber, wenn sie ja eine Auswanderungsluft verspüren, Nordamerika wählen werden, wo ihr Eigenthum doch besser geschützt ist, als in Brasilien; denn bis jetzt bietet sich den Auswanderern nach Brasilien kein sicherer Schutz dar, da hier eben solches Blutvergießen, eben sowohl Zwietracht und Bürgerkriege Statt finden, als in den Republiken, die aus dem Spanischen Amerika hingezogen

Anbau des Landes ſo nöthig, beſonders bei der Bebauung noch unkultivirter Striche, einſchränkte. Dann auch, das man Gold und Edelſteine, die der Gutsherr auf ſeinem Grund und Boden fand, entweder für ein Eigenthum des Fiskus anſehen wollte, oder mit einer bedeutenden Steuer belegte. In allen dieſen Maximen der Regierung ſah der auf ſeine Rechte ſtolze Braſilianer eine Verletzung derſelben. Allein ungeachtet aller dieſer Mißgriffe der Adminiſtration, konnte dieſe es doch nicht verhindern, daß nach den größeren Seeſtädten der nördlichen Provinzen, beſonders nach Rio de Janeiro Einwanderer kamen, die aus einem glücklicheren Mutterlande entſproſſen, gleich bei ihrem Eintritte in das neue Land die Bedrückungen mit dem größten Unwillen anſahen, ſich mit Freimüthigkeit dagegen ausſprachen, und ſich durch Schleichhandel diejenige Freiheit des Verkehrs zu verſchaffen ſuchten, deren ſie in ihrem eigenen früheren Vaterlande entweder genoſſen, oder um deren Einſchränkung willen ſie es verlaſſen hatten. Die Grundſätze dieſer Einwanderer fanden bei den Einheimiſchen willige Aufnahme, und um ſich vornämlich beim Schleichhandel nicht der Gefahr auszuſetzen, Gut, Freiheit oder Leben zu verlieren, glaubte man ſich mit den Waffen vertheidigen zu müſſen. Dieſes Mißvergnügen des Handelsſtandes fand nun noch kräftige Stützen, theils in den aus Portugal nach Braſilien geſchickten dienſtloſen Soldaten, denen man vorſpiegelte, daß ſie in Braſilien ihr Glück machen würden, da ihnen die Regierung Land zur Belohnung anweiſen würde, welches zwar geſchah, aber unbebauetes, und da ſie keine Mittel hatten, um ſolches in Kultur ſetzen zu können, ſo war dieſes ein überflüſſiges Geſchenk, von dem ſie keinen Gebrauch machen konnten. Hierzu geſellten ſich nun noch viele Abentheurer, die aus allen Gegenden Europas hierher ſtrömten, um hier ein zweites Eldorado zu finden, und zuletzt in der niedern Geiſtlichkeit, die es mit tiefem Un-

Amerika ſich gebildeten Republiken Südamerikas haben ſich größtentheils in Hinſicht ihrer Verfaſſung nach dem Nordamerikaniſchen Freiſtaate gebildet; ſie haben nämlich eine Centralverfaſſung, nach welcher ein Congreß von zwei Kammern die geſetzgebende, und ein Präſident mit einem Staatsrathe, dem noch ein Vicepräſident beigegeben worden, die vollziehende Gewalt hat. So bilden z. B. in Colombia ein Senat und fünf und neunzig Repräſentanten den National-Congreß, welcher die geſetzgebende Gewalt beſitzt und an deſſen Spitze ein Präſident ſteht, der die vollziehende Gewalt hat, auf vier Jahre erwählt wird, und dem ein Vicepräſident und ein Staatsrath beigegeben ſind. Auch beſteht hier ein hoher Gerichtshof. Daſſelbe iſt auch der Fall in Peru, welches ſich ſeit 1821 als eine freie Republik erklärt hat. Die geſetzgebende Gewalt beruht hier auf einer einzigen aus den Repräſentanten des Volks zuſammengeſetzten Kammer. Die vollziehende Gewalt beſitzt ein Präſident, dem ein Vicepräſident beigegeben worden, und ſeit 1826 iſt der Libertador oder Befreier Bolivar, der auch Präſident von Colombia iſt, zum Präſidenten von Peru auf Lebenszeit erwählt worden, mit der Ermächtigung, ſeinen Nachfolger ſelbſt zu ernennen. Die Miniſter ſind verantwortlich, die katholiſche Religion iſt Staatsreligion, auch in Colombia, und der Sklavenhandel geſetzlich abgeſchafft. Im Jahre 1826 wurde Bolivar von Neuem zum Präſidenten von Colombia erwählt, legte aber ſchon 1827 dieſe Würde nieder, und warf im folgenden Jahre die von ihm größtentheils ausgegangene Verfaſſung über den Haufen, ließ ſich im Auguſt 1828 zum Präſidenten mit beinahe unumſchränkter Macht ernennen, und unterdrückte mit fürchterlicher Strenge die gegen ihn gerichtete Verſchwörung, bei welcher Gelegenheit auch der General Santander verhaftet ward. Es entſpann ſich ſeit jener Zeit ein wüthender Partheyenkampf zwi-

Bolivar, den jetzt viele als einen Feind der Freiheit ansahen, und ihn als einen Usurpator haßten, wurde eine Verschwörung nach der andern angezettelt, wobei sein Leben stets in Gefahr kam. Gegen Ende des Jahres 1830 schien zwischen Peru und Bolivia ein Krieg ausbrechen zu wollen, auch wurden bereits von beiden Seiten bedeutende Rüstungen begonnen. Im November des gedachten Jahres ward Bolivar von Seiten mehrerer Städte angegangen, wiederum die Präsidentur zu übernehmen, besonders geneigt zeigte sich ihm Venezuela, auch mehrere Truppenabtheilungen erklärten sich für ihn, und die Europäer zu St. Martha wurden unterdrückt. Nach dem Tode Bolivar's, welcher bald darauf erfolgte, zerfielen viele seiner entworfenen Verfassungen, so auch die Verfassung von Bolivia, die Bolivar diesem Freistaate im Jahre 1826 gegeben hatte. Nach derselben besteht die im Besitze der gesetzgebenden Gewalt sich befindende General-Versammlung aus drei Kammern, mit einem auf Lebenszeit ernannten Präsidenten (Bolivar) und Vicepräsidenten, wobei die Sklaverey aufgehoben und eine allgemeine Religionsfreiheit gestattet ward. Diese Verfassung ist in neuester Zeit wieder abgeschafft und dem Staate die Freiheit gegeben worden, sich selbst eine Constitution zu entwerfen. Auch ist im Jahre 1839 der Peru-Bolivische Bundesstaat von 1837, wonach die drei Republiken Nordperu, Südperu und Bolivia eine Föderation bildeten, mit einem alle zwei Jahre zu versammelnden Congresse und einem auf sechs Jahre zu erwählenden Protektor wieder aufgelöset worden. Die Staatseinnahme von Colombia betrug

Staatseinnahme und Ausgabe Peru's weiß man nichts Gewiſſes, wenigſtens fehlen ſichere Angaben. Im Jahre 1825 betrugen die im Brittiſchen Reiche gemachten Anleihen, 1,816,000 Pfd. Sterl. — Die Staatseinkünfte Bolivia's belaufen ſich jährlich auf 2 Millionen Piaſter, die durch die ermäßigten Zölle auf 1,800,000 Dollars herabgeſetzt ſind. In der Republik Chili, welches Land ſich ſeit dem Jahre 1818 der Spaniſchen Herrſchaft entzogen hat, beruht die geſetzgebende Gewalt auf einem aus zwei Kammern beſtehenden Kongreſſe, nämlich aus dem der Repräſentanten, und dem des Senates, und ein Präſident, dem ein Vice-Präſident beigegeben iſt, hat die vollziehende Gewalt in Händen. Der Römiſch-katholiſche Kultus iſt Staatsreligion. Die Staatseinnahme betrug im Jahre 1824 2,036,000, und die Staatsausgabe 2,497,325 Dollars; ſpäterhin war die Einnahme 1,500,000 Piaſter, die Staatsſchuld 10,000,000 Gulden. — Die Finanzen des Staats Paraguay, eines Theiles des ehemaligen Spaniſchen Vice-Königreiches la Plata, ſollen ſich in ſehr guten Umſtänden befinden, ſo daß in den Jahren 1823 — 1825 jedes Jahr ein Ueberſchuß von ½ Million Piaſter war, und daher dieſer Staat der einzige ſchuldenfreie unter den Amerikaniſchen iſt, wozu ihn der Diktator Francia durch ſeine ſtrenge, aber geſchickte Führung gebracht hat. Uebrigens war Francia ein Tyrann, der nur durch Furcht zu herrſchen und ſich in ſeiner Würde als Diktator zu erhalten ſuchte; denn das erſte unruhige Benehmen, welches ſeine Regierung hervorbrachte, währte nicht lange, indem er ſich ſchnell geneigt erklärte, die Verwaltung des Landes tauſend Deputirten zu übergeben, berief dieſe nach der Hauptſtadt, wo ſie ſelbſt es jedoch für gut fanden, ihm alle Gewalt allein zu überlaſſen. Er nahm die Bittenden mit der Weiſung an, daß er ſie aufs Neue *berufen* würde, ſobald eine Klage über ſeine Regierung

würde laut werden. Verschwörungen gegen ihn wußte er geschickt zu entdecken und zu unterdrücken. Er trug bis 1820 die Maske der Frömmigkeit, warf sie dann ab, machte es daher wie Cromwell, verhöhnte den katholischen Glauben, hob die noch bestehenden Klöster auf, und erklärte die Mönche für unnütze Glieder des Staats. Er suchte das Volk vor jeder Verbindung mit dem Auslande zu bewahren, beobachtete auch eine strenge Sonderung mit den übrigen Freistaaten, bloß mit Brasilien stand er 1822 in Handelsverkehr, und in der letztern Zeit machte er die Staatssperre noch strenger. Er erhob den Ackerbau und die Gewerbe in möglichster Schnelle in seinem Lande, denn es wurden immer neue Strecken urbar gemacht. Auf die Bereitung des Paraguaythee hatte er ein besonderes Auge, weil dieser Thee ein Staatsmonopol ist, und deshalb soll er auch den Naturforscher Bonpland in langer Gefangenschaft gehalten haben, weil er glaubte, daß dieser abgeschickt sey, um die Bereitung dieses Thees zu erfahren. Von seinem Gehalte als Diktator in den ersten drei Jahren, welches auf 9000 Piaster bestimmt war, nahm er nur den dritten Theil, weil der Staat des Geldes bedurfte. Vom Jahre 1824 an, wo das ganze Land ihm unterworfen war, zeigte er sich milder gesinnt und erinnerte nur zuweilen an seine unumschränkte Macht. Indessen erhörte er doch die Wünsche der Einwohner nach einer Reform in seinen Regierungsgrundsätzen, und ernannte zur Entwerfung eines Gesetzbuches eine Junta, in welcher er den Vorsitz führte. Obgleich der Staat unter seiner Herrschaft gewann, indem er in den Gesetzen strenge war, und selbst den nächsten Blutsverwandten auch nicht die geringste

die Rechte zu Cordova de Tucuman in der Laplata-Republik ſtudiert hatte, ſo zeigen ſeine nachher gezeigten Grundſätze nicht die Früchte jener Studien, indem die wahre Religion ſich Liebe und Achtung auch bei der Strenge und dem erlangten Gehorſam erwirbt, und das ſtrenge Recht oft der Billigkeit Gehör giebt, ohne beſondere Begünſtigung. Sein Tod erfolgte am 5. November 1837. Seine Kenntniſſe, und mehr noch ſein uneigennütziger Eifer für das Recht, brachten ihn zu anſehnlichen Aemtern vor der Revolution; denn 1811 war er Alcalde in ſeiner Vaterſtadt Aſſumtion. Nach der Revolution, als er ſeine Laufbahn zum Diktator zu beginnen anfing, ſtudierte er noch für ſich Geſchichte, Mathematik und Kriegskunſt mit unendlichem Eifer. So weit das Leben dieſes Mannes als Diktator von Paraguay, Schöpfer einer Verfaſſung, die auch wieder ihre Abänderungen erlitten hat. — Die vereinigten Staaten am la Plataſtrome haben ſich ſchon 1816 für unabhängig von der Spaniſchen Herrſchaft erklärt, und 1825 nahmen ſie den Namen der vereinigten Staaten am la Plataſtrome an. Es wurden zwar alle Theile, die das vormalige Spaniſche Vicekönigreich la Plata ausmachten, zu dieſer Union aufgefordert, aber Oberperu (jetzt Bolivia) conſtituirte ſich zu einer beſonderen Republik, Paraguay bildete einen beſonderen Staat, und die Banda Oriental machte erſt unter dem Namen Cisplatina eine Provinz von Braſilien aus, bildete aber ſpäterhin einen eigenen Freiſtaat, ſo daß nur noch dreizehn Staaten zu dieſer la Plata-Union gehörten, von denen ſich der ſüdliche Theil jetzt auch (1840) für unabhängig erklärt hat. — Die Landſchaft Guyana, oder das Franzöſiſche, Holländiſche und Britiſche Guyana, wird nach den Geſetzen ihres Landes, wozu ſie gehört, von Gouverneurs regiert. Die Einwohner Patagoniens bilden Stämme, und werden von Oberhäuptern regiert. D

Verfaſſungen der übrigen nur geringen Bevölkerung der Inſeln ꝛc. kommen hier nicht weiter in Betrachtung. — Was die Land- und Seemacht der oben angeführten Republiken oder Freiſtaaten betrifft, ſo hat Colombia ein Kriegesheer von 32,466 Mann, nämlich 25,750 Mann Infanterie, 4,296 Mann Kavallerie, und 2520 Mann Artillerie; nach Andern (1826) ſoll die Landmacht aus 93,000 Mann, worunter 60,000 Mann Milizen, beſtehen. Die Seemacht iſt nur 18 Segel, mit 526 Kanonen ſtark, darunter 3 Linienſchiffe, 2 Fregatten, 7 Korvetten und 5 Goeletten, nach Andern ſoll die ganze Seemacht nur aus 2 Fregatten und 12 kleineren Schiffen beſtehen. — Ueber Perus Kriegsmacht fehlen ſichere Angaben, daher müſſen deſſen Land- und Seemacht hier übergangen werden. — Das ſtehende Heer Chilis, welches 8400 Mann betrug, iſt jetzt verringert worden. Die Marine iſt nur unbedeutend, ſie ſoll aus 12 Segeln beſtehen; dann giebt es noch 20,000 Mann Miliz. — Die Landmacht der Araukaner läßt ſich nicht genau angeben, allein ſie ſind ſämmtlich geborne Krieger und tapfer, haben mit Musketen bewaffnete Infanterie, und Kavallerie, die mit Säbeln und Lanzen verſehen ſind, und durch ihre Tapferkeit haben ſie ſich ſtets frei von der Unterdrückung der Spanier erhalten und ſtehen jetzt im Bündniſſe mit der Republik Chili. — Nach einem Beſchluſſe der Republik Bolivia ſoll das Heer derſelben nur aus 3000 Mann beſtehen, ſonſt zählte es 10,000 Mann. — Die ganze Militairmacht der la Plataſtaaten beträgt jetzt 29,737 Mann, darunter ſind 12,143 Mann Linientruppen, 7041 Civicos oder Bürgergarden, und

marka 30,000; San Jago del Eſtero 60,000; Tucuman 40,000; Salta 40,000; Santa Fe 15,000; Entre Rios 30,000, und auf Corrientes 40,000 Mann. Es fehlt daher nicht bei einem Kriege dieſen Staaten an Leuten, wohl aber an Geld, um ſie gehörig zu equipiren. Die Patagonier, ſo wie alle Indianer ſind geborene Krieger, daher fehlt es auch hier nicht an tüchtigen Soldaten; nur mit ihrer Disciplin und ihren Kriegsregeln ſteht es nicht beſonders, wenn ſie auch von fremden Befehlshabern angeführt werden, weil ſie nicht an regelmäßigen Uebungen gewöhnt ſind, ſondern in Scharen auf den Feind losgehen, wie alle Orientaliſche Völker in den frühern Zeiten gethan haben, und die erſt in der neueſten Zeit das Exercitium von den Europäern lernen und ſich auf Europäiſche Weiſe ſchlagen. Die Guyanäer werden von ihren Mutterſtaaten vertreten, wenn ſie in einen Krieg verwickelt werden.

Die Deutſchen Koloniſten in Südamerika, und deren Transplantation dahin, beſonders aber nach Braſilien, als dem größten Lande Südamerikas. Wie ſchon oben bemerkt worden, haben Deutſche mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen, die ſich in irgend einem Staate Südamerikas niederlaſſen wollen, ſo anlockend auch des Landes Fruchtbarkeit und das Klima in mehreren Gegenden iſt; denn zu einer höhern Kultur gehören auch zweckmäßige Mittel um ſie durchzuführen, und beſonders in einem fernen Lande, wo es oft an den nöthigen Hülfsmitteln fehlt. Zuerſt kommen aber die Transportkoſten eines Koloniſten von Europa aus nach Südamerika in Betrachtung. Eine einzelne Perſon, ſey ſie Handwerker, Bauer oder Tagelöhner, männlichen oder weiblichen Geſchlechts, muß z. B. für die Ueberfahrt von Havre de Grace oder aus einem andern Hafen Europas bis nach Rio de Janeiro 200 Fl. Rheiniſch bezahlen. Für die

Reiſe zu Lande und zur Beſtreitung der Nebenunkoſten vor der Einſchiffung, die nach beſonderen Umſtänden ſehr verſchieden ſeyn können, erhält jeder Handwerker von einem Plantageninhaber oder von einem andern Entrepreneur einer Fabrik, Manufaktur ꝛc. 50 Fl. Die Weiber und Kinder erhalten nach Alter und Verhältniß etwa die Hälfte. Für Unkoſten beim Ausſchiffen, erſten Transport des Gepäcks ꝛc. wird 25 Fl. gezahlt. Die geſunde und gute Nahrung eines Mannes beträgt in der Nachbarſchaft der Hauptſtadt täglich ½ Gulden, welches jährlich 182 Fl. beträgt; Kleider, Wäſche ꝛc. ungefähr 43 Fl., welches zuſammen 225 Fl. beträgt. Die Ausgabe für eine erwachſene Perſon, für einen Künſtler, Handwerker, Bauern, oder für eine Frau, beträgt demnach im erſten Jahre 275, dazu 225 Fl., zuſammen 500 Fl.; im zweiten Jahre 225, und im dritten Jahre 225 Fl., zuſammen 950 Fl. Nimmt man nun an, daß ein Künſtler oder Handwerker nach dem im ſüdlichen Deutſchland gewöhnlichen Tagelohne von ½ Fl. nebſt Koſt, die auch zu ½ Fl. gerechnet worden, in dreihundert Arbeitstagen jährlich von den vorgeſchoſſenen 950 Fl. abverdient 300 Fl., ſo müßte er, um nicht mehr Schuldner des Entrepreneurs zu ſeyn, wenigſtens drei Jahre lang dienen. Hier kommt nun die Frage in Betrachtung: welches die Vortheile ſind, die der Pflanzer oder Fabrikunternehmer von einem zugeführten Koloniſten hat, der in den erſten drei Jahren ihn ungefähr 1000 Gulden koſten wird, und welches die Vortheile ſeyn werden, die der Koloniſt durch die Unterſtützung eines Unternehmers oder durch deſſen Vorſchuß erreichen kann. Der Vortheil, den ein Unternehmer an Deutſchen

zu weit geringerem Tagelohne und in kürzerer Zeit seine Gebäude aufführen, Mühlen aller Art und gute Häuser erbauen, und sein Land, das noch lange unangebauet liegen müßte, von arbeitsamen Menschen urbar machen lassen. Von der andern Seite ist aber auch der Nachtheil, den der Unternehmer bei einer solchen Urbarmachung einer Verpflanzung von Kolonisten von Europa nach Südamerika hat: daß er sein Kapital aufs Spiel setzt, daß er sich der Undankbarkeit und Grobheit vieler noch unbekannter Menschen aussetzt, die vielleicht, ehe sie ihm noch Dienste geleistet haben, davon laufen, krank werden oder gar sterben, und daß er sein ganzes Kapital nebst Zinsen verlieren kann. Ein Unternehmer riskirt dieses zwar auch mehr oder weniger beim Ankaufe eines Sklaven, dafür ist aber auch der Vortheil, den er durch Letzteren erhält, bei weitem größer; denn der Sklave, der ihn 600 Fl. kostet, und ihm täglich einen Gulden verdient, hat sich nach zwei Jahren völlig bezahlt, ist Zeitlebens sein Eigenthum, und gewinnt ihm ferner jährlich wenigstens 50 Prozent. Das Davonlaufen der Sklaven ist, wenn man sie gut behandelt, selten; auch sind die Polizey-Anstalten in dieser Hinsicht sehr gut. Dem Davonlaufen der Kolonisten ist gleichfalls durch manche, besonders durch Militairvorkehrungen, und ganz vorzüglich dadurch gesteuert, daß die Regierungen dem Deutschen Unternehmer alle in Europa mit den Kolonisten gemachten Kontrakte garantirt, und besondere Maaßregeln zur Vollstreckung derselben ergriffen hat. — Da wechselseitig der Vortheil des Unternehmers mit dem Nachtheile des Kolonisten in Verbindung steht, so ist es auch natürlich, daß der Künstler, Handwerker und Arbeiter, der sich an einen Unternehmer anschließt, sich folgender Nachtheile unterwirft. Er muß einige Jahre seines Lebens opfern, und erhält dafür freie Ueberfahrt nach Südamerika, nebst Nahrung, Kleidung und Wohnung während der ersten drei Jahre. Er ha

alſo hierbei den größeren Vortheil, daß er auf des Unternehmers Koſten in den erſten Jahren völlig verſorgt iſt, daß er die Sprache, Sitten und Gebräuche des Landes nach und nach erlernt, und daß er ſich nach Verluſt von einer beſtimmten Zeit, und einer ſorgloſen, gleichſam bevormundſchafteten Regierung nicht nur mit Sicherheit reichlich verſorgt ſieht, ſondern auch bei Fleiß und Betriebſamkeit zu Reichthum und Wohlſtand gelangen kann. Die Länge der Zeit, in welcher ein Koloniſt die für ihn ausgelegten Transportkoſten abarbeiten ſoll, richtet ſich nach den größeren oder geringeren Ausgaben, die er mit einer zahlreichen oder kleinen Familie dem Unternehmer verurſacht hat, nach der Zahl der arbeitsfähigen oder noch unmündigen Kinder, nach der Redlichkeit, dem Fleiße und der Geſchicklichkeit der Handwerker. Man wird es aber auch dem Unternehmer nicht verargen, daß er bei Abſchließung eines Kontraktes mit den Koloniſten ſehr vorſichtig zu Werke geht, da man nur zu oft rohe, unwiſſende und undankbare Menſchen darunter antrifft, die nicht wahre Luſt zur Arbeit, um ſich dann ſelbſt ein kleines Beſitzthum zu erwerben und ſich ſo weiter auszudehnen, dieſen Schritt zu begehen veranlaßt, ſondern andere Abſichten, um ſich gleich ein bequemes Leben zu verſchaffen und auf Koſten Anderer zu zehren. Hier muß freilich oft der Unſchuldige mit dem Schuldigen leiden, und noch öfter wird die Großmuth mit Undank belohnt. — Da eine Frau oder ein Kind über zwölf Jahre eben ſo viel Transportkoſten verurſacht, als ein geſchickter arbeitſamer Handwerker, ſo ſoll es für den Unternehmer vortheilhafter ſeyn, nur unverheirathete fleißige Handwerksburſchen dahin mitzunehmen;

ben, ganze Familien dahin zu verpflanzen. Wenn man nun bei dem Maaßſtabe des jährlichen Verdienſtes ſtehen bleibt, ſo kann man nach der Erfahrung annehmen, daß eine geſunde, ſtarke und arbeitſame Frau, oder ein junges dienſtfähiges Mädchen jährlich von den, dem Unternehmer durch die Ueberfahrt, und durch die in den erſten Jahren verurſachten Koſten von ungefähr 1000 Gulden, etwa 150 bis 200 Fl. abverdienen kann. Für die kleineren, nicht arbeitsfähigen Kinder müſſen natürlicher Weiſe die Eltern nach Verhältniß ihres Alters und ihrer Anzahl arbeiten. Die Länge der Dienſtjahre einer Frau und die Unkoſten der unmündigen Kinder können durch die Arbeit, Thätigkeit, Geſchicklichkeit und Betriebſamkeit des Mannes abgekürzt werden. Kinder über zwölf Jahre werden mit einiger Modifikation als dienſtfähig, die unter zwölf Jahren aber als nicht dienſtfähig angeſehen. Der Koloniſt wird alſo ein freier Mann, ſobald er jene Dienſtzeit überſtanden hat, die als die Abbezahlung des für ihn von dem Unternehmer vorgeſchoſſenen Kapitals, und als Erfüllung des mit beiderſeitigem Einverſtändniſſe gemachten Kontrakts anzuſehen iſt. Während dieſer Dienſtzeit hat er die Sprache, die Sitten und die Gebräuche des Landes erlernt, und kann nun, wenn er katholiſcher Religion iſt, als gänzlich unabhängiger Menſch auftreten und anfangen, was ihm beliebt. Der evangeliſche Koloniſt kann es auch, allein er findet hier doch viele Schwierigkeiten, weil in Südamerika die katholiſche Religion die herrſchende und verbreiteſte iſt, und alſo auch hierin mehr Hülfe zu erwarten iſt, da hier noch ſehr auf dieſe Religion geſehen wird; außer in Guyana und in einigen andern Provinzen der Republiken. Es iſt hier noch angenommen worden, daß ein jeder billigdenkender Unternehmer dem Koloniſten nach ſeinem mehr oder minder geleiſteten Dienſte und aus beſondern Rückſichten zwar einen Nachlaß der Dienſtjahre zugeſtehen, daß er aber unter keiner-

lei Vorwand die einmal im Kontrakte ſtipulirte Zeit der Dienſtjahre verlängern kann. Hernach ſteht es aber dem Koloniſten frei, nach den dem Unternehmer geleiſteten Dienſtjahren unter verſchiedenen Induſtriezweigen ſich einen zu wählen. So kann er z. B. 1) den Beiſtand der Regierung verlangen, als welche in Braſilien jeder Familie 200 Morgen Landes als Geſchenk zuſichert, und die Koloniſten zehn Jahre lang von allen Abgaben befreit. In wie weit nun die Regierung das Land anweiſet, iſt nicht bekannt, indeſſen kann man annehmen, daß den neuen Ankömmlingen ein ſolches Land vielleicht in ganz unkultivirten, von leichter Kommunikation auf Flüſſen und von ſchon beſtehenden Niederlaſſungen entfernten Gegenden von der Regierung angewieſen werden könne. — 2) Der in der Portugieſiſchen Sprache nun ſchon geübte Koloniſt kann ſich nach der vollendeten Dienſtzeit an einen neu angekommenen Unternehmer anſchließen, der ſeine Ländereyen entweder in einer kultivirten Gegend kauft, oder ſolche von der Regierung in einem unkultivirten Landſtriche umſonſt erhält. Oder er kann 3) ſich als freier Künſtler oder Handwerker nach der Hauptſtadt begeben, ſich dort als Bürger niederlaſſen und mit Ordnung und Oekonomie bei hohem Tagelohne viel verdienen. Oder er kann 4) wenn er ſich mit Ackerbau und auf dem Lande beſchäftigen will, ohne irgend eigenes Vermögen zu beſitzen, nach den oben erwähnten Dienſtjahren einen neuen ihm vortheilhaften Kontrakt mit irgend einem Unternehmer machen, der dort bereits ſchon etablirt iſt, und mehr Land beſitzt, als er urbar machen kann. Angenommen, daß ein Unternehmer mehr Land beſitzt, als er möglicher

zugehen, wenn man jenen Koloniſten, ſowohl denjenigen, welche die Dienſtjahre geendiget haben, als auch andern, welche, die Reiſekoſten ſelbſt aus eigenen Mitteln beſtreitend, ſich auf den Ländereyen eines Unternehmers niederlaſſen, um der Vortheile theilhaftig zu werden, ſich unter dem Schutze eines Patrons und in einer guten Gegend zu etabliren, wo die leichte Verwerthung ihres Erwerbzweiges und Fleißes ihnen einen ſchnellern und größeren Gewinn darbietet, als ein ſcheinbar beträchtlicherer, aber in einer weit von einer Hauptſtadt entfernten und öden Gegenden. Jenen Koloniſten kann man nun einen, ihren Kultivirungsmitteln angemeſſenen, und zur Begründung ihres zukünftigen Glücks hinlänglichen Antheil des Landes als ewiges verkauf- und vererbbares Erblehen, auf Art der im Deutſchen Grundvertrage üblichen Freiſtiftsgerechtigkeit, worüber rechtskräftige Urkunden ausgefertiget werden ſollen, überlaſſen.—2) Die nie zu erhöhenden Laſten dieſes freiſtiftigen Grundvertrags werden in der Naturalleiſtung des zehnten Theils von allen auf den von dem Unternehmer zu freiſtiftigen Erblehen herrührenden Grundſtücken zu erzielenden Früchten und Nutzungen aller Art, an ihn, ſeine Erben und Nachfolger beſtehen, und zwar ſo, daß der Grundhold, mit Inbegriff der Abgabe an die Regierung (welche ſtatt der Europäiſchen Grundſteuer dort eingeführt iſt, und in dem zehnten Theile von allen Früchten beſteht) ein Fünftheil von ſeinen Früchten und Nutzungen für Steuer und grundherrliche Abgaben entrichtet, vier Fünftheile aber ſein freies unantaſtbares Eigenthum verbleiben. Induſtrieunternehmungen auf dem ſo gewonnenen grundbaren Eigenthume, wobei die dem Unternehmer angehörigen Gewäſſer, Waldungen ꝛc. zur Errichtung von Mahl-, Säge- und andern Mühlen, Potaſchbereitungen, Ziegelhütten, Seifenſiedereyen ꝛc. von ſeinen Grundholden bewilliget werden, müſſen auf *gleiche* Art an ihn den zehnten Theil ihres Er-

trages als Grundzins abzugeben gehalten seyn. Wenn der Kolonist oder seine dereinstigen Erben und Nachfolger jemals ohne Intestat- oder Testamentserben mit Tode abgehen sollten, und also kein wirklicher Erbe vorhanden seyn, so fällt sein hinterlassenes Eigenthum wieder dem Unternehmer oder dessen Erben und Nachfolger zu. — 3) Da die Fruchtbarkeit des Brasilianischen Bodens so groß ist, daß der Landmann bei Pflanzungen von fruchtbringenden Bäumen, schon nach dem zweiten Jahre seine Mühe mit einer Erndte belohnt sieht, die übrigen Feldfrüchte aber, als Mays, Bohnen, Reis, Zuckerrohr, Baumwolle, Tabak ꝛc., schon im ersten Jahre eine ergiebige Erndte gewähren, so wird der Anfang des vierten Jahres, nach der Urbarmachung eines jeden einzelnen Stück Landes oder Ackers, seiner Niederlassung auf den Ländereien des Unternehmers, in der Eigenschaft seines Grundholden, als der Zeitpunkt festgesetzt, von welchem an er ihm die grundherrlichen Prästationen zu entrichten hat, als welche sich jederzeit nach der Quantität der Erzeugnisse auf seinem Gute richten. — 4) Auf die Vortheile, welche die Kaiserliche Portugiesische Regierung den Deutschen Kolonisten zugestehen will, nämlich die zehnjährige Erlassung aller Abgaben, kann der Unternehmer dann nicht Rücksicht nehmen, da er selbst diese Vortheile nicht genießt, indem er seine Ländereyen gekauft hat, und da er auch evangelischen oder protestantischen Familien, die auf diese Vortheile keine gerechten Ansprüche machen können, Landeigenthum überläßt. — 5) Die neuen Kolonisten werden also verpflichtet, nachdem sie das Land urbar gemacht haben, und sobald sie Früchte erndten, die zehn Procent des Ertrages (die fest-

Jahren der Regierung zu bezahlen. — 6) Wenn es den von Vermögen entblößten und ſich auf jenen Erbgütern niederlaſſenden Koloniſten an Mitteln fehlt, das Land bald möglichſt urbar zu machen, damit ſie den oben §. 4. erwähnten Vortheil ſo früh als möglich genießen mögen, ſo ſollen die Koloniſten nach ihren Dienſtjahren und bei der Niederlaſſung auf den Grundſtücken folgende Unterſtützung genießen. a) Jedem Familienvater und jedem arbeitsfähigen männlichen Koloniſten, der ſich bei dem Unternehmer etabliren will, erhält ſo viel Land, als er mit ſeiner Familie nach und nach zu kultiviren im Stande iſt, und zwar für den Anfang auf jeden männlichen arbeitsfähigen Kopf zehn Morgen Rheiniſch. Hierbei iſt zu bemerken, daß auf jeden Rheinländiſchen Morgen Landes, der 32,000 Rheinl. Quadratfuß mißt, 600 Kaffeebäume gepflanzt werden können, welches die vortheilhafteſte Kultur auf dergleichen Ländereyen iſt, da jeder Kaffeebaum nach drei bis vier Jahren jährlich ein, zwei und mehrere Pfunde Kaffee trägt, jedes Pfund $\frac{1}{2}$ Fl. beträgt, und daß wenigſtens jeder Rheinl. Morgen Landes nach vier Jahren 200 Fl. abwerfen kann. b) Wird dem Koloniſten Unterſtützung zur Erbauung von größeren oder kleineren Häuſern, Holz, Arbeiter ꝛc. gegeben. c) Jedem Einzelnen werden Ackerwerksgeräthſchaften, die in Aexten, Hacken, Spaten ꝛc. beſtehen, gegeben. d) So lange ſie noch nicht die dort gewöhnlichen Landesprodukte, als Bohnen, Mays, Manioc ꝛc. gewinnen, wird ihnen ein Vorſchuß gemacht, den ſie ihm nach zwei Jahren in Natur wieder zu erſtatten haben. e) Ebenſo viel Land, als zur Kultivirung an die Koloniſten abgegeben worden, bleibt als Gemeindeweide und Waldung für die Bedürfniſſe der neu entſtehenden Gemeinde beſtimmt, um in der Folge der Jahre, wenn die Bevölkerung ſich vermehrt, gleichfalls unter die Nachkömmlinge der erſten Koloniſten vertheilt werden zu können. f) Einige Kühe oder einige Mauleſel, je nachdem der Koloniſt

der einen oder der andern besonders bedarf. g) Ein Kolonist, der sich mit eigenem Vermögen auf die Ländereyen eines Unternehmers niederlassen will, erhält nach Verhältniß dessen, was er bebauen kann, vierzig bis funfzig, auch wohl bis hundert Acker Landes. Hiernach sind nun diejenigen Deutschen Kolonisten zu beurtheilen, welche sich in Südamerika auf Kosten eines Unternehmers niederlassen wollen, und ihre Stellung, die nicht viel besser, als die eines Sklaven auf die Jahre der eingegangenen Verpflichtung nach einem Kontrakte ist. — Die Regierungen geben bei der Kolonisation ihrer Staaten von andern Grundsätzen aus; man scheint aber auf die Prinzipien, die man früher in Europa befolgte, um Kolonisten anzuziehen und festzuhalten, nicht recht einzugehen, welches aber auch daher kommt, daß die Staaten größtentheils Schulden besitzen, und daher auch keine so anziehenden Vorschläge den Kolonisten machen können. An Ländereyen fehlt es nicht, und diese giebt man auch gratis, allein man bedingt dabei, daß der Kolonist Vermögen besitzt, oder doch so viel, daß er den Acker, den man ihm gratis überläßt, bewirthschaften kann, und dieses einen gewissen Zeitraum Abgaben frei, allein andere Vortheile räumt man ihm nicht ein, und an einen Kostenvorschuß ist gar nicht zu denken; dann ist auch noch nöthig, wie schon bemerkt worden, daß der Eingewanderte sich hier zur katholischen Religion bekennen muß. Die Brasilianische Regierung machte nämlich in den 1820ger Jahren bekannt, daß sie den sich in Brasilien niederlassenden Familien zu ihrer Ansiedelung unentgeldlich gewisse Strecken Landes ertheilen lassen wollte. Diese Strecken sollten eine Quadratleaga enthalten, etwas

ben, ſo wird das ihnen beſtimmte Land in Stücke von ungefähr 400 Braſſas ins Gevierte (etwa 200 Morgen Rheinl.) für jede Familie getheilt, und ſolche nach dem Looſe unter die Familien vertheilt werden. Zu gleicher Zeit ſoll der Kolonie hinreichendes Land zu Gemeinheiten und zur Anlegung einer Stadt angewieſen werden, ſobald nämlich dieſe gebildet werden kann. Beſteht die Kolonie aus Arbeitern oder andern Perſonen, welche ein Unternehmer verſammelt und ſie auf ſeine Koſten nach Braſilien führt, ſo wird das der Kolonie beſtimmte Land in zwei Theile getheilt werden, wovon der eine dem Unternehmer zufallen, und der andere unter die von ihm hergeführten Familien oder Perſonen vertheilt werden ſoll. Die Regierung erkennt die Kontrakte und Kapitulationen der Unternehmer mit den von ihnen hergeführten Familien oder Perſonen für gültig an, und hält auf die Erfüllung derſelben. Die Kolonien, welche auf die eine oder die andere der erwähnten Arten angelegt worden, ſollen zehn Jahre lang von dem Zehnten und von allen andern Abgaben auf den ihnen zur Anſiedelung bewilligten Ländern frei ſeyn. Sollten aber die Koloniſten ſchon angebauete Ländereyen kaufen, ſo müſſen ſie von denſelben die nämlichen Abgaben bezahlen, welchen die Eingebornen in dieſem Falle unterworfen ſind. Auch werden ſie, gleich den übrigen Portugieſiſchen Unterthanen, den Fünften von dem gefundenen Golde, ſo wie die gebräuchlichen Zölle von den Waaren, mit welchen ſie zu handeln beabſichtigen, zu entrichten haben. Die Familien, welche vor Ablauf von zehn Jahren nach Europa zurückkehren wollen, ſteht dieſes frei, allein ſie können nicht über die ihnen verliehenen Länder verfügen, da ſolche dann wieder an die Krone zurückfallen; wenn ſie aber nach Verlauf von zehn Jahren in ihr Vaterland zurückkehren wollen, ſo iſt ihnen erlaubt, über die inne gehabten Länder nach Belieben zu verfügen. Die Koloniſten, welche ſich an

den ihnen unentgeldlich bewilligten Ländereyen in Brasilien ansiedeln, sollen von der Zeit an, als Unterthanen der Regierung betrachtet werden und den Gesetzen und Gebräuchen des Landes unterworfen seyn, dabei sollen sie auch alle Vortheile und Vorrechte genießen, zu welchen die Portugiesischen Unterthanen berechtiget sind. Jeder Koloniebezirk soll von einem ernannten Direktor verwaltet werden, bis die Bevölkerung zahlreich genug ist, um eine kleine Stadt zu errichten, und darin örtliche Verwaltungs- und Gerichtsbehörden nach Portugiesischen Gesetzen zu ernennen. Alle Kolonisten müssen, um die vorerwähnten Rechte und Begünstigungen genießen zu können, Römisch-katholischer Religion und als Personen von guten Sitten und Grundsätzen bekannt seyn, welches sie durch gehörige Certificate darthun müssen, welche von den Ministern und andern Beamten der Regierung im Auslande bestätiget werden müssen. — In Brasilien sind zwar alle christlichen Religionen geduldet, aber diejenigen Personen, die nicht das oben erwähnte Glaubensbekenntniß haben, müssen sich die Ländereyen kaufen, und können auf die in obiger Verordnung festgesetzten Vortheile keine rechtmäßigen Ansprüche machen. Es versteht sich hierbei, daß die Regierung den Transport der Auswanderer übernimmt; denn solche werden nicht eher, als nach ihrer Ankunft in Brasilien, unter den Schutz der Regierung genommen. Die Deutschen Auswanderer müssen sich mit den zu ihrer Legitimation nöthigen Papieren versehen, und in den Scheinen für einen Familienvater müssen auch seine Frau und Kinder oder andere Personen, die zu seiner Familie gehören, erwähnt werden. Unter Deutschen Koloni-

Handwerker verſtanden, als Zimmerleute, Schmiede, Maurer, Wagner oder Stellmacher ꝛc ꝛc. Einzelne Perſonen müſſen ſich einer Familie anſchließen, oder es müſſen ſich mehrere zu einem gemeinſchaftlichen Zwecke in eine Geſellſchaft vereinigen, da ſie ohne eine ſolche Maaßregel als Landbauer wenig ausrichten können, und Sklaven in Braſilien zu kaufen, nach dem ſchon oben, S. 147, Angeführten wohl zu koſtbar ſeyn möchte, da dieſes nur von großen Unternehmern geſchehen kann, die über ein bedeutendes Kapital disponiren können. Wenn ſich ein Geiſtlicher entſchließt, eine Anzahl Koloniſten als ihr Seelſorger zu begleiten, ſo ſoll er die gebräuchliche Beſoldung und Emolumente der Landgeiſtlichen in Braſilien genießen. Um den Zweck der Koloniſation Süd-Amerikas zu befördern, ſollen in den Deutſchen Ländern, mit Genehmigung der Deutſchen Regierungen, Kommiſſaire angeſtellt werden, bei denen ſich die Auswanderer als Koloniſten zu melden haben, und die ſie auch mit dem bekannt machen müſſen, was ſie als Koloniſten zu leiſten haben, und welche Unterſtützung ſie von der Regierung erhalten. Da es für die zur Auswanderung ſich verſammelnden Deutſchen viele Schwierigkeiten haben würde, wenn ſie ſich vor der Auswanderung an einem Orte verſammeln wollten, um daſelbſt die übrigen Glieder der Geſellſchaft abzuwarten, ſo können die zerſtreut Wohnenden von ihrem Wohnorte aus ſich ſchriftlich an einen ſolchen Kommiſſair wenden, der durch die öffentlichen Blätter angezeigt wird, ſo wird er ihnen auch ſchriftlich melden, wenn die beſtimmte Zahl von Perſonen oder Familien vollſtändig zur Abfahrt bereit iſt, damit ſie zu einem gewiſſen Zeitpunkte da ankommen können, wo der Verſammlungsort iſt, und das Schiff zur Aufnahme bereit ſteht. Es werden zu einer Auswanderung immer 20 bis 25 Familien oder 80 bis 100 Perſonen erfordert. Durch dieſe Einrichtung wird jeder Auswanderer nicht nöthig, früh-

der seinen Aufenthalt oder seinen Wohnort zu verlassen, als es nöthig ist, wodurch er die Kosten erspart, die er dann noch auf den Transport nach Amerika anwenden kann. Wer indessen nach Südamerika wandern will, dem ist immer noch vorher anzurathen, sich mit Allem bekannt zu machen, was ihm daselbst erwartet, also sowohl mit dem Klima in den einzelnen Staaten und Provinzen, als auch mit den Erzeugnissen des Bodens und mit Allem, was zum Leben gehört, da ein einmal übernommener Schritt dieser Art große Schwierigkeiten hat, um ihn dann wieder rückgängig zu machen, wenn man schon an seinem Bestimmungsorte angelangt ist, und sich in seinen Erwartungen getäuscht sieht; denn man bedenke nur, daß man unter ganz fremde Menschen tritt, ganz andere Sitten und Gewohnheiten findet, und dann auch eine ganz andere Natur in Beziehung auf den Anbau und die Nahrungsmittel. — An die Kultur des Kaffees ist man nicht gebunden, wenn man ein besseres Produkt zu kultiviren findet, wobei man sein Auskommen hat; auch ist der Kaffee, wie bemerkt worden, in so großer Menge schon angebauet worden, daß er sehr unter den ersten Preis gesunken ist. Man kann daher Tabak, Getreide und andere Feldfrüchte, die sich gut verkaufen lassen, anlegen, auch Reis, Kakao, Baumwolle, Indigo ꝛc. Man muß sich daher nur in einer solchen Gegend niederlassen, wo dergleichen Produkte den geeigneten Boden zu ihrem Anbaue finden. So z. B. kommen die Pflanzen von Kolonialprodukten in den den Seeküsten näher gelegenen Gegenden gut fort. Auf den hohen Gebirgen, die bis zum Gipfel mit undurchdringlichen Urwaldungen bedeckt sind, und in den fruchtbaren

beſſer, wenn ſie dazu einen ſolchen Landestheil wählen, wo es ihnen nicht an den nöthigen Bau-, Brenn- und Tiſchlerhölzern fehlt, die ſowohl zur Anlegung einer Stadt nöthig ſind, als auch zum Brennen und Verfertigen der Möbel und anderer Holzarbeiten; denn es hat große Schwierigkeiten in einem noch wenig angebaueten Lande Transportmittel in Bewegung zu ſetzen, wenn das Holz entfernt liegt, und dieſes muß ein Koloniſt beſonders berückſichtigen, weil er weder Zeit, noch einen Aufwand von Geld zu verlieren hat. — In Hinſicht der Entdeckung Südamerikas, ſo gebührt dieſelbe dem Genueſer Chriſtoph Colombo auf ſeiner dritten Reiſe nach Amerika, im Jahre 1497; allein ungeachtet er der Entdecker des ganzen Welttheils war, ſo erhielt doch derſelbe den Namen nach dem Florentiner Amerigo Veſpucci, der zu derſelben Zeit nach Weſtindien, und 1501 an die von dem Portugieſen Pedro Alvarez Cabral entdeckte Küſte von Braſilien kam. Die Südſpitze des Continents entdeckte der Portugieſe Hernandez Magelhaëns, der zuerſt durch die nach ihm benannte Meerenge um die Welt ſegelte. Pizzaro erſchien 1526 in Peru, deſſen Unterwerfung ihm jedoch erſt 1531 gelang. Sebaſtian Cabot entdeckte Paraguay, und die Augsburgiſchen Kaufleute Welſer nahmen von Venezuela Beſitz. Diego de Almagro entdeckte Chili, und Pedro de Mendoza die Länder am la Plataſtrome. Der Maranhon wurde zuerſt von Orellana beſchifft. Den Ruhm der erſten Bekanntmachung von Südamerika, ſo wie überhaupt von ganz Amerika, gebührt den Spaniern und Portugieſen, in Hinſicht der Ausrüſtungen zu dieſem Unternehmen, ſonſt verzugsweiſe den Italienern, weil Chriſtoph Colombo und Amerigo Veſpucci Italiener waren. Der Erdumſegeler Franz Drake entdeckte 1586 Cayenne, die Küſte von Guyana und die Inſeln an der Magellaniſchen Straße.

Entdeckungen, Berichtigungen, wissenschaftlichen Forschungen und Aufklärungen über Gewerbe, Handel ꝛc. Südamerikas, verdanken wir, außer den schon genannten Spaniern, Portugiesen und Engländern, besonders einem Diego de Roxas, Garzia de Lerma, Diego de Ordez, Juan de Ayoba, Domingo de Irala, Juan de Goray, welcher Chaco begründete, Jacques Lemaire, der 1615 die nach ihm benannte Straße auffand, Mascardi, der zuerst den Indianerstamm der Cesares in Chili kennen lernte, Samuel Fritz und la Condamine, welche Beide durch Karten und Beschreibung des Amazonenstromes die Topographie des Innern aufhellten; Benoit, Boyer, Berkel, J. v. Lary, J. A. Riemer, Depon, Piton, Lindley, Lobo de Silveira, Koster, Alex. von Humboldt und Aimé Bonpland, Azara, Southey, Mawe, Brackenridge, Heckewelder, Kunitz, Henderson, Prinz Max von Neuwied, St. Hilaire, Temple, Hamilton, Spex und Martius, Pohl, Mikan und Natterer, Eschwege, Basil Hall, Caldelengh, Mollien, Stuart-Cochrane, Langsdorf, Gosselmann, Stevenson, Head, Miers, Broctor, Rengger und Beauchamps, King und Pringle-Stokes und Andere. Auch müssen hier noch die Missionen der Jesuiten und Franziskaner im 17ten und 18ten Jahrhunderte erwähnt werden, weil die Mitglieder derselben, besonders Dominik Brite, Andr. de Toledo, Texeira ꝛc. ꝛc., durch ihre Erfahrungen zu Santa Cruz, de la Sierra, Chiquitos und Paraguay die Erdkunde bereichert und sich bemüht haben, über

sich doch sieben Englische, zwei Nordamerikanische und ein Deutscher Bergwerksverein gebildet, um die Schätze in Silber und Gold zu heben, deren Kosten sich aber auf 20 Millionen Thaler belaufen, die noch nicht gedeckt sind. Aus den Werken der eben genannten Gelehrten geht hervor, daß man die Gold- und Silbermasse zu groß, und die Kosten der Bearbeitung zu geringe angeschlagen hat. Edmond Temple, Sekretair des Brittischen Bergwerkvereins in Peru, der mit dem Geschäftsführer desselben, General Paroissin, dem Bergwerksvorsteher Baron von Czettritz, und dem Bergschüler Scrivener 1825 nach der neuen Welt abgesegelt war, hat während seines dreijährigen Aufenthalts daselbst viel Neues beobachtet und bekannt gemacht. Nach ihm sollen 1826 aus den schon seit zweihundert und funfzig Jahren geplünderten Gruben von Potosi, Portugaletta und Chayanta, 177,127 Mark reinen Silbers gewonnen worden seyen. Doch hat auch Andrews, der 1825 im Auftrage der Bergwerksgesellschaft für Südamerika, von Buenos-Ayres durch die innern la Platayprovinzen nach Bolivia und Chili reisete, in seinem 1829 zu London erschienenen Werke, von solchen Unternehmungen abgerathen. Auch haben Reisende erwiesen, daß die Eingebornen bei ihrer einfachen Lebensweise und ihren geringen Bedürfnissen die Gruben wohlfeiler und vortheilhafter hätten bauen können, als die Europäer, und daher müßte auch für diese der Ertrag bedeutend sinken. — Nach dem Geognosten Pentland soll nicht der Chimborasso der höchste Berg im südlichen Amerika seyn, sondern der Nevado oder Schneeberg von Socata, welcher 23,644 Pariser Fuß hoch ist, wie er durch die trigonometrische Berechnung ermittelt hat. Der Illimain in der Bolivischen Provinz Lapaz hat eine Höhe von 22,706 Pariser Fuß über der Meeresfläche. Ferner hat sich der Franzose Parchappe ausgezeichnet. Der

dienste um die Erdkunde Südamerikas erworben, der zwölf Jahre lang Reisen durch die Mittel- und Südprovinzen unternommen hat. Seine Entdeckungen, die noch nicht gedruckt sind, sollen ein neues Licht über den Lauf des Uraguay und anderer Ströme des Paranagebiets, über den Landstrich Corrientes, die Provinz Entre Rios ꝛc. verbreiten.

Südbrabant, eine ehemalige Provinz des Königsreichs der Niederlande, die jetzt zu dem, sich seit dem Jahre 1830 davon losgerissenen, unter dem Namen Belgien bestehenden Landestheil, der jetzt zu einem Königreiche gleichen Namens erhoben worden ist, gehört, welcher Landestheil ehemals die Oesterreichischen Niederlande ausmachte, davon Brüssel die Hauptstadt ist. Er umfaßte damals 66 Qradratmeilen mit 460,000 Einwohnern. Das Land ist eben, hat einen fruchtbaren, auch vortrefflich angebaueten Boden, und eine ausgebreitete Industrie, besonders in Leinwand, Spitzen, Wolle ꝛc. Vorzüglich berühmt waren ehemals die Brüsseler Spitzen, und sind es auch noch, obgleich sie durch die Concurrenz von andern Ländern, die mit dergleichen Spitzen auftraten, sehr am Absatze verloren haben. Auch liefert Brüssel sehr schöne Kutschen und Wagen aller Art, Gold- und Silberarbeiten, Kattune, andere Baumwollenzeuge, Wollenzeuge, besonders Tücher, die zu ihrer Zeit viel Aufsehen machten, feine Hüte, Stecknadeln, schönes Glas und Krystall. Im Jahre 1815 beschäftigten die Kattundruckereyen, die Baumwollenspinnereyen und Baumwollenfabriken, 12,350 Arbeiter, bei einer Einwohnerzahl von 75,000. Den beträchtlichen Handel der Stadt befördert der 12 Fuß tiefe Kanal, welcher in die Schelde führt. Außer den schon genannten Fabriken hat Brüssel auch noch Vitriol- und Scheidewasserbrennereyen, Tabak-, schwarze Seif-, Stärke-, Fayance-, Glasbouteillen-, Tapeten- und Buntpapierfabriken, 30 Buchdruckereyen, Kattun-

druckereyen, Zeugrollen, und eine Menge von Maſchinen zur Verfertigung von Waffen aller Art, mehrere Papiermühlen, und in der Umgegend baut man alle Sorten von Obſt und Gemüſe in vorzüglicher Güte, und die um die Stadt liegenden Wieſen, die des Winters mit dem ſchlammigen Waſſer der Senne bedeckt ſind, geben einen anſehnlichen Ertrag für die Viehzucht. Brüſſel iſt jetzt die Reſidenz des Königs von Belgien, Leopold des Erſten; ſie hat, außer dem Pallaſte des Königs, eine Handelsbank, eine Akademie der Wiſſenſchaften und Künſte, ein Königliches Kollegium, eine öffentliche Bibliothek von 80,000 Bänden, ein Kunſtmuſeum, einen botaniſchen Garten ꝛc. ꝛc. Außer Brüſſel, der Hauptſtadt von Südbrabant und jetzt des Königreichs Belgien, ſind noch in Hinſicht der Gewerbe und des Handels, der Wiſſenſchaften und Künſte merkwürdige Städte in Südbrabant: Löwen an der Dyle, mit 25,000 Einwohnern, einer Univerſität, mit ungefähr 400 Studenten, und einem prächtigen Invalidenhauſe. Ehemals war Löwen berühmt wegen ſeiner wichtigen Tuchfabriken, die am Anfange des vierzehnten Jahrhunderts gegen hunderttauſend Arbeiter ernährten, jetzt hat ſie noch wichtige Bierbrauereyen, und ſchöne Gärten, Aecker und Weinberge, welche in der Stadt liegen. Nivelles, Stadt an der Thiene, mit 7000 Einwohnern, mit Leinwand- und Batiſtfabriken, in der Gegend bei dem Vorwerke la belle Alliance wurde am 18ten Junius 1815 die für die alliirten Preußen und Britten gewonnene Schlacht gegen die Franzoſen geliefert. Die Britten benennen dieſe Stadt nach dem Dorfe Waterloo, am Soigner Walde, mit einem Denkmal auf dem Schlachtfelde, von der Niederländiſchen Regierung errichtet. Die Stadt Dieſt, mit 5800 Einwohnern, an der Demer, in einem Thale, hat Strumpf- und Wollenfabriken, und anſehnliche Bierbrauereyen. Die Stadt Tirlemont, auch Tienen

genannt, mit 7800 Einwohnern, am Fluß Geete, hat Flanell- und Wollenſtrumpffabriken. Die Stadt Halle an der Senne, mit 5000 Einwohnern, liefert ſchöne Holzwaaren. Vilvorden, Stadt mit 2800 Einwohnern, hat ein großes Zuchthaus. Die übrigen Städte, wie Wawre, Aerſchot ꝛc., kommen in Hinſicht der Gewerbe und des Handels in keiner großen Betrachtung. Im Allgemeinen iſt das Land, wie ſchon oben bemerkt worden, vortrefflich zum Anbaue geeignet, weil das Klima eben ſo vortrefflich iſt, rein und geſund, indeſſen giebt es einzelne Stellen, wo der Sand vorherrſcht, und daher der Anbau mühſamer iſt, jedoch gewinnt man darauf Rocken, Hafer, Buchweitzen und vielen Flachs, auch hat daſſelbe anſehnliche Holzungen. Die andern, und bei weitem größten Theile haben einen fetten fruchtbaren Boden, und bringen einen Ueberfluß an Früchten hervor, die zum Abſatze oder Handel dienen. Der Fluß Demer, der aus der Provinz Lüttich kommt, durchſtrömt einen Theil des Landes, nimmt die kleinen Flüſſe Geete, Dyle und Senne auf, bekommt dann den Namen Rupel, und verliert ſich in die Schelde, die Brabant im Weſten berührt, und der bei Brüſſel aus dem Fluſſe Senne gebildete Kanal bis an das Dorf Willebroeck, woſelbſt er ſich in den Fluß Rupel ergießt, der ſich bald darauf mit der Schelde vereiniget, erleichtert den Handel der genannten Stadt, weil man vermittelſt dieſes Kanals von Brüſſel in die Nordſee ſchiffen kann. Dieſer Kanal ſoll 800,000 Gulden gekoſtet haben. Auch der Kanal von Löwen bis an die Rupel, welcher den Damm zwiſchen Löwen und Mecheln in zwei gleiche Theile theilt, dient zum

dem sehr bald zur Ausführung gekommenen Gesetze vom 1sten Mai 1834. Die Regierung übernahm demnach die Anlage eines Eisenbahnwerkes, von welchem der Centralpunkt Mecheln ist, von wo aus die Strahlen nach den vier Weltgegenden laufen, und den Handel nach Frankreich, Preußen und dem übrigen Deutschland erleichtern. Auch die Scheldenfrage ist durch den Friedensschluß vom 19ten April 1839 dahin entschieden, daß Holland von der Schifffahrt auf der Schelde und ihren Mündungen von jedem Schiffe 1½ Gulden per Tonne erhebt; Belgien gestattet aber nach Beschluß der Repräsentantenkammer vom 18ten May 1839 diesen Zoll sämmtlichen Schiffen zurück, so daß dadurch, der That nach, für den Handel die Schelde gänzlich frei ist. Südbrabant hatte stets seinen Handel mit England, Frankreich und Deutschland, und dieser Handel ist auch noch jetzt dieser Provinz unter Belgischem Zepter geblieben.

Südcarolina, eine von den dreizehn alten Provinzen der vereinigten Staaten von Nord-Amerika, und nach der Reihe die zwölfte Provinz, wurde von den Spaniern, kurze Zeit nach ihren ersten Zügen in die neue Welt entdeckt, und zwar von Jean Ponce de Leon, Spanischem Gouverneur von Portorico, im Jahre 1512. Er gab diesem Theile des Festlandes wegen seines freundlichen Ansehens den Namen Florida, verließ es aber bald wieder, da er darauf weder Gold- noch Silberminen vorfand. Eilf Jahre später (1523) gelangte der von Franz dem Ersten von Frankreich ausgesandte Joh. Verazani dahin, und 1562 bestimmte es der Admiral Coligny zu einem Asyle für seine verfolgten Glaubensgenossen, die Huguenotten, von denen auch eine bedeutende Zahl unter Anführung des Kapitains Jean de Ribaud 1562 auf zwei Schiffen unter Segel ging, unter dem 30sten Grade nördlicher Breite an der Mündung des Flusses Edisto

landete, und daſelbſt ein Fort erbauete, das man zu Ehren Carls des Neunten, Carlsfort nannte. Im Jahre 1564 unternahm ein gewiſſer Laudonnières eine neue Expedition dahin, ſetzte ſich an dem Maifluſſe feſt, und erbauete das Fort Carolina, welcher Name ſpäterhin dem ganzen Gebiete zu Theil ward, ſowohl dem nördlichen, als dem ſüdlichen. Späterhin, nach mancherlei Schickſalen der Koloniſten, deren Erzählung wohl in die Geſchichte Amerikas hin, aber hier nicht her gehört, kam es von den Spaniern, die es den Franzoſen wieder abgenommen hatten, an die Engländer, bei denen es dann bis zur Abreiſſung der Kolonie von dem Mutterlande (England) blieb. Karl der Zweite ſchenkte nämlich das Land durch ein Patent von 1663, an acht adelige Familien, mit der Bedingung, daß es ein Lehn von der Krone ſeyn ſollte, und der berühmte Philoſoph Locke entwarf für die Kolonie eine Conſtitution, die zwar allgemeine Duldung jeder Glaubensparthey zum Grundſatze hatte, allein ſie hielt dennoch das Aufkeimen der bürgerlichen Gewerbſamkeit zurück, ſo daß man derſelben bald überdrüßig wurde. Die Provinz war nach dieſer Verfaſſung in Grafſchaften getheilt, und der jedesmalige Aelteſte der acht Landeigenthümer (die Lords Berkeley, Clarendon, Albemarle, Craven, Aſhley, und die Ritter Carteret, Berkeley und Colleton) ſollte unter dem Titel eines Palatin die Regierung führen, und ihm ein aus den andern adeligen Beſitzern gebildeter Gerichtshof beigeordnet ſeyn; allein die Einrichtung mußte doch Fehler haben, da ſie der aufkeimenden Kolonie täglich nachtheiliger wurde, und nach der Brittiſchen Revolution

gerlichen Freiheit entgegen war, worauf die übrigen Ansiedler Ansprüche machten, mithin mußte diese Verfassung wieder zerfallen, da sie sich so nicht halten konnte. Die ganze Verfassung Carolinas bestand aus einer in 120 Artikeln abgefaßten, von Locke entworfenen Fundamentalconstitution, die im Jahre 1699 unterzeichnet wurde. Diese Constitution, auf die Herrscherrechte bezogen, bestand nämlich darin, daß die acht Eigenthümer, wodurch diese Kolonie gestiftet worden, wie schon erwähnt, monarchische Rechte hatten, und ihr Hof der Palatinische genannt wurde. Er hatte die Macht oder das Recht, zu allen Aemtern und Würden zu ernennen, selbst das Recht den Adel, aber unter neuen und seltsamen Titeln zu ertheilen. In jedem Reviere sollten zwei Kaziken ernannt werden, deren jeder vierundzwanzig tausend Acker Landes besitzen, und einen Landgrafen, der allein achtzig tausend haben sollte. Die mit diesen Titeln bekleideten Männer sollten das Oberhaus ausmachen; dabei waren ihre Besitzungen unveräußerlich; man ließ ihnen bloß das Recht, den dritten Theil davon höchstens auf das Leben dreier Menschen zu verpachten. Das Unterhaus sollte aus den Abgeordneten der Städte und der Grafschaften bestehen. Die Zahl dieser Repräsentanten sollte wachsen, nach dem Wachsthume der Bevölkerung der Kolonie. Jeder Freisasse sollte nur einen Schilling (7½ Sgr.) vom Acker bezahlen, und auch den Grundzins loskaufen können; aber alle Einwohner, sowohl die Freien, als Sklaven, sollten verpflichtet seyn, auf den ersten Befehl des Palatinischen Hofes die Waffen zu ergreifen. Dieses würde nun auch so weit gut gegangen seyn, wenn nicht das Bestreben der Herrschenden dahin gegangen wäre, auch die freien Kolonisten zu unterdrücken, und sie aller Rechte, die ihnen von denselben Herrschern erst eingeräumt worden, zu berauben, wogegen diese nun wieder Alles thaten, um diesem zu entgehen, und ihre ihnen ertheilten

Rechte aufrecht zu erhalten, wodurch Streitigkeiten, Tumulte ꝛc. entſtanden, welche die ganze Provinz in eine immerwährende Unruhe brachten, und ſie aller Vortheile eines aufkeimenden Gewerbefleißes und Handels zerſtörten. Hierzu kam nun noch, daß Granville, der im Jahre 1705, als der Aelteſte von den acht Eigenthümern das Staatsruder führte, alle Diſſidenten, welche zwei Drittheile der Bevölkerung ausmachten, dem Gottesdienſte der Engliſchen Kirche unterwerfen wollte. Dieſes Verfahren empörte alle Gemüther, um ſo mehr, da es von dem Mutterlande, als zugeſtanden, nicht anerkannt und getadelt wurde. Hierzu geſellte ſich nun noch, daß die ganze Provinz oder vielmehr das ganze Land unter dem Namen Carolina im Jahre 1720 durch verſchiedene Indianerſtämme angegriffen wurde, die durch eine Menge von Ungerechtigkeiten zur Verzweiflung getrieben, ihre Waffen ergriffen, obgleich fruchtlos; denn ſie wurden überall, mit der Europäiſchen Kriegskunſt unbekannt, geſchlagen und vernichtet; aber der Muth und die Tapferkeit, die dieſer Krieg unter den Koloniſten erweckt hatte, waren Folge, daß auch die Unterdrükker der Rechte der Kolonie dieſem gewachſenen Muthe unterlagen; denn da das Oberhaus ſich geweigert hatte, zu den Koſten einer Unternehmung etwas beizutragen, deren erſten Früchte doch die Obern einzuerndten meinten, ſo wurden ſie Alle im Jahre 1728 der Vorrechte beraubt, Carteret ausgenommen, der den achten Theil des Gebiets behielt (beinahe die Hälfte von Nord-Carolina, und den Theil, der am nächſten an Virginien grenzt). Man gab ihnen aber als Entſchädigung 24,000 Pfd. Sterl. (über 144,000 Rthlr.). Die Krone oder

gerichen Freiheit entgegen war, worauf die übrigen Ansiedler Ansprüche machten, mithin mußte diese Verfassung wieder zerfallen, da sie sich so nicht halten konnte. Die ganze Verfassung Carolinas bestand aus einer in 120 Artikeln abgefaßten, von Locke entworfenen Fundamentalconstitution, die im Jahre 1699 unterzeichnet wurde. Diese Constitution, auf die Herrscherrechte bezogen, bestand nämlich darin, daß die acht Eigenthümer, wodurch diese Kolonie gestiftet worden, wie schon erwähnt, monarchische Rechte hatten, und ihr Hof der Palatinische genannt wurde. Er hatte die Macht oder das Recht, zu allen Aemtern und Würden zu ernennen, selbst das Recht den Adel, aber unter neuen und seltsamen Titeln zu ertheilen. In jedem Reviere sollten zwei Kaziken ernannt werden, deren jeder vierundzwanzig tausend Acker Landes besitzen, und einen Landgrafen, der allein achtzig tausend haben sollte. Die mit diesen Titeln bekleideten Männer sollten das Oberhaus ausmachen; dabei waren ihre Besitzungen unveräußerlich; man ließ ihnen bloß das Recht, den dritten Theil davon höchstens auf das Leben dreier Menschen zu verpachten. Das Unterhaus sollte aus den Abgeordneten der Städte und der Grafschaften bestehen. Die Zahl dieser Repräsentanten sollte wachsen, nach dem Wachsthume der Bevölkerung der Kolonie. Jeder Freisasse sollte nur einen Schilling (7½ Sgr.) vom Acker bezahlen, und auch den Grundzins loskaufen können; aber alle Einwohner, sowohl die Freien, als Sklaven, sollten verpflichtet seyn, auf den ersten Befehl des Palatinischen Hofes die Waffen zu ergreifen. Dieses würde nun auch so weit gut gegangen seyn, wenn nicht das Bestreben der Herrschenden dahin gegangen wäre, auch die freien Kolonisten zu unterdrücken, und sie aller Rechte, die ihnen von denselben Herrschern erst eingeräumt worden, zu berauben, wogegen diese nun wieder Alles thaten, um diesem zu entgehen, und ihre ihnen ertheilten

landete, und daſelbſt ein Fort erbauete, das man zu Ehren Carls des Neunten, Carlsfort nannte. Im Jahre 1564 unternahm ein gewiſſer Laudonnières eine neue Expedition dahin, ſetzte ſich an dem Maifluſſe feſt, und erbauete das Fort Carolina, welcher Name ſpäterhin dem ganzen Gebiete zu Theil ward, ſowohl dem nördlichen, als dem ſüdlichen. Späterhin, nach mancherlei Schickſalen der Koloniſten, deren Erzählung wohl in die Geſchichte Amerikas hin, aber hier nicht her gehört, kam es von den Spaniern, die es den Franzoſen wieder abgenommen hatten, an die Engländer, bei denen es dann bis zur Abreiſſung der Kolonie von dem Mutterlande (England) blieb. Karl der Zweite ſchenkte nämlich das Land durch ein Patent von 1663, an acht adelige Familien, mit der Bedingung, daß es ein Lehn von der Krone ſeyn ſollte, und der berühmte Philoſoph Locke entwarf für die Kolonie eine Conſtitution, die zwar allgemeine Duldung jeder Glaubensparthey zum Grundſatze hatte, allein ſie hielt dennoch das Aufkeimen der bürgerlichen Gewerbſamkeit zurück, ſo daß man derſelben bald überdrüßig wurde. Die Provinz war nach dieſer Verfaſſung in Grafſchaften getheilt, und der jedesmalige Aelteſte der acht Landeigenthümer (die Lords Berkeley, Clarendon, Albemarle, Craven, Aſhley, und die Ritter Carteret, Berkeley und Colleton) ſollte unter dem Titel eines Palatin die Regierung führen, und ihm ein aus den andern adeligen Beſitzern gebildeter Gerichtshof beigeordnet ſeyn; allein die Einrichtung mußte doch Fehler haben, da ſie der aufkeimenden Kolonie täglich nachtheiliger wurde, und nach der Brittiſchen Revolution von 1688 ihre Endſchaft erreichte. Das Geſetzbuch von Carolina gab den acht Eigenthümern, wodurch dieſe Kolonie geſtiftet worden war, und ihren Erben, nicht nur alle Rechte eines Monarchen, ſondern auch die ganze geſetzgebende Gewalt, welches daher der bür-

Nord-Carolina, welche Theilung dann geblieben ist, so daß es zwei getrennte Provinzen oder Staaten bildet, und von dem Ersteren ist hier die Rede. Süd-Carolina liegt zwischen Nord-Carolina, dem Meere und Georgien, enthält 1146 Quadratmeilen, und hatte im Jahre 1790 249,073 Einwohner, darunter 107,094 Sklaven, und 1830, also vierzig Jahre später, 581,185 Einwohner, darunter 315,401 Sklaven, welches eine Vermehrung der Weißen um 87 Procent, und der Schwarzen um fast 200 Prozent beträgt. — Was den Boden betrifft, so ist dieser in der Nähe des Meeres flach, landeinwärts dagegen erhaben, indem ihn verschiedene stark bewaldete Gebirgsketten, die zu den Apalachen gehören, durchziehen, und sich bis zu 4000 Fuß erheben. In der Nähe des Meeres kommt daher die Baumwolle und der Reis gut fort, und in den andern Gegenden verschiedene andere Europäische und Süd- oder tropische Früchte. An den Ufern des Meeres, an der Mündung der Flüsse, die sich in dasselbe ergießen, ist der Boden zum Theil sumpfig, mit Morästen bedeckt, zum Theil sandig, mit einer leichten sandigen Erde bedeckt, die nur zu den Produkten brauchbar ist, welche einen sandigen Boden lieben, und die hier auch gebauet werden. Zwischen den vielen Quellen, welche das Land durchströmen, ist der Boden zum Theil unfruchtbar, andern Theils auch wieder sehr fruchtbar. Entfernter von den Ufern findet man oft große leere Plätze mit weißem Sande bedeckt, wo nur Fichten wachsen; dann wieder Ländereyen, wo die Laubhölzer eine ungemeine Fruchtbarkeit verkündigen. Diese Abwechselungen des Bodens und dessen Fruchtbarkeit verschwinden, sobald man tiefer in das Land hineinkommt; denn hier zeigt sich der Boden überall gut und fruchtbar. Zu diesem zum Theil vortrefflichen Boden zum Landbaue kommen auch noch sehr angenehme Weideplätze hinzu, wo man eine große Menge Rindvieh zieht, die des Morgens ungehindert

in die Wälder gehen, und des Abends von ſelbſt wieder zu den Pflanzungen zurückkehren. Die Schweine mäſten ſich auf gleiche Weiſe in den Laubwäldern, weil ſie hier eine gute Maſt finden, und ſind noch zahlreicher und beſſer in ihrer Art; nur das Schaf will hier nicht gut fortkommen, denn es artet in Hinſicht der Wolle und des Fleiſches aus, auch iſt es viel ſeltener. Was das Klima betrifft, ſo iſt die Hitze des Sommers nicht übermäßig, aber anhaltend, wodurch ſie leicht dem nicht daran Gewöhnten beſchwerlich fallen kann. Die Kälte des Winters empfindet man nur am Morgen und am Abende, und die an der langen Küſte gewöhnlichen Nebel zerſtreuen ſich vor der Mittagszeit. Dagegen iſt man auch, wie in ganz Amerika, oft ſchnellen Wetterveränderungen unterworfen, wodurch man genöthiget wird, in der Kleidung und Nahrung eine unter andern Himmelsſtrichen unnöthige Diät zu beobachten. Orkane kommen hier auch vor, indeſſen ſind ſie doch ſeltener und nicht ſo gewaltſam, als auf den Antillen. — Was die Produkte des Bodens von Südcarolina betrifft, ſo ſind der Reis und die Baumwolle zwei der Hauptprodukte dieſes Staats. Der Reis wurde durch Zufall dieſem Lande zugeführt. Ein Schiff, welches von Oſtindien kam, ſcheiterte an deſſen Küſte, der Reis, womit es beladen war, ward durch die Wellen an die Küſte geworfen, und wuchs dort auf. Dieſes unerwartete Glück machte, daß man auf deſſen Anbau bedacht war, wozu ſich der Boden ganz beſonders eignete. Lange war der Anbau nur geringe, weil die Koloniſten gezwungen waren, ihre Erndten in die Häfen des Hauptlandes zu ſchicken, von wo aus der Reis nach Spanien

den zu verkaufen, hat eine Vermehrung des Gewinns, auch eine Vermehrung dieſes Produktes hervorgebracht, indem man ſich jetzt weit emſiger mit dem Anbaue des Reiſſes beſchäftigte, ja man gewinnt ihn in ſolcher Menge, daß es nicht zu wünſchen ſeyn ſoll, ſeinen Anbau noch zu vermehren, weil der zu große Anbau deſſelben ein Nachtheil für die Luft der Umgegend iſt; wenigſtens hat ſich dieſes auch im Mayländiſchen gezeigt, wo man in den Reisfeldern nichts als bleiche und waſſerſüchtige Bebauer erblickt, ſo auch in Frankreich, wo man auch den Reis zu bauen anfing, hier wurde aber deſſen Anbau deshalb unterſagt. Der Reisbau iſt in Südcarolina nicht eingeſchränkt, ſondern derſelbe noch vermehrt worden. Ein zweiter Artikel iſt die Baumwolle, die dieſer Staat von beſonderer Güte liefert; dann Indigo, der aus Oſtindien nach Amerika gebracht worden iſt, und auch in Südcarolina ſehr gut fortkommt. Bei der Einführung des Indigobaues zweifelte man anfangs am Gelingen, indeſſen haben doch viele Anbauer gezeigt, daß er ſich gut ziehen läßt; denn ſowohl die Güte des Himmelſtrichs, als auch die Größe des Gebiets, der Ueberfluß und nicht zu hohe Preis der Lebensmittel, die leichten Wege, ſich mit Geräthſchaften zu verſehen, und eine zum Anbaue nöthige Anzahl Sklaven zu bekommen, Alles dieſes gab ihrem Unternehmen Gewicht; indeſſen ſcheint man doch nicht den Fleiß darauf zu verwenden, als zu den andern Artikeln, welches der geringe Verkehr damit beweiſet. Die übrigen Produkte, die noch von Bedeutung ſind, beſtehen in Terpentinöl, Theer, Pech, Harz ꝛc. ꝛc. Die erſte Gewinnung deſſelben, die ſie von den Schiffern von Neu-England lernten, war nur ſehr einfach. Um den Terpentin zu erhalten, ſchnitten ſie nur Streifen in den Stamm der Fichten, die bis an den Fuß gingen, und ließen den Saft in die Gefäße laufen, die man darunter ſetzte. Wollten ſie Theer haben, ſo errichteten ſie eine zirkelförmige Bettung von

Lehm, worauf ſie Stöße von Fichtenholz legten. Man zündete dieſes Holz an, und der Harz lief in die darunter geſtellten Fäſſer ab. Dieſes Harz ward hierauf in großen eiſernen Keſſeln, worin man es kochen ließ oder in Gruben von Lehmerde, worein man es im Fluß goß zu Pech. Späterhin verbeſſerte man dieſe Bereitungsart. Da nun dieſe Artikel anfangs die meiſten Handelsprodukte abgaben, ſo verband man damit noch einige andere, und beſonders den Kornbau, den Bau des Türkiſchen Weizens ꝛc., und ſo gelangte man nach und nach durch die Anpflanzung der ſchon oben erwähnten andern Produkte zu einer anſehnlichen Produkten-Ausfuhr, die z. B. ſchon um die Mitte des verwichenen Jahrhunderts (1754) beſtand in: 759 Oxhoften Terpentin, 2943 Oxh. Theer, 5869 Oxh. Pech und Harz, 416 Oxh. Rindfleiſch, 1560 Oxh. Schweinefleiſch, 16,400 Scheffeln Türkiſchen Weizen, und in 9162 Scheffeln Erbſen; in 4196 gegerbten und 1200 rohen Häuten, 1,114,000 Bohlen, 260,000 Latten, und 395,000 Fuß Zimmerholz, 882 Maaß Fellen Rothwilds, 104,682 Oxthoften Reis, 216,924 Pfund Indigo, welche Artikel ſämmtlich in der Folge noch ſehr geſtiegen ſind, jemehr ſich der Handel Amerikas ausbreitete, auch kamen immer noch neue Artikel zu; denn man führt auch noch Saſſaparille oder Salſaparille, Ipekacuanha, Gummi, Honig, Wachs, Indiſches Korn, Tabak ꝛc. aus. Man theilt die Kultur in Südcarolina in Acker- und Plantagenbau, und rechnet zum Plantagenbaue den Reis, die Baumwolle, den Tabak, Indigo ꝛc., und zum Feld- oder Ackerbaue das Europäiſche Getreide, den Manioc, die Erbſen ꝛc. Hierzu kommt nun noch der Waldbau, der eigentlich keiner

bebauet worden; man fängt aber auch weiter mit dem Anbaue dieſes Staats zu gehen an, und wenn dieſes früher noch nicht geſchah oder geſchehen konnte, ſo kommt dieſes daher, daß gegen zehn ſchiffbare Flüſſe nicht einer iſt, den man höher als ſechzig (Engliſche) Meilen herauf fahren könnte, und daher dieſem Uebel erſt durch Wege und Kanäle abgeholfen werden muß, wozu viele Arme nöthig ſind, und wenn gleich die Sklaven in Südcarolina noch nicht emancipirt worden, und eine Menge derſelben vorhanden ſind, ſo kann man ſie doch zum Anbaue des Feldes und der Plantagen beſſer gebrauchen, als daß man ſie zum Wegebau und zum Ausgraben der Kanäle gebrauchen ſollte, und dann ſind auch die Unkoſten ſehr groß. Indeſſen geſchieht gegenwärtig doch ſchon ſehr viel hierin, und iſt auch hierin ſchon viel geſchehen, ſo daß man hier bald auf eine größere Vollendung dieſes, die Handlung befördernden Zweiges wird Anſprüche machen können. Indeſſen fehlt es noch immer an reichen Einwanderern, da es bis jetzt immer noch nicht dieſer Provinz hat gelingen wollen, dergleichen in großer Zahl anzuziehen, als die andern Provinzen oder Staaten; denn von den 1839 nach Nordamerika ausgewanderten Deutſchen in 114 Schiffen, kamen von den darauf befindlichen 12,421 Paſſagieren, nur 149 auf Charlestown an, die andern auf Baltimore, Neuyork, Neuorleans, Philadelphia und Richmond; auch ſind überhaupt in dem genannten Jahre weit weniger eingewandert, als in den Jahren 1835 und 1836, wo 2000 mehr aus Deutſchland ausgewandert ſind. An Land zum Anbauen fehlt es daher nicht, und dieſes vergrößert ſich immer mehr und mehr, da man die noch freien Indianer auch hier aus ihren Beſitzungen zu verdrängen ſucht, wie ſchon oben, S. 128 angeführt worden. Die Dampfſchifffahrt befördert jetzt außerordentlich den Handel, und da man in den Vereinigten Staaten auch Eiſenbahnen anlegt, ſo wird dieſes auch

den Transport der Waaren im Innern sehr befördern, der sonst bei einem Kriege mit England ꝛc., wo der Küstenhandel ins Stocken geräth, sehr erschwert wurde; denn in dem im zweiten Decennium dieses Jahrhunderts mit England geführten Kriege, mußte man zum Landtransporte seine Zuflucht nehmen; es wurden sechsspännige Wagen mit trockenen Waaren beladen aus dem Innern nach Charlestown abgesandt, die oft sechzehn bis zwanzig Tage ununterbrochenen Fahrens erforderten, um dahin zu gelangen, da die Wege sehr schlecht sind. Charlestown ist die Haupt- und erste Handelsstadt von Südcarolina, nach der die meisten Waaren aus dem Innern des Landes gehen, um von dort aus weiter versandt zu werden, und welche Stadt auch den Haupthandel von Süd- und Nord-Carolina führt; denn obgleich in dem letzteren Staate die ehemalige Hauptstadt Edenton am Albemarlesund, mit einem Hafen, Handel treibt, so auch die neue Hauptstadt Raleigh am Crabtreeflusse, einem Arme des Newse, so sind sie doch nur unbedeutende Städte gegen Charlestown, die an 25,000 Einwohner zählt, dagegen hat Raleigh nur 3000 und Edenton 2000 Einwohner, und daher gehen auch viele Waaren von Nord-Carolina nach Charlestown, und vergrößern die Reichthümer Süd-Carolinas. Die einzige Stadt in Nord-Carolina, die einen guten Handel treibt, ist Wilmington, mit einem Hafen und 2000 Einwohnern; von hier wird ein großer Theil der Produkte des Staats ausgeführt. Charlestown liegt am Zusammenflusse des Aschley und des Cooper, zweier schiffbarer Flüsse, die hier eine Halbinsel bilden, worauf die Stadt liegt, welche regelmäßig und schön gebaut ist, und breite

bebauet worden; man fängt aber auch weiter mit dem Anbaue dieſes Staats zu gehen an, und wenn dieſes früher noch nicht geſchah oder geſchehen konnte, ſo kommt dieſes daher, daß gegen zehn ſchiffbare Flüſſe nicht einer iſt, den man höher als ſechzig (Engliſche) Meilen herauf fahren könnte, und daher dieſem Uebel erſt durch Wege und Kanäle abgeholfen werden muß, wozu viele Arme nöthig ſind, und wenn gleich die Sklaven in Südcarolina noch nicht emancipirt worden, und eine Menge derſelben vorhanden ſind, ſo kann man ſie doch zum Anbaue des Feldes und der Plantagen beſſer gebrauchen, als daß man ſie zum Wegebau und zum Ausgraben der Kanäle gebrauchen ſollte, und dann ſind auch die Unkoſten ſehr groß. Indeſſen geſchieht gegenwärtig doch ſchon ſehr viel hierin, und iſt auch hierin ſchon viel geſchehen, ſo daß man hier bald auf eine größere Vollendung dieſes, die Handlung befördernden Zweiges wird Anſprüche machen können. Indeſſen fehlt es noch immer an reichen Einwanderern, da es bis jetzt immer noch nicht dieſer Provinz hat gelingen wollen, dergleichen in großer Zahl anzuziehen, als die andern Provinzen oder Staaten; denn von den 1839 nach Nordamerika ausgewanderten Deutſchen in 114 Schiffen, kamen von den darauf befindlichen 12,421 Paſſagieren, nur 149 auf Charlestown an, die andern auf Baltimore, Neuyork, Neuorleans, Philadelphia und Richmond; auch ſind überhaupt in dem genannten Jahre weit weniger eingewandert, als in den Jahren 1835 und 1836, wo 2000 mehr aus Deutſchland ausgewandert ſind. An Land zum Anbauen fehlt es daher nicht, und dieſes vergrößert ſich immer mehr und mehr, da man die noch freien Indianer auch hier aus ihren Beſitzungen zu verdrängen ſucht, wie ſchon oben, S. 128 angeführt worden. Die Dampfſchifffahrt befördert jetzt außerordentlich den Handel, und da man in den Vereinigten Staaten auch Eiſenbahnen anlegt, ſo wird dieſes auch

einem Hamburger neu angelegte Stadt Hamburg, an der Savannah, Augusta gegenüber, zählte schon 1826 2700 Einwohner, und kann sehr blühend werden. Fabriken und Manufakturen haben sich hier immer noch nicht recht heben wollen, obgleich man schon früher darauf bedacht war, auch diese hier in Flor zu bringen, besonders Leinwand-, Baumwollen-, Wollen- und Seidenmanufakturen; auch aus gemischten Fäden, z. B. aus Seide und Schafwolle, Baumwolle und Leinen ꝛc.; bedeutend sind sie aber nicht geworden, weil die Hauptkapitalien auf den Feld- und Plantagenbau, auf die Viehzucht ꝛc. verwendet werden. Charlestown treibt auch einen sehr ansehnlichen Seehandel, und mit Boston, Neuyork, Philadelphia, Baltimore, Portsmouth und Salem wohl den ansehnlichsten. Einen Haupthandel treiben die vereinigten Staaten Nord-Amerikas unter sich; so nimmt Charlestown seine Fabrikate und Manufakturwaaren, worunter auch Möbel und alle andere Geräthschaften und Modeartikel gehören, von Philadelphia, Boston ꝛc., und giebt dagegen seine Produkte des Feld- und Plantagenbaues und der Viehzucht ab; auch sucht es der General-Congreß oder die Regierung dahin zu bringen, daß die Staaten mehr unter sich verkehren, und sich dadurch mehr vereinigen sollen, wenigstens alle diejenigen Produkte des Kunstfleißes, die in den Städten der vereinigten Staaten gemacht werden, auch von diesen zu beziehen, und nicht direkt von andern Völkern, wodurch dem Lande selbst ein Schaden erwächst, indem seine Industrie gehemmt wird; allein man kehrt sich daran nicht viel, und sucht doch mit andern

[redacted]

lars, und der der Einfuhr 2,164,540 Dollars, so daß der Werth der Ausfuhr den der Einfuhr bei Weitem überstieg. Charlestown besitzt die schönsten Pflanzungen der Kolonie, und verbreitet einen ansehnlichen Wohlstand unter seinen Einwohnern, da ein ansehnliches Vermögen durch den Handel in die Hände vieler Personen kommt, welches man auch an den Sitten und Handlungen der Einwohner gewahrt. Unter allen Städten Nordamerikas wurde sie schon im verwichenen Jahrhunderte als diejenige bezeichnet, in welcher man die mehrste Bequemlichkeit und Ueppigkeit finde, welches durch den sich erworbenen Reichthum der Einwohner hervorgebracht worden. Diese Stadt würde noch ansehnlichere Geschäfte machen, wenn der Hafen etwas ausgedehnter wäre, der aber nur Schiffe von 200 Tonnen aufnehmen kann. Ueberhaupt besitzt Süd-Carolina viele reiche Kaufleute und Pflanzer, welche den Luxus und die Pracht lieben, aber ohne besondern Geschmack. — Unter den übrigen Städten dieses Staats, der in achtundzwanzig Distrikte getheilt ist, sind noch zu bemerken: Colombia, welche Stadt im Jahre 1787 angelegt wurde, und in welcher jetzt die Regierung ihren Sitz hat; sie hat eine Universität, über 2000 Einwohner und liegt am Congareefluſſe. Die einen ansehnlichen Handel treibende Stadt Georgetown, an einer von der Mündung des Pedeflusses gebildeten Bay, mit einem Hafen und 2000 Einwohnern. Camden, eine Handel treibende Stadt am Watereefluſſe. Beaufort, eine kleine Stadt, auf der kleinen Insel Port-Royal, mit einem so ansehnlichen Hafen, daß eine ganze Flotte darin liegen kann. Man hegte früher die Befürchtung, daß sich der Haupthandel von Charlestown nach Beaufort ziehen würde, allein bis jetzt ist dieses nicht geschehen, da, wenn auch der Hafen ansehnlich, doch die Stadt nur noch unbedeutend gegen Charlestown ist, denn sie zählt nur 800 Einwohner. Die von

Sudelkoch, ein ungeschickter Koch, welcher nicht nur schmutzig und unreinlich mit den Speisen umgeht, die er bereitet, sondern sie auch ungeschickt anrichtet, so daß sie die Eßlust nicht besonders reizen. Daher sagt man auch Sudelköchin, von einer Köchin, welche in gleicher Eigenschaft die Speisen bereitet.

Sudeln, ein regelmäßiges thätiges Zeitwort und auch Zeitwort der Mittelgattung, welches im letzteren Falle das Hülfszeitwort haben bekommt, nämlich nasse Arbeiten verrichten. In der Küche sudeln, aufwaschen und aufwischen, das heißt, sowohl das Geschirr in einem Scheuerfasse, mit warmem Wasser, auch Sand ꝛc., als auch mit einem Waschlappen die Küchentische, Schämel ꝛc. reinigen. Am häufigsten bedeutet es unreinlich und ungeschickt mit etwas umgehen. So sudelt der Koch, wenn er mit der Zubereitung der Speisen unreinlich und ungeschickt umgeht. Der Koch sudelt die Speisen nur so hin. Die Wäscherin sudelt mit der Wäsche, wenn sie solche durch eine ungeschickte Behandlung nicht rein wäscht, den Schmutz darin läßt, oder sie in der Bearbeitung von Neuem beschmutzt. Ingleichen im gemeinen Leben schlecht und unreinlich schreiben. Nach Adelungs Anmerkung zu diesem Worte ist es entweder ein Intensivum, welches vermöge der Endsylbe eln von einem veralteten sud gebildet worden, oder es stammt auch unmittelbar von Sudel ab, welches vermittelst des Suffixi—el, welches ein Werkzeug, Ding, Subjekt bedeutet, von Sud gebildet worden. In einigen Gegenden bedeutet Sutte noch jetzt ein Pfütze, Kothlache, und das noch nicht ganz veraltete Sod, Brühe, gehört gleichfalls hierher, so daß in diesen Wörtern eigentlich der Begriff der Flüssigkeit herrscht. Im Hüttenbaue sudet man den Eisenstein, wenn man ihn mit lehmigem Wasser begießt, welches sudern von sudeln nur sehr geringe verschieden ist.

kate im ganzen Lande oder durch alle vereinigten Staaten vertheilen, wodurch man eine beſſere Ueberſicht von dem Zuſtande dieſer Staaten erhalten könnte, als wenn ſich das Ganze vereinzelte, jeder Staat gleichſam ein für ſich geſchloſſenes Ganze bildete, und nach ſeinem Gefallen, ohne Bekümmerniß um die übrigen Staaten, mit andern Ländern verkehrte, wodurch ſelbſt der Patriotismus geſchwächt, und der Egoismus oder die Selbſtliebe befördert würde, die nur nachtheilig auf das Ganze wirken könnte, wie wir dieſes auch in dem letzten Kriege mit England geſehen haben; denn nicht leichter wären Staaten zu trennen, als auf dieſe Weiſe. Sowohl Süd-Carolina, als auch Nord-Carolina treiben einen direkten Handel mit Europa und den Antillen, hauptſächlich mit den Engländern, auch mit den Mexikaniſchen Freiſtaaten ꝛc. — An Naturprodukten beſitzt Südcarolina noch viele ſchöne tropiſche Gewächſe, auch Cactus, ſchöne Vögel, mehrere vierfüßige wilde Thiere, Fiſche im Ueberfluß, und an den Küſten Robben, Wallfiſche, auch Schlangen und andere Amphibien, prachtvolle Schmetterlinge, Käfer ꝛc.

Sude, Natrum, ſ. Sode, Th. 155, S. 135 u. f.

Sudel, ein nur in einigen Gegenden übliches Wort, eine Sammlung unreinen Waſſers, eine Pfütze, einen Pfuhl, eine Lache zu bezeichnen, daher ſagt man ein Miſtſudel, eine Miſtpfütze. S. auch Sudeln.

Sudelbuch, Kladde, Stratze, Klitterbuch, im gemeinen Leben, bei der Handlung und andern Gewerben, ein Buch, worein man die täglich vorfallenden Geſchäfte ohne weitere Ordnung und Reinlichkeit verzeichnet oder einſchreibt, um ſie nicht aus dem Gedächtniſſe zu verlieren; ſie werden dann daraus in das Reine geſchrieben; ſ. auch den Art. Kladde, Th. 39, S. 303.

Sudeler, ſ. Sudler.

Sudeley, eine unreinliche, ſchmutzige Art zu arbeiten, und eine dergleichen Arbeit ſelbſt.

Sudelkoch, ein ungeſchickter Koch, welcher nicht nur ſchmutzig und unreinlich mit den Speiſen umgeht, die er bereitet, ſondern ſie auch ungeſchickt anrichtet, ſo daß ſie die Eßluſt nicht beſonders reizen. Daher ſagt man auch Sudelköchin, von einer Köchin, welche in gleicher Eigenſchaft die Speiſen bereitet.

Sudeln, ein regelmäßiges thätiges Zeitwort und auch Zeitwort der Mittelgattung, welches im letzteren Falle das Hülfszeitwort haben bekommt, nämlich naſſe Arbeiten verrichten. In der Küche ſudeln, aufwaſchen und aufwiſchen, das heißt, ſowohl das Geſchirr in einem Scheuerfaſſe, mit warmem Waſſer, auch Sand ꝛc., als auch mit einem Waſchlappen die Küchentiſche, Schämel ꝛc. reinigen. Am häufigſten bedeutet es unreinlich und ungeſchickt mit etwas umgehen. So ſudelt der Koch, wenn er mit der Zubereitung der Speiſen unreinlich und ungeſchickt umgeht. Der Koch ſudelt die Speiſen nur ſo hin. Die Wäſcherin ſudelt mit der Wäſche, wenn ſie ſolche durch eine ungeſchickte Behandlung nicht rein wäſcht, den Schmutz darin läßt, oder ſie in der Bearbeitung von Neuem beſchmutzt. Ingleichen im gemeinen Leben ſchlecht und unreinlich ſchreiben. Nach Adelungs Anmerkung zu dieſem Worte iſt es entweder ein Intenſivum, welches vermöge der Endſylbe eln von einem veralteten ſud gebildet worden, oder es ſtammt auch unmittelbar von Sudel ab, welches vermittelſt des Suffixi—el, welches ein Werkzeug, Ding, Subjekt bedeutet, von Sud gebildet worden. In einigen Gegenden bedeutet Sutte noch jetzt ein Pfütze, Kothlache, und das noch nicht ganz veraltete Sod, Brühe, gehört gleichfalls hierher, ſo daß in die-

Mit anderen Suffixis heißt sudeln im Niederdeutschen auch subbeln, in einigen Oberdeutschen Gegenden sulwern, sulzen, sulchen, solchen, welches ähnliche Intensiva von dem noch Niederdeutschen sölen, sühlen ꝛc. ist, bei dem Ottfried salon, bei dem Ulphilas saaljan, im Angelsächsischen sylian, im Englischen soil, sully, im Französischen souiller, im Schwedischen sola, im Italienischen sogliare, deren Stammwort noch im Französischen sale, schmutzig, und im Englischen soil, Koth übrig ist. Es läßt sich daher nicht sagen, daß unser Hochdeutsches sudeln durch Einschaltung des d aus dem Niedersächsischen sölen gebildet worden. Man sehe hierüber noch die Art. Sühlen und Sauen nach.

Sudelpapier, Löschpapier, s. unter Papier, Th. 106, S. 480. Auch nennt man altes Makulatur, welches zum Einlegen oder Einwickeln von Waaren nicht mehr gebraucht werden kann, weil es schon stockig und mürbe geworden ist, also bloß zum Abwischen der Fenster, Reinigen der Gläser ꝛc. dient, Sudelpapier.

Sudelspitze, Phalaena populata, eine Art Nachtfalter, der unter Nachtfalter, Th. 100, übergangen worden, da er nur unbedeutend ist.

Süden, ein Nebenwort, welches nur mit einigen Vorwörtern üblich ist, die südliche Himmelsgegend zu bezeichnen, ob es gleich auch die dritte Endung von Süd seyn kann. Der Wind kommt von Süden. Gegen Süden segeln, fahren, liegen, wohnen. Man schreibt es so wie Osten, Norden und Westen, gemeiniglich mit einem großen Buchstaben, entweder in so fern sie wahre Hauptwörter der dritten Endung sind, oder auch, weil man sie von Alters her als eigenthümliche Namen angesehen. Man sehe auch Osten, ingleichen Süder.

Süder, ein Beiwort, von Süd, die mittägliche Gegend, welches für sich allein veraltet, und so wie Osten, Nor-

den und Westen nur noch in einigen Zusammensetzungen für südlich üblich ist.

Süderbreite, in der Astronomie und Geographie, die südliche Breite, das ist, die Entfernung eines Orts von dem Südpole.

Süderkreuz, in der Astronomie, ein Sternbild, nahe am Südpole, welches aus vier kreuzweise stehenden Sternen besteht, und den Seefahrern in den südlichen Gewässern eben das ist, was der kleine Bär in den nördlichen ist; es wurde 1679 von A. Royer gebildet, und steht in seiner herausgegebenen Himmelskarte.

Süderland, ein Land oder eine Landschaft, welche gegen Süden liegt, wie z. B. von großen Landestheilen: Südafrika, Südamerika, Südindien ꝛc., von kleineren und kleinen Theilen: Südholland, Südkarolina ꝛc.

Südermannland, eine Provinz Schwedens, s. unter Schweden, Th. 150, wo Manches, was auf diese Provinz in Hinsicht der Gewerbe und des Handels Bezug hat, vorkommt.

Südern, ein regelmäßiges thätiges Zeitwort im Hüttenbaue, welches mit Sudeln eine Bedeutung hat; s. diesen Artikel, oben, S. 225.

Süderpol, s. Südpol.

Süderſee, ein Meerbusen des Deutschen Meeres oder der Nordsee, funfzehn Meilen lang und zehn Meilen breit.

Süderſeeroſe, s. Südſeeroſe.

Süderſonne, bei den Seefahrern, so viel als Mittag.

Süderweſpe, s. unter Weſpe, in W.

Sudeten, ein Gebirgszug oder eine Gebirgskette, die, nach dem Ptolemäus schon den Alten bekannt war;

Lauſitzer Gebirge (Wohliſcher Kamm), das Iſergebirge, mit der 3379 Fuß hohen Tafelfichte, das Rieſengebirge, das Glatzergebirge und die Mähriſchen Gebirge theilen, wovon die Erſteren ſich durch das Preußiſche, und das Letztere ſich durch das Oeſterreichiſche Gebiet zieht, und durch den Paß von Jablunka mit den Karpathen zuſammenhängt. Das Rieſengebirge fängt ſich an der Grenze der Oberlauſitz am Fluſſe Queis an, und erſtreckt ſich durch die Schleſiſchen Fürſtenthümer Jauer und Schweidnitz bis an das Fürſtenthum Münſterberg und die Grafſchaft Glatz, und erhält nach den verſchiedenen Gegenden mehrere Namen. Das eigentliche Rieſengebirge iſt drei Meilen breit, und erreicht ſeine größte Höhe zwiſchen Schmiedeberg und Hohenelbe; die meiſten Gipfel ſeiner Berge ſind keine Spitzen, ſondern Kuppen. Die höchſte Kuppe, Schneekuppe, hat eine Höhe von 4950 Fuß über der Meeresfläche. Es iſt reich an Metallen und edlen Steinen; auch iſt es ſehr ſtark von arbeitſamen, fleißigen und geſchickten Menſchen bewohnt. Da das Rieſengebirge Theil 123 übergangen worden, ſo möge über dieſes Gebirge noch Folgendes hier ſtehen, welches ſich auf die Bereiſung deſſelben und auf die nahe Umgegend bezieht, um Alles zu ſehen, was das Ganze enthält, wozu zwanzig Tagereiſen angeſetzt werden. Nach Fritſch (Taſchenbuch für Reiſende ins Rieſengebirge, vom Oberprediger Fritſch. Leipzig, 1816): Wenn man in Wigandsthal im Gaſthofe angelangt iſt, der zu den vorzüglicheren Gaſthäuſern gerechnet wird, ſo ſieht man ſich daſelbſt, nachdem man ſich durch Speiſe und Trank geſtärkt hat, nach einem brauchbaren Gebirgsführer um, die man daſelbſt von Handwerk antreffen ſoll, um mit ihm die Reiſe am nächſten Tage, nachdem man mit demſelben darüber accordirt hat, zu beginnen; denn ohne einen ſolchen geſchickten Führde man gewiß eine ſehr unzweckmäßige Berei-

ſung des Gebirges unternommen haben. Am erſten Tage geht die erſte Ausflucht über die Tafelſichte, 3600 Fuß hoch, und den Iſerdamm zur neuen Schleſiſchen Baude am Reifträger, wo man übernachtet. Am zweiten Tage geht es über den Reifträger, Spitzberg, die Schneegruben, das große Rad, die große Sturmhaube; dann zur Pudelbaude, wo Mittag gemacht wird; am Nachmittage geht es zum Elbfall und Pantſchefall, über den großen Keſſelsberg und Kächoroſch hinab in den Elbgrund zum Mädelſteige und zum Fall des Weißwaſſers, als der wahren Elbquelle; endlich nach Friedrichsthal oder den freundlichen Krauſebauden, wo übernachtet wird. Am dritten Tage wird der Elbfall beſichtiget, von Friedrichsthal bis Hohenelb und Arnau, wobei der Heidelberg beſucht wird. Am vierten Tage geht es von Arnau nach Trautenau; am fünften von Trautenau nach Freiheit, und am ſechſten von da nach dem Johannesbade, Schwarzenberg und Schwarzenthal, als einen beſondern Ausflug. Am ſiebenten Tage geht es nach Schötzlar, und die Rückkehr geht über den Rehhornberg. Am achten Tage geht es im Aupenthal hinauf bis Petzkerſcham; von da Nachmittags durch den Zehegrund über den Brunnenberg nach der Böhmiſchen Wieſenbaude. Am neunten Tage wird die Schneekuppe beſtiegen, und der Aupengrund und Aupenfall beſichtiget und unterſucht; dann erfolgt die Rückkehr zur Wieſenbaude. Am zehnten Tage geht es über die kleine Sturmhaube zu den Teichen, den drei Steinen und der Hempelsbaude. Am eilften Tage geht es nach Schmiedeberg, über Grumhübel und Steinſeifen (Aufenthalt von kunſtvollen Holzſchneidern; auch ſind hier die Inſekten von Kahl, dem

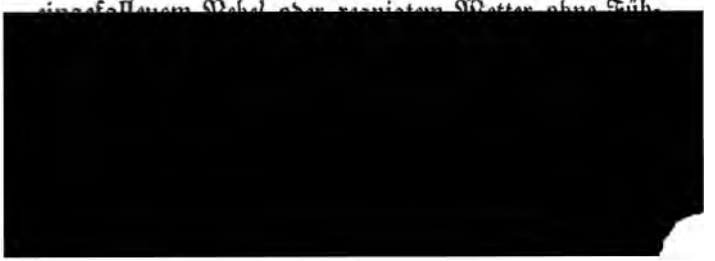
hut, Grüſſau und Lieban. Am vierzehnten Tage eine Reiſe von den genannten Orten nach dem Kupferberge, gleichfalls zu Wagen. Am funfzehnten Tage geht es nach Fiſchbach, wo die gemietheten Pferde ſtehen bleiben; jetzt werden zuerſt die beiden Falkenberge beſtiegen, und dann wieder nach Hirſchberg gefahren. Am ſechzehnten Tage Aufenthalt in Hirſchberg, Beſichtigung der nahen herrlichen Gegend, des Kavalierberges, des Helikon ꝛc. Am ſiebzehnten Tage Ausflug nach Rohrdorf, zum Sprudel- und Stangenberg; Rückkehr nach Hirſchberg. Am achtzehnten Tage Ausflug nach Warmbrunn; Nachmittags von da auf den Kynaſt, und in Hermsdof wird übernachtet. Am neunzehnten Tage geht es von Hermsdorf nach Schreiberhau zum Vitriolwerke und zu den Waſſerfällen des Zacken und der Kochel. Im Kretſcham zu Schreiberhau wird übernachtet. Am zwanzigſten Tage geht es über die Hochſteine, die man nicht verſäumen muß, nach Flinsberg. Reiſet man des Morgens um vier Uhr von Schreiberhau ab, ſo kann man um zwölf Uhr recht gut in Flinsberg ſeyn, die Badeanſtalten beſichtigen, ausruhen, und in den kühlen Abendſtunden, von ſechs bis acht Uhr oder von ſieben bis neun Uhr nach Wigandsthal hinübergehen. — Dieſer Reiſeplan von zwanzig Tagen durchſchneidet das ganze Gebirge in allen Richtungen, und vereiniget alle Sehenswürdigkeiten, ſelbſt die Umgegend. Der Mineraloge und Bergmann können dieſen Plan nach ihrem Befinden noch erweitern. Auch iſt dieſes Gebirge wegen der Volksſagen vom Rübezahl intreſſant, deſſen Schauplatz die Siebengründe, der Teufelsgrund, die ſchwarze Kuppe ꝛc. iſt. Unter den Gebirgsführern wird ein gewiſſer Gottfried Fiedler aus Petersdorf, Nr. 104 wohnhaft, empfohlen; da aber dieſer Mann ſchon zu alt ſeyn wird, wenn er nämlich *noch lebt*, ſo wird man in deſſen Behauſung gewiß erfahren, wo man einen ſolchen geſchickten Führer erhält;

vielleicht hat er Führer in seiner Familie dazu gebildet; denn auf einen geschickten Führer, wie schon oben erwähnt worden, der Zeit und Sehenswürdigkeiten in Anschlag zu bringen versteht, kommt sehr viel an; er muß darin schon so geübt seyn, daß er nirgends einen Anstoß findet, sondern ungehindert den Reisenden durch das ganze Gebirge, mit Zuziehung der nahen Umgegend, führt. Man zahlt einen solchen Führer, bei ganz freier Station täglich 24 Böhmen oder 12 Groschen Preußisch Cour., und einem Träger dabei etwa 8 bis 10 Böhmen oder 4 bis 5 Groschen Preußisch Courant. Außerordentliche Wegweiser erhalten höchstens 12 bis 16 Böhmen, oder 6 bis 8 Gr. Preuß. Cour. Die Wohlfeilheit in Vergleich mit den Führern in andern Alpengegenden soll außerordentlich seyn. Die Zehrung kann von einem Thaler in den Kretschams höchstens bis zu zwei steigen, der Kostenbetrag also auf keinen Fall beträchtlich ausfallen. Reichard sagt in seinem Passagiere auf der Reise in Deutschland, in der Schweiz ꝛc. ꝛc. über die Wegweiser in den Sudeten: „Der tägliche Lohn eines Wegweisers im Riesengebirge ist nach Verschiedenheit der Lokalverhältnisse, der Dienstleistung, der Brauchbarkeit, und selbst der Celebrität des Führers sehr verschieden. Wegweiser, die dieses Geschäft nur nebenher treiben, oder außergewöhnliche Wegweiser, erhält man in den Gebirgsdörfern der Böhmischen Seite und selbst in manchen Schlesischen Bauden, zu 30, 36 und 40 Kreuzer täglich, wobei sie zugleich das Gepäck des Reisenden tragen; die gewöhnlichen, und gewissermaaßen zunftmäßigen Schlesischen Wegweiser fordern in der Regel 1 Fl. 15 Kr. auch

[redacted]

für den Träger nöthigen. Die Zehrung des Führers und Trägers wird ohne Rückſicht auf den bedungenen Lohn ordentlicher Weiſe von dem Reiſenden ſelbſt beſonders übernommen, eine Herkömmlichkeit, die außerdem, daß der Reiſende dadurch vor Prellerey geſichert iſt, weil die Koſt des Führers ihm von den meiſten Wirthen dennoch in Rechnung gebracht werden würde, auch noch das Gute hat, daß der Führer dadurch von ihm mehr abhängig bleibt, und da Beide ihre Mahlzeit zu gleicher Stunde verzehren, das Reiſegeſchäft ſelbſt überall mehr gefördert wird. Dergleichen Führer erhält man zu Meffersdorf, Schreibershau und Brückenberg.“ — In dem Innern der Sudeten oder dem Rieſengebirge ſind zwar alle Bauden oder einzelnen Wohſtätten mehr oder weniger dazu geeignet, genügſamen Reiſenden zur kurzen Herberge zu dienen, jedoch verdienen unter der Menge von 2500 Bauden, auch wohl darüber, welche in dem ganzen Gebirge zerſtreut liegen, bei genauer Prüfung nur eine ſehr kleine Anzahl derſelben die eigentliche Benennung wirklicher Herbergen; nur die nämlich, welche ihrer Lage nach an den gangbarſten Fußwegen des Gebirges von einheimiſchen und fremden Reiſenden einen häufigern Zuſpruch erhalten, und deshalb zur Aufnahme und Bewirthung von Gäſten mehr eingerichtet ſind, als die übrigen, wo es nur durch Zufall geſchieht, daß zuweilen ein Reiſender in dieſelben einkehrt. Eigentliche Herbergen dieſer Art ſind im Rieſengebirge die Wieſen- oder Rennerbaude auf der weißen Wieſe, die Hempelbaude am Seifenberge, die alte Schleſiſche oder Hallmannsbaude über Schreiberhau, und etwa noch die ſogenannte Hofbaude, am kahlen Berge über Rochlitz hinauf. Außer dieſen wirklichen Bauden kann man hierzu nun auch noch die mehrſten Schulzen-, Förſter- und Müllerwohnungen derjenigen Gebirgsdörfer rechnen, die ihrer Höhe und zerſtreueten Lage wegen ſchon zu den Gebirgsbauden gezählt wer-

den. Alle dieſe Häuſer nähern ſich, obgleich von außen in allen Stücken den übrigen Bauden ähnlich, ihrer innern Verfaſſung nach, noch einigermaßen den Wirthshäuſern kleiner Dörfer; in den meiſten derſelben erhält der Reiſende, außer dem, was jede andere Baude ihm darbietet, nämlich außer Haferbrod, Milch, ſauern Rahm, Butter, Käſe und Kartoffeln, auch zuweilen einen Milchbrey, einen Eyerkuchen, oder ein Gericht Forellen, ſeltener ein Stück Fleiſch; an Getränken: Bier, zuweilen auch eine Flaſche Wein, Kaffee, Branntwein, auch wohl Breslauer Roſoli. Man kann aber nicht zu allen Zeiten und auch nicht in jeder Herberge auf alle dieſe Dinge rechnen. Eines oder das Andere erhält man vielleicht gerade heute nur in dieſer, jenes hingegen morgen in einer andern Baude beſſer und in großer Menge, weil bei dem häufigen Zuſpruche der Reiſenden hier ein Bedürfniß erſt kürzlich aufgezehrt, dort hingegen ein friſcher Vorrath eines andern ſo eben wieder angeſchafft worden iſt, deshalb ſoll es auch rathſam ſeyn, daß Geſellſchaften, die ohnehin, zur Fortſchaffung ihres unentbehrlichen Gepäcks, einen oder mehrere Träger haben müſſen, ſich über ihre Gebirgsreiſe mit einem hinlänglichen Vorrathe von Lebensbedürfniſſen, als etwas Weißbrod, Kaffee, Zucker und Chokolade, kalten Braten, Schinken oder geräucherten Zungen, guten Wein und Punſcheſſenz verſehen, um auf keine Weiſe wegen Mangel angemeſſener oder gewohnter Nahrungsmittel in Verlegenheit zu kommen. — Wer die Sudeten bereiſen will, muß einen Führer bei ſich haben; denn ohne dieſen iſt es faſt unmöglich zurecht zu kommen, beſonders bei



Charakter vieler Fußſteige im Rieſengebirge, die zuweilen nur Viehtreiben ſind, können den Wanderer ſehr leicht an ſumpfige Stellen, in das Dickicht der Wälder, in unwegſame Windbrüche, undurchdringliche Knieholzgebüſche oder halsbrechendes Steingewölbe führen, in welchen er vielleicht ſtundenlang hülflos mit augenſcheinlicher Lebensgefahr kämpfen und es am Ende noch für ein Glück halten muß, wenn er auf Koſten ſeiner Geſundheit nur noch ſein Leben rettet. Sein Gepäck muß der Sudetenwanderer immer ſo gering und leicht als möglich einrichten, damit er im äußerſten Falle auch da, wo entweder kein Träger zu haben iſt, oder wo er keinen Wegweiſer mehr braucht, ſeine Habſeligkeiten mit Erſparniß an Zeit und Geld ſelbſt fortbringen kann. Zur Einkehr ſoll man da, wo ſich mehrere Bauden in einer Gegend befinden, immer die größte und anſehnlichſte wählen, wenn nicht der Wegweiſer aus eigener Kenntniß und Erfahrung ſelbſt für eine andere entſcheidet.

Südholland, ein Gouvernement des jetzigen Königreichs Holland, welches mit dem Gouvernement Nordholland die Provinz Holland bildet, die 98½ Quadratmeilen mit nahe an 800,000 Einwohnern enthält, wovon auf Südholland über ⅓ der Einwohner kommen. Die ganze Provinz iſt ſehr gut angebauet, nur liegt ſie tiefer als das Meer, und muß daher, außer den Dünen, durch Dämme gegen das Eindringen des Meeres geſchützt werden. Das Ganze iſt eine Ebene, auf der man weder Berge, noch Hügel findet, aber ſchöne Wieſen geben hier der Viehzucht vor dem Getreidebaue den Vorzug. Südholland hat, außer der Viehzucht, dem Getreide-, Gemüſe- und Obſtbaue, der Blumiſterey oder Blumenkultur, die einen anſehnlichen Zweig des ländlichen Betriebes abgiebt, eine anſehnliche Induſtrie in den Städten und einen bedeutenden Handel. Zu den Produkten des Gewerbefleißes in den Städten

und deren Nähe gehören: Tuch-, Kattun-, Fayance-, irdene Tabakspfeifen-, Papier-, Näh- und Stecknadel-, Korkpfropfen-, Bleyweiß-, Bleyzucker-, Lackmus-, Tabaks-, Krapp-, Scheidewaſſer- und andere Fabriken, Branntweinbrennereyen, Marſeiller- und Briſtoler-Seifſiedereyen, Zuckerſiedereyen, Salzſiedereyen, Stückgießereyen, Buch- und Kattundruckereyen, Garn- und Leinwandbleichen, Traßmühlen, Ziegelbrennereyen ꝛc. Die irdenen Tabakspfeifen, die aus Südholland kommen, waren ehemals ſehr berühmt, ja die einzigen in Deutſchland, bis man erſt anfing, auch hier dergleichen Fabriken anzulegen. So z. B. findet man noch jetzt in der Stadt Gouda, an der Gouwe, einem Rheinkanale, 123 irdene Tabakspfeifenfabriken, wovon mehrere über dreißig Arbeiter beſchäftigen, obgleich dieſer Induſtriezweig in jetziger Zeit ſehr geſunken iſt, beſonders durch die Cigarren, und dann auch durch die vielen ähnlichen Fabriken, die jetzt faſt in allen Staaten Deutſchlands angelegt worden ſind. In der Umgegend dieſer Stadt liegen viele Ziegeleyen. Lackmus war ein eben ſo geſuchter Artikel, welcher zu Rotterdam und in deſſen Umgegend fabrizirt wird, und ehemals, beſonders noch zu Anfange dieſes Jahrhunderts, in großer Menge nach Deutſchland ausgeführt wurde, da man ihn zum Anſtreichen der Zimmerwände und auch zum Wäſche- oder Zeugblauen gebrauchte, der jetzt aber auch außer Curs gekommen iſt, indem man andere Farben ſtatt ſeiner anwendet. Er kommt in Gebinden zu 300 Pfund und darüber in den Handel. Das Bleyweiß war gleichfalls ein ſehr geſuchter Artikel, der aber auch durch die große Concurrenz dieſer Waare in jetziger Zeit

bedeutenden Handelszweig dieſes Gouvernements ab, hat aber auch durch die Concurrenz verloren, indem auch Schleſien ſehr gute Röthe in den Handel liefert. Die Tücher, welche Leyden liefert, haben ſich zwar noch immer in ihrer Schönheit erhalten, allein ihr Abſatz iſt ſehr geſunken; ehemals waren die Tuchfabriken dieſer Stadt ſo blühend, daß Leyden ſeinen Reichthum faſt dieſem Fabrikationszweige verdankte; jetzt ſind ſie faſt ganz herabgedrückt, wenigſtens gehen nicht mehr viele Tücher und Wollenwaaren in das Ausland, eben ſo die Tücher von Delft. Die ſchönen gebleichten Leinwande und Garne, welche Dortrecht lieferte, ſind gleichfalls keine ſo bedeutenden Artikel mehr für das Ausland, als ehemals; auch die Kattundruckereyen Rotterdams, die ehemals ſchöne Waaren in den Handel brachten, haben jetzt gleichfalls der allgemeinen Concurrenz der andern Völker darin weichen müſſen; eben ſo die Tabake dieſes Gouvernements, die ſonſt weit und breit verführt wurden; beſonders waren die Holländiſchen Tabake, ſowohl Rauch- als Schnupftabake, in Deutſchland in Anſehen; auch dieſe lieferte Rotterdam. Die Zuckerſiedereyen lieferten ehemals und liefern auch noch jetzt viel Zucker in den Handel, und ſo mehrere andere ſchon oben genannte Fabriken ihre Waaren, die aber nicht ſo bedeutend ſind. — Der Handel dieſes Gouvernements wird über Rotterdam, Leyden, Delft und Dortrecht geführt. Nach Amſterdam, in dem Gouvernement Nordholland, iſt Rotterdam, in dem Gouvernement Südholland, die vornehmſte Handelsſtadt, die 59,000 Einwohner enthält, und von Kanälen durchſchnitten wird, auf welchen die größten Schiffe mitten in die Stadt kommen können, nur durch die Flußverſandungen hat in neueren Zeiten die Handlung gelitten. Es laufen jährlich nahe an 2000 Seeſchiffe ein, woraus man ſchon auf ihren Handel ſchließen kann, der in der neueſten Zeit doch nicht mehr ſo bedeutend iſt, als es früher der

Fall war. Die Stadt selbst hat an 7000 fünf bis sechs Stock hohe Häuser, worunter die Börse, größer und schöner gebauet, als die Börse zu Amsterdam, das Admiralitätsgebäude mit den Werften und Magazinen, das Ostindische Haus und andere merkwürdig sind, und hat Näh- und Stecknadel-, Korkpfropfen-, Bleyweiß-, Bleyzucker-, Scheidewasser-, Lackmus- und Tabaksfabriken, bedeutende Kattundruckereyen, viele Zuckersiedereyen, Salzraffinerien, Wachholderbranntwein, Glaswaaren ꝛc., eine gut eingerichtete Bank, eine Messe und einen guten Hafen. Das Dampfboot geht von hier jeden Mittwoch nach London, vom März bis September, in 24 Stunden; der Preis ist 1 Pfd. Sterl.; auch finden regelmäßige Abfahrten mit Dampfböten nach andern Holländischen Städten Statt, auch gehen täglich Diligenzen nach Deutschland, Brabant und Frankreich. — Die Stadt Leyden, als zweite Handelsstadt, liegt am Rhein, der durch die Stadt fließt, eine Stunde vom Haarlemer Meer, mit dem sie zu Wasser in Verbindung steht. Die Stadt hat 7000 Häuser mit 28,000 Einwohnern, schöne breite Straßen und Kanäle. Von der Burg, welche die Stadt beherrscht, hat man eine schöne Aussicht von der Warte. Die Stadt hat ferner eine Universität mit 600 Studenten, eine Bibliothek von 40,000 Bänden, ein schönes Observatorium, einen botanischen Garten, ein Museum, ein Rathhaus mit Arsenal und Fleischbänken, ein Springbrunnen auf dem Fischmarkte ꝛc., und ansehnliche Tuch- und Wollenmanufakturen; Kunststraßen von Baastamen nach Ryßwick, Delft, Haag, Katwyk. — Die Stadt Delft als dritte Handelsstadt, liegt in einer angenehmen und fruchtbaren Gegend, am Kanal Schie, der in die Maas führt, zwischen Rotterdam und Leyden, und hat 3000 Häuser und 29,000 Einwohner, die einen ansehnlichen Handel treiben und viele Fabriken besitzen, die Fayance, *feine Töpferwaaren*, feine Tücher, Leder und Lederwaaren,

bedeutenden Handelszweig dieſes Gouvernements ab, hat aber auch durch die Concurrenz verloren, indem auch Schleſien ſehr gute Röthe in den Handel liefert. Die Tücher, welche Leyden liefert, haben ſich zwar noch immer in ihrer Schönheit erhalten, allein ihr Abſatz iſt ſehr geſunken; ehemals waren die Tuchfabriken dieſer Stadt ſo blühend, daß Leyden ſeinen Reichthum faſt dieſem Fabrikationszweige verdankte; jetzt ſind ſie faſt ganz herabgedrückt, wenigſtens gehen nicht mehr viele Tücher und Wollenwaaren in das Ausland, eben ſo die Tücher von Delft. Die ſchönen gebleichten Leinwande und Garne, welche Dortrecht lieferte, ſind gleichfalls keine ſo bedeutenden Artikel mehr für das Ausland, als ehemals; auch die Kattundruckereyen Rotterdams, die ehemals ſchöne Waaren in den Handel brachten, haben jetzt gleichfalls der allgemeinen Concurrenz der andern Völker darin weichen müſſen; eben ſo die Tabake dieſes Gouvernements, die ſonſt weit und breit verführt wurden; beſonders waren die Holländiſchen Tabake, ſowohl Rauch- als Schnupftabake, in Deutſchland in Anſehen; auch dieſe lieferte Rotterdam. Die Zuckerſiedereyen lieferten ehemals und liefern auch noch jetzt viel Zucker in den Handel, und ſo mehrere andere ſchon oben genannte Fabriken ihre Waaren, die aber nicht ſo bedeutend ſind. — Der Handel dieſes Gouvernements wird über Rotterdam, Leyden, Delft und Dortrecht geführt. Nach Amſterdam, in dem Gouvernement Nordholland, iſt Rotterdam, in dem Gouvernement Südholland, die vornehmſte Handelsſtadt, die 59,000 Einwohner enthält, und von Kanälen durchſchnitten wird, auf welchen die größten Schiffe mitten in die Stadt kommen können, nur durch die Flußverſandungen hat in neueren Zeiten die Handlung gelitten. Es laufen jährlich nahe an 2000 Seeſchiffe ein, woraus man ſchon auf ihren Handel ſchließen kann, der in der neueſten Zeit doch nicht mehr ſo bedeutend iſt, als es früher der

Fall war. Die Stadt selbst hat an 7000 fünf bis sechs Stock hohe Häuser, worunter die Börse, größer und schöner gebauet, als die Börse zu Amsterdam, das Admiralitätsgebäude mit den Werften und Magazinen, das Ostindische Haus und andere merkwürdig sind, und hat Näh- und Stecknadel-, Korkpfropfen-, Bleyweiß-, Bleyzucker-, Scheidewasser-, Lackmus- und Tabaksfabriken, bedeutende Kattundruckereyen, viele Zuckersiedereyen, Salzraffinerien, Wachholderbranntwein, Glaswaaren ꝛc., eine gut eingerichtete Bank, eine Messe und einen guten Hafen. Das Dampfboot geht von hier jeden Mittwoch nach London, vom März bis September, in 24 Stunden; der Preis ist 1 Pfd. Sterl.; auch finden regelmäßige Abfahrten mit Dampfböten nach andern Holländischen Städten Statt, auch gehen täglich Diligenzen nach Deutschland, Brabant und Frankreich. — Die Stadt Leyden, als zweite Handelsstadt, liegt am Rhein, der durch die Stadt fließt, eine Stunde vom Haarlemer Meer, mit dem sie zu Wasser in Verbindung steht. Die Stadt hat 7000 Häuser mit 28,000 Einwohnern, schöne breite Straßen und Kanäle. Von der Burg, welche die Stadt beherrscht, hat man eine schöne Aussicht von der Warte. Die Stadt hat ferner eine Universität mit 600 Studenten, eine Bibliothek von 40,000 Bänden, ein schönes Observatorium, einen botanischen Garten, ein Museum, ein Rathhaus mit Arsenal und Fleischbänken, ein Springbrunnen auf dem Fischmarkte ꝛc., und ansehnliche Tuch- und Wollenmanufakturen; Kunststraßen von Baastamen nach Ryßwick, Delft, Haag, Katwyk. — Die Stadt Delft als dritte Handelsstadt, liegt in einer angenehmen und frucht-

Branntwein, Bier, Eſſig, Seife ꝛc. liefern. Der Hafen liegt zwei Stunden von der Stadt bei dem Marktflecken Delftshafen, mit 2000 Einwohnern. Noch ſind hier zu bemerken das Rathhaus mit ſchönen Gemälden, das große Zeughaus mit den Artilleriewerkſtätten des Reichs; eine Artillerie-, Ingenieur- und Marineſchule, worin 150 Kadetten für den Land- und Seedienſt erzogen werden, mit Bücher-, Modell-, Inſtrumenten- und andern Sammlungen; dabei im Stadtgraben eine vollſtändig ausgerüſtete kleine Kriegsfregatte für den praktiſchen Unterricht ꝛc. Die Stadt Dortrecht an der Maaß iſt die vierte Handelsſtadt; ſie hat 4000 Häuſer und 18,000 Einwohner, die einen anſehnlichen Handel mit Salz treiben, das vom Oberrhein und der Oſtſee eingeführt wird; dann mit Zucker, Tabak, Thran, Stockfiſch, Steinkohlen, Getreide, Holz ꝛc. Die am Oberrhein gebildeten Flöße, deren Werth oft mehr denn 100,000 Fl. beträgt, landen hier, werden hier gelöſet und in Parthien verkauft. Zu bemerken iſt hier das Haus Merwede, der einzige Reſt der 1421 bei einer Ueberſchwemmung verſunkenen 72 Dörfer. Schöne Chauſſee nach Rotterdam, ſo auch Dampfboot dahin. — Dann ſind noch in Hinſicht der Gewerbe und des Handels zu bemerken: die Stadt Schiedam an der Merwe, mit ihren Branntweinbrennereyen; die Stadt Gouda, wegen des Marktes für den Stolkſchen und Houwſchen Käſe; der Flecken Vlaardingen, wegen der Heringsfiſcherey; die Städte Schoonhoven und Gorcum wegen des Lachsfanges. Auch Briel hat einen Hafen und treibt einen nicht unbedeutenden Handel mit Getreide, Krapp ꝛc. Die Einwohner Briels beſtehen zum Theil aus Fiſchern und Lootſen, welche die Schiffe aus der See in die Maas hinaufführen; und auch Helvoetſluis, eine Stadt auf der Inſel Voorne, hat einen vortrefflichen Hafen und eine Rhede, und dabei anſehnliche Magazine und Werfte zur Ausbeſſerung der Kriegsſchiffe. Von

hier ist die gewöhnliche Ueberfahrt nach Harwich in England, welche bei gutem Winde in funfzehn bis achtzehn Stunden geschieht. — Ein besonderes Produkt zur Ausfuhr aus Südholland ist der Käse, unter dem Namen Holländischer Käse, von dem jährlich viele Millionen Pfund gemacht werden. Nord- und Südholland, Gröningen und Utrecht liefern jährlich 140 Millionen Pfd. Käse, und den Werth der Butter schätzt man auf 24 Millionen Gulden, welches die vortreffliche Rindviehzucht beweiset, worin Holland stets seinen großen Ruf bewährt hat. Man rechnet, daß von dem oben angeführten Käse über 10 Millionen Pfund auf Südholland kommen. Die Hauptausfuhr Südhollands besteht in Käse, Butter, Heringen, Lachs, Branntwein, besonders Wachholderbranntwein, Seife, Krapp, Bleyweiß, Lackmus, Tabak, Bleyzucker, irdenen Tabakspfeifen, Fayance, Leinwand, Kattunen, Tüchern, und andern wollenen Waaren; dann in Kolonialwaaren, worunter besonders raffinirter Zucker, Gewürze aus den Kolonien; in Holz, verschiedenem Getreide, Sämereyen zum Gemüse- und Blumenbaue, besonders Zwiebeln zu Zwiebelgewächsen ꝛc. Der Haupthandel geht nach Deutschland und dem Norden; dann nach Frankreich und England, obgleich dieser Handel nicht mehr so lebhaft betrieben wird, als in der früheren Zeit, weil eine Concurrenz in fast allen Artikeln, die ehemals Südholland eigenthümlich zugehörten, getreten ist, selbst beim Käse, obgleich hierin Holland immer noch die Vorhand besitzt, weil die nachgemachten Käse lange nicht die Weide des Rindviehs, also auch nicht die Milch in diesem Produkte im Geschmacke zeigen, sondern wie

kommenheit. Schon nach der ersten Hälfte des verwichenen Jahrhunderts kam dieser Handel im Verfall, indessen werden immer noch eine große Anzahl Buchdruckereyen im Haag und in Leyden unterhalten, und noch erhalten sich Nachkommen aus dieser blühenden Zeit des Buchhandels in Südholland bei großem Vermögen, besonders im Haag. Die große Aufnahme des Buchhandels in Frankreich hat dem Holländischen sehr enge Grenzen gesetzt. Hierzu kommt nun noch, daß das Papier in Holland viel theurer ist, als in Frankreich, und dann haben auch die Holländer nicht mehr die Gelegenheit, sich so gute und einträgliche Manuscripte zu verschaffen, als die Buchhändler in Frankreich. Dann ist auch Holland nicht das Land, wo die Bücher stark abgehen, daher sehen sich die Buchhändler genöthiget, ihren Handel zum Theil durch Tausch zu führen, auch genießen sie selten das Glück, eine Ausgabe völlig gegen baares Geld zu verkaufen. Ferner sind sie unter den Buchhändlern in Europa diejenigen, die am meisten durch den Nachdruck Schaden leiden müssen. Der Stapelort der Holländischen und in Holland gedruckten Bücher ist Leipzig, wo noch jetzt von mehreren Handlungen Bücher hingesandt werden; allein er kommt mit dem früheren nicht mehr überein. Alle Französischen Klassiker aus dem siebzehnten und zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts kamen in Holland heraus, wurden entweder zu Amsterdam oder im Haag ꝛc. gedruckt und mit Kupfern in verschiedenen Ausgaben ausgestattet. Frankreich hat jetzt Holland hierin, wie schon bemerkt worden, überflügelt, so daß dasselbe nicht mehr mit jenem concurriren kann. — Haag, Grafenhaag, Fr. la Haie, ist die Hauptstadt Südhollands; sie liegt eine Stunde vom Meere, und ist eine offene, große und schöne Stadt, welche ehemals die Residenz des Erbstatthalters und jetzt des Königs ist; sie hat sechs große Plätze, regelmäßig angelegte und zum Theil schnurgerade Straßen, über

kaufen dergleichen Waaren auf Vorrath, und geben Leuten auf den Plätzen ſelbſt, wo die Waaren ſind, Auftrag, den Einkauf zu beſorgen, jedoch ſoll dieſes nicht ſehr oft geſchehen. Die Kaufleute, ſowohl zu Frankfurt am Main, als auch in allen andern Städten, welche durch die Schifffahrt auf dem Rheine verſorgt werden, laſſen ihre Waaren zu Rotterdam durch ihre Kommiſſionaire oder dortigen Handlungsfreunde verkaufen. Die Fahrzeuge, welche die Schifffahrt von Holland nach Kölln verrichten, treiben nur Frachthandlung zum Beſten ihrer Eigenthümer. Die Handlung auf dem Rheine, welche die Städte Südhollands betreiben, iſt ſehr anſehnlich, und wird jetzt durch Dampfſchiffe ſehr erleichtert. Eben ſo iſt auch der Handel mit Frankreich immer noch anſehnlich, obgleich die früher ſo glänzende Periode vorüber iſt, wozu die Revolution in Frankreich und deren Folgen bis zum Jahre 1814 Veranlaſſung gegeben hat. Die Südholländer nahmen eine anſehnliche Menge Waaren aus Frankreich, beſonders Sammet, Atlaſſe und andere Seidenwaaren, ſeidene Bänder, Borten, Knöpfe, Hutfedern, Wand- und Taſchenuhren, Handſchuhe in großer Menge aus Paris, Rouen, Vendome und Clermont, geſponnenes Garn aus der Picardie, Papier, Nadlerwaaren, Segeltuch aus der Bretagne und Normandie, Matratzen, Bettgeräth, ſchmale und breite Franzen von Seide ꝛc., Wein aus Gascogne, Xaintonge, Nantes und andern Orten, ferner Branntwein, Weineſſig, Safran, Seife, Nadeln, Oliven, Kapern, Pflaumen, ſogenannte Prünellen, Honig ꝛc. ꝛc. Auch der Buchhandel war ehemals in Südbrabant in einem überaus blühenden Zuſtande. Die Aus-

fehlshaber der Resolution mit der Adventure unter Capitains Furneaux Kommando von Plymouth ab, und nahm die beiden Forster als Naturforscher, Hodges als Landschaftsmaler, und Wales und Baley als Astronomen zu seiner Begleitung mit, und entdeckte auf dieser Reise noch mehrere Inseln im Australozean, wobei er die auf seiner ersten Reise entdeckten wieder besuchte; aber festes Land fand er nicht. Die dritte und letzte Reise unternahm Cook in den Jahren 1776 — 1780, die dazu bestimmten Schiffe waren: Resolution und Discovery, Ersteres von Cook und Letzteres von Clerke befehliget. Der Zweck dieser Reise, welche gleichfalls unter den Auspicien des genannten Monarchen unternommen ward, ging dahin, die Möglichkeit einer nordwestlichen Durchfahrt zwischen Asien und Amerika zu bestimmen, und dabei zugleich die Inseln der Südsee noch einmal zu untersuchen, und den Otahiter Omiah, welcher mit der vorigen Reise nach England gekommen war, und sich daselbst beinahe ein Jahr aufgehalten hatte, wieder nach Hause zu bringen. Die Resolution segelte im gedachten Jahre am 12ten July aus England ab, und die Discovery folgte ihr den 1sten August. Anfangs des Novembers trafen beide Schiffe auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung zusammen; am 31sten November liefen sie wieder von da aus, und am 27sten Januar 1777 befanden sie sich schon bei Vandiemens Land, der südlichsten Spitze von Neuholland, und so ward dann das feste Land, welches man suchte, entdeckt; denn von allen Inseln der Südsee, die man bis jetzt entdeckt hatte, und die diesen Welttheil ausmachten, ist Neuholland als das Kontinent dieses Welttheils zu betrachten; denn bei der Anschlagung der Größe dieses Welttheils auf 160 bis 170,000 Quadratmeilen, nimmt Neuholland allein $\frac{7}{8}$ *ein, und kommt* also Europa an Größe fast gleich. *Man kann* daher Cook als den Entdecker dieses neuen

7000 Häuser und 50,000 Einwohner. Unter den Gebäuden zeichnen sich aus der Binnenhof, ein Gothisches Gebäude, worin der Sitz der Dikasterien, der Lotteriesaal, der Saal der Generalstaaten, mit schönen Gemälden; der Moritzpallast, mit Gemälden und Seltenheiten; Voorhout, wo eine Königliche Bibliothek und ein bedeutendes Münzkabinett; der Pallast des Prinzen von Oranien; der Königliche Pallast in der Straße Scheveningen ꝛc. Die Stadt hat Kattundruckereyen, Färbereyen, Brauereyen, Kanonengießereyen ꝛc.; dann mehrere Bücher-, Kunst- und Naturaliensammlungen, eine Königliche Gemäldesammlung, eine Schädel- u. Skelettensammlung ꝛc. ꝛc. In dem eine halbe Stunde langen und eine halbe Stunde breiten Gehölze, der Busch genannt, liegt das Haus am Busch (Oranienzaal) ein Lustschloß des Königs. In der Nähe vom Haag ist Sorg Vliet oder Sanssouci, eine reizende Englische Anlage des Grafen von Bentink.

Südindien, auch Australien, Polynesien, Oceanien und Australasien genannt, wird als der fünfte Welttheil betrachtet, der durch des großen Weltumseglers Cook's Bemühungen, und wobei er auf der dritten oder letzten Reise seinen Tod auf der Insel Owaihi fand, indem er von den Insulanern erschlagen ward, erst ganz bekannt wurde. Der Capitain Cook wurde nämlich auf Befehl des Königs von Großbritannien Georg des Dritten aus England abgesandt, um eine Reise um die Welt zu machen, wobei die für die meisten Europäischen Seemächte so wichtige Frage erörtert werden sollte: ob der bisher noch unerforschte Welttheil gegen den Südpol bloß Wasser, oder auch festes Land in sich fasse. Die erste Reise, die Cook deshalb unternahm, geschah im Jahre 1768, sie genügte aber nicht, und deshalb unternahm er die zweite Reise auf Befehl seines Monarchen in den Jahren 1772 — 1775, und segelte im Julius des Jahres 1772 als Be-

laufende wilde Gebirgskette, die jedoch die Schneelinie nicht erreicht, indem sie etwa 6 bis 7000 Fuß hoch ist, wenigstens schätzt Oxley einen der höchsten Berge derselben, den Sea-View-Mount, an dessen Fuß der Hastings entspringt, 6 bis 7000 Fuß hoch. Das Uebersteigen der blauen Berge geschah im Jahre 1813 zum ersten Male von Neu-Südwales aus, und von da ist man immer weiter in den südöstlichen Theil von Neuholland vorgedrungen. Da nun in neuester Zeit noch eine Kolonie auf der Südküste, Südaustralien gegründet worden ist, so läßt sich erwarten, daß der zwischen beiden liegende Raum, etwa von 30 bis 38 Grad südlicher Breite, und von 170 bis 158 Grad östlicher Länge von Ferro bald ganz durchforscht seyn wird. Bis zum Januar 1815 hat man in sechsmonatlicher Arbeit eine Straße über die blauen Berge vollendet, dieselben überstiegen, und die jenseits derselben gelegenen Gegenden kennen gelernt. Man fand am Fuße eines Mount Yorks benannten Berges eine fruchtbare, von zwei Bächen bewässerte Ebene, deren Vereinigung den Coxfluß bildet, der sich in den Nepean ergießt; jenseits des Coxflusses überstieg man wieder eine Reihe sehr hoher Berge bis an den Fischfluß, wo der Anblick des Landes immer schöner wurde. Es folgen hier fruchtbare Ebenen aufeinander, welche durch mäßige Bergreihen getrennt werden. Auf einer dieser Ebenen vom Macquarie-River durchflossen, unter dem 33 Grade 24 Minuten 30 Sekunden südlicher Breite und 149 Grad 37 Minuten und 45 Sekunden östlicher Länge von Greenwich, ist jetzt eine neue Stadt angelegt, die den Namen Bathurst erhalten hat, und ungefähr dreißig Deutsche Meilen von Sidney liegt. Man fand auf der Westseite der blauen Berge üppige und malerisch-schöne Landstriche, mit einem Boden, der nirgends besser seyn kann. *Eben so bieten auch die kürzlich untersuchten Gegenden in Westernport auf Grantsland, auf der Südostküste*

Welttheils betrachten, wenn gleich Holländer schon im siebzehnten Jahrhunderte Inseln davon entdeckt haben, so hatte man doch bis auf Cook noch keine Notiz davon genommen. Dieser fünfte Welttheil liegt, wie schon bemerkt worden, im stillen Meere oder in der Südsee, östlich von den Asiatischen Inseln und westlich von Amerika, vom 130 Grad bis 270 Grad östlicher Länge, und vom 54 Grad südlicher Breite bis 23 Grad nördlicher Breite. — Die Größe ist schon oben angeführt worden. Die Größe des Kontinents oder Neuhollands wird auf 150,380 Quadratmeilen, nach Französischen Angaben nur auf 138,375 Quadratmeilen geschätzt; es ist völlig vom Meere umgeben, und grenzt daher an keinen andern Welttheil unmittelbar an. Am nächsten liegt es Asien, indem es von den Molukkischen Inseln 70 Meilen entfernt ist. Es wird durch die Torresstraße, deren südlicher Theil die Endeavourstraße heißt, von Neu-Guinea, und im Süden durch die Baßstraße von der Insel Vandiemensland geschieden, und liegt von 10 Grad 37 Minuten, bis 38 Grad 56 Minuten südlicher Breite, und von 129 Grad 59 Minuten 45 Sekunden bis 171 Grad 18 Minuten und 15 Sekunden Länge. Seine größte Ausdehnung von Westen gegen Osten beträgt etwa 680, und von Norden gegen Süden 500 Meilen. — Der Boden Neuhollands läßt sich im Allgemeinen nicht gut bestimmen, da man nur schmale Küstenstriche dieses großen Landes kennt, und viele Gegenden der Küste wegen Untiefen oder heftiger Brandung den Schiffen keinen Zugang erlauben. Einige Küsten haben ein rauhes unfruchtbares Ansehen, andere enthalten große fruchtbare Strecken, wo Pflanzen und

dieſe Vermuthung. Nach Sommers Taſchenbuch für 1836 (S. 156) und Berghaus Annalen ſoll von einem Lascar, einem Indiſchen Matroſen, das uns noch ganz unbekannte Innere durchwandert worden ſeyn, der, nachdem er mit einer Engliſchen Brigg an der Nordweſtküſte Schiffbruch gelitten, von hier aus nach einer anderthalbjährigen Wanderung in der neuen Engliſchen Niederlaſſung Newcaſtle an der Oſtküſte angelangt ſey, aber ſein Tagebuch verloren und nichts Bedeutendes zu erzählen gewußt habe, wodurch dieſes noch ſehr in Zweifel gezogen wird, obgleich ſeine Erzählungen weder beachtet noch widerrufen worden. Man hält Neuholland, nach dem Boden, und was er erzeugt und ernährt zu urtheilen, für ein noch im Werden begriffenes Land, welches ſich erſt in der Natur zu bilden anfängt, alſo noch auf einer untern Stufe der Naturbildung ſteht; denn wenn man die Bodenbeſchaffenheit, die Pflanzen-, die Thier- und die Menſchenwelt betrachtet, ſo trägt Alles den Charakter der Unreife und der Einförmigkeit. Man will dafür ſo Manches aus der Thier- und Pflanzenwelt anführen, welches einen Stilleſtand des Entwickelungsprozeſſes anzeigt (nach von Roon, Grundzüge der Erd-, Völker- und Staatenkunde, II. S. 128). So z. B. ſchwarze Schwäne, weiße Adler, behaarte Vögel ohne Flügel, einen Maulwurf mit einem Entenſchnabel, das Känguruh, ein Thier, welches die Größe des Hirſches mit der Geſtalt des Eichhörnchens verbindet, und nur auf den mit Vogelkrallen verſehenen Hinterbeinen umherhüpft. Hier finden ſich mannshohe Gras- und baumartige Schilfarten, Birnen, deren Stengel am breiteren Ende, Kirſchen, deren Steine an der Außenſeite wachſen; Bäume, deren lederartige Blätter ſenkrecht auf den Stengeln ſitzen, die nicht ihr Laub, ſondern ihre Rinde mit den Jahreszeiten wechſeln ꝛc. Die Hälfte aller Pflanzen, die man bis jetzt gefunden hat, gehören nur eilf Familien an, woraus ſich auch die Einförmigkeit des Landes ergiebt.

Neuhollands, einen reichen und fruchtbaren Landſtrich dar, der ſich zum Anbaue ſehr gut eignet; man kann jedoch von Sindney zu Lande nur mit großen Schwierigkeiten dahin gelangen, weil vier hohe Bergketten, deren Gipfel zum Theil ewigen, oder doch bisweilen Schnee tragen, überſtiegen werden müſſen. Auch die Kolonie Weſtauſtralien am Schwanenfluſſe, wo man jedoch noch nicht weiter als dreißig Meilen vorgeſchritten iſt, läßt auf die Folge noch Aufſchluß über das Innere erwarten. Von dem ganzen übrigen Neuholland kennt man, wie ſchon oben angeführt worden, nur die Küſten, die von verſchiedenen Seefahrern ſehr genau aufgenommen worden ſind; denn es fehlen nur einige unbedeutende Strekken im Carpentariagolf. Der neueſte Verſuch in das Innere einzudringen, von den Engländern Grey und Luſhington, im Februar und März 1838, von der Hannoverbay an der Nordweſtküſte aus, von dem man ſich ſo viel verſprach, iſt durch die Feindſeligkeiten der Eingebornen fehlgeſchlagen. Sonſt hat ſich bei der Expedition gezeigt, daß nicht dieſes ein Haupthinderniß iſt, das man zu bekämpfen hat, ſondern die natürliche Beſchaffenheit des Landes, die, obgleich fruchtbar an manchen Stellen, doch im Allgemeinen wüſte und unfruchtbar iſt; je weiter man daher in die unbekannte Gegend hineindringen würde, je ſicherer würde man ſeinem Untergange entgegen gehen. Männer, wie Meinicke, behaupten, daß uns hier keine beſondern Entdeckungen bevorſtehen, am wenigſten von Gebirgen, Seen und andern großartigen Naturbildungen, ſondern daß uns das Flachland, das wir am Darling kennen, mit ſeinem rothen, von dichtem Gebüſche bedeckten Lehmboden, ſeinen

dieſe Vermuthung. Nach Sommers Taſchenbuch für 1836 (S. 156) und Berghaus Annalen ſoll von einem Lascar, einem Indiſchen Matroſen, das uns noch ganz unbekannte Innere durchwandert worden ſeyn, der, nachdem er mit einer Engliſchen Brigg an der Nordweſtküſte Schiffbruch gelitten, von hier aus nach einer anderthalbjährigen Wanderung in der neuen Engliſchen Niederlaſſung Newcaſtle an der Oſtküſte angelangt ſey, aber ſein Tagebuch verloren und nichts Bedeutendes zu erzählen gewußt habe, wodurch dieſes noch ſehr in Zweifel gezogen wird, obgleich ſeine Erzählungen weder beachtet noch widerrufen worden. Man hält Neuholland, nach dem Boden, und was er erzeugt und ernährt zu urtheilen, für ein noch im Werden begriffenes Land, welches ſich erſt in der Natur zu bilden anfängt, alſo noch auf einer untern Stufe der Naturbildung ſteht; denn wenn man die Bodenbeſchaffenheit, die Pflanzen-, die Thier- und die Menſchenwelt betrachtet, ſo trägt Alles den Charakter der Unreife und der Einförmigkeit. Man will dafür ſo Manches aus der Thier- und Pflanzenwelt anführen, welches einen Stilleſtand des Entwickelungsprozeſſes anzeigt (nach von Roon, Grundzüge der Erd-, Völker- und Staatenkunde, II. S. 128). So z. B. ſchwarze Schwäne, weiße Adler, behaarte Vögel ohne Flügel, einen Maulwurf mit einem Entenſchnabel, das Känguruh, ein Thier, welches die Größe des Hirſches mit der Geſtalt des Eichhörnchens verbindet, und nur auf den mit Vogelkrallen verſehenen Hinterbeinen umherhüpft. Hier finden ſich mannshohe Gras- und baumartige Schilfarten, Birnen, deren Stengel am breiteren Ende, Kirſchen, deren Steine an der Außenſeite wachſen; Bäume, deren lederartige Blätter ſenkrecht auf den Stengeln ſitzen, die nicht ihr Laub, ſondern ihre Rinde mit den Jahreszeiten wechſeln ꝛc. Die Hälfte aller Pflanzen, die man bis jetzt gefunden hat, gehören nur eilf Familien an, woraus ſich auch die Einförmigkeit des Landes ergiebt.

In Hinsicht der Thierwelt tritt die Einförmigkeit weniger hervor, als die Unreife, namentlich scheint Australien den Reichthum an Vögeln mit den Indischen Inseln zu theilen. — Was die Gewässer Neuhollands betrifft, so sind die nördlichen, südlichen und westlichen Küsten vom Indischen, die östlichen vom stillen Meere umflossen. Beide Meere bilden unzählige Bayen und Busen. Die merkwürdigsten sind: 1) Der Busen von Carpentaria, auf der Nordküste, 80 Meilen breit und 120 Meilen lang; 2) die Joseph Bonaparten-Bay, gleichfalls an der Nordküste; 3) der Busen Bonaparte, von den Britten Spencers Busen genannt, der sich an der Südküste 40 Meilen landeinwärts erstreckt, und sich in der Gestalt eines sehr großen Flusses zeigt; 4) der Busen Josephine, von den Britten der St. Vinzent-Busen genannt, der sich 18 Meilen landeinwärts erstreckt, auch auf der Südseite; 5) die Hayen- oder Seehundsbay, durch die Halbinsel Peron in zwei Theile geschieden; 6) die Geographenbay, beide auf der Westküste; 7) die Botanybay, und 8) die Port-Jacksonsbay, auf der Ostküste. An großen Flüssen scheint es zu fehlen, wenigstens sind die bis jetzt bekannt gewordenen nur Flüsse von mittlerer Größe, oft schmale Meerarme, die sich nach einer Strecke von 10 bis 15 Meilen in kleine Bäche endigen. Unter diesen Flüssen an der Ostküste von Neu-Südwales sind am bemerkenswertheſten: 1) der Brisbane, der größte darunter, 1824 entdeckt, welchen Einige für den Abfluß des Macquarie halten, der eine fruchtbare Gegend durchfließt, an seiner Mündung $\frac{3}{5}$ Meilen breit ist, und unter 28 Grad südlicher Breite sich in die

noch eines andern so bedeutenden Flusses, welcher dieser Nebenfluß seyn könnte, undenkbar sey. Die Flüsse des Flachlandes sollen dort nur alle ein prekäres Daseyn haben; ohne eigentliche Quellen, ohne Nahrung durch kleine Zuflüsse, verwandeln sie sich bei der Dürre in eine Reihe von Lachen, und trocknen auch wohl ganz aus, während sie zur Regenzeit das Land weit und breit überschwemmen; sie haben daher weder bei der Fülle, noch bei dem Mangel des Wassers einen eigentlichen festen Lauf. Der Murray mit seinen Zuflüssen, die aus den Warragonbergen kommen, ist diesem Wechsel und dieser Steppennatur weit weniger unterworfen, als der Darling, und soll, allem Anscheine nach, nie ganz austrocknen; nach der Mündung zu soll er sogar sehr bedeutende Dimensionen haben, eine Breite von 1200 und eine Tiefe von 20 Fuß. Bemerkenswerth ist nun noch wegen seiner Wasserfälle der Gebirgsfluß Apsley, bei dem ersten Wasserfalle, den die Britten Becketts Catarakt nannten, stürzt der Fluß 150 Fuß senkrecht in ein tiefes Becken hinab. Noch prachtvoller ist der zweite Wasserfall, Bathurst's Catarakt genannt, indem hier der durch viele Waldströme verstärkte Fluß mit seinen durch einem Felsen getheilten zwei Strömen, deren Breite 210 Fuß beträgt, 235 Fuß hoch mit betäubendem Getöse hinabstürzt, dann 1200 Fuß weit durch die Felsspalten fortrollt, zum dritten Male in unzertrennter Masse 100 Fuß hinabfällt, und dann zwischen senkrechten Klippen mehr als 1200 Fuß hoch von Fall zu Fall noch eine Viertelmeile fortströmt, bis er sich zwischen unermeßlichen Felsklippen dem Auge entzieht. Neuerlich hat man auch außerhalb der Englischen Kolonie einige bedeutende Flüsse entdeckt. Die Engländer Grey und Lushington trafen einen solchen bei ihrer schon oben erwähnten verunglückten Expedition in das Innere an, der sich auf der Nordwestküste mündet, und den sie Glenely nannten. Der Erstere (Grey) hat bei

Sumpfgegenden verbreitet; 3) der Castlereagh, ein ansehnlicher Strom, welcher dem Macquarie ziemlich gleich ist; 4) der Peelsfluß, welcher den Cockburn-River aufnimmt. Die Mündungen der zuerst genannten beiden Flüsse, des Macquarie und des Lachlan, und das Flußsystem, zu dem sie gehören, das des Darling und Murray, wurden durch Oxley, Hume, Sturt und Mitchell bekannt, der Letztere, Landmesser in Neu-Südwales, bereiste diese Gegenden 1832, 1835 und 1836. Der Darling entsteht aus der Verbindung der Karaula und des Kindur; es ergießen sich in ihn der Castlereagh, der Macquarie und der Bogan. Die Quellen des Murray sind noch unerforscht; mehr bekannt ist sein bedeutender Nebenfluß, der Morumbidge, und dessen nördlicher Zufluß, der Lachlan. Als Mündung des Murray nahm man früher den Alexandrinesee an, welcher mit der Encounterbay nur durch eine schmale, kaum für ganz flache Fahrzeuge schiffbare Straße zusammenhänge; neuerlich hat man aber weiter östlich einen breitern und tiefern Ausfluß desselben, die eigentliche Mündung des Murray, entdeckt. Den Lauf des Darling soll man nicht mit Gewißheit angeben können; allein die frühere Vermuthung, daß derselbe vielleicht nordwestlich den ganzen Continent durchfließe, hat sich bis jetzt noch nicht ermitteln lassen, soviel will man aber entdeckt haben, daß er eine Biegung nach Südwesten habe, welche die Ansicht erzeugen mußte, daß er entweder in der Nähe des Murray oder in diesen selbst münde. Seitdem daher Sturt 1829 auf dem Morumbidge in den Murray und auf diesem bis zur Encounterbay hinabgefahren ist, und die

reiche einen Zufluß von mehr als tauſend neue Pflanzenarten: Palmkohl, Sago, Pfeffermünze, rothe und gelbe Gummibäume, eine Art Mahagonyholz, viele Arten von Eucalyptus, Eiſenholz, Roſenholz, Mimoſen, eine neue Art Kajaputbäume, Yames, wilden Flachs ꝛc. — Das Thierreich liefert hier mannigfaltige Gattungen, als das Känguruh, den Wombat, ebenfalls zu den Beutelthieren gehörig, das Schnabelthier, die Schweifthiere (Dasyurus macrourus), eine Art Affen, eine Art Schakals, welche den Schafherden in den Brittiſchen Kolonien ſehr gefährlich iſt, den Dingo oder Neuholländiſche Hund, das Neuholländiſche fliegende Eichhorn, die Känguruhratte, gleichfalls mit einem Beutel, wie die Beutelthiere, den ſtachligen Ameiſenbär ꝛc. Ferner Papageyen, weiße Adler, ſchwarze Schwäne, Neuholländiſche Caſuare oder Emus, die prachtvollen Mänuras, Ohneflügel (Apteryx australis), wilde Puter, Gänſe, Enten, kupferfarbige Tauben, weiße Waſſerhühner und andere Vögel. An den Küſten findet man See-Elephanten, Hayfiſche, Wallfiſche, Robben, Schildkröten in großer Menge, verſchiedene Schlangen, Geckos (eine Art Eidechſen), viele See- aber wenig Flußfi-

seinem Aufenthalte in der Kolonie Swanriver im Jahre 1839 den westlichen Küstenlandstrich von 24 bis 32 Grad südlicher Breite untersucht, und unter 24 Grad 25 Minuten die Mündung eines Flusses Gascoigne gefunden. Dazu sind noch bei neueren Aufnahmen der Nordküste, drei dieser angehörenden Flüsse gekommen. Adelaide, den man sogar funfzehn Meilen weit aufwärts fuhr, Victoria, und Fitz Roy. Der Erstere mündet westlich von der Vendiemensbay, der Viktoria in eine bisher noch nie bis in ihre Tiefe aufgenommene östliche Bucht der Joseph-Bonaparte-Bay, und der letztere in den Kingssund. Große Landseen hat man eben nicht entdeckt. Die bedeutendsten der bis jetzt bekannten sind: der Georgensee, auf der Westseite der blauen Berge, 2139 Englische Fuß über der Meeresfläche; der Campbell-Lake, im Innern von Neu-Südwales, 3 bis 4 Englische Meilen lang, und 1½ Meilen breit, und der Taylors-Lake, an der Seeküste, am Fuße der drei Brüder genannten Berge. Ueber das Daseyn des großen Flusses, welchen der Brittische Kapitain King, der die Nordwestküste von Neuholland untersuchen sollte, an der auf der Nordseite befindlichen Vandiemensbay entdeckt hat, und der an seiner Mündung eine beträchtliche Delta bildet, hat man noch keine näheren Nachrichten. Er befuhr diesen Strom 60 Engl. Meilen, wo er über 400 Fuß breit war. — Das Klima Neuhollands ist das gewöhnliche der Tropenländer. Im Sommer ist die Hitze oft außerordentlich groß; sie wird aber durch die See- und Abendwinde gemäßiget und erträglich gemacht; auch Stürme sind nicht selten. Im Winter fallen heftige Regen; Gewit-

reiche einen Zuflaß von mehr als tauſend neue Pflanzenarten: Palmkohl, Sago, Pfeffermünze, rothe und gelbe Gummibäume, eine Art Mahagonyholz, viele Arten von Eucalyptus, Eiſenholz, Roſenholz, Mimoſen, eine neue Art Kajaputbäume, Yames, wilden Flachs ꝛc. — Das Thierreich liefert hier mannigfaltige Gattungen, als das Känguruh, den Wombat, ebenfalls zu den Beutelthieren gehörig, das Schnabelthier, die Schweifthiere (Dasyurus macrourus), eine Art Affen, eine Art Schakals, welche den Schafherden in den Brittiſchen Kolonien ſehr gefährlich iſt, den Dingo oder Neuholländiſche Hund, das Neuholländiſche fliegende Eichhorn, die Känguruhratte, gleichfalls mit einem Beutel, wie die Beutelthiere, den ſtachligen Ameiſenbär ꝛc. Ferner Papageyen, weiße Adler, ſchwarze Schwäne, Neuholländiſche Caſuare oder Emus, die prachtvollen Mänuras, Ohneflügel (Apteryx australis), wilde Puter, Gänſe, Enten, kupferfarbige Tauben, weiße Waſſerhühner und andere Vögel. An den Küſten findet man See-Elephanten, Hayfiſche, Wallfiſche, Robben, Schildkröten in großer Menge, verſchiedene Schlangen, Gekkos (eine Art Eidechſen), viele See-, aber wenig Flußfiſche, ungeheure Rochen, 300 — 400 Pfund ſchwer; auch Stachelrochen, Auſtern, Rieſenmuſcheln, Tripangs oder Holothurien, die in großer Menge nach China gehen, wo ſie als Reizmittel genoſſen werden, Perlmuttermuſcheln ꝛc. Im Mineralreiche findet man Kupfer, Eiſen, jedoch nur bis jetzt in geringer Menge, Granit, Porphyr, Baſalt, Kalkſtein, Marmor, Schiefer, Steinkohlen, ſehr ſchöne Walkererde, Steinſalz ꝛc. In den Europäiſchen Kolonien gedeihen ſehr gut Europäiſche Pferde, Rindvieh, Schafe, Schweine, Geflügel, Getreide, Gartengewächſe, Obſt, edle Südfrüchte, Wein, Tabak, der dem Weſtindiſchen nichts nachgiebt, Hanf, Hopfen, deſſen Anbau man kürzlich mit dem vollkommenſten Erfolge eingeführt hat, Flachs und andere Be

wächſe, die man aus der heißen Zone hierher verpflanzt hat.

Die Eingebornen oder Ureinwohner Neuhollands ſtehen auf der niedrigſten Stufe der Ausbildung und gehören zu der negerartigen Raçe, gehen ganz nackt, oder ſind leicht mit Thierfellen bekleidet, verzehren faſt Alles roh, ſchlafen meiſt unter freiem Himmel oder in Höhlen, auch in ſchlecht zuſammengeſetzten Hütten, verkriechen ſich in Felſenhöhlen, und ziehen ihre meiſte Nahrung aus den Flüſſen oder aus dem Meere. Wenn gleich in Afrika und Amerika, beim Vordringen der Europäer in unbekannte Länder, es nie an Feindſeligkeiten mit den Urbewohnern gefehlt hat, welche ſich dieſem Eindringen widerſetzt, und immer die Kämpfe erneuert haben, und ſie auch jetzt noch da erneuern, wo ſie von den Europäern beunruhiget werden, ſo iſt dieſes doch nicht ſo der Fall mit den Ureinwohnern Neuhollands geweſen; denn dieſe haben ſich ziemlich friedlich gegen die Europäer betragen, nie haben ſie dieſen ernſtlichen Widerſtand entgegengeſetzt, und nur einmal iſt es in Neuſüdwales nöthig geweſen, das Kriegsgeſetz zu proklamiren. Auch ihre jetzigen Räubereyen in Südauſtralien, ſoll man eigentlich keinen ernſtlichen Widerſtand nennen können. Dafür ſind aber auch die Eingebornen dem in ihr Land verpflanzten Europäiſchen Leben völlig fremd geblieben; denn alle Verſuche, ſie zu einer anſäßigen Lebensart zu gewöhnen, ſind gänzlich mißlungen, und es geht hier mit ihnen eben ſo, wie es mit den Buſchmännern und Kaffern an der Südſpitze von Afrika geht, und mit den Hottentotten gegangen iſt: ſie lieben das herumſchweifende Leben und ihre Frei-

ropäern kultivirten Theile zu berühren, und ihrer Gesittung theilhaftig zu werden. Auch täuscht man sich über ihre Anzahl, und nimmt sie wahrscheinlich viel zu hoch an, weil die Hütten, welche sie bei ihrem Weiterziehen zurücklassen, über ihre Zahl täuschen. In dem angebautesten Theile der Englischen Kolonien haben sie sich schon fast ganz verloren, nur einige Individuen haben die Landbauer an sich fesseln können, und sie leisten ihnen, bei der Schärfe ihrer Sinne, namentlich bei der Jagd, sehr gute Dienste. Hierzu kommt nun noch, daß Niemand die Sprache des Landes kennt, mit Ausnahme einiger entflohenen und wieder eingeholten Verbrecher, und diese sind doch auch nur sehr dürftig darin unterrichtet; mithin haben auch die zwei Missionsgesellschaften der Kirchenmissionsgesellschaft (Church Missionary Society) am See Macquarie bei Newcastle und in Wellingtonvalley hier keine Fortschritte machen können. In Vandiemensland ist es dagegen anders, weil hier, bei der Kleinheit des Landes, eine dauernde Berührung bleiben mußte. Das mühsam hergestellte gute Vernehmen wird hier oft durch die Beleidigungen gestört, welche die Fischer und Seehundsfänger an den Küsten, die Hirten und namentlich die entflohenen Verbrecher im Innern gegen die Einwohner ausüben. Hierdurch wurden diese endlich in den 1820ger Jahren, obgleich nur einige Hundert stark, zu einem Rachekriege gegen eine wohl dreißigfache Uebermacht angefeuert, und unterstützt durch die Beschaffenheit des Landes und ihre Kenntniß der Lokalitäten führten sie ihn mit solchem Glücke, daß die Kolonisten mehrere Jahre lang mit den äußersten Anstrengungen nichts gegen sie ausrichten konnten. Endlich kam es 1832 zu einer friedlichen Ausgleichung, wonach die Stämme einzeln besänftiget, nach einer Insel der Gruppe Fourneaux, in der Baßstraße, geführt wurden. Es waren damals ungefähr 200 Köpfe. Sie sollten an dem neuen Orte nur eine Art von Kolonie bilden, unter der

Leitung der Europäer, und wurden von denſelben mit allem Nöthigen verſorgt, um ſie an Ackerbau und häusliche Beſchäftigung zu gewöhnen; allein ein großer Theil unterlag bald trotz der mildeſten Behandlung, und ihre Zahl ſoll ſich immer mehr vermindern, und deshalb ſcheint auch ihre Feſſelung an dem Boden, oder auf einem beſtimmten Raume große Schwierigkeiten zu haben, wie dieſes der Anfang gezeigt hat. — Berückſichtiget man alle Einwohner oder Urbewohner Südindiens oder Auſtraliens mit Inbegriff aller Inſeln, woraus dieſer Welttheil beſteht, ſo kann man die Zahl der Einwohner mit Einſchluß der koloniſirten Europäer, auf 1,500,000 bis auf 2,000,000 ſchätzen. Hier theilt man nun die Ureinwohner in zwei Hauptnationen, in eine negerartige, die Papuas, welche hervorſtehende Backenknochen, aufgeworfene Lippen und Wollhaare, wie andere Neger, haben, und ſich von ihnen nur durch ſehr dünne magere Arme und Beine auszeichnen, und dieſe ſind es, die auf Neuholland leben, wie ſchon oben angeführt worden, jedoch ohne die geringſte Civiliſation, im völligen Zuſtande der Rohheit, ohne geſelliges Band, und ohne eine beſtimmte Religion, eine beſtimmte Verehrung eines Weſens. Die andere Hauptnation, die auf den Inſeln lebt, iſt in körperlicher Bildung und Geſtalt wenig von den Europäern verſchieden; ſie gehört zur Malayiſchen Raçe, und zeichnet ſich durch die ſchönſten und regelmäßigſten Formen aus. Die Farbe der Haut iſt bisweilen nicht dunkler, als die der Spanier und Italiener. Sie ſind größtentheils Fetiſchanbeter, doch haben auch viele von ihnen die chriſtliche Religion angenommen, ſind von ſanftem Charakter, haben eine beſtimmte Staats-

und ſtark, von ſchönem Gliederbaue, mit meiſt angenehmen Geſichtszügen und kraftvoll, muthig und kriegeriſch, ja man will ſie in dieſer Beziehung für ein weit kräftigeres und ſchöneres Volk als die Europäer halten, nur blutdürſtig, tollkühn und ſtolz. In Feſtigkeit und Erfindungsgeiſt behaupten ſie den Vorzug vor den Auſtraliern oder Neuholländern; dafür finden aber Letztere in ihren heimathlichen Wäldern Ueberfluß an Allem, was ihre mäßigen Bedürfniſſe erheiſchen. Die reine Luft und das milde Klima ihrer Wohnorte machen jede Bekleidung des Körpers unnöthig, und ihre höchſt einfachen Hütten geben ihrem abgehärteten Körper hinreichenden Schutz gegen unfreundliche Witterung. Die Natur hat daher ſo reichlich für dieſe einfachen Naturkinder geſorgt, daß ſie des Lebens Unannehmlichkeiten nicht fühlen, die das Loos anderer wenig begünſtigter Völkerſtämme ſind, und daher kommt auch zum Theil ihr gewöhnlicher Frohſinn, ihre heitere Laune, ihre Aufgelegtheit zum Scherzen ꝛc. Wie ſchon bemerkt, hat man Verſuche gemacht, das Chriſtenthum unter ihnen auszubreiten, und ſie den Früchten einer ſittlichen Bildung theilhaftig zu machen; allein ſie ſind nur zum Theil geglückt, was ſeinen Grund darin zu haben ſcheint, daß ſie, wie die meiſten rohen Völker, einen unbeſchreiblichen Hang nach Unabhängigkeit haben und ihre Freiheit und einfache Wohnungen den Bequemlichkeiten des civiliſirten Lebens vorziehen. So z. B. ließ ein vornehmer Engländer einen jetzigen Auſtralier oder Neuholländer, der als Kind ſeiner Mutter genommen worden, ganz auf Europäiſche Weiſe erziehen. Der Knabe lernte Leſen, Schreiben, Rechnen ꝛc., ſich reinlich und ſeine Kleider in Ordnung halten, und dieſes ganz nach Wunſch; er zeigte ſich gelehrig und willig; ſeine natürlichen Fähigkeiten verriethen keinen Mangel; dabei war er gutmüthig, aufgeweckt und voller Luſt und Lebensmuth. Da erhielt er gelegentlich Beſuche von ſeiner Mutter und einigen Gliedern ſeines Stammes

und ſein Herr glaubte von dieſer Seite nichts für die Fortſchritte der ſittlichen Bildung ſeines Pfleglings befürchten zu dürfen. Wie groß war daher ſein Erſtaunen, als er ihn, nachdem er kaum ſein ſechzehntes Jahr angetreten hatte, eines Tages völlig nackt und mit den Waffen ſeines Stammes vor ſich erſcheinen ſah, mit der Erklärung, daß er geſonnen ſey, ſich nun eine Gattin zu erwerben. Er hielt alſo die Bildung nun für hinreichend um zu ſeinem Naturleben zurückzukehren. Um die Brautwerbung vorzunehmen, gehen die Einwohner von Neu-Südwales auf folgende Weiſe zu Werke. Der junge heirathsfähige Wilde ſucht gewöhnlich in einem andern Stamme den Gegenſtand ſeiner künftigen Zärtlichkeit. Hat er ſich ein Mädchen auserkohren, ſo folgt er dem Stamme, welchem die Auserkohrne angehört, auf Schritte und Tritte und von Ort zu Ort, und ſucht ſie zu beſchleichen; hat er ſich derſelben hinreichend genähert, ſo ſpringt er plötzlich auf ſie los, verſetzt ihr einen Schlag mit ſeinem Waddie oder ſeiner Keule, und ſchleppt das dadurch betäubte Mädchen mit ſich fort zu ſeinem Stamme. Die Begleiterinnen des Mädchens laufen nun unter lautem Geſchrei und Geheule davon, und melden den Ihrigen was ſich zugetragen hat. Der Raub wird für eine Beleidigung bei den Neuholländern angeſehen, und der Stamm, welcher dieſe erlitten, fordert von dem andern, welchem der Räuber angehört, Genugthuung und Beſtrafung des Letzteren für den begangenen Frevel. Beide Stämme verſammeln ſich nun an einem zuvor beſtimmten Tage, und die Ceremonie zur Herſtellung des Friedens zwiſchen den betheiligten Partheyen nimmt ihren Anfang. Dieſe beſteht nicht ſowohl in Beſtrafung,

auch nur in seltenen Fällen der Tod sein Loos seyn sollte, so hat er doch eine sehr schwierige Probe zu bestehen; denn eine bestimmte Anzahl von Kriegern aus beiden Stämmen, Gesicht und Körper roth bemalt, um fürchterlicher zu erscheinen, stellen sich unter wildem Geschrei einander gegenüber, werfen ihre Bumerangs (eine säbelförmige 2½ Fuß lange hölzerne Waffe) hoch in die Luft, und machen allerlei feindselige Stellungen und Geberden, als wollten sie einander gegenseitig zum Kampfe herausfordern. Nach einiger Zeit vereinigen sie sich zu einer Gruppe und bestimmen den Gang der Ceremonie. Einige untersuchen ihre Lanzen und befestigen sie an den Wummerah (ein Instrument, womit sie ihre Speere abschleudern), und balanziren sie gleichsam zum Wurfe. Andere schwingen ihre Keulen, zielen damit zum Scheine auf einander, und suchen auf alle Weise ihre Geschicklichkeit in Führung dieser Waffe darzuthun. Endlich wird von dem Häuptlinge das Zeichen zum Anfange der Ceremonie gegeben. Es ziehen sich nun beide Theile sogleich bis auf eine gewisse Entfernung von einander zurück, und der Mädchenentführer bloß mit einem Heliman (ein hölzernes 2½ Fuß langes, in der Mitte 4 Zoll dickes Schild) versehen, tritt vor, um willig die genannte Genugthuung zu geben. Hierauf nähern sich ihm zwei oder drei Krieger vom feindlichen Stamme, mit ungefähr einem Dutzend Lanzen bewaffnet, dem Wummerah und dem Waddie bis auf etwa fünfundzwanzig Schritte. Es erfolgt ein allgemeines Stillschweigen; Aller Augen sind auf die Kämpfer gerichtet. So wie Einer von den Angreifenden seine Lanze zum Wurfe vorbereitet, setzt sich der Angegriffene in eine vertheidigende Stellung, ein Speer nach dem andern wird mit voller Kraft und sicherem Ziele gegen ihn abgefeuert, aber der Heliman, den eine feste kaltblütige Hand richtet, wehrt sie alle ab. Auf den Gesichtern der Zuschauer malt sich ängstliche Erwartung und jedem

glücklich parirten Wurfe folgt ein lautes Zujauchzen. Hat der Mädchenräuber alle Lanzen ohne Verletzung aufgefangen, ſo folgt nach einem abermaligen Beifallsgeſchrei der Kampf mit dem Waddie, wozu er ſich ſeinen Gegner ſelbſt auswählen darf; dies iſt in der That ein barbariſches Schauſpiel, wobei es nicht ſowohl auf Geſchicklichkeit und Uebung, als vielmehr darauf ankommt, die heftigſten Schläge auf den Cobbera oder den Kopf auszuhalten. Die Schläge fallen hageldicht und mit furchtbarer Gewalt auf die Schädel der Kämpfer, die es nur der Dicke ihrer Kopfknochen und dem dichten verfilzten Haupthaar zu verdanken haben, daß ſie mit dem Leben davon kommen. Der Beleidiger darf nun bei dieſem Kampfe, um ſeinen Zweck zu erreichen, weder weichen, noch ſeinen Gegner um Einſtellung der Feindſeligkeiten bitten. Hat er auch dieſe Probe glücklich überſtanden, ſo wird er von beiden Stämmen mit lautem Beifall begrüßt und Niemand legt ferner ſeiner Verbindung mit der geraubten Schönen ein Hinderniß entgegen.—Denkt man ſich nun die Lebensart der Südindianer, ſo wird man kaum glauben, wie ein junger ſechzehn bis ſiebzehnjähriger Südindier, der den Vorſchmack der Europäiſchen Bildung erhalten, wieder zu der Lebensart und den Sitten ſeiner Väter zurückkehren kann, und dennoch, von der andern Seite betrachtet, muß ihm das Leben der Europäer wie ein Zwangsleben vorkommen, was wir ſelbſt nicht fühlen, da wir daran gewöhnt ſind, da wir uns in die mancherlei Werkthätigkeiten fügen müſſen, die oft mit Mühſeligkeiten ohne Zahl verbunden ſind, und Geiſt und Körper an- und abſpannen; dagegen lebt der kulturloſe Südindier ſeine Tage in

ſchützen, und erliegt er, ſo iſt es das gewöhnliche Loos aller Feindſeligkeiten und Stillung der Rachegefühle, durch die Niederlage des Gegners oder durch ſein Fliehen den Platz behauptet zu ſehen. Auch hat er ſeine nächtlichen Gelage und Tanzparthien, ſeine Schauſpiele ꝛc. Wie muß ihm daher das Leben der Europäer vorkommen, die den ganzen Tag über beſchäftiget ſind, immer arbeiten und das Vergnügen nur zugemeſſen erhalten, und wenn es der Reiche genießt, ſo muß es der Arme für ihn verdienen, und dann doch noch hören: daß er ihm Brod giebt, weil er ſonſt verhungern müßte. Laßet eure Hände weg ihr Armen, und wo wird das Verdienſt des Reichen ſeyn, wer wird ihn dann reich machen — ſeine beiden Hände?! Dergleichen Betrachtungen können ſich leicht den rohen Naturkindern aufdringen; ſie müſſen ein ähnliches Gefühl hegen, daß ſie eine genoſſene Kultur hinten anſetzen, und lieber wieder zu ihrem Nomadenleben zurückkehren. Die einbrechende Nacht verſammelt die einzelnen Stämme der Südindier zu einem gemeinſchaftlichen Mahle und zum nachherigen Schlummer bei ihren Gunyas, es verſteht ſich von ſelbſt, jeder Stamm für ſich. Eine reiſende Geſellſchaft macht davon eine getreue Schilderung, die hier wörtlich folgen mag: „Es waren achtzig bis neunzig Schwarzen oder Neger, ſagt der Berichterſtatter, welche in einzelnen Gruppen: Männer, Weiber und Kinder, ſchmauſend und rauchend um ihre, inmitten des nächtlichen Walddunkels vor ihren Hütten lodernden Feuer ſaßen. Schon der Weg dahin durch den dichten Wald im Tarlo-Diſtrikt war höchſt intereſſant; die Strahlen des hoch am Himmel ſtehenden Mondes fielen geknickt durch das dunkle Laubdach und bedeckten den Boden mit ihrem blaſſen Lichte. Opoſſums, Eichhörnchen ꝛc. unterbrachen durch ihr Gekreiſch die nächtliche Stille, oder krochen aus ihren Löchern hervor, und ſchnellten pfeilſchnell an den Ruheſtörern vorüber. Als ſich dieſe den

Gunyas näherten, vernahmen ſie das Gekläff von Hunden, welche die Neger von den Europäern erhalten haben, und die ſie vorzüglich wegen ihrer Wachſamkeit ſchätzen. Die Beller wurden ſogleich von ihren Herren zur Ruhe verwieſen. Die Fremden ſtieſſen zunächſt auf eine Hütte mit drei Negern und einem Häuptling, der eben ſein Mahl beendiget hatte, und mit gekreuzten Füßen daſaß und rauchte, und ſeine beiden Weiber, die noch mit Abnagung einiger Opoſſum- und Rattenknochen beſchäftiget waren, und dann und wann mit einem Stocke geröſtete Yams aus der Aſche hervorholten, um ſie ihrer Fleiſchkoſt hinzuzufügen. Ein näher kommender Hund erhielt dann und wann, wenn ſeine Naſe dem Knochen zu nahe kam, einen Stockſchlag, der ihn zum ſchnellen Rückzuge beſtimmte. Die Köpfe beider Frauen waren mit Känguruhzähnen geſchmückt, und die Eine trug überdies einen kleinen Knochen im Naſenknorpel und eine Art Halsband von kleinen Stückchen gelbem Rohr. Beide waren noch jung, aber keineswegs von angenehmer Geſichtsbildung. Die obere Körperhälfte deckte ein über die Schulter befeſtigtes Opoſſumfell. In der andern Hütte ſah die Geſellſchaft einen jungen Neger, der mit zwei Schnüren Kunſtſtücke machte, die er ſo zuſammen zu winden und in die Höhe zu werfen wußte, daß ſie allerlei Figuren, Quadrate, Kreiſe ꝛc. bildeten; ſeine Schnelligkeit und Geſchwindigkeit dabei erregte die Bewunderung der Umſtehenden. In noch andern Gunyas lagen die Wilden theils auf dem Erdboden und ſchliefen oder rauchten, und ſchwatzten. Hier und da fanden ſie auch Eltern mit Beluſtigung und Unterhaltung ihrer Kinder beſchäftiget. So z. B. legte ein

götzlichkeit der Zuschauer das herabfallende Blatt aufzufangen suchte. Die Kinder waren durchgängig nackt, und spielten mit kleinen Tomahawks." — Hieraus gewahrt man das Naturleben in seiner Kindheit, ohne Erziehung und Bildung, und doch bis zu den kleinsten Zügen wieder dem Leben der Gebildeten gleichend, ohne daß hier jene diese kopirt haben können, und doch so wahr, so treu, nur daß hier bei den Negern die rohe Natur, und dort die verfeinerte und verkünstelte zu uns spricht. — Ihre Vergnügungen haben ebenfalls Seiten, die die unsrigen berühren; so z. B. ihre Tänze. Einer derselben, den sie Corrobori nennen, soll etwas Eigenthümliches und Seltenes seyn, was selten oder nie einem Europäer vorgekommen ist. Mehr als hundert Neger versammeln sich an einem bestimmten Orte, der dem Schauspiele vollkommen entspricht, auf einem freien Rasenplatze in der Mitte eines dunkeln Waldes, rings von hohen dickstämmigen Bäumen umgeben. Diese Plätze werden nicht bloß der Ceremonie wegen gewählt, sondern auch um den Europäern unzugänglich zu seyn; indessen gestattete man es doch einigen Engländern, die diese Gunst sich durch Geschenke an Tabak erworben hatten, sonst würden uns diese Tänze verborgen geblieben seyn. Die Zuschauer bei einem solchen Schauspiele sind auch Neger, aber von einem andern Stamme, der früher mit den Schaugebern in Feindschaft gelebt hat; sie setzen sich in Opossumfelle gehüllt in einem Halbkreise um den Schauplatz nieder, die Aeltesten zu beiden Enden; unmittelbar vor ihnen werden hochlodernde Feuer von Knaben mit dürrer Rinde fortwährend genährt und brennend erhalten. Die ganze Szene hat etwas Theatralisches; der Abglanz der Flammen auf Bäumen und Laubwerk, und den schwarzen Männergestalten stach gegen die rings umher herrschende Finsterniß seltsam ab. Die Weiber, welche das Orchester bildeten, nahmen die eine Seite ein, und waren dem Blicke fast

völlig entzogen, dagegen waren ihre scharfen gellenden Stimmen und das wilde Geklapper, welches sie durch mehrere an einen Strang gereihete Holzstücke erregten, dem Ohre nur zu vernehmlich, und erhöhten nicht wenig das Wilde dieses sonderbaren Schauspiels. Die Männer, welche tanzten, waren weiß bemalt, und hatten überhaupt nichts unterlassen, um ihre Gestalten furchtbar und abschreckend zu machen. Alles harrte nun mit Spannung auf den Anfang der Ceremonie, und am meisten, sagt der Berichterstatter, wir Europäer, die das Glück hatten, zu einem solchen Schauspiele zu gelangen. Bei den Negern erschienen Einige aufmerksam und ernsthaft, Andere rauchten, wiederum Andere lachten und plauderten, bis mit einem Male eine plötzliche Stille eintrat, und Aller Augen sich nach der Bühne richteten, wo mit einem Male acht von den Schauspielern auftraten, die so plötzlich aus der dicken Finsterniß hervorkamen, daß sie wie durch einen Zauber aus der Erde aufgestiegen zu seyn schienen, und die so vor dem Feuer standen, und Alle dieselbe Stellung annahmen. Diese Wirkung soll höchst überraschend seyn, indem man lebendige Gerippe vor sich zu sehen glaubt. Die Weiber beginnen ein schreckliches Konzert und die gespensterartigen Männergestalten mit ausgestreckten Armen und Beinen halten ihren Körper in einer Art zitternder Bewegung, die vorzüglich am Knie und Ellenbogen deutlich zu bemerken ist, drehen sich in regelmäßiger Ordnung und mit dem Schrei Whrou! Whrou! (oder Whiroh), das wie das laute Schnurren eines Spinnrades klang, um die Feuer herum, wobei sie sich nach dem Takte des unsichtbaren Orchesters richteten. Der

Weiſe oder ein neues Geheul begann, welches der Finſterniß ein Dutzend Jungen entlockte, die ihre erwachſenen Vorgänger nachzuahmen ſuchten. Nach den Knaben erſchienen die Männer noch einmal, um einen neuen Tanz zu beginnen. Jeder trug einen kleinen Buſch, und Einer erſchien nach dem Andern, ungefähr wie ein Känguruh hüpfend, und wenn ſie mit dem Hüpfen fertig waren, marſchierten ſie langſam gemeſſenen Schrittes an dem Feuer hin und her, wobei ſie von Zeit zu Zeit die rechte Hand emporſtreckten. Das ganze Schauſpiel dauerte mehrere Stunden hindurch, mit ſtets neuer Abwechſelung in Tanz und Muſik, und unter dem tiefſten Schweigen Seitens der Zuſchauer. — Die Südindianer beſitzen eine bewundernswürdige Fertigkeit im Klettern; ſie erklimmen die höchſten Bäume mit einer Leichtigkeit und Geſchicklichkeit, die in Staunen ſetzt. Sie bedienen ſich dabei zweier Methoden. Bei der einen gebrauchen ſie das Tomahawks (eine ſteinerne Axt), bei der andern die Rebe, die als Seil dient. Erſtere iſt die gewöhnlichſte und erfüllt die fremden Zuſchauer mit Beſorgniß für den kühnen Kletterer. Sobald der Südindianer die Neigung des Baumes mit den Augen gemeſſen, ſo macht er eine Kerbe, gerade tief genug, um ſeine große Zehe aufzunehmen, mit ſeiner Axt in den Stamm. Die Höhe der Kerbe von dem Boden beträgt ungefähr drittehalb Fuß; ſie hängt jedoch bloß von dem Kletterer ab, da kein Neger die Kerben oder Stufen eines andern wieder gebraucht; denn wenn ein Baum ſchon mehrere Male erſtiegen worden, und reichlich mit Kerben verſehen iſt, ſo bildet ſich der neue Kletterer doch ſeine eigenen. Hat er nun die erſte Kerbe gemacht, ſo bildet er darauf die zweite, zwei oder drei Fuß höher, für den linken Fuß. Iſt auch dieſes geſchehen, ſo ſchlägt er ſeinen Tomahawk ſo hoch als er reichen kann, in den Baum, hält ſich an denſelben feſt und erſteigt die erſten beiden Kerben. Iſt die linke große Zehe in dem zweiten

Ausschnitt, so läßt er seine ganze Körperlast darauf ruhen, umfaßt den Baum mit dem linken Arme und macht wiederum zwei Einschnitte, ganz so, wie das erste Mal. Dergestalt fährt er fort, sich immer höher hinauf zu arbeiten, bis er die ersten Aeste erreicht, die nicht selten 40 bis 50 Fuß vom Boden entfernt sind. Die Dicke des Stammes ist kein Hinderniß für ihn, und seine Sicherheit verdient Bewunderung. Die zweite Kletterme-thode, mit der Weinrebe, ist gleichfalls originell, und kann nur von denjenigen Eingebornen ausgeübt werden, in deren Wohnorte der Weinstock vorkommt; sie besteht in Folgendem. Der Südindier erwählt eine Rebe von hinreichender Länge und Stärke, je nach der Größe des zu erkletternden Baumes, umschlingt damit den Stamm, und bindet beide Enden in einen Knoten zusammen. Hierauf begiebt er sich selbst in die Schlinge, hebt sie mit beiden Händen empor, und lehnt sich mit aller Kraft dagegen, um sowohl ihre Festigkeit, als die Festigkeit des Knotens zu prüfen. Nach dieser Vorsichts-maaßregel macht er einen Sprung, wobei er zugleich die Schlinge höher hebt, als sich selbst. In dieser lehnenden Stellung wird der Körper einzig und allein von der Rebe unterstützt. Bei dem zweiten Ansatze schnellt er sich mit Händen und Füßen empor; hierauf erfolgt ein zweiter, dritter, vierter, und so fort, und dieses mit reißender Schnelligkeit. Auf gleiche Weise verfolgen sie auch Thiere, welche auf die Bäume klettern. So z. B. verfolgte ein Neger ein Opossum bis auf einen hohen Baum, den er mittelst des Tomahawks erstieg. Sobald er das Loch gewahrte, worin er das Opossum verborgen glaubte,

[redacted]

Erde stürzte. Soviel von den Eingebornen Neuhollands oder von der negerartigen Raçe auf diesem Continente. Da man, was ihre übrigen Gebräuche betrifft, und besonders über ihre Religion oder ihren Götzendienst bis jetzt nichts hat ermitteln können, da sie, wie schon bemerkt worden, sich zur Civilisation gar nicht hinneigen, und man auch mit ihrer Sprache nicht vertraut ist, um hierdurch Aufschlüsse über ihre weiteren Sitten und Gebräuche zu erhalten. — Von den Insulanern, welche zu den Südindiern gehören, mögen hier nur diejenigen von ein Paar der größten Inseln in Hinsicht ihrer Sitten und Gebräuche, und namentlich von der Malayischen Raçe, erwähnt werden. Zu diesen Insulanern gehören: 1) die schon oben erwähnten Neuseeländer, zu der zweiten Hauptraçe, der Malayischen. Ihre Gesichtszüge sind ausgezeichnet, so wie ihr ganzer Körper wohl proportionnirt, wie schon oben im Allgemeinen angeführt worden. Die Kleidung, welche bei beiden Geschlechtern dieselbe ist, besteht aus einem Ueber- und Oberkleide. Das Erste ist eine Tunika, die durch einen Gürtel um den Leib festgehalten wird; das Letztere ist ein Mantel, der für gewöhnlich aus sehr grobem Stoffe, bei festlichen Angelegenheiten aber aus einem feinern besteht, und oft mit wirklich mühsam gearbeitetem Schmucke verziert ist. Den Stoff liefert der Neuseeländische Flachs. Kopf und Füße lassen sie, wenn man den Federschmuck ausnimmt, den besonders die Männer bisweilen auf dem Ersteren tragen, unbedeckt. Sie färben diese Mattengewänder zum Theil roth, und ihre Geschicklichkeit in Verfertigung derselben ist bewunderungswürdig; denn einige sind weich wie Sammet, glänzend und geschmackvoll mit Figuren verziert. Das Tättowiren ist bei ihnen noch gebräuchlich; es sollen sich indessen nur ihre Häuptlinge tättowiren, unter welche Neuseeland vertheilt ist, davon jeder 150 bis 400 Unterthanen hat. Man kennt hier das Tättowiren

unter dem Namen Moko oder Amoko, und es geſchieht hier anders, wie auf andern Südſeeinſeln; denn man bedient ſich hierzu nicht des anderwärts üblichen, einem feinen Kamme ähnlichen Inſtruments, das nur die Haut ritzt, und worauf nur ein wenig Blutwaſſer ausfließt, ſondern einer Art von Meißel, womit man tiefe Einſchnitte macht, aus welchen das Blut reichlich hervorſtrömt. Dieſer Meißel iſt bisweilen ziemlich ¼ Zoll breit; jedoch wendet man zu feinen Figuren ein ſchmäleres Inſtrument an. Der Stab, womit man den Meißel eintreibt, läuft bisweilen in ein breites Ende aus, um damit das Blut wegzuwiſchen. Die Farbe ſoll man hin und wieder aus dem Safte eines gewiſſen Baumes gewinnen. Der Engländer John Rutherfort erwähnt nichts davon, daß die Figur vor dem Schneiden auf der Stelle vorgezeichnet werde, wie ſolches nach Sauvage in Neuſeeland, ſo wie anderwärts mit einem Stücke Kohle oder rother Erde zu geſchehen pflegt; auch iſt John Rutherfort, der lange Zeit in Neuſeeland lebte, und ſich tättowiren ließ, auf einmal genau tättowirt worden; allein Cruiſe und Marsden behaupten, daß ſtets mehrere Monate und bisweilen Jahre erforderlich ſind, um einen Anführer völlig zu tättowiren, weil man den einen Theil des Geſichts oder Körpers erſt heilen laſſe, ehe man zu einem andern übergehe. Knaben vom achten bis zum zehnten Jahre werden ſchon tättowirt, und iſt es ein junger Mann vom zwanzigſten Jahre noch nicht, ſo wird er für einen Schwächling angeſehen. Marsden ſagte zu einem Anführer, deſſen Neffe ein ſchöner junger Mann von angenehmer Geſichtsbildung war, er möchte denſelben

ger, und die Neuseeländer würden ihn für ein Weib ansehen. Nach Sauvage verlangt man von den Frauen auf Neuseeland nichts weiter, als daß ihnen eine kleine Spirallinie an jeder Seite des Kinns, eine halbkreisförmige Figur über den Augenbraunen, und zwei oder drei Linien an jeder Lippe tättowirt werden. Nach Rutherfort's Angabe haben sie am Kinn eine Figur, die einer umgekehrten Krone gleicht, auf der einen Seite der Lippe aber Figuren von blauer Farbe; ferner hatten sie an beiden Seiten des Mundes Zeichen, die einem Leuchter ähnlich sahen, so wie zwei Striche von der Länge eines Zolles an der Stirn und an jeder Seite der Nase. Die Verzierungen scheinen aber auf der ganzen Insel verschieden zu seyn, sowohl nach dem Geschlechte, als auch nach den Gegenden des Landes. In dem Theile von Neuseeland, wo Rutherfort sich aufhielt, waren die Männer allgemein im Gesicht, an den Hüften und am Leibe, einige sogar bis an die Knie tättowirt; nur der erste Anführer durfte sich Stirn, Kinn und Oberlippe tättowiren lassen. „Je mehr sie tättowirt waren, sagt Rutherfort, um so größere Ehrerbietung genossen sie.“ Nach Sauvage sollen die Priester nur an einer kleinen viereckigen Stelle über den Augen tättowirt werden. Die Flecke und Zeichnungen, obgleich sie mit der Zeit an Deutlichkeit verlieren mögen, gehen so tief ins Fleisch ein, daß sie unverlöschlich sind. Sie sollen auf den Gesichtern der Neuseeländer bewirken, daß man die Spuren des höheren Alters nicht bemerkt. Da nun diese Zeichnungen, wenn sie einmal dem Körper einverleibt worden, unauslöschlich sind, so ist eine jede derselben die eigentliche Auszeichnung der Person, an welcher sie sich befindet; sie dienen derselben auch bisweilen als Merkmal oder Abzeichen. Ein Englischer Seeofficier, der auf seinem Petschafte zufällig ein Wappenschild führte, wurde von den Neuseeländern gefragt, ob dieses sein Amoko wäre. Als die Missionaire von ei-

nem der Häuptlinge, der Gunnah hieß, ein Stück Land kauften, wurde eine Kopie des Amokos seines Gesichts, das ein Mitanführer gezeichnet hatte, der Kaufurkunde als Unterschrift angeheftet, während ein anderer Eingeborner als Zeuge das Amoko einer seiner Wangen hinzufügte. Die Waffen der Neuseeländer bestehen in Spießen, Keulen und dem Pattu-Pattu oder Patoo-Patoo, womit sie den Kopf spalten. Die vornehmste Waffe ist die kurze dicke Keule, die Alle ohne Unterschied beständig tragen; sie wird entweder an dem Gürtel befestiget, oder in der rechten Hand gehalten, und mit einer Schnur an das Gelenk gebunden. Der Form nach sieht sie beinahe wie ein Schlägel aus, ist bald zehn, bald achtzehn Zoll lang, mit Inbegriff eines kurzen Griffes, und gewöhnlich gegen vier bis fünf Zoll breit, in der Mitte dick, und hat an beiden Seiten eine sehr scharfe Schneide. Sie ist meistens aus einer Art grünem Talke verfertiget, welcher bloß auf der südlichen Insel gefunden zu werden scheint, und von dem die Neuseeländer viele abergläubische Begriffe haben. Einige werden aus einem dunkleren Steine gemacht, welcher eine hohe Politur annimmt, einige aus Fischbein. Dieses Instrument wird beim nahen Kampfe angewendet, indem man meistens nach dem Kopfe damit zielt, und ein gut geführter Schlag ist vollkommen hinreichend, um den härtesten Schädel zu spalten. Patu-Patu soll nach Einigen nur ein allgemeiner Name für eine tödtliche oder kriegerische Waffe seyn, die das Wort tödten oder schlagen bedeutet; in der doppelten Form Patu-Patu wird es in dem Neuseeländischen Wörterbuche als eine Keule erklärt, um die Baumwurzeln aus dem

der mit einem wenigstens gegen fünf Fuß langen Schafte, welcher an dem einen Ende spitzig ist, um gebraucht als Pike gebraucht zu werden, während die andere eine halbzirkelförmige Klinge mit einer scharfen Schneide zum Hauen hat. Mit derselben hauen sie im Kampfe die Köpfe ihrer Feinde ab. Ihre einzige Waffen zum Werfen (Steine ausgenommen, die sie bloß aus der Hand schleudern) sind kurze Spieße, welche von hartem Holze oder Fischbeine gemacht und an einem Ende spitzig sind. Sie sind sehr geschickt, solche sowohl nach einem Ziele zu werfen, als auch mit den Klingen ihrer Streitärte aufzufangen oder abzuwenden. Dieses sind die einzigen Schilde, welche sie brauchen, die Falten ihrer dicken und wogenden Matten ausgenommen, welche sie auf den linken Arm nehmen, und welche dicht genug sind, um einen Spieß abzuhalten; sie haben aber auch andere dreizehn, vierzehn bis funfzehn Fuß lange Spieße, welche sie statt Lanzen oder Bayonnetts brauchen. Diese, oder vielmehr die kürzere Art, werden von den Englischen Schriftstellern auch oft Patoos oder Patoo-patoos genannt. Endlich führen sie noch eine Waffe, welche der Hellebarde ähnlich ist, dabei sonderbar geschnitzt und mit Büscheln von Papageyenfedern geziert ist, die um seine Spitze gebunden sind, welches Instrument sie einen Hennee nennen. In den Künsten, welche die Neuseeländer ausüben, steht das Schnitzen in Holz ꝛc. oben an. Geschmack und Erfindung solcher Schnitzereyen sind gerade nicht zu loben; indessen muß man sie doch bewundern, wenn man die höchst unvollkommenen Werkzeuge dieses Volkes betrachtet; denn der Neuseeländer hat weder eine Drechselbank, noch die Handwerkszeuge, die man in jedem civilisirten Lande findet. Sein einziges Schneideinstrument ist grob aus Steinen oder Knochen gearbeitet, und gleichwohl giebt er durch dasselbe und vermöge seiner Geschicklichkeit und Ausdauer dem Holze jede Form, die ihm seine Phantasie vorstellt.

Einiges auf dieſe Weiſe gearbeitetes Schnitzwerk ſoll ſich durch die Gefälligkeit und den Reichthum der Zeichnung ſo vortheilhaft auszeichnen, daß es Europäiſchen vorzüglicheren Künſtlern keine Schande machen würde. Die Kriegsböte der Neuſeeländer, die oft ſo groß ſind, daß ſie zweihundert Perſonen faſſen können, haben an dem Vorder- und Hintertheile gewöhnlich mit großem Fleiße gearbeitete Schnitzereyen. — Bei der Wahl des Orts zur Anlegung eines Dorfes befolgen die Neuſeeländer dieſelben Grundſätze, wie andere kulturloſe Völker; entweder legen ſie ihre Hütten an den Abhängen von Hügeln an, um bei einem feindlichen Angriffe den Vortheil des Bodens zu haben, oder an den Ufern eines Fluſſes, damit ihnen derſelbe Schutz und zu gleicher Zeit Fiſche, ihre Hauptnahrung, zukommen. In der Mitte des Dorfes läßt man ein Stück Land unangebauet liegen, welches ſie zu ihren öffentlichen Verſammlungen benutzen. Das Haus des Oberhauptes iſt gewöhnlich das größte im Dorfe. Der Kapitain Cruiſe beſchreibt ein ſolches und ſagt: „Es war auf in die Erde gerammten Pfählen errichtet. Die Seite und das Dach beſtanden aus Pfählen und waren dicht mit Gras durchflochten, und der Eingang, kaum groß genug für einen Mann, bildete eine Schiebethür. Das ganze Gebäude war etwa 20 Fuß lang und 8 Fuß breit. Die Wohnung des Häuptlings befand ſich zur ebnen Erde und hatte eine Flur nach der Vorderſeite zu, die aber ſo niedrig war, daß nur ein kleiner Mann darin aufrecht ſtehen konnte. Die Hütten des gemeinen Volkes werden nur als ſehr elend geſchildert, und ſollen nicht beſſer, als bloße Schuppen ſeyn, doch findet man an denſelben, beſonders in dem

deren Laune und Leidenſchaftlichkeit mehr ausgeſetzt zu ſeyn, als der Haufe des Volks, deſſen Vaſallenſchaft, die, nach Allem zu ſchließen, in nicht viel mehr beſteht, als in der Obliegenheit, ihnen in ihren Kriegen zu folgen, und in ähnlichen Sachen des Gemeinweſens Gehorſam zu leiſten. Zwiſchen Häuptlingen und Volk, das Cukis heißt, ſteht noch eine ziemlich zahlreiche Klaſſe in der Mitte, die man mit dem Namen Rungatidas oder Rangatiras bezeichnet, was dem Engliſchen niedrigen Adel zu entſprechen ſcheint. Dieſe Klaſſe beſteht aus denen, die durch Verwandtſchaft mit den Familien der Oberhäupter verbunden ſind, und die, wenn ſie auch keine Territorialrechte haben, eben ſo, wie die Oberhäupter ſelbſt, als ein von der niedern Klaſſe verſchiedener Stand angeſehen werden, von dem ſie ſowohl durch ihre politiſche Stellung und Vorrechte, als auch durch das Anſehen ihres Ranges und ihrer Würde unterſchieden werden. Wenn gleich keine allgemeine Regierung in Neuſeeland iſt, ſo unterſcheiden ſich doch die Häuptlinge von allen Andern durch ihre Macht, und Einige von ihnen ſcheinen ſogar in gewiſſer Rückſicht eine Auctorität über Andere zu behaupten. Die, welche in einem höheren Range als die gemeinen Häuptlinge ſtehen, werden Arikis genannt, obgleich ſchwer zu beſtimmen iſt, ob ſie ſich Einer dem Andern als wirklich untergeben anerkennen. So ſcheint der Häuptling ein Ariki geweſen zu ſeyn, von dem Cook, bei ſeiner erſten Reiſe nach dieſem Lande, an verſchiedenen Orten hörte, die er längs der Oſtküſte der nördlichen Inſel beſuchte, und den er Teratu nannte, und deſſen Macht ſich vom Kap Turnagain bis in die Nähe der Merkursbay erſtreckte. Die acht Diſtrikte, in welche dieſe Inſel noch durch Toogee auf der Karte, die er für den Kapitain King zeichnete, getheilt wurde, waren wahrſcheinlich Nominalbeſitzungen oder Lehngüter verſchiedener Arikis. — Ueber ihre Religion weiß man nichts Beſtimmtes,

reichend davon unterrichtet; allein man glaubt, nach dem was Reisende berichten, daß sich das Volk, wie unter den meisten Asiatischen Stämmen, zu den wenigen Eigenthümern des Bodens so ziemlich verhält, wie Sklaven oder Vasallen, doch weiß man nicht, wie weit sich die Gewalt der Ersteren über die Letzteren erstreckt. Einiges scheint darauf hinzudeuten, daß die Häuptlinge in Hinsicht des Rechts, Dienstleistungen zu fordern, keine unbeschränkte Herrschaft über das gemeine Volk, das innerhalb ihres Gebiets wohnt, ausüben, während ihnen auf der andern Seite die Gewalt zusteht, nach Umständen völlig willkührlich über das Leben desselben zu verfügen. Es giebt zwar in Neuseeland keine geschriebenen Gesetze, indessen werden Streitsachen nach gewissen allgemein verständlichen Regeln geschlichtet, die den Häuptern zwar Spielraum im Handeln lassen, allein der Ausübung doch bestimmte, stillschweigend angenommene Grenzen setzen, die selten überschritten werden. So soll es nur bei gewissen Gelegenheiten in der Macht der Oberhäupter stehen, ihren Sklaven das Leben zu nehmen, wie z. B. bei dem Tode eines Gliedes ihrer Familie, dessen Mahnen, wie sie glauben, ein solches Sühnopfer fordert. Daß in Neuseeland oft Sklaven in solchen Fällen geopfert werden, davon hat man überflüssige Beweise. So erzählt auch Kapitain Cruise, daß, als in Neuseeland in Herrn Marsdens Hause der Sohn eines Häuptlings starb, Marsden seine ganze Auctorität aufbieten mußte, um die Landsleute des Knaben, die bei ihm waren, zu verhindern, daß sie nicht zu Ehren ihres verstorbenen Freundes einige Sklaven todtschlugen. Sonst scheint das Leben des Sklaven nur

gethieren findet man nur Hunde, Ratten und Fledermäuse auf der Insel, aber eine große Menge von Vögeln, und von Gewächsen entdeckte Forster zweihundert und funfzig neue Arten. Unter die nützlichen Gewächse werden gezählt: der Neuseeländische Flachs, der einen vortrefflichen Faden giebt, der wilde Sellerie, die Arumwurzeln, Pataten oder Bataten, Theemyrthen und Sproßtannen (die Blätter von beiden geben einen antiscorbutischen Thee, auch wird aus diesen Fichten- oder Tannenzapfen das Sprucebier bereitet, das so heilsam gegen den Scharbock seyn soll), Kohlpalmen ꝛc.; an fruchttragenden Bäumen sind nur wenige auf der Insel. Man hat auch Europäische Bäume hier eingeführt, indem die Britten oder Engländer auf dieser Insel seit dem Jahre 1814 eine Kolonie und Mission angelegt haben, die unter dem Gouverneur von Neu-Südwales in Neuholland steht, um auch hier das Christenthum und die Civilisation zu verbreiten. Die eingeführten Früchte sind: Weizen, Erbsen, Türkisches Korn, Rüben, Kürbisse, Weißkohl, Kartoffeln ꝛc., welche sehr gut fortgehen; auch Pfirsichbäume gedeihen hier sehr wohl. Man hat ferner Marmor, Granit, Quarz, Feuersteine, Chalcedone, Achate, Eisenstein und Ocher; auch der Orienthalische Nierenstein oder der Jade ist merkwürdig, woraus die Eigebornen ihre Waffen bereiten. Dieser Stein ist ein Gegenstand des innern Handels, so wie das Schiffsbauholz und mehrere andere Gegenstände ihren auswärtigen Handel beleben, den sie mit den Engländern aus den Kolonien Neusüdwales und Vandiemensland treiben, wofür diese ihnen andere Artikel liefern; sie treiben daher bloß einen Tauschhandel. Zum Schiffbaue nimmt man die Cowrie- oder Bergfichte, die bisweilen über 100 Fuß hoch wird, ehe sie Zweige verbreitet. Der Hafen Wangeroa befindet sich auf dem nördlichen Theile der Insel, wo 1809 die Mannschaft des Englischen Schiffes Boyd grausam

doch ſcheinen ſie einem Fatum zu vertrauen, auch haben ſie Prieſter. — Was Gewerbe und Handel dieſes Volkes betrifft, ſo ſtehen beide noch, rechnet man ihr Schnitzwerk ꝛc. ab, auf einer niedrigen Stufe. In dem nördlichen Theile dieſer Inſel beſchäftiget man ſich mit dem Ackerbaue und der Weberey, in dem ſüdlicheren mit dem Schiffbaue, mit der Fiſcherey und einigen andern Zweigen der Nothdurft. In der Fiſcherey ſind ſie ſehr erfahren, auch ſind ſie geſchickte Taucher und nach Rutherforts Verſicherung ſollen ſie einen lebendigen Fiſch mit der größten Gewißheit aus dem tiefſten Waſſer heraufholen. Ihre Angelhaken und andere Fiſchergeräthſchaften verfertigen ſie aus Knochen und geben ihnen verſchiedene Formen. An den Küſten von Neuſeeland wimmelt es von Fiſchen, die eine Hauptquelle des Wohlſtandes der Einwohner bilden. Unter den verſchiedenen Arten, die daſelbſt gefunden werden, gehören, außer andern, die Makrele, der Kohlfiſch, nach der Benennung der Matroſen, und der nach Cook's Behauptung größer und ſchmackhafter iſt, als irgend ein anderer eßbarer Fiſch, auch erklärte ihn der größte Theil der Schiffsmannſchaft für den vorzüglichſten Leckerbiſſen, welchen die See liefert; ferner die Butte und ein lachsähnlicher Fiſch, beide ſehr wohlſchmeckend und nahrhaft. Hierzu kommen noch einige andere eßbare Gegenſtände der Fiſcherey, als Hummer, Bachkrebſe, Muſcheln, Auſtern ꝛc. Auch wird das Meer in der Nähe von Neuſeeland oft von Wallfiſchen beſucht, welche die Eingebornen, außer dem Thrane, vorzüglich auch des Fleiſches wegen ſchätzen, das ſie unter die größten Leckerbiſſen zählen. Auch Seebären, Seelöwen ꝛc. kommen

tier ein gaſtfreies, gutmüthiges, frohes, dem Tanze und der Muſik leidenſchaftlich ergebenes Völkchen, welches man zu den glücklichſten auf der Erde zählen könnte, das aber jetzt durch die Beſuche der Europäer ganz verdorben worden iſt; denn die Verführung zu mancherlei Laſtern hat reißende Fortſchritte gemacht, und drohet dieſen herrlichen Menſchenſchlag zu zerſtören. Bei allen liebenswürdigen Eigenſchaften der Otahitier, war nur die Blutrache, welche dieſes Volk bisher, ſo wie die benachbarten Inſeln, in hartnäckige Kriege verwickelte, ſowohl zu Lande, als zur See, weil ſie von zwei Erbkönigen beherrſcht wurden, wobei man die Gefangenen grauſam zum Tode marterte, zu verabſcheuen; auch waren Menſchenopfer und Kindermorde auf der Inſel nichts Seltenes, die jetzt durch die Bekehrung zum Chriſtenthume aufgehört haben. Uebrigens lieben ſie mit Leidenſchaftlichkeit die Schauſpiele, und es wird kein Feſt bei ihnen gefeiert, wobei nicht zugleich ein Schauſpiel gegeben wird. So wurde z. B. Cook bei ſeiner zweiten Reiſe nach Otahiti von dem Könige Otoo daſelbſt mit einem Schauſpiele beehrt; es war ein mit Tänzen abwechſelndes dramatiſches Stück, welches aus fünf Akteurs und einer Aktrice beſtand, welche Letztere nichts Geringeres als des Königs eigene Schweſter war. Die Muſik beſtand bloß aus drei Trommeln, und das Stück dauerte beinahe zwei Stunden. Es war Cook und ſeinen Gefährten nicht möglich, den Inhalt des Stückes zu errathen. Einiges ſchien ſich auf Cook zu beziehen, da ſein Name oft genannt wurde. Nachdem darauf Cook nach der Inſel Huaheine abgeſegelt war, ſo wurde er auch auf derſelben mit einer beſondern Ceremonie empfangen, die er ſelbſt mitmachen mußte, ehe man ihm geſtattete, ans Land zu treten. Das Haus des Chefs dieſer Inſel, die gleichfalls zu den Societätsinſeln gehört, lag dicht am Ufer, und als Cooks Boot dicht am Ufer angelandet war, wurden fünf junge Moos-

ermordet wurde. — Nach Cook sind die Kanots oder Kanoes der Neuseeländer nur lange und schmale Schiffe, nach Art der Böte, die man in Neu-England zum Wallfischfange gebraucht. Die größten darunter, welche 40 bis 100 bewaffnete Männer tragen können, scheinen bloß zum Kriege bestimmt zu seyn; eines derselben, welches gemessen wurde, hatte 6½ Fuß Länge, 5 Fuß Breite, und war 3½ Fuß tief. Die Bretter waren sehr gut ineinander gefügt und durch Querhölzer befestiget. Auch diese Kähne waren durch allerlei Schnitzwerk und durchbrochene Arbeit schön verziert, und überdies mit herabflatternden Frangen von schwarzen Federn ausgeschmückt, die ihnen ein artiges Ansehen gaben. Auch in Verfertigung und im Gebrauche der Ruder sind die Neuseeländer sehr geschickt, desto ungeschickter aber im Segeln; denn sie wissen nur vor dem Winde zu steuern, verstehen sich aber nicht auf die Kunst, auch gegen den Wind zu schiffen. Statt des Steuerruders sind zwei Männer am Hintertheile, welche den Lauf des Schiffes durch ihr Rudern lenken. — Die Einwohnerzahl Neu-Seelands beträgt 100,000 bis 150,000. — 2) Die Otahitier, Otaheitier oder Tahitier, auf den Societäts-Inseln, gehören gleichfalls zu der Malayischen Raçe, und sind ein schöner Menschenschlag, größer, als alle gewöhnlichen Europäer, und oliven- auch kupferfarben. Die Vornehmen sollen eine hellere Farbe besitzen, daher man vermuthet, daß sie von einem andern Stamme sind, oder daß die Arbeit der Geringern in der Sonnenhitze ihre Farbe verändert, und sie dunkler macht, wie dieses überall bei der arbeitenden Klasse der Fall ist. Ihre Kleidung besteht in

tier ein gaſtfreies, gutmüthiges, frohes, dem Tanze und der Muſik leidenſchaftlich ergebenes Völkchen, welches man zu den glücklichſten auf der Erde zählen könnte, das aber jetzt durch die Beſuche der Europäer ganz verdorben worden iſt; denn die Verführung zu mancherlei Laſtern hat reißende Fortſchritte gemacht, und drohet dieſen herrlichen Menſchenſchlag zu zerſtören. Bei allen liebenswürdigen Eigenſchaften der Otahitier, war nur die Blutrache, welche dieſes Volk bisher, ſo wie die benachbarten Inſeln, in hartnäckige Kriege verwickelte, ſowohl zu Lande, als zur See, weil ſie von zwei Erbkönigen beherrſcht wurden, wobei man die Gefangenen grauſam zum Tode marterte, zu verabſcheuen; auch waren Menſchenopfer und Kindermorde auf der Inſel nichts Seltenes, die jetzt durch die Bekehrung zum Chriſtenthume aufgehört haben. Uebrigens lieben ſie mit Leidenſchaftlichkeit die Schauſpiele, und es wird kein Feſt bei ihnen gefeiert, wobei nicht zugleich ein Schauſpiel gegeben wird. So wurde z. B. Cook bei ſeiner zweiten Reiſe nach Otahiti von dem Könige Otoo daſelbſt mit einem Schauſpiele beehrt; es war ein mit Tänzen abwechſelndes dramatiſches Stück, welches aus fünf Akteurs und einer Aktrice beſtand, welche Letztere nichts Geringeres als des Königs eigene Schweſter war. Die Muſik beſtand bloß aus drei Trommeln, und das Stück dauerte beinahe zwei Stunden. Es war Cook und ſeinen Gefährten nicht möglich, den Inhalt des Stückes zu errathen. Einiges ſchien ſich auf Cook zu beziehen, da ſein Name oft genannt wurde. Nachdem darauf Cook nach der Inſel Huaheine abgeſegelt war, ſo wurde er auch auf derſelben mit einer beſondern Ceremonie empfangen, die er ſelbſt mitmachen mußte, ehe man ihm geſtattete, ans Land zu treten. Das Haus des Chefs dieſer Inſel, die gleichfalls zu den Societätsinſeln gehört, lag dicht am Ufer, und als Cooks Boot dicht am Ufer angelandet war, wurden fünf junge Moos-

bäume, welche bei ihnen Sinnbilder des Friedens bedeuten, mit Feierlichkeit, jeder besonders, an Bord gebracht. Drei junge Ferkel, deren Ohren mit Bast von Kokosnüssen ausgeziert waren, begleiteten die ersten drei Bäume, und ein Hund den vierten. Jedes hatte seinen besonderen Namen und Bedeutung, die aber zu geheimnißvoll für Cook und seine Gefährten waren, als daß sie solche hätten verstehen sollen. Zuletzt schickte der Chef der Insel die auf ein dünnes Stück Zinn gestochene Inscription, welche Cook ihm 1769 zurückgelassen hatte, und sich in derselben Tasche befand, die er hatte machen lassen, nebst einem Stücke Englischer Münze und einigen Knöpfen, die Cook zugleich mit hineingesteckt hatte. Nachdem Alles in das Boot gebracht worden, verlangte der Anführer, daß drei junge Moosbäume von Cook und seinen Gefährten mit Gläsern, Nägeln, Knöpfen ꝛc. ausgeziert werden sollten, und als dieses geschehen war, landeten die Engländer mit den genannten Bäumen in den Händen, und wurden durch eine Menge Volks zu dem Chef gebracht. Sie mußten sich einige Schritte von ihm hinsetzen, die Bäume wurden ihnen abgenommen, und nebeneinander vor ihm hingelegt. Einer dieser Bäume sollte für das höchste Wesen, der andere für den König, und der dritte für die Freundschaft seyn, und dieses zeigte überhaupt das Symbol des Friedens an, daß nämlich keine Entzweiung zwischen ihnen Statt gefunden. Auch zu Ulietea, einer andern Societäts-Insel, wurde dem Cook bei seiner Ankunft von dem Chef Oreo dieser Insel ein Schauspiel zu Ehren gegeben. Die Musik des Stückes bestand aus drei Trommeln, und die agirenden Personen waren sie-

lene wegzubringen; darüber entstand ein Handgemenge mit denen, welche das Gestohlene wieder haben wollten. Das Ende des Stückes war, daß die Bestohlenen, ob ihrer gleich vier waren, von den zwei Dieben zurückgetrieben wurden, und diese dann das Gestohlene mit großem Triumphe davon trugen. Der Berichterstatter ist der Meinung, daß dieses Stück in Europa einen sehr verschiedenen Ausgang gehabt haben würde. Auch geht daraus hervor, daß bei diesen, so wie auch bei den übrigen Insulanern der Diebstahl, besonders an Fremden, für kein großes Verbrechen gehalten wird, welches diese Insulaner auch auf den Schiffen von Cook bewiesen, wo sie sich zahlreich einfanden, und trotz der Geschenke, die man ihnen mit Kleinigkeiten, die bei ihnen großen Werth hatten, wie Nägel und anderes Eisenwerk ꝛc., machte, dennoch mit vieler Gewandtheit auf den Schiffen dieses oder jenes zu stehlen suchten; ertappte man sie, so nahm man ihnen das Gestohlene wieder ab, aber größtentheils entkamen sie damit, indem sie gleich in ihre Kanoes sprangen und davon ruderten. Wurde nun der Diebstahl vor den König gebracht, so gewahrte man wohl, daß er nicht beschützt wurde, und daß die Gesetze der Insel ihn bestraften; denn der König oder der Chef der Insel selbst gab oftmals bei dergleichen Klagen seinem Volke Verweise, erwähnte der guten Behandlung und der Geschenke, die sie von den Fremden erhalten, und wie niedrig dergleichen Handlungen wären, die nur den Undank zeigten. Er ließ sich dann einen genauen Nachweis von allem Geraubten geben, versprach Alles anzuwenden, um es wieder zu bekommen; und wirklich wurden Nachsuchungen angestellt, die Eines oder das Andere ergaben; zu allem Entwendeten gelangte man nicht. Dieses war auch unmöglich, da auf der Insel so viele Schlupfwinkel verblieben, um etwas so lange zu verstecken, als die Schiffe der Fremden am Ufer lagen, und waren diese erst fort, so wurde das Gestohlene

hervorgebracht, weil dann nichts mehr zu befürchten war, und auch die Strafe wegfiel. Durch Furcht erhielt die Schiffsmannschaft einzelne gestohlene Gegenstände wieder, indem Cook ein Geschütz abfeuern ließ, und ihnen drohete, Alles auf der Insel zerstören zu lassen, und Rache zu nehmen; allein auf Alle wirkte auch dieses nicht, indem sie sich dann in die Wälder zurückzogen. Ein Diner, welches der Befehlshaber der Insel Ulietea, Oreo, Cook gab, bestand darin, daß der Erdboden der Insel die Tafel war, wozu man eine der schönsten Stellen ausgesucht hatte, die man mit grünen Blättern bestreuete, so weit nun diese Blätter gestreuet waren, so weit reichte die Tafel. Alle Gäste setzten sich nun rund umher, und sogleich wurde ein gebratenes Ferkel auf die Blätter getragen, und bald darauf ein zweites, welche beide so heiß waren, daß man sie kaum anrühren konnte. Die Tafel war rings umher mit warmer Brodfrucht und Kokusnüssen besetzt. Als nun Jedermann mit einem Messer versehen war, wurde ohne Umstände zugegriffen, und man soll es zu Ehren ihrer Kochkunst sagen können, daß kein Essen besser und sauberer zurecht gemacht seyn kann, als dieses war. Denn obgleich die beiden Schweine ganz aufgetragen wurden, und das Eine wenigstens funfzig bis sechzig Pfund wog, so war doch jedes Stück daran vollkommen gar, und weit schmackhafter, als Alles, was nach Europäischer Art gebraten und gebacken wird. Der Befehlshaber der Insel, sein Sohn und einige von seinen Freunden, saßen neben den Engländern, denjenigen, die dahinter saßen, wurden Stücke zugereicht; denn es war eine große Menge Menschen bei diesem Diner vorhanden. Der

ſo wurde Alles verzehrt. Sobald die Geſellſchaft aufgeſtanden war, ſtürzten ſich viele von dem Volke über die Tafel her, um die herabgefallenen Brocken aufzuleſen, weshalb auch die Blätter alle einzeln durchſucht wurden. Die genannte Inſel ſoll die beſte von den Societäts-Inſeln ſeyn. Dieſe Inſulaner ſind übrigens, wie ſchon oben bemerkt worden, ſehr gutmüthig und gaſtfrei; auch brachten ſie ſogleich, als Cook zum zweiten Male bei ihnen landete, auf Kähnen Fiſche, Kokusnüſſe und andere Früchte herbei, dann Schweine, ſelbſt verfertigte Zeuge ꝛc., und tauſchten dieſe Gegenſtände gegen Kleinigkeiten um, beſonders gegen Nägel. Selbſt das Oberhaupt einer jeden der Societäts-Inſeln ſchickte an die Engländer zum Geſchenke Zeuge, Früchte, große Fiſche und Schweine. Das Oberhaupt erſchien dann jedesmal ſelbſt nach den Geſchenken, die auch Cook von ſeiner Seite in paſſenden Gegenſtänden erwiederte. — Bewunderungswürdig ſind die Morais oder Begräbnißgebäude dieſer Inſulaner, die ſie, zum Theil von außerordentlicher Höhe und Größe, bloß mit ſteinernen Inſtrumenten zu Stande bringen. — Die Regierungsform iſt eine Art von Lehnsſyſtem. Jetzt ſteht an der Spitze des Staats ein erblicher König, der über alle Inſeln, die zu dem eigentlichen Societäts-Archipel gehören, herrſcht. Auf dieſen folgt der Adel, der ſich in verſchiedene Klaſſen theilt, als die Eriks oder Häuptlinge der verſchiedenen Diſtrikte, die zwar ſämmtlich unter dem Könige ſtehen, aber in ihren Diſtrikten faſt eine gleiche Gewalt ausüben. — Die Meduahs, eine zweite Klaſſe des Adels, Vaſallen der Eriks, die Towhas, die geringere Güter von den Eriks zur Lehn empfangen, und die Ratirrahs, die unterſte Klaſſe des Adels, die noch geringere Güter erhalten. Das gemeine Volk beſteht aus Mahanunen oder den eigentlichen Bauern, und den Tautaus, welche unſerm Geſinde gleichen. Durch die Bemühun-

gen der Brittiſchen Miſſionaire iſt jetzt auf dieſen Inſeln das Chriſtenthum als allgemeiner Landesglaube angenommen worden, die Götzenaltäre ſind verſchwunden, und eben ſo die abſcheulichen Menſchenopfer und Kindermorde. Die Einführung des Chriſtenthums fand anfangs bei dieſen Inſulanern großen Widerſtand, mehrere Bekehrungsverſuche mißlangen, bis es endlich im Jahre 1797 der Londener Miſſionsgeſellſchaft glückte, die Otahitier zur chriſtlichen Religion zu bekehren. Kapitain Wilſon, von dreißig Miſſionairen begleitet, verließ am 10ten Oktober 1796 auf dem Schiffe Duff die Themſe, und langte nach einer glücklichen Fahrt am 1ten März 1797 in der Mataraibay an der Küſte von Otahiti an. Die Einwohner empfingen ihn und ſeine Begleiter mit allen Zeichen der Freude, und Pomarre, der König, trat ihnen nach einer Unterhaltung bald darauf in einer feierlichen Verſammlung den Diſtrikt Matarai zur Gründung einer Miſſionsanſtalt ab. Die Mitglieder dieſer Anſtalt wirkten nun auf der Inſel in Bekehrung der Einwohner zum Chriſtenthume. Schon bis zum Jahre 1813 hatten viele Bewohner von Otahiti ihren alten Götzendienſt verlaſſen, die alten heidniſchen Bilder und Altäre, z. B. die Morais, ihre Begräbnißplätze und Tempel, verſchwanden eben ſo bald, als ſich das Volk bekehrte. Der König und ſeine ganze Familie, ſein Hofſtaat ꝛc., hatten die chriſtliche Religion angenommen, um ſo ihrem Volke vorzuleuchten, welches man nicht zwingen wollte von ſeinem alten Glauben ohne Ueberzeugung des Beſſern der chriſtlichen Religion abzulaſſen, und ſo iſt jetzt dieſe über 5000 Einwohner enthaltene Inſel mit Chriſten beſetzt. Ob übri-

wird dann überall ihre Wirkung in dem bürgerlichen Leben dieſer Inſulaner zeigen. — Als der Engliſche Kapitain Wallis im Jahre 1767 das ſchöne und reiche Otahiti endeckte, ſoll dieſe Inſel 200,000 Einwohner gehabt haben; aber Krankheiten, die ſie den Europäiſchen Ankömmlingen verdankten, rafften die Inſulaner zu Tauſenden hin, ſo daß von dieſer bedeutenden Volkszahl nur noch der oben angeführte ſchwache Reſt übrig iſt, den Einige nur auf 4000 Einwohner ſetzen wollen. Jetzt können Viele der Einwohner leſen und ſchreiben, und wie es um die Religion ſteht, beweiſen die ſechsundſechzig Kirchen auf Otahiti und die achtzehn Kirchen auf Eimeo. In der Buchdruckerey, welche die Londoner-Miſſionsgeſellſchaft dahin geſchickt hat, wird jetzt ein Theil der Evangelien in der Landesſprache gedruckt. — Der Tanz, die Muſik und der Geſang ſind auch jetzt noch die Vergnügungen der Otahitier geblieben. Die Mädchen ſollen eine ſehr ſchöne Stimme beſitzen. Schon als Cook dieſe Inſel beſuchte, rühmte er die Stimmen der Weiber. Es wurde damals vor ihm ein Geſang von drei jungen Mädchen vorgetragen, der ſeinen ganzen Beifall erhielt, und als er dieſen öffentlich zeigte und jedem der Mädchen ein Geſchenk machte, ſo brachte dieſes alle Weiber, die in der Geſellſchaft waren, zum Singen, und Cook verſichert, daß ihre Geſänge harmoniſch, und nichts weniger als rauh und unangenehm waren. Bei ſolchen kleinen Ehrenfeſten wird auch eine Art Punſch bereitet, den man aus dem Taumelpfeffer macht, und Awa oder Kawa nennt. Er wurde in Gegenwart der Europäer bereitet, welche Bereitung aber nichts Angenehmes hatte. Es wurde z. B. zuerſt den Engländern ein Stück von der Wurzel des Taumelpfeffers zum Käuen gereicht, dieſe verbaten jedoch dieſe Operation, es geſchah daher durch Eingeborne. Als nun die Wurzel genug gekäuet war, wurde ſie in eine weite hölzerne Schale geſpieen und mit Waſſer be-

goſſen, und ſobald dieſes wieder durchgeſeihet war, wurden Becher von zuſammengebogenen grünen Blättern gemacht, und jedem von allen Engländern einer voll von dieſem Getränke präſentirt. Cook war der Einzige, der es verſuchte, den Uebrigen hatte die Art es zuzubereiten, bereits ihren Durſt völlig geſtillt. Die Schale wurde bald ausgeleert, da Männer und Weiber daran Theil nahmen. Es ſchien den Engländern ſonderbar, daß ſie nie einen Becher zweimal füllten, noch zwei Perſonen aus einem Becher tranken, ſondern ein Jeder bekam einen ganz vollen Becher. Bei dieſem Getränke, welches eine ganz eigene berauſchende Wirkung zurückläßt, ſind ſie zwar heiter und luſtig, allein die Wirkungen ſollen nachfolgen und ſehr nachtheilig auf den Körper ſeyn, weshalb auch dieſes Getränk verboten iſt. — Eine Gewohnheit iſt bei den Otahitiern, daß ſie ſich vor ihren Chefs die Schultern entblößen, auch mit entblößtem Kopfe vor ihnen ſtehen, ſonſt aber, wenn ſie nichts von ihnen verlangen oder zu ihnen gerufen werden, ſich um ſie wenig bekümmern; ſie beobachten bloß die Folgen. — An Handelsprodukten finden ſich eine Menge auf der Inſel, da der Boden ſehr fruchtbar und gut angebauet iſt, wegen des äußerſt milden und ſchönen Klimas. Die Produkte ſind Brodfrüchte, womit die Ebenen weit und breit bepflanzt ſind, Kokospalmen, Piſangs, Pataten oder Bataten, Yams- und Arumswurzeln, Zuckerrohr, Katappnüſſe, Taumelpfeffer, woraus die Einwohner ein berauſchendes Getränk bereiten, welches ſie Awa oder Kawa nennen, das aber jetzt ſtrenge verboten iſt, Flaſchen- und Kugelkürbiſſe, Papiermaulbeerbäume, aus deren feinem Baſte die

bis drei der Aeltesten ein Gebet an die Gottheit gesungen, während dessen die übrigen sich freundschaftlich die Hand geben. Hierauf wird der Gottheit von Allem eine Libation gemacht; auch wird beim Trinken des Awa gesungen und gebetet. Gekocht und gebraten wird wie auf Tahiti, und das Getränk ist Wasser; nur die Chefs trinken häufig Awa, und es soll als ein Zeichen des hohen Standes angesehen werden, ein finniges Gesicht und roth entzündete Augen zu haben. Ungeachtet der Wärme des Klimas schläft man hier nicht so viel, als auf Tahiti; man ist viel fleißiger. Vergnügungen und Musik sind denen auf Tahiti ähnlich. Die Tänze sind originell, allein lange nicht so graciös wie auf Anamoka, eine der Freundschafts- oder Tonga-Inseln, auch nicht so laseiv wie auf Otahiti, aber ernsthaft und sehr lebhaft. Die Sprache der Sandwichinsulaner ist der Otahitischen sehr ähnlich, eben so listig und gewandt waren sie auch im Stehlen, so daß man nicht viel Unterschied unter den Charakteren dieser Insulaner der Südsee findet. — Ihre Religion bestand darin: höhere leitende Wesen anzuerkennen, sonst waren sie Fetischanbeter. — Kunst- und Gewerbsfertigkeit hat bei ihnen schon einen höheren Aufschwung erhalten, als bei den übrigen Südseeinsulanern; sie sind sehr geschickt in Verfertigung von Zeugen und Matten, die in Rücksicht der Feinheit, Eleganz und Dauer alle andern Matten übertreffen; auch machen sie Angelhaken von Perlmutterschalen, Knochen oder Holz, bauen Schiffe nach Europäischer Art, und haben es in Verfertigung von Stricken, Netzgarn, Seilen und Tauwerk so weit gebracht, daß sich die Seefahrer jetzt damit versehen, und dieses Takelwerk für dauerhafter halten, als das Europäische. Ihre Böte sollen z. B. so vollkommen gemacht seyn, als es nur möglich ist; sie waren auch ehemals bei ihnen der größte Reichthum, und um so mehr verdiente der Bau derselben die Bewunderung der Europäer, die

ſie ſahen, da man nur bedenken muß, welche Mühe ſie ihnen verurſachten. Erſtlich einen großen Baum mit Steinen zu fällen, ihn auszuhöhlen, von den hohen Bergen ohne alle Maſchinen ihn zehn bis zwölf Meilen weit ans Ufer zu bringen, zuſammen zu fügen, die Fugen zuſammen zu binden; Segel von Baumrinden zu machen ꝛc. Das Königsboot war zwei und ſiebzig Fuß lang, und man denke ſich die Arbeit ohne Handwerkszeug wie unſer ausgebildetes Geräth. Mit dieſen Böten verſtehen ſie ſich auf das Waſſerfahren, auch in den größten Brandungen ſo gut, daß dieſes faſt ihr Element zu ſeyn ſcheint. — Die Knaben auf Owaihi beſitzen eine große Geſchicklichkeit, die Stimmen der Vögel vollkommen nachzuahmen, ſo, daß ſie herbeigelockt und auf einer Art Leimruthe gefangen werden können. Die Gaſtfreundſchaft iſt auf dieſen Inſeln zu Hauſe, ſo arm die Leute aus den unterſten Klaſſen auch immer ſind, ſo ſind ſie doch ſehr gaſtfrei. — Die Häuſer der Dörfer einiger dieſer Inſeln liegen nahe am Ufer, andere wieder davon entfernt; einige ſtehen auf Pfählen, etwa drei Fuß hoch, wegen der Ueberſchwemmung, andere nicht. Sie ſind rund umher mit trocknem Graſe gegen den Regen geſichert; der inwendige Platz iſt mit Graſe beſtreut und mit Matten bedeckt, von welchen einige recht ſchön ſind. Als Cook auf ſeiner dritten und letzten Reiſe die Sandwich-Inſeln entdeckte, kam auch der König einer derſelben, Tomahana, zu ihm an Bord und ſchenkte dem Kapitain eine ſehr künſtlich geſchnitzte Schale, wogegen er von Cook einige große Nägel und einen geſchliffenen Glasbecher erhielt. Er konnte ungefähr dreißig Jahre alt ſeyn, war von mittlerer Größe, und nicht beſſer gekleidet, als der geringſte ſeiner Unterthanen, nur durch die große Ehrfurcht, welche man ihm erwies, unterſchied er ſich von denſelben. Bald nachher kam auch die Königin an Bord, und ſchenkte an Cook einen ſchönen Halskragen von Federn, und erhielt dagegen einen

kleinen Spiegel ꝛc.; ſie war jung, von angenehmem Weſen, aber ihre Kleidung war gleichfalls nicht ausgezeichnet. Auf der Inſel Owhyhee oder Owaihi kam der König Terriaboo auch mehrere Male an Bord des Schiffes, und ſchenkte Jedem der Capitains, außer vielen Kocosnüſſen, Zuckerrohr, Brodfrüchten und Salz, dreißig Schweine, und ſeine Zufriedenheit mit den Fremden zeigte er noch dadurch, daß er ihnen noch zweihundert junge Schweine ſchenkte und auch ein großes Ballet geben ließ, dagegen ließen Cook und ſeine Gefährten ein großes Feuerwerk abbrennen. Dieſes war vor ihrer Bekehrung zum Chriſtenthume. Noch bis zum Jahre 1818 hatten ſich keine Miſſionaire auf den Sandwich-Inſeln niedergelaſſen, und Reiſende, welche unter dieſer Zeit die Inſeln beſuchten, glaubten nicht, daß bei dieſem ſinnigen Volke ſie je würden eingeführt werden können oder ſie je mit Erfolg auf das Volk wirken würden; indeſſen iſt es geſchehen; denn ſeit dem Jahre 1820 haben ſich chriſtliche Miſſionaire aus Nordamerika auf dieſen Inſeln niedergelaſſen, welche eine Schriftſprache und eine Buchdruckerey eingeführt haben. Es ſind jetzt ſechs Miſſionsſtationen daſelbſt, drei auf Owaihi, eine auf Owahu, eine auf Mauwi, und eine auf Atowai, und an jedem dieſer Orte haben die Oberhäupter eine Kirche erbauen laſſen, in welcher regelmäßig am Sonntage Gottesdienſt gehalten wird; auch ſind auf den Stationen Schulen angelegt, in welchen mehr als tauſend Kinder unterrichtet werden. Die ausgezeichnetſten Schüler werden nach andern Bezirken geſchickt, um als Lehrer aufzutreten, und das Leſen und Schreiben verbreitet ſich täglich mehr unter den Eingebornen. Auch werden Eingeborne zu Predigern gebildet, und chriſtliche Bücher in der Landesſprache gedruckt. Die Zahl der Eingebornen, welche auf ſämmtlichen Inſeln bis zum Jahre 1830 leſen lernten, belief ſich ſchon auf 15,000, und zum Chriſtenthum Bekehrte im Jahre 1837 über 92,000;

auf den größeren Inseln derselben sind alle Einwohner Christen. Rechnet man nun nach der Angabe von Nordamerikanischen Missionairen die ganze Bevölkerung der Sandwich-Inseln auf 130,000, davon 85,000 auf Owaihi und 20,000 auf Owahu kommen, so sind nahe an $\frac{3}{4}$ der Einwohner dieser Insel Christen, und es würden vielleicht noch mehrere übergegangen seyn, wenn nicht der Streit zwischen den protestantischen und katholischen Missionairen hier nachtheilig gewirkt hätte, so daß der König durch eine Verordnung vom 18. December 1837 die Letzteren von der Insel verbannen mußte, worauf ihr Kultus geächtet, und die sich Weigernden gefangen gesetzt wurden; allein im Jahre 1839 sind die Verbannten durch eine Französische Fregatte wieder zurückgeführt worden, und nach einem Vertrage, der von Neuem mit ihnen eingegangen worden, haben sie eine Kapelle gebauet, und sich wieder dauernd niedergelassen. — Die jetzige Bildung der Sandwichinsulaner soll jedoch im hohen Grade Verweichlichung seyn, als deren Folge sich eine immer deutlichere Abnahme der Bevölkerung zeigt, welche nach amtlichen Dokumenten, die Chamisso mitgetheilt hat, in den Jahren 1832 bis 1836 von 129,814 auf 108,393 herabgesunken ist. — Cook rechnete die Zahl der Einwohner dieser Inseln auf 400,000, und so ist diese Zahl auch immer angenommen worden, bis die Missionaire die oben angeführte Zahl aufstellten. Wenn daher nach Cooks Ueberschätzung die Zahl wirklich so groß gewesen ist, so haben sich diese Insulaner seit einem Zeitraume von sechzig Jahren bedeutend verringert, wozu die von den Europäern ererbten Krankheiten wohl das Ihrige dazu beigetragen haben können. Die übrigen Einwohner haben bis jetzt ihre Religionsgrundsätze behalten; sie verehren nämlich mehrere Götter, worunter die Hauptgottheit Etuah heißt, glauben an einen zukünftigen Zustand, und haben Priester; indessen wurde schon im

Jahre 1819 vom Könige Tamehameha, der 1820 ſtarb (und deſſen Sohn, welcher mit ſeiner Gemahlin eine Reiſe nach England machte, im Jahre 1824 daſelbſt ſtarb), der Götzendienſt, in ſo fern er mit der Regierungs-Verfaſſung in Verbindung ſtand, abgeſchafft. Der jetzige König heißt Kaukiali und iſt ein jüngerer Bruder des im Jahre 1824 in London verſtorbenen Königs Tamehameha des Zweiten der Sandwichinſeln; bei ſeiner Minderjährigkeit führte der Feldherr von Tamehameha, Karaimoku, die Regierung. Schon der Vater dieſes jetzigen Königs, der ſich alle Inſeln dieſer Gruppe unterworfen hatte, benutzte den beſtändigen Verkehr mit den Seefahrern der Amerikaniſchen Freiſtaaten und der ſich daſelbſt aufhaltenden Weißen, darunter viele Engländer, um ſeine Unterthanen immer mehr zu civiliſiren. Die Regierungsverfaſſung iſt monarchiſch und erblich, und die Einwohner ſind in Erihs oder Oberhäupter, und in Canakamorihs oder das Volk abgetheilt. Der König bewohnt ein auf Europäiſche Art erbauetes Haus, vor welchem funfzehn Kanonen ſtehen, und wo ein regulaires, mit Flinten und Bayonnetten verſehenes Militair, von etwa funfzig Mann, Wache hält. Bis zum Jahre 1820 waren ſechzig bedeckte Fahrzeuge vorhanden, die Tamehameha alle von ſeinen Schiffszimmerleuten, meiſtens Eingebornen, hatte erbauen laſſen, worunter auch ein Amerikaniſches Schiff von 200 Tonnen iſt. Kotzebue ſah darunter einen Dreimaſter und eine hübſche Brigg. Die meiſten dieſer Schiffe ſind mit Europäiſchem Geſchütze verſehen. Alle Oberbefehlshaber und auch viele andere Einwohner der Sandwichinſeln haben zur Erinnerung an dieſen König, den ſie ſehr vermiſſen, ſich ſeinen Namen und den Tag ſeines Todes auf ihre Arme eingeſtochen, und ſprechen ſeinen Namen mit einer Art religiöſer Ehrfurcht aus. Der jetzige König, welcher Tamehameha der Dritte genannt wird,

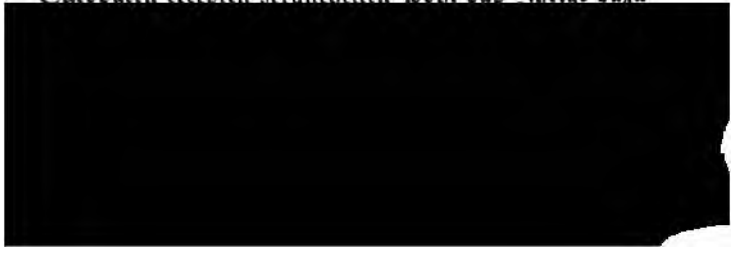
geboren 1814, hat in seinem Zimmer das Bildniß des Königs von Preußen, Friedrich Wilhelms des Dritten und des Feldmarschalls Fürsten Blücher zu hängen; auch hat derselbe dem genannten Könige von Preußen einen Federmantel übersandt. — Was den Handel betrifft, so fehlt es dazu nicht an zahlreichen Produkten, welche diese Inseln besitzen; es sind: Aronswurzeln, der Hauptgegenstand ihrer Landwirthschaft, Yamswurzeln, Ananas, Bataten oder Pataten, Kartoffeln, Brodfrüchte, Zuckerrohr, Kokosbäume, Pisangs, Sandelholz, Papiermaulbeerbäume, Citronen, Apfelsinen, Pomeranzen, Weintrauben, Papayas, Senf, Meerrettig, Kohl, Kürbisse, Melonen, Arbusen, Bohnen, Erbsen, Petersilie und andere Europäische Gewächse, die daselbst eingeführt worden sind; dann Schweine, mehrere Europäische Hausthiere, darunter auch der Hund, Tauben, wilde Gänse, Wasserhühner, Kolibris, Papageyen, Fische ꝛc.; die größten Fische werden eingesalzen ꝛc. An Mineralien: Schiefer, Wetzstein, lapis lydius, Marmor, Mineralquellen und Salz, das in Menge an den Küsten durch Abschlämmen gewonnen wird. Wie lebhaft der dortige Handelsverkehr ist, beweisen die Ankündigungen in dem Wochenblatte der Hauptstadt: Champagner, Rheinwein, Jamaika-Rum, Holländischer Käse, Westphälischer Schinken, Chinesische Confituren, Damenschuhe aus Paris, Französische Seidenzeuge, Spielkarten ꝛc. ꝛc. Die Engländer und Amerikaner haben daselbst ihre Consulen. Der Handel ist aber auch allen andern befreundeten Nationen geöffnet, auch Preußische Schiffe laufen in ihre Häfen ein. Der Hauptausfuhrartikel bleibt das Sandelholz, welches sich jedoch sehr vermindern soll, weil man keine rechte Sorge dafür hegt, um es durch Nachpflanzung zu erziehen; aber auch andere oben erwähnte Artikel werden in Tausch gegen andere Waaren genommen. — 4) Die Einwohner der Freundschafts- oder

Tahitiſche Kaſtanien, Jombuſen, Pandangs, Marras, ein Baum, deſſen hartes Holz zum Bau der Kähne gebraucht wird, und eine Menge anderer Bäume und Früchte, wovon ſich die meiſten zur Ausfuhr eignen. Dann Schweine, Hunde und andere von den Europäern eingeführte Hausthiere; viele Vögel, als Hühner, Tauben, wilde Enten, Papageyen, Reiher, Spechte, Fregattenvögel, Möwen ꝛc. Ferner Fiſche in Menge, Muſcheln, auch Perlenmuſcheln ꝛc. Der Handel geſchieht größtentheils mit den Engländern, welche die Produkte, die ſie für Europa brauchen können, ihnen in Tauſch gegen andere Waaren, beſonders Quincaillerie- und Putzwaaren, Eiſenwaaren, Waffen, Pulver ꝛc. abnehmen, und deshalb iſt der Verkehr hier auch von Neuholland und Vandiemensland wichtig. — 3) Die Sandwichinſulaner, auf deren Hauptinſel Owhyhen oder Owaihi der berühmte Entdecker derſelben Cook, ſein Leben durch die Einwohner verlor, ſind gleichfalls von Malayiſcher Raçe, wohlgebildet und von dunklerer Kupferfarbe, als die Otahitier. Die Männer ſind theils groß, theils von unterſetzter Statur oder von mittlerer Größe, wohl proportionirt und beleibt. Die Frauenzimmer ſind nicht auffallend hübſch, vielmehr von ſtarkem männlichen Baue, und mit den ſchönen Tahiterinen nicht zu vergleichen; indeſſen iſt ihre Stimme ſehr ſanft, die Zähne egal und glänzend weiß. Die Haare tragen ſie hinten kurz abgeſchnitten, nach der Stirn zu aber lang, und als ein Tuppee zurückgeſchlagen, welches ihnen jedoch nicht zum vortheilhafteſten ſteht. Die Bekleidung der Männer beſtand nur in einem Gürtel um die Mitte des Leibes, welcher aber bunt und bemalt war, wie unſere gedruckte Linnen. Die Kleidung der Weiber gleicht der männlichen, nur iſt ſie weiter, und geht bis auf die Knie herab. Die vornehmen Frauen der Inſel hatten große Armbänder von Schweinszähnen um, einen Halsband von geflochtenen Haaren, vorn mit ei-

nem ſonderbar geformten ſchön polirten Knochen, und waren überhaupt mehr mit Kleidungsſtücken verſehen, als die niederen Frauen. Männer und Weiber begegneten einander mit großer Sanftmuth; wenn auch bei kleinen Veranlaſſungen ein Schelten eintrat, ſo war dieſes bald vorüber und vergeſſen, zu Thätlichkeiten kommt es ſelten. Das Tättowiren war durchgängig Mode, hauptſächlich bei den Männern; dann war Jeder noch beſonders markirt, welche Marke den Chef anzeigt, deſſen Jurisdiktion ſie untergeben ſind. Beide Geſchlechter ſind von ſanftem Charakter, ſehr reinlich, und baden ſich täglich zwei- oder dreimal. Unter allen Völkern ſcheinen dieſe am meiſten der Sinnlichkeit ergeben zu ſeyn, und die Frauenzimmer verſchenken ihre Gunſtbezeugungen nicht ſo ſehr aus Eigennutz, wie auf Otahiti, als aus Neigung. Einige derſelben mochten höchſtens zehn Jahr alt ſeyn; ſie drängten ſich mit Gewalt auf das Schiff von Cook, und man konnte die Mädchen auf keine Weiſe vom Schiffe bringen; ſie blieben auch die Nächte über darauf, ſo daß von den Vorſtehern der Inſel die Verfügung getroffen werden mußte, daß die Mädchen nicht bei Tage, nur bei Nacht an Bord kommen ſollten. Cook hatte auf ſeiner dritten Reiſe es ausdrücklich verboten, die Mädchen nicht auf das Schiff zu laſſen, um dieſe unſchuldigen Geſchöpfe wo möglich gegen die galante Krankheit zu bewahren, womit einige Matroſen behaftet waren; allein ſie fanden dennoch Gelegenheit, darauf zu kommen, und bei der nachmaligen Zurückkunft auf dieſe Inſel entdeckte man die Folgen davon. Der größte Gegenſtand des weiblichen Luxus ſind Arm- und Halsbänder von Federn, Zähnen, Muſcheln und Haa-

kleinen Spiegel ꝛc.; ſie war jung, von angenehmem Weſen, aber ihre Kleidung war gleichfalls nicht ausgezeichnet. Auf der Inſel Owhyhee oder Owaihi kam der König Terriaboo auch mehrere Male an Bord des Schiffes, und ſchenkte Jedem der Capitains, außer vielen Kocosnüſſen, Zuckerrohr, Brodfrüchten und Salz, dreißig Schweine, und ſeine Zufriedenheit mit den Fremden zeigte er noch dadurch, daß er ihnen noch zweihundert junge Schweine ſchenkte und auch ein großes Ballet geben ließ, dagegen ließen Cook und ſeine Gefährten ein großes Feuerwerk abbrennen. Dieſes war vor ihrer Bekehrung zum Chriſtenthume. Noch bis zum Jahre 1818 hatten ſich keine Miſſionaire auf den Sandwich-Inſeln niedergelaſſen, und Reiſende, welche unter dieſer Zeit die Inſeln beſuchten, glaubten nicht, daß bei dieſem ſinnigen Volke ſie je würden eingeführt werden können oder ſie je mit Erfolg auf das Volk wirken würden; indeſſen iſt es geſchehen; denn ſeit dem Jahre 1820 haben ſich chriſtliche Miſſionaire aus Nordamerika auf dieſen Inſeln niedergelaſſen, welche eine Schriftſprache und eine Buchdruckerey eingeführt haben. Es ſind jetzt ſechs Miſſionsſtationen daſelbſt, drei auf Owaihi, eine auf Owahu, eine auf Mauwi, und eine auf Atowai, und an jedem dieſer Orte haben die Oberhäupter eine Kirche erbauen laſſen, in welcher regelmäßig am Sonntage Gottesdienſt gehalten wird; auch ſind auf den Stationen Schulen angelegt, in welchen mehr als tauſend Kinder unterrichtet werden. Die ausgezeichnetſten Schüler werden nach andern Bezirken geſchickt, um als Lehrer aufzutreten, und das Leſen und Schreiben verbreitet ſich täglich mehr unter den Eingebornen. Auch werden Eingeborne zu Predigern gebildet, und chriſtliche Bücher in der Landesſprache gedruckt. Die Zahl der Eingebornen, welche auf ſämmtlichen Inſeln bis zum Jahre 1830 leſen lernten, belief ſich ſchon auf 15,000, und zum Chriſtenthum Bekehrte im Jahre 1837 über 22,000;

auf den größeren Inseln derselben sind alle Einwohner Christen. Rechnet man nun nach der Angabe von Nordamerikanischen Missionairen die ganze Bevölkerung der Sandwich-Inseln auf 130,000, davon 85,000 auf Owaihi und 20,000 auf Owahu kommen, so sind nahe an $\frac{2}{3}$ der Einwohner dieser Insel Christen, und es würden vielleicht noch mehrere übergegangen seyn, wenn nicht der Streit zwischen den protestantischen und katholischen Missionairen hier nachtheilig gewirkt hätte, so daß der König durch eine Verordnung vom 18. December 1837 die Letzteren von der Insel verbannen mußte, worauf ihr Kultus geächtet, und die sich Weigernden gefangen gesetzt wurden; allein im Jahre 1839 sind die Verbannten durch eine Französische Fregatte wieder zurückgeführt worden, und nach einem Vertrage, der von Neuem mit ihnen eingegangen worden, haben sie eine Kapelle gebauet, und sich wieder dauernd niedergelassen. — Die jetzige Bildung der Sandwichinsulaner soll jedoch im hohen Grade Verweichlichung seyn, als deren Folge sich eine immer deutlichere Abnahme der Bevölkerung zeigt, welche nach amtlichen Dokumenten, die Chamisso mitgetheilt hat, in den Jahren 1832 bis 1836 von 129,814 auf 108,393 herabgesunken ist. — Cook rechnete die Zahl der Einwohner dieser Inseln auf 400,000, und so ist diese Zahl auch immer angenommen worden, bis die Missionaire die oben angeführte Zahl aufstellten. Wenn daher nach Cooks Ueberschätzung die Zahl wirklich so groß gewesen ist, so haben sich diese Insulaner seit einem Zeitraume von sechzig Jahren bedeutend verringert, wozu die von den Europäern ererbten Krankheiten wohl das Ihrige dazu



Jahre 1819 vom Könige Tamehameha, der 1820 ſtarb (und deſſen Sohn, welcher mit ſeiner Gemahlin eine Reiſe nach England machte, im Jahre 1824 daſelbſt ſtarb), der Götzendienſt, in ſo fern er mit der Regierungs-Verfaſſung in Verbindung ſtand, abgeſchafft. Der jetzige König heißt Kaukiali und iſt ein jüngerer Bruder des im Jahre 1824 in London verſtorbenen Königs Tamehameha des Zweiten der Sandwichinſeln; bei ſeiner Minderjährigkeit führte der Feldherr von Tamehameha, Karaimoku, die Regierung. Schon der Vater dieſes jetzigen Königs, der ſich alle Inſeln dieſer Gruppe unterworfen hatte, benutzte den beſtändigen Verkehr mit den Seefahrern der Amerikaniſchen Freiſtaaten und der ſich daſelbſt aufhaltenden Weißen, darunter viele Engländer, um ſeine Unterthanen immer mehr zu civiliſiren. Die Regierungsverfaſſung iſt monarchiſch und erblich, und die Einwohner ſind in Erihs oder Oberhäupter, und in Canakamorihs oder das Volk abgetheilt. Der König bewohnt ein auf Europäiſche Art erbauetes Haus, vor welchem funfzehn Kanonen ſtehen, und wo ein regulaires, mit Flinten und Bayonnetten verſehenes Militair, von etwa funfzig Mann, Wache hält. Bis zum Jahre 1820 waren ſechzig bedeckte Fahrzeuge vorhanden, die Tamehameha alle von ſeinen Schiffszimmerleuten, meiſtens Eingebornen, hatte erbauen laſſen, worunter auch ein Amerikaniſches Schiff von 200 Tonnen iſt. Kotzebue ſah darunter einen Dreimaſter und eine hübſche Brigg. Die meiſten dieſer Schiffe ſind mit Europäiſchem Geſchütze verſehen. Alle Oberbefehlshaber und auch viele andere Einwohner der Sandwichinſeln haben zur Erinnerung an dieſen König, den ſie ſehr vermiſſen, ſich ſeinen Namen und den Tag ſeines Todes auf ihre Arme eingeſtochen, und ſprechen ſeinen Namen mit einer Art religiöſer Ehrfurcht aus. Der jetzige König, welcher Tamehameha der Dritte genannt wird,

geboren 1814, hat in seinem Zimmer das Bildniß des Königs von Preußen, Friedrich Wilhelms des Dritten und des Feldmarschalls Fürsten Blücher zu hängen; auch hat derselbe dem genannten Könige von Preußen einen Federmantel übersandt. — Was den Handel betrifft, so fehlt es dazu nicht an zahlreichen Produkten, welche diese Inseln besitzen; es sind: Aronswurzeln, der Hauptgegenstand ihrer Landwirthschaft, Yamswurzeln, Ananas, Bataten oder Pataten, Kartoffeln, Brodfrüchte, Zuckerrohr, Kokosbäume, Pisangs, Sandelholz, Papiermaulbeerbäume, Citronen, Apfelsinen, Pomeranzen, Weintrauben, Papayas, Senf, Meerrettig, Kohl, Kürbisse, Melonen, Arbusen, Bohnen, Erbsen, Petersilie und andere Europäische Gewächse, die daselbst eingeführt worden sind; dann Schweine, mehrere Europäische Hausthiere, darunter auch der Hund, Tauben, wilde Gänse, Wasserhühner, Kolibris, Papageyen, Fische ꝛc.; die größten Fische werden eingesalzen ꝛc. An Mineralien: Schiefer, Wetzstein, lapis lydius, Marmor, Mineralquellen und Salz, das in Menge an den Küsten durch Abschlämmen gewonnen wird. Wie lebhaft der dortige Handelsverkehr ist, beweisen die Ankündigungen in dem Wochenblatte der Hauptstadt: Champagner, Rheinwein, Jamaika-Rum, Holländischer Käse, Westphälischer Schinken, Chinesische Confituren, Damenschuhe aus Paris, Französische Seidenzeuge, Spielkarten ꝛc. ꝛc. Die Engländer und Amerikaner haben daselbst ihre Consulen. Der Handel ist aber auch allen andern befreundeten Nationen geöffnet, auch Preußische Schiffe laufen in ihre Häfen ein. Der Hauptausfuhrartikel bleibt das Sandelholz,

Tonga-Inseln gehören auch zur Malayischen Raçe und sind schön gebauet, sowohl das männliche, wie das weibliche Geschlecht. Beide Geschlechter sind schlank, mittler Statur, von den schönsten Verhältnissen und dunkelolivenfarbig. Ihre Gesichtszüge sind gut, die Augen glänzend und lebhaft, die Nase etwas flach, Mund und Lippen wohl proportionirt, jener weder zu weit, noch diese zu dick, und die Zähne so weiß und glänzend, als Elfenbein. Die Haare sind von Natur schwarz, werden aber mit allerhand Materialien braun, gelb und weiß gefärbt. Die langen Haare sind ein Zeichen höheren Ranges; nur die Vornehmsten können sie tragen. Auch fand man auf diesen Inseln nur allein das Bartscheeren als eine Mode. Die Männer rasiren sich sorgfältig mit zwei aneinander geriebenen Muschelschalen; auch gefiel ihnen die Europäische Art zu rasiren sehr wohl, und die Barbiere auf den Schiffen hatten genug zu thun. Kopf, Nacken und Brust werden mit sehr wohlriechenden Oelen parfümirt. Auch hier tättowiren sich beide Geschlechter, also Männer und Frauen; die Männer von den kurzen Ribben bis auf die Knie, die Letzteren oder die Frauen nur auf der innern Seite der Hand. Die Kleidung besteht aus dem bekannten aus Baumrinde oder Baumflachs verfertigten, oft sehr feinem und schön gefärbtem Zeuge. Je vornehmer Einer ist, um so mehr behängt er sich mit Zeugen. Um den Hals tragen sie gewöhnlich eine Art von Palatine von wohlriechenden Blumen und Blättern. Die Häuser sind nur einfach, gemeiniglich an der Seite offen oder nur von einer Seite zu, und mit einer guten Bedachung. Wenn die Häuser Wände haben, so bestehen diese aus starken Matten oder aus geflochtenen Kokoszweigen. Nur in die Pflanzung geht man durch eine Thür, das Haus bedarf keiner. Im Innern liegt auf dem Boden eine reine Matte, worauf man sitzt und auch schläft. Der Hausrath ist nur geringe. Ein

Tiſch, worauf man den Taumelpfeffer, oder vielmehr deſſen Wurzel, zum Punſch bereitet. Körbe von allerhand Größen und Formen, ſchön gefärbt und mit Federn geziert; zwei bis drei Stühle, welche ſtatt des Kopfkiſſens gebraucht werden, einige Bündel Kleider, und gewöhnlich eine zahme Taube auf dem Balken, machen die ganzen Möbel und Geräthſchaften des Hauſes aus. Die Nahrung der Einwohner und deren Zubereitung iſt der auf Otahiti ganz ähnlich, außer daß man hier nur allein Früchte und Fiſche, Schweine und Hunde, jedoch nur ſelten, genießt. Das Getränk iſt Waſſer und Kokosnußmilch. Leute von Stande nehmen vor der Mahlzeit allemal ein Gläschen Awa, ſonſt aber nicht; ſie ſind darin viel mäßiger, als die Otahitier. Ein Geringerer darf in Gegenwart eines Vornehmen nicht eſſen. Selbſt Vornehme packen ſchnell ihr Eſſen zuſammen, wenn einer höher im Range, als ſie ſelbſt ſind, erſcheint. Mit Anbruch des Tages ſtehen ſie auf, waſchen ſich in der See, hierauf in ſüßem Waſſer, frühſtükken, und beſchäftigen ſich dann, wie ſie es für gut finden, gewöhnlich mit Geſchäften oder Unterredungen. Um eilf Uhr wird zu Mittage gegeſſen, um vier Uhr Nachmittags wieder, und dann des Abends vor acht Uhr zum letzten Male. Nach dieſer Mahlzeit geht es gleich zur Ruhe. Auch hält man in den heißen Tagen des Nachmittags Ruhe. Ihre Vergnügungen beſtehen im Tanzen, Singen, Ringen und Boxen, worin ſie ſehr geübt ſind, ſo wie überhaupt in allen angeführten Beluſtigungen und Kunſtfertigkeiten. Die Tänze der Mädchen geſchehen gewöhnlich des Abends bei Fackeln; die Mädchen ſind dann ſehr zu ihrem Vortheile angezogen, und

Königliche Auctorität durch die drei erſten Staatsbedienten ſo balancirt, daß dieſe ihn abſetzen, ja tödten können, wenn er etwas der Wohlfahrt des Staats gerade Entgegengeſetztes unternehmen wollte. Die unterſte Klaſſe des Volkes wird hier von den Chefs in großer Unterwürfigkeit gehalten, ja die Anmaßung hierin überſteigt oft die Grenzen der Menſchlichkeit. Bei dieſem Volke herrſcht noch die abſcheuliche Sitte der Menſchenopfer. Ihre Waffen ſind Keule und Lanze, Letztere mit ſtachlichten, ſcharfen Fiſchknochen verſehen; auch haben ſie Pfeile und Bogen, brauchen ſie aber nur zum Schießen nach dem Ziele, nicht im Kriege. Die Reſidenz des Königs iſt auf der Inſel Tongatabu oder Tonga, auf welcher ſich Engliſche Miſſionaire niedergelaſſen haben, die den Anbau von Europäiſchen Gartengewächſen betreiben, die hier vortrefflich gedeihen. Die meiſten Inſeln dieſer Gruppe ſind dem Könige von der Inſel Tongatabu unterworfen, dem die Fürſten und Herren oder Gutsbeſitzer Abgaben entrichten, und Gehorſam leiſten. Die Einwohner haben einige Religionsvorſtellungen, nur iſt man nicht genau mit ihren Gebräuchen bekannt; ſie ſcheinen aber Aehnlichkeit mit denen auf den Societäts-Inſeln zu haben. — Das Klima dieſer Inſelgruppe iſt ſehr ſchön, und der Vegetation und Geſundheit ſehr günſtig; nur die vielen Korallenriffe und dadurch verurſachten Brandungen machen die Schifffahrt zwiſchen dieſen Inſeln ſehr gefährlich. Die Produkte zur Nahrung und zum Handel ſind hier eben ſo mannigfaltig, wie auf den Societäts-Inſeln: Yames, Piſang, Brodfrüchte, Zuckerrohr, Citronen, Papiermaulbeerbäume, Sago, Sandelholz, Muskatnüſſe, die aber nicht gewürzhaft ſeyn ſollen, eine Art Pfeffer, Bambus, Flaſchenkürbiſſe ꝛc. Dann Schweine, Hunde, Papageyen, Tauben, Hühner, wilde Enten, Tropikvögel, Reiher, Fiſche, Schildkröten, Auſtern, Krebſe, Seeſchwämme ꝛc. Der Handel und Austauſch der Waa-

ren geſchieht größtentheils mit den Engländern. — Die Bewohner der übrigen Inſelgruppen, die zur Malayiſchen Raçe gehören, kommen mehr oder weniger mit den hier beſchriebenen überein, die übrigen gehören zu der negerartigen Raçe oder den Papuas. Dieſe gehen größtentheils völlig nackt, und gürten ſich zuweilen mit einem Stricke von den Kokosnußfaſern gewunden oder gedreht; ſie ſind mittelmäßiger Statur, auch oft darunter, von dunkelbrauner Farbe, und nicht übel gebaut. Sie haben dunkelbraune und lebhafte Augen, eine flache und breite Naſe, kurze Stirn, dicke Lippen hervorſtehende Backenknochen, und krauſes, wolliges Haar, das klumpenweiſe mit einer Art rothbrauner Erde und einem Oele zuſammengebacken iſt, welche Friſur einen ſonderbaren Effekt macht. Einige haben auch als eine Art Auszeichnung das ganze Geſicht mit dieſer Kompoſition beſchmiert. Ihre Zähne ſind nicht vorzüglich. Arme und Bruſt ſind mit allerlei Figuren auf das Sonderbarſte bezeichnet, ſo daß das hervorſtehende Fleiſch die Zeichnung macht; ſie waren nicht tättowirt oder punktirt, wie auf den übrigen Südſeeinſeln, deren Einwohner oben beſchrieben worden. Um den Hals tragen ſie eine Art von Strick, faſt ſo gewunden und ſo dick, als unſere Peitſchenſtricke; auch findet man ſie mit einem ähnlichen Stricke um den nackten Leib gezogen, der ſo feſt gebunden iſt, daß er einen tiefen Einſchnitt macht. Die Weiber ſehen ſehr ſimpel aus, haben abgeſchorenes Haar, bis auf einen kleinen Zirkel rund um den Kopf. Diejenigen, welche Kinder bei ſich führen, haben ein Thierfell um die Schultern hängen, welches vorn zugenäht iſt, um darin die Kinder fortzutragen. Die übri-

einwohner Südindiens von der negerartigen und Malayiſchen Raçe, von welchen die Letztere als die kultivirteſte auftritt, und größtentheils die Inſeln bewohnt, ſtatt die Erſtere den Continent Neuholland und Vandiemensland, und einige andere Inſelgruppen einnimmt, und ohne alle Kultur iſt, welches auch ihr nackender Zuſtand beweiſet, das heißt, daß ſie, beide Geſchlechter, größtentheils ganz nackt oder nackend, ohne die geringſte Bedeckung, einhergehen, die Männer bloß mit Keulen bewaffnet. Man will die Südſee-Inſulaner für antediluvianiſche Menſchen halten; denn da man hier billig die Frage aufwerfen kann: Woher dieſe Inſulaner, beſonders von der Malayiſchen Raçe, kommen, die 500—600 Meilen von einander wohnen, von einander nichts wiſſen, wie ſolches unterrichtete Reiſende gefunden haben, indem ſie mit ihren Schiffen keine ſo weite Fahrt unternehmen, und auch nicht unternehmen können, faſt einerley Sprache und ſo ſehr ähnliche Sitten haben, die nur in Kleinigkeiten abweichen? Und bei dieſer Frage muß ſich dieſes aufdrängen, da man ſonſt durchaus nicht weiß, wie ſie ſchon zu einem Grade der Geſittung gekommen ſind, da ſie ganz iſolirt liegen und von Handel treibenden Völkern, ſo weit die Geſchichte reicht, nicht berührt worden ſind, und auch wohl nicht berührt worden ſeyn konnten, da die Europäiſche Schifffahrt um die Welt, und das Aufſuchen von Ländern, die entweder vom Meere getrennt ſind, oder im Meere liegen, erſt ſeit dem funfzehnten Jahrhunderte beginnt, mithin fällt die Geſchichte Amerikas und Südindiens weit über unſere oder die uns zugekommene Geſchichte hinaus, was man auch über ihre unvollkommene Bildung in Hinſicht ihrer Naturerzeugniſſe ſagen mag, ſo findet man auch wieder ſo ausgebildete Produkte der Pflanzen und Species der Thierwelt, daß man nicht als Vorwand nehmen kann, die Natur ſey hier erſt mit dem Bilden beſchäftiget, und habe ihre Bildung noch

nicht vollendet; vollendet gewiß, nur nicht nach dem angelegten kritischen Maaßstabe der Menschen, die überall nur ihren Maaßstab anlegen, und wenn sie nach diesem nicht Symmetrie oder Eurythmie finden, nicht den Centralpunkt ihres Kalküls, sogleich von unordentlicher und unreifer Bildung sprechen. Die Natur kehrt sich aber daran nicht, sie will oft so bilden, um uns durch Contraste zu ergötzen, die auch immer die beste Wirkung thun. — Die Dampfschifffahrt ist für die Südsee-Inseln von großer Wichtigkeit, und wie ein Schriftsteller gewiß sehr Recht hat, wenn er sagt: „sie ist für keine Gegend auf der ganzen Erde so wichtig, als für diese Inselwelt.“ Und um diese zerstreuten Inselgruppen in Verbindung zu bringen, giebt es auch kein besseres Mittel, als die Dampfschifffahrt, welche die Handelsthätigkeit sehr befördert, um so mehr, da hier größtentheils noch Tauschhandel getrieben werden muß, indem diese Inseln des Metalles entbehren, wonach die Europäer streben. Uebrigens sind alle diese Inselgruppen ganz geeignet, alle Produkte heißer Klimate hervorzubringen, welche den Europäern fehlen; denn die Versuche, die mit dem Zuckerrohre und mit andern tropischen Gewächsen hier angestellt werden, gelingen vorzüglich, da diese Produkte herrlich gedeihen. Auch der Kokosnußbaum, der auf diesen Inseln heimisch ist, hat in neuester Zeit eine große Wichtigkeit erreicht, indem das Oel daraus zur Bereitung der Seife einen immer mehr gesuchten Einfuhrartikel in England bildet, und diese Seife sich auch schon in ganz Europa verbreitet hat, indem man sie überall in dessen Handel findet, wodurch namentlich auch viele arme, fast nur aus Korallen be-

reich liefert einige Schätze, unter andern Topase, welche schöner, als die Brasilianischen sind; das Thierreich: Rindvieh, Pferde, Schafe, Schweine, Ziegen und zahmes Geflügel. Fabriken und Manufakturen sind auch schon ansehnlich und besonders in Wollen- und Baumwollenzeugen; dann giebt es Gerbereyen, welche vortreffliches Leder liefern, Töpfereyen, Ziegelbrennereyen, Bierbrauereyen und Branntweinbrennereyen. Die Lebensmittel hatten zu Ende des ersten Decenniums dieses Jahrhundert (1809) folgende Preise: Weizen 12 Schilling der Bushel, Mays 5 Schilling, Gerste 5 Schill., Hafer 4 Schill. 6 Den., Erdäpfel 10 Schill. der Centner, Pfirsiche und Aepfel 2 Den. das Dutzend, Bohnen 4 Den. das Quart; Rind- und Hammelfleisch 1 Schill. 3 Den. das Pfund. Schweinefleisch 1 Schill., Känguruhfleisch, welches sehr dem Rindfleische gleicht, 8 Den.; Truthähne 10 Schill. das Stück, Gänse 8 Schill. das Stück, Enten 4 Schill. das Stück, kleineres Geflügel 6 Den. das Stück. Die Butter war damals sehr theuer und kostete 6 Schill. das Pfd., und das Quart Milch 1 Schill. Fische sind in großer Menge und wohlfeil zu haben. Der Lohn eines Knechtes ist täglich 1 Schill. oder wöchentlich 6 Schill., nebst der Nahrung, und 2 Schill. 6 Den. ohne die Kost, also jährlich 112 bis 135 Gulden mit der Kost. Die öffentlichen Arbeiten dauern von Sonnenaufgang bis 8 Uhr, und dann von 9 Uhr bis 3 Uhr. — Der Handel wird theils mit dem Mutterlande, theils mit Ostindien und China unterhalten. Die Ausfuhr an einheimischen Produkten beträgt ungefähr nach England 100,000 Pfd. Sterl., und die Einfuhr an Englischen Waaren über 350,000 Pfd. Sterl. (s. auch weiter unten). Die Einwohner von Neu-Südwales bestehen, außer den Militair- und Civilbeamten, theils aus Kolonisten, die sich freiwillig niedergelassen haben, theils aus Deportirten, die nach Verlauf ihrer Strafzeit in der Kolonie geblie-

den ſind und ſich angeſiedelt haben, theils aus Deportirten, deren Strafzeit noch fortdauert, und als Gefangene betrachtet und zu zweckmäßigen Arbeiten angehalten werden. Im Jahre 1800 betrug die Zahl der Koloniſten 6000, im Jahre 1809: 10,000; 1820 zählte man ſchon 23,939 Einwohner. im Jahre 1823 ſchon 28,333, im Jahre 1825: 36,365, und im Jahre 1833: 60,794, im Jahre 1836: 77,096, darunter 27,831 Deportirten und 1838: 81,000 Einwohner, theils freiwillige Koloniſten, theils Deportirte, die ihre Freiheit erlangt haben, und theils Deportirte, die ihre Strafzeit noch ausſtehen müſſen. Die Kolonie ſteht unter einem Generalgouverneur, dem ein Vicegouverneur beigegeben worden. Es giebt drei hohe Gerichte, das Civil-, Criminal- und das Vice-Admiralitäts-Gericht. An Militair iſt hier ein Regiment Infanterie und zwei Kompagnien Artillerie. — Die Kolonie auf der Inſel Vandiemensland wurde im Jahre 1803 gleichfalls mit Verbrechern geſtiftet, die England dahin tranſportiren ließ, wozu ſich dann freiwillige Einwanderer geſellten. Das Land liegt ſüdlich von Neuholland, und wird von demſelben durch die Baßſtraße getrennt, in welcher unter andern die Inſel King, die Hunters- und die Fourneaux-Inſeln liegen. Es hat 1250 Quadratmeilen und erſtreckt ſich 45 Meilen von Oſten nach Weſten, und 50 Meilen von Norden nach Süden. Die Nordküſte iſt niedrig, die übrigen Küſten ſind mit Bergen beſetzt. Der Boden wechſelt mit Bergen, Thälern und fruchtbaren Ebenen ab. Der höchſte Berg, der Tafelberg, iſt 3964 Fuß hoch und $\frac{3}{4}$ des Jahres mit Schnee bedeckt; die Weſterberge erheben ſich 3500 Fuß und tra-

und gesund, und bei weitem nicht so warm, als in Neuholland, daher kommen auch hier keine edlen Südfrüchte fort. Die Insel besitzt übrigens einen Reichthum an eigenthümlichen Gewächsen, von welchen die Eucalyptus, die größten Bäume der Südwälder, 160 bis 180 Fuß in der Höhe, und 30 bis 36 Fuß im Umfange haben. Die Europäischen Getreidearten und Hausthiere kommen hier sehr gut fort, besonders geben die Schafe eine sehr gute feine Wolle; auch besitzt das Land einen großen Schatz von Eisen und Steinkohlen; desgleichen giebt es Kupfer. Die Eingebornen sind Papuas und den Neuholländern sehr ähnlich, aber noch roher, als diese. Die Kolonie oder das Land ist in zwei Provinzen getheilt: 1) in Buckingham, und 2) in Cornwall. Die Hauptstadt des Landes ist Hobart-Town. Beide Provinzen bilden ein Unter-Gouvernement von Neu-Südwales. Die Einwohnerzahl betrug im Jahre 1820: 6198, 1821: 6372, 1822: 8512, 1828: 16,924, 1833: 31,718, 1839: 44,542 Einwohner, darunter 18,778 Deportirte. Zu Anfange der 1820ger Jahre betrug das wirklich bebauete Land 10,683 Acres und 116,641 Acres waren angewiesen, die jetzt auch größtentheils in Thätigkeit gesetzt worden sind. Es waren ferner vorhanden an 29,000 Stück Rindvieh, 200,000 Stück Schafvieh, und 500 Pferde. — Fabriken und Manufakturen findet man besonders in Hobart-Town, der Hauptstadt des Landes, an dem schiffbaren Flusse Derwent und am Fuße des Tafelberges. Man findet daselbst Tuchfabriken, viele Brauer- und Brennereyen, Buchdruckereyen, eine Bank ꝛc. Der Handel geschieht gleichfalls mit England. — Die Kolonie Westaustralien oder Swanriver wurde im Jahre 1829 gegründet; sie ist keine Verbrecherkolonie oder keine mit Strafgefangenen besetzte Kolonie, sondern sie hat sich von freien Auswanderern gebildet, die theils aus England, theils aus den alten Niederlassungen hin-

über gezogen sind, und dieses scheint man auch zu befördern, um dadurch ein Gleichgewicht mit jenen Kolonien zu erhalten, die sich freilich jetzt nach ihrem Emporkommen ganz anders zeigen, als man es erwartet hat; denn die Zunahme der Verbrechen in den alten Kolonien hat die Regierung aufmerksam gemacht, und um so mehr, sagt ein Schriftsteller, da hier die rein materiellen Interessen vorwalten, wie vielleicht nirgends auf der Erde, und daher soll man sich nicht wundern, daß die Zahl der Verbrecher sich in ein immer ungünstigeres Verhältniß zur Bevölkerung stellt; daher ist man auch bemühet neue Kolonien zu gründen, wozu die oben genannte gehört, wohin keine Verbrecher gebracht werden, damit das Uebel der zunehmenden Verbrechen durch Ausgleichung der Besitzverschiedenheit und Ableitung der ärmeren Bevölkerung an der Wurzel gehoben wird. — Die drei Kolonien Südaustralien, Port Philipp und Nordaustralien sind die erst neu angelegten Kolonien auf Neuholland. Die vierte Kolonie, Südaustralien, entstand in dem Jahre 1836, in welchem Jahre im August das erste Schiff mit Auswanderern dahin abging. Die zweite bedeutendere Ueberſiedelung und die Anlage der Hauptstadt Adelaide, am östlichen Ufer des St. Vinzentgolfs, unter dem 34 Grad 57 Minuten südlicher Breite und 156 Grad 23 Minuten östlicher Länge, von der man die Gründung der Kolonie rechnen kann, geschah im Januar 1837. Die Regierung hat hierbei nur indirekten Antheil. Es bildete sich nämlich in England zur Uebernahme dieses Kolonisationsgeschäfts ein Comité von Privatleuten, das durch eine Parlamentsakte vom 15ten August 1834 seine Sanktion erhielt. Diese Akte

beiter zu vertheilen, und zur Erſtattung eines von der Regierung geleiſteten Vorſchuſſes (der Staatsſchuld der Kolonie) zu verwenden. Außer dieſem Vorſchuſſe erhielt das Comité von der Regierung nur noch militairiſche Unterſtützung. Ferner ſetzte die Akte feſt, daß die Kolonie, bis ſie 50,000 Einwohner habe, von der Krone unmittelbar verwaltet werden, dann aber eine repräſentative Verfaſſung erhalten ſollte. Der jetzige Gouverneur iſt zugleich der Beamte des Comités, wodurch früher zwiſchen beiden Behörden obwaltende Streitigkeiten vermieden werden. Das Verkaufsgeſchäft begann in London im Jahre 1835 und ging ſehr glücklich von Statten. Die ſüdauſtraliſche Agrikulturkompagnie, welche ſich gebildet, und aus einer Aktiengeſellſchaft beſteht, dergleichen auch in Neu-Südwales und Vandiemensland beſtehen, zur Betreibung von Ackerbau und Viehzucht in einem größeren Maaßſtabe, kaufte ſogleich 30,000 Morgen, am 1ſten März 1836 war der Preis bereits auf 1 Pfd. Sterl. per Morgen geſtiegen, und am 1ſten Januar 1838 waren bereits 64,358 Morgen verkauft worden. Der Preis des Landes ſteigt fortwährend auf eine faſt unglaubliche Weiſe. Alle nicht gekauften Ländereyen können, wie auch in den älteren Kolonien, als Schafweiden gemiethet werden, zu 2 Pfd. Sterl. der Quadratmorgen. Auf jene oben erwähnten erſten Anlandungen ſind ſchnell andere gefolgt, darunter auch Auswanderer aus Schleſien, und aus England ſind die nöthigen Utenſilien, ſelbſt ganze hölzerne Häuſer, einſtöckig von zwei bis vier Zimmern, die erſt dort zuſammengeſetzt werden, ſo auch eine Kirche, die 350 Perſonen faſſen kann, dahin ausgeführt. Dieſe Ausführung, namentlich der Häuſer, wenn nicht Spekulation im Spiele iſt, zeigen ſonſt ſehr deutlich den Mangel an Arbeitern und den darum theuren Lohne derſelben. Nimmt man nun an, daß das Holz dazu aus Kanada kömmt, und in England dafür hohe Zölle bezahlt werden müſſen, dann in

dem theuren Lande verarbeitet wird, um die halbe Erde geſchifft, um an ſeinen Beſtimmungsort zu gelangen; wie theuer müſſen da nicht die Häuſer zu ſtehen kommen! Es kann in der Nähe einheimiſcher Wälder doch gewiß wohlfeiler aufgeſchlagen werden, als dort zu bauen möglich wäre. Die Stadt Adelaide hatte in der Mitte des Jahres 1839 ſchon fünfhundert Häuſer und dreitauſend Einwohner. Ein Jahr nach der Gründung von Adelaide entſtand eine zweite Stadt im Port Lincoln am Spencergolf, die noch günſtiger zum Handel liegt, als jene. Der Hauptinduſtriezweig dieſer Kolonie iſt die Schafzucht; denn während des Jahres 1838 zählte man ſchon 30,000 Schafe, darunter viele Herden Merinos erſter Klaſſe, welche durch die Agrikultur-Kompagnie eingeführt worden, und jetzt ſoll ſchon mehr als das zehnfache vorhanden ſeyn. Der Boden ſoll ſich vorzüglich zur Schafzucht eignen, und daher ſollen ſich auch viele Landwirthe darauf beſonders legen. In Neu-Südwales haben ſich die Schafzüchter ſchon ſo weit nach dem Innern ausgedehnt, daß die Koſten des Tranſports nach der Küſte den Gewinn beträchtlich ſchmälern. Die Kolonie von Weſtauſtralien ſoll der vorherbeſchriebenen Kolonie nachſtehen, oder wenigſtens ſoll dieſe, allem Anſcheine nach, ſie bald überflügeln, ſowohl in der Bevölkerung, als auch im Wohlſtande, und dieſes daher, weil ſie gleich anfangs nach dem Syſteme des Landverkaufs begründet worden, während in jener es erſt ſeit 1833 beobachtet wird. Dazu kommen noch andere für Weſtauſtralien ungünſtige Umſtände, die ſein Aufblühen hindern, nämlich die ſchwer zu überwindende Concurrenz mit der Zufuhr aus den Indiſchen Meeren

mert, und dieſes iſt dann, nebſt allen Utenſilien bis auf die Tintefäſſer, nach dem Orte ſeiner Beſtimmung verſchifft worden. Hier begann nun die Bank ſogleich Banknoten auszuſtellen und Wechſel auf Europa, Oſtindien, das Kap ꝛc. zu ziehen. Auch zwei Zeitungen erſcheinen ſchon in der Hauptſtadt, und aus der South Australian Gazette erhält Europa ſchon Mittheilungen über den Zuſtand des Landes. — Die fünfte Kolonie: Port Philipp, liegt ſüdöſtlich von der vorigen, Vandiemensland gegenüber, an der Hobhouſebay. Die erſten Anſiedler fanden ſich daſelbſt ſchon 1835 von Vandiemensland aus ein, gegen Ende des Jahres 1837 begann erſt die regelmäßige Koloniſation, welche aber nicht, wie die vorhergehende, durch ein Comité, ſondern von Neuſüdwales aus geleitet wird, unter deren Verwaltung die Kolonie auch noch jetzt ſteht; ſie iſt daher ein Filialniederlaſſung von Neuſüdwales. Auch hier iſt das Syſtem des Landverkaufs in Anwendung gebracht, und die Hauptſtadt Melbourne, kurz vor der Mündung des Yarrafluſſes, ſoll noch ſchneller aufblühen wie Adelaide. Mitchel hat dieſen Theil des Landes, worauf die Kolonie gegründet worden, bei ſeiner letzten Reiſe Australia felix genannt, mit welchem Namen man ſie jetzt oft bezeichnet. — Die ſechſte Kolonie, Nordauſtralien, wurde im Jahre 1838 gegründet; ſie liegt im Port Eſſington an einem vortrefflichen Hafen, weſtlich vom Hafen Raffles, unter dem 11 Grad 20 Minuten ſüdlicher Breite und 149 Grad 49 Minuten öſtlicher Länge, und heißt Victoria. Sie iſt nur als Handelspoſten von Seiten des Staats angelegt, und vorläufig noch nicht in der Abſicht Koloniſten hinzuziehen. Indeſſen ſoll dieſe Kolonie einen ſehr wichtigen Handelspunkt bilden können, beſonders mit den Molucken, den Sundainſeln ꝛc. für England zugleich ein Gegengewicht gegen Holland. Daſelbſt war ſchon 1824 das Fort Dundas auf der Weſtküſte der

Insel Melville an der Apsleystraße, und 1827 das Fort Wellington am Hafen Raffles gegründet, beide wurden aber 1829, weil sie sich als ganz unvortheilhaft erwiesen hatten, und wegen verdrießlicher Verhältnisse mit den Eingeborenen, wieder aufgegeben. — Auch mit dem an die Einwanderer abgegebenen Lande ist seit 1830 eine Veränderung vorgenommen worden. Da das ganze Land als Krondomaine betrachtet wird, so wurde dasselbe bis zu dem erwähnten Zeitpunkte theils in kleinere Parthien an ehemalige Deportirten und gemeine Soldaten, theils in größeren Quantitäten an Beamte, Offiziere und freie Einwanderer in der Art vergeben, daß es die ersten sieben Jahre ihr ganz freier Besitz war, ohne etwas davon zu erheben; dann aber einen ablösbaren Grundzins von fünf Prozent vom Werthe des Landes zu erheben. Hierdurch entstanden aber mancherlei Nachtheile bei der Zunahme der Einwanderer, da die Kolonisten oft nach dem Besitze bedeutender Ländereyen strebten, aber nicht um sie zu bebauen, sondern um sie für eine vortheilhafte Vertauschung aufzubewahren; auch die Einziehung des Grundzinses war sehr beschwerlich; besonders entstand aber dadurch ein Mangel an Arbeitern, indem auch die unbemittelten Einwanderer es vorzogen, lieber Landbesitzer zu werden, als zu arbeiten, wenn sie auch dabei mit mancherley Mühseligkeiten zu kämpfen hatten, welches vorzüglich in Westaustralien der Fall war. Daher wurde im Jahre 1830 mit den ältern Kolonien das System des Landverkaufs eingeführt, und dasselbe später auch auf die jüngern Kolonien ausgedehnt. Hiernach wird das freie Land jetzt von der Regierung ver-

beiter verwendet. Auch die Deportirten erhalten jetzt nach Ablauf ihrer Strafzeit kein Land mehr, sondern müssen als Arbeiter oder Pächter für ihren Unterhalt sorgen. Der Vortheil des neuen Systems hat sich nach und nach dadurch gezeigt, daß viele freie Einwanderer es lieber vorziehen, von Grundbesitzern unbenutztes Land zu erstehen, wodurch große Landstriche, die früher keinen Werth hatten, für diese sehr einträglich und dem Landbaue zugänglich geworden sind. Der Verkauf des Landes in der vorgeschriebenen Weise dauert nun auch in den ältern Kolonien fort, da sich auch innerhalb der occupativ gezogenen Grenzen noch viel unbenutzter, herrenloser Boden findet, das bei der jetzigen Finanzverlegenheit wichtig ist. — Was die Industrie und den Handel im Allgemeinen betrifft, so bezieht sich die Erstere in den Kolonien hauptsächlich auf die Viehzucht und den Ackerbau, jedoch hat Erstere den Vorzug, und namentlich die Schafzucht, indem die Schafe bei dem dortigen trocknen Futter sich veredeln und längere und weichere Wolle bekommen. Man schätzt die Interessen eines auf Schafzucht verwendeten Kapitals auf 40 Prozent; indessen steht auch das Geld in Australien überhaupt so hoch, daß auch bei gewöhnlichen Anleihen 10 bis 12 Prozent landesübliche Zinsen sind. Es gab zwar eine Zeit (bis 1817), wo Australien oder Südindien mehrere Jahre hindurch seinen Bedarf an Lebensmitteln selbst erzeugte, so ist doch diese Produktion die der Wolle wieder untergeordnet worden, und hat nicht im Verhältnisse zur steigenden Volkszahl zugenommen, so daß man z. B. im Jahre 1838 unter den Einfuhrartikeln von Neu-Südwales 14,300 Ctr. gesalzenes Fleisch, 1238 Ctr. Butter und Käse, 79,000 Bushels Weizen, und 8750 Ctr. Mehl findet. Man muß jedoch bei dieser Angabe nicht vergessen, daß ein großer Theil der eingeführten Lebensmittel nicht aus fernen Welttheilen, sondern aus Vandiemensland kommt, welches der in Neu-Südwales

ſo ſehr häufigen Dürre weniger ausgeſetzt iſt, und gewöhnlich die Schweſterkolonie verſorgt, und daß ferner, wenn auch jetzt eine bedeutende Quantität Lebensmittel eingeführt wird, ſolches auf dem Wege des Handels geſchieht, während bis zum Jahre 1817 England eigentliche Verſorgungs- und Ernährungszufuhr leiſtete, ſo daß das Jahr 1817 als ein wichtiger Zeitpunkt angeſehen werden muß. Einige bedeutende Artikel, außer der Wolle, liefert der Fiſchfang, beſonders der Wallfiſch- und Robbenfang. Der Erſtere iſt noch in voller Thätigkeit, indem die Schiffe Südindiens faſt auf allen Theilen der Südſee damit beſchäftiget ſind; indeſſen hat der Seehundsfang in neueſter Zeit ſehr abgenommen, da dieſe Thiere zu ſehr verfolgt worden ſind. Die Wallfiſche liefern Thran, Fiſchbein ꝛc, und die Robben ebenfalls Thran. Ein dritter Artikel ſind die Steinkohlen, die hier in Menge gewonnen werden, und eine gute Feuerung der Lokomotiven auf den Eiſenbahnen abgeben werden, deren Einführung hier gewiß von großem Nutzen iſt, da der Transport zu Waſſer nicht in allen Kolonien geführt werden kann, wegen Mangels an Waſſer; dann wird noch ausgeführt Holz, Häute, Akazienrinde ꝛc. ꝛc. Wie bei allen neuen Kolonien die Fabriken und Manufakturen erſt dann an die Reihe kommen, wenn ſich der Ackerbau, die Viehzucht und die andern nothwendigen Gewerbe befeſtiget haben, ſo auch hier. Bis zum Jahre 1812 beſchränkten ſich die Fabriken und Manufakturen Neu-Südwales auf die Verfertigung irdener Geſchirre zum täglichen Gebrauche, einiger Gattungen Mouſſeline und grober Baumwollenzeuge, welche die Weiber der Verurtheilten

wein war damals ſtrenge verboten, ſo wie die Einfuhr deſſelben ſehr beſchränkt. Dann waren einige Tuch- und Leinwandfabriken und mehrere Gerbereyen beſchäftiget. Die Häute von Thieren, beſonders von den Känguruhs und Seekälbern liefern ein vortreffliches Leder, welches mit einer einheimiſchen Rinde gegerbt wird. — Der Handel fängt erſt ſeit den 1820ger Jahren an bedeutend zu werden, ſo lange hatten die angelegten Kolonien nöthig, um ſich zu erholen, und ſich erſt Produkte zu verſchaffen, um einen Handel treiben zu können. Bis in das zweite Decennium dieſes Jahrhunderts beſtanden die Handlungsſchiffe der Kolonien aus etwa zwölf Schoonern oder Sloops, von 30 bis 60 Tonnen, die man zum Seehundsfang an der Meerenge von Baß gebrauchte, und in einigen pontirten und halbpontirten Fahrzeugen und Barken von 10 bis 15 Tonnen, deren man ſich bedient, um das Getreide von dem Hawkesbury-Fluſſe nach Port Jackſon überzuſetzen; nebſt noch einigen kleinern Fahrzeugen lagen auch eine Brick von 250 und eine andere von 200 Tonnen auf dem Stapel. Das in England herrſchende Vorurtheil, als tauge das Holz von Neu-Südwales, ſeiner Härte und Schwere wegen, nicht zum Schiffbaue, ſoll grundlos ſeyn, und namentlich iſt das Holz der Ceder, des Acajou und des Mahagony in Neuholland ungleich beſſer zu bearbeiten, auch leichter, als alle Arten von Eichenholz. — Die Handelsartikel, deren die Kolonie von Europa bedarf, ſind breite Tücher, Mouſſeline und Batiſte, Weine, Butter, Seife, Segel- und Tauwerk, Bley, Pulver, Quincailleriewaaren, Eiſenwaaren aller Art, beſonders für Handwerker, Putzwaaren oder Mode- und Toilettenartikel ꝛc. Aus Indien, ſowohl Oſt- als Weſtindien, bezieht ſie ſeidene und baumwollene Zeuge, Thee, Zucker, Kaffee, Gewürze, Tabak, Porzellan, gebrannte Waſſer, Reis ꝛc. Vor den 1820ger Jahren betrug der jährliche Verbrauch Indiſcher Produkte nur

eine Ladung von 200 Tonnen, und derjenige, welcher jene Waaren (Ausſchuß der Indiſchen Märkte) einführte, gewann dabei immer 100 bis 150 Prozent. Eine beladene Kiſte oder ein Ballen, mit Ausnahme der gebrannten Waſſer und Liqueurs, deren Einfuhr beſondern Verordnungen unterworfen iſt, bezahlt nicht mehr als 6 Pence oder 12 Franzöſiſche Sous Einfuhrgebühren. Was die zuletzt genannten Artikel betrifft, ſo iſt man allgemein der Meinung, daß die Leichtigkeit, womit ſich ſowohl die Deportirten, als die übrigen in der Kolonie Angeſiedelten, dieſelben verſchaffen können, verbunden mit ihren wohlfeilen Preiſen, eine Haupturſache des Mangels an Induſtrie im Lande und der daher entſpringenden Laſter aller Art geweſen ſey. Dieſem Unheile glaubte man am beſten ſteuern zu können, wenn man die Anſchaffung jener gefährlichen Getränke einſchränkte; man verbot demnach die Einführung derſelben, ohne ſchriftliche Erlaubniß des Gouverneurs. Wenn ein mit Branntwein beladenes Schiff anlangte, ſo unterſuchte der Gouverneur den Bedarf der Kolonie, und theilte dann an die Kleinverkäufer Lizenzen aus. Die übrigen Einwohner durften nur in ſehr kleinen Parthien, und dieſes nach beſonderer Vergünſtigung, Branntwein einkaufen. Wer dergleichen Getränke einführte, mußte für die Gallone 10 Schillinge bezahlen. Dampfſchiffen iſt es geſtattet, ihre desfalſige Proviſion gegen Waaren, die auf dem Markte zu verkaufen ſtehen, umzutauſchen. Wer eine Lizenz erhalten hat, darf den Branntwein zu 20 Schill. die Gallone verkaufen, allein des beſtimmten Preiſes ungeachtet wird dieſe koſtbare Waare doch gewöhnlich zu einem dreifach höheren

ſtände zu ſagen, das heißt, von der ältern Kolonie. Die Einwohner dieſer Kolonie beſtehen größtentheils, mit Ausnahme der Beamten, des Militairs und der frei Eingewanderten, aus Verbrechern, die aus Großbritannien dahin gebracht worden ſind. Der Zweck dieſer Deportation nach einer dazu eingerichteten Kolonie ſollte nicht bloß Beſtrafung der Verbrecher ſeyn, ſondern auch ihre Beſſerung; ſie ſollten nämlich nach der Ueberſtehung ihrer Strafzeit als freie Leute, außer in dieſem Falle, daß die Rückkehr nach England erlaubt würde, dort leben; allein dieſer Zweck, auf die Beſſerung der Verbrecher bezogen, wurde nicht in dem Grade erreicht, als es die Regierung wünſchte, wohl aber der Zweck, daß ſich Europäiſche Bildung dahin verpflanzte; denn um die Verbrecher nach ihrer Befreiung zu beſſern, gehört mehr, als dieſe Freiheit, und das ihnen angewieſene Land zur Urbarmachung; es gehörten dazu auch noch die Mittel; denn das Arbeiten in den Beſitzungen oder Plantagen der Beamten ꝛc. bezweckte nicht ihre alleinige Beſſerung, und wie hätte dieſe ſolches auch bewirken können, da man die Sträflinge ſich faſt ſelbſt überließ, ohne ſie ſtrenge zu beobachten oder zu beſtimmten Arbeiten anzuhalten. Man behandelte ſie vielmehr als ganz unbeſcholtene Leute, welche die Regierung zur Anbauung des Landes dorthin verpflanzt und ihnen die Mittel gereicht habe, dieſes zu bewirken. Da man dieſe neuen Koloniſten nur als Sträflinge überſiedelte, ohne weiter in die Falten ihres Naturells, ihres Charakters einzudringen, ſo war es auch natürlich, daß man ihren Hang, ihre Neigung zu Verbrechen weiter nicht kannte, alſo auch dieſen nicht durch andere Mittel, als die bloße Freiheit, entgegen arbeitete, und die große Unfruchtbarkeit des Küſtenſaumes, auf welchen die Kolonie lange beſchränkt blieb, und der Mangel an animaliſchen und vegetabiliſchen Lebensmitteln, konnte die Sträflinge mehr oder weniger vom Entlaufen abhalten. Aber auch hieran

hat es nicht gefehlt, wie die durch entflohenen Verbrecher ſich gebildeten Räuberbanden, hier Busbranger genannt, bewieſen haben, beſonders auf Vandiemensland. Die Deportirten werden im officiellen Style die Ueberführten (convicts), im Lande ſelbſt die Gefangenen (prisoners) oder Regierungsleute (governmentmen) genannt. Die Engliſchen Deportationsgeſetze unterſcheiden nach Maaßgabe des Verbrechens drei Arten von Verbannung, auf ſieben, auf vierzehn Jahre, und auf Lebenszeit. Die Gerichte können die Strafe verlängern und die Deportirten ſelbſt wieder zu neuer Verbannung verurtheilen; bis ein ſolcher aber ſeine Zeit ausgedient oder ſeine Freiheit durch Begnadigung erhalten hat, gilt er für einen Gefangenen und ſteht im Ganzen in gleichem Verhältniſſe, wie der in einem Zuchthauſe Befindliche. Was ihre Beſchäftigung anbetrifft, ſo wurden ſie von den erſten Gouverneuren, mit Ausnahme Weniger, die man den Beamten und Offizieren als Diener überließ, zu Bauten aller Art, zu andern öffentlichen Arbeiten und zum Landbaue auf großen Gütern, welche die Regierung anlegen ließ, gebraucht. Hier arbeiteten ſie verdroſſen und ſaumſelig, und, wie es ſchien, wurden dergleichen koſtſpielige Anlagen nur darum unternommen, um ſie zu beſchäftigen, damit ſie ſich wieder an die Arbeit gewöhnen ſollten; die meiſten dieſer Deportirten hatten aber nicht die geringſte Neigung zur Arbeit und ſahen dieſe hier nur als eine neue Strafe an; denn in England lebten die meiſten aus den fremden Taſchen, die ihre Fertigkeit leerte, mithin mußten ſie einen Widerwillen gegen alle Arbeit hegen und ſich nicht leicht zu ihrem neuen Berufe bequemen können. So mußte der

mie für die Annahme eines ſolchen Arbeiters eingeführt werden mußte; aber ſchon unter Brisbane fingen ſie an, als Arbeiter ſehr geſucht zu werden, da durch die Einwanderungen wohlhabender freier Familien die Zahl der Grundbeſitzer bedeutend geſtiegen iſt. Das jetzige Beſchäftigungsſyſtem der Deportirten beruhet auf einer Verordnung Macquaries vom 7ten December 1816, und einer Brisbanes vom 11ten July 1822. Darnach werden ſie gleich nach ihrer Landung und Muſterung durch eine eigends dazu eingeſetzte Kommiſſion (the board for the assignment of servants) an die Koloniſten ihren Eingaben gemäß vertheilt. Die Regierung behält für ſich nur diejenigen zurück, welche für die öffentlichen Arbeiten nöthig ſind, meiſtens nur Handwerker, denn für Straßenbauten iſt durch Errichtung beſonderer Abtheilungen von Sträflingen, die nicht gerade Deportirte zu ſeyn brauchen, geſorgt; Letztere arbeiten unter militairiſcher Bedeckung. Die Koloniſten brauchen die Deportirten als Diener in den Häuſern zu Gewerben, beſonders aber zum Landbaue und zur Viehzucht, ſie erhalten dann gewöhnlich in der Nähe des herrſchaftlichen Hauſes kleine Hütten angewieſen, auch etwas Land, um ſich die nöthigen Gemüſe zu den Lebensmitteln, die ihnen geliefert werden, ſelbſt zu bauen; auch erhalten ſie Kleidungsſtücke, aber nicht Sold, um ſie aber zur Thätigkeit mehr anzuſpornen, werden ihnen gewiſſe Beneſizien gereicht, die in Thee, Tabak, Zucker ꝛc. beſtehen, und ziemlich allgemein bei den Güterbeſitzern eingeführt ſind, ohne jedoch als eine beſtimmte Norm zu gelten. Die Regierung führt die mediziniſche und polizeyliche Aufſicht über ſie, jedoch gegen eine jährliche Vergütigung Seitens der Dienſtherren, wodurch alle gewonnen haben, die Grundbeſitzer, weil ſie auf dieſe Art wohlfeile Arbeiter erhalten, während der hohe Arbeitslohn immer ein großes Hinderniß für das Gedeihen der Niederlaſſungen war, die Regierung, weil ſie auf dieſe

Art am leichteſten auf die Beſſerung der Verbrecher wirken kann; es fällt wenigſtens ein Haupthinderniß, das Zuſammenleben derſelben, fort, welches durch die eigenthümliche Art des Anbaues dieſes Landes in einzelnen zerſtreut liegenden Gütern (Farms) bewirkt wird, und da dieſe Art des Anbaues durch die Natur des Landes, durch die Zerſtreuung der einzelnen fruchtbaren Striche, mit ſich gebracht wurde, ſo ergiebt ſich, daß auch zur Erreichung dieſes nächſten Zweckes die gewählte Gegend ganz beſonders geeignet war, um ſo mehr, da ſich von allen Deportirten, die 1833 in Neu-Südwales lebten, nur ein Fünftel in den Städten befand. In der oben angeführten Beziehung haben daher auch die Deportirten ſelbſt gewonnen, weil ſie auf dieſe Art weit mehr im Stande ſind, ſich im Landbaue und in der Viehzucht diejenigen Kenntniſſe anzueignen, die ihnen nach erlangter Freiheit zur Erwerbung ihres Unterhalts nöthig ſind. Man hat es oft getadelt, daß die Deportirten keine eigene ſie auszeichnende Kleidung haben, ſondern wie Gentlemen oft mit ganz geſuchtem und modiſchem Putze einhergehen, allein dieſes iſt wohl nicht zu tadeln, weil ſie dann um ſo mehr auffallen und denen ein Anſtoß geben würden, die ſich ſchon von ihnen zurück zu ziehen ſuchen, alſo eine Scheidelinie bilden. In Hinſicht der Belohnung und Beſtrafung geht man hier ſehr zweckmäßig zu Werke. Die erſte Belohnung iſt die Beurlaubung, welche ſich nach Ablauf einer beſtimmten Dienſtzeit auf ein günſtiges Zeichen ihres Polizeybeamten und des Geiſtlichen gründet; dieſe Beurlaubten ſind in der That frei und können über ihre Perſon und Zeit

arbeit verurtheilt werden kann, nur dürfen sie die Kolonie nicht verlassen. Endlich die unbedingte Begnadigung, welche auch das Recht nach England zurückzukehren verleihet, allein seit Macquaries Zeit nur vom Könige auf den Vorschlag des Gouverneurs ertheilt wird. Von diesem Rechte haben jedoch nur wenige, wegen der Kostspieligkeit Gebrauch gemacht. Von den Strafen ist die Strafe der Verbannung in die Penalstation mehr als die Todesstrafe gefürchtet. Es ist eine Niederlassung an entlegenen Theilen der Küste, also eine neue Deportation oder Verbannung, mit größerer Strenge und größerer Abgeschlossenheit. Hier verband man später noch einen andern Zweck, die Transportirten mußten nämlich durch Ausrottung der Wildniß vorarbeiten, und dann wurden die Penalstaaten wieder weiter verlegt. Anfangs war auch Vandiemensland nur eine Penalstation für Neu-Südwales; jetzt besitzt Letzteres drei solcher Anstalten, Wellingtonvalley im Innern, eine an der Moretonbay, und eine auf der Norfolkinsel zwischen Neuseeland und Neucaledonien. Die Insel liegt ganz einsam, und ist ganz unzugänglich, wodurch der Zweck als Strafort noch erhöhet wird. Die Zahl der dort gehaltenen Sträflinge beträgt ungefähr 2000 Seelen, wie solches ein Geistlicher im Auslande 1839, S. 561 u. f., angiebt, der dort hingeschickt wurde, um einige zum Tode bestimmte Verbrecher vorzubereiten, und eine Beschreibung dieser Insel am angeführten Orte giebt. — Vandiemensland hat zwei dergleichen Penalanstalten. Die Zahl der seit dem Bestehen der Kolonie dahin transportirten Verbrecher ist nicht genau bekannt. Von 1787 bis 1820 erhielten Neu-Südwales und Vandiemensland zusammen 23,878, seit dieser Zeit ist dieselbe schneller gewachsen, von 1823 bis 1833 kamen nach Neu-Südwales allein 26,033, und in den letzten Jahren stets 3 bis 4000; nach Vandiemensland wurden in dieser Zeit jährlich etwa 2000 versandt; im Ganzen ist daher

die Zahl, welche das dortige Land aufgenommen hat, auf 100,000 Deportirte, eher zu niedrig, als zu hoch angegeben. Bei Gründung der Kolonie Neu-Südwales segelte Arthur Philipp am 23ſten May 1787 mit eilf Schiffen, 212 Seeſoldaten, 28 Frauen, 17 Kindern, und mit 558 männlichen und 229 weiblichen Verbrechern von England ab, und landete am 18ten Januar 1788 in dieſer Bay. Die meiſten freien Koloniſten langten im Jahre 1795 mit dem zweiten Gouverneur Hunter an, und ſeitdem ſoll ſowohl Neu-Südwales, als auch Vandiemensland und die übrigen Kolonien ein ſehr geſuchtes Ziel für Europäiſche Auswanderer geblieben ſeyn. Bis in die neueſte Zeit jedoch nur für Engländer; denn nur wenige Koloniſten anderer Nationen haben ſich bewogen gefühlt, dahin auszuwandern; nur einige Winzerfamilien aus Hattenheim am Rhein, und einige Schleſiſche Separatiſten ſind dahin ausgewandert. Die Letzteren 1830 und die Erſteren 1838, andere haben es noch nicht gewagt dahin zu gehen, ſondern haben die vereinigten Staaten von Nord-Amerika vorgezogen. — Die verderblichſten Leidenſchaften der Koloniſten der alten Kolonie iſt die Sucht nach geiſtigen Getränken, beſonders nach Branntwein, welcher in den Kolonien ſchnellen Abſatz findet, obgleich ſein Preis ſehr hoch iſt. Man ſuchte ihn gleich anfangs durch Verbote und durch einen hohen Preis zu beſchränken, allein ohne Erfolg; denn die Bouteille oder Flaſche wurde zu 10 bis 15 Schillinge (6 bis 8 Gulden) verkauft, und wenn er theuer iſt, koſtet ſie 30 Schillinge. Die Frauen ſind dieſem Laſter hier eben ſo ergeben, als die Männer, und bis jetzt haben die höheren Stände vergebens das Bei-

eine größere Ausdehnung hätte, als hier in den Kolonien Südindiens.“—Im Jahre 1828 schätzte man die Konsumtion an geistigen Getränken auf 268,320 Gallonen (1 Gallone ist 3½ Berl. Qrt.) bei 30,000 Erwachsenen macht es für den Einzelnen fast 9 Gallonen, während in Großbritannien und Irland auf jeden Einwohner nur 1½ Gallonen kommt. Außer der sehr ansehnlichen Zahl von mit Lizenzen versehenen Schänken, giebt es noch eine Menge von Winkeltrinkstuben, deren Inhaber zugleich die berüchtigsten Diebeshehler sind. Ein zweites Laster ist das Spiel. Viele haben, nachdem sie Alles verloren, selbst ihre Kleider verspielt. Die Ausschweifungen mit dem zweiten Geschlechte sind hier gleichfalls an der Tagesordnung, und sollen von dem Mißverhältniß beider Geschlechter herrühren; da im Ganzen immer weniger Frauen, als Männer deportirt werden, und wenn auch die Regierung in neuerer Zeit besonders darauf bedacht gewesen ist, unter den Freien viele Frauen zur Auswanderung zu veranlassen; so war doch das Verhältniß der Frauen zu den Männern in Neu-Südwales 1833 (nach Abrechnung der Kinder), wie 1 zu 3, in Vandiemensland 1835 (mit den Kindern) wie 1 zu 2½. Auch waren die nach diesen Kolonien ausgewanderten Frauen gerade nicht die geeignetsten zur Beförderung der Sittlichkeit; denn in einem Briefe aus Sidney, den das Ausland mittheilt, heißt es in dieser Beziehung: „Ich hoffe, daß wenn man wiederum, wie man Lust zu haben scheint, uns Ladungen von Frauenzimmern schickt, diese besser seyn werden, als die, welche man uns bisher auf den Hals lud. Die Kolonie, namentlich Sidney, ist voller Freudenmädchen, als ob der ungehängte Auswurf der Englischen Gefängnisse noch nicht genug abgefeimte Spitzbüberey in unsere Gesellschaft gebracht hätte. Gleich dem alten Rom stammen wir von Banditen und anderem Gesindel von ungewisser Herkunft (promiscuous intercourse)

ab, und durch die letzten Ladungen Frauenzimmer hat man Sorge getragen, daß kein Weiberraub nöthig ist, um die Vergleichung voll zu machen." — Hiernach hat sich die Sittlichkeit in den Kolonien auf keine Weise gebessert, sondern sie hat von Jahr zu Jahr am Halte verloren, wie dieses auch nicht anders seyn kann, da der überwiegende Theil der Bevölkerung aus Deportirten besteht, und wenn sich diese auch während ihrer Strafzeit so verhalten haben, daß sie frei gelassen werden können, so sollen sie doch in seltenen Fällen wirklich gebessert worden seyn, wie auch schon oben angeführt worden. Dann treten auch immer wieder frische Berührungen mit neu angekommenen Verbrechern ein, wodurch sich die Zahl der Verbrecher immer in ein ungünstigeres Verhältniß zur Bevölkerung stellt. Eine Vergleichung der Zahl der Verurtheilungen durch den Kriminalgerichtshof mit der Einwohnerzahl giebt für die Jahre 1810 bis 1818 ein Verhältniß von 1 : 375, für die nächsten drei Jahre 1 : 360, für die Zeit 1821 bis 1825 schon 1 : 183, und 1831 bis 1835 sogar 1 : 119. Dabei sind die geringen Vergehen, welche summarisch von den Friedensrichtern abgeurtheilt werden, noch nicht mit begriffen. Diebstahl, Betrug, Gewissenlosigkeit der niedern Klassen bei der Leistung des Eides, sind etwas ganz Gewöhnliches. Bei den Geschwornengerichten sollen so ärgerliche Auftritte vorfallen, daß sich die Gebildeten immer mehr davon zurückzuziehen suchen. Die einzige Wirkung auf die gänzlichen Demoralisirten bleiben noch immer die Penalkolonien, welche Strafe auch auf den Diebstahl gesetzt ist; denn die Furcht, sich von seinen alten Verbindungen getrennt zu sehen und in der Einsam-

Diebſtahls durch Einbruch überwieſen und zum Strange verurtheilt; als man daher eben die Execution vollziehen wollte, riß der Strick ab und der Unglückliche fiel ausgeſtreckt auf die Erde; als man ihn wieder auf die Richtſtätte gebracht hatte, ging der Strick los, und bei dem dritten Verſuche mußte man wegen eines andern Zufalls die Execution aufſchieben. Die Gerichtsperſon, welche den Vorſitz führte, hatte mit dem Verbrecher Mitleiden, und gab dem Gouverneur von dieſen Vorfällen Nachricht; dieſer begnadigte ihn; allein der Begnadigte änderte darum ſeine Aufführung nicht, mußte nach einem Penalorte verſetzt werden, und kam zuletzt, als er von dieſem Orte entfliehen wollte, um. — Man hat ſchon oft Verſuche gemacht, ein Theater zu errichten, allein alle anfänglichen Verſuche mißglückten; denn diejenigen, welche es beſuchten, fanden, daß man ſie während ihrer Abweſenheit beſtohlen hatte, und die ärmſten Staatsverurtheilten gaben Lebensmittel ſtatt Geld, und litten dann den größten Hunger, daher verbot der Gouverneur den Schauſpielern zu ſpielen. Erſt in neuerer Zeit hat man zu Sidney ein Theater errichtet, worauf geſpielt wird. — Was die Verfaſſung der Kolonien betrifft, ſo war dieſe anfangs rein militairiſch, und alle Gewalt, ſelbſt das Recht der Begnadigung, dem Gouverneure übertragen, dieſes hat ſich jedoch im Laufe des Verfaſſungskampfes, den die Kolonien durchgemacht haben, geändert, obgleich auch nicht ganz zur Beſchwichtigung der aufgeregten Gemüther. Jede Kolonie hat einen Gouverneur, und derjenige von Neu-Südwales war General-Gouverneur und den übrigen vorgeſetzt, jetzt geht er nur dem Range nach ihnen vor. Dem Gouverneur zur Seite ſteht ein exekutiver und ein legislativer Rath. Der Erſte wurde im Jahre 1823 eingeſetzt und beſteht aus fünf Beamten der Regierung; der Letzte, der ſeit 1828 beſteht, hat funfzehn Mitglieder, theils ebenfalls Beamte und zugleich Mitglieder des exekutiven Raths, theils

von der Regierung auf Lebenszeit ernannte Koloniſten. Hier fehlt nur das durch Volkswahl ernannte Repräſentantenhaus, welches in Canada und in den andern Engliſchen Kolonien beſteht, die ſogenannten Assemblies. Die Einſetzung eines ſolchen Hauſes iſt nun das Beſtreben der Koloniſten, und deshalb laufen noch immer beim Parlamente Petitionen ein; allein die Regierung hat darauf noch keine Rückſicht genommen, und bloß 1828 den legislativen Rath verordnet, deſſen Wirkſamkeit jedoch nur unbedeutend ſeyn ſoll, und ſich bisher auf Annahme von Parlamentsakten und auf einige lokale Geſetze beſchränkte. Er hat zwar die geſetzgebende Gewalt und das Recht: Auflagen auszuſchreiben und die Verwendung der öffentlichen Gelder zu beſtimmen; allein theils ſind ſeine Mitglieder in einer zu abhängigen Stellung, theils gelten die von ihm erlaſſenen Geſetze erſt, wenn ſie der Gouverneur beſtätiget hat; auch hat ſich die Regierung ein unbedingtes Veto vorbehalten. Im Jahre 1838 hat man den dringenden Bitten der Einwohner der Kolonie wieder ſo weit nachgegeben, daß die Sitzungen dieſes Raths öffentlich gehalten werden. Es unterſcheiden ſich ferner die Emancipationiſten und die Excluſioniſten in den alten Kolonien. Unter die Erſteren rechnet man die freigewordenen Deportirten und ihre Nachkommen, und die ſich angeſiedelten Soldaten, und zu den Letzteren werden die urſprünglich Freien (Beamte, freie Einwanderer ꝛc.) gezählt. Dieſe beiden Partheyen ſtehen ſich einander gegenüber, feinden ſich gleichſam an, weil die Letztern natürliche Vorrechte zu haben glauben, da nicht Deportation ſie nach der Kolonie gebracht hat, ſondern der Wille der

Beamten Veranlassung gegeben. Am stärksten sollen diese Reibungen in den 1820ger Jahren gewesen seyn, als besonders von den Emancipationisten das Streben nach politischen Garantien gegen die Gewalt des Gouverneurs ausging; sie haben sich dann wieder etwas verloren, traten aber bei allen Streitigkeiten wieder eben so lebhaft hervor, und bilden in den geselligen Verhältnissen noch immer eine fühlbare Scheidewand, wie reich auch viele der Emancipationisten geworden sind. In Vandiemensland war diese Spannung nicht so stark, als in Neu-Südwales. Die Emancipationisten sind zwar in rechtlicher Beziehung den Exclusionisten völlig gleich gestellt; allein dieses rettet sie nicht vor jener Zurücksetzung. Die Verordnungen früherer Gouverneure, welche einen Unterschied zwischen diesen beiden Klassen der Bevölkerung machten, sind längst abgeändert, alle Freien haben Zutritt als Geschworene, auch beim Obergerichte, erhalten, die drückendsten Klauseln des Darlingschen Preßgesetzes sind aufgehoben, welches gegeben wurde, als die Journale ein Kampfplatz der beiden Partheyen geworden waren ꝛc.; allein alles dieses sind vergebliche Maaßregeln; denn über die angeerbten und sich immer tiefer einwurzelnden Vorurtheile läßt sich nicht gebieten, und wenn sie in allen andern Ländern kaum merklich sind, indem die Vergehen sich verwischen, und den Individuen, wenn solche eine nicht gravirende verachtungswürdige Seite haben, in Hinsicht des Umganges keinen Makel anhängen, so muß es doch hier geschehen, da sich die Deportirten als die überwiegende Zahl herausstellen, und bei vielen dieser Individuen die frühere Lebens- und Erwerbsart immer wieder eintritt, sie also durch die Deportation und Strafe nicht gebessert worden, und dieses macht wohl hauptsächlich, daß sich die Exclusionisten von ihnen zurückzuziehen suchen und keinen geselligen Verkehr mit ihnen unterhalten. Um nun auch dieses zu vermeiden, soll England

beſchloſſen haben, Neu-Südwales und Vandiemensland als Deportationsorte ganz aufzugeben, und nur noch die Norfolkinſel und auch die Penalſtationen dazu zu benutzen, und dieſes wäre auch das einzige Mittel, dieſe Partheyen auf die Folge zu vereinigen, wenn der Fortpflanzungsſtoff abgeſchnitten wird. — Daß die alten Kolonien, beſonders Neu-Südwales, als die älteſte, ſich nicht ſchon früher hoben, liegt wiederum in der erſten Bevölkerung derſelben. Wie oben ſchon angeführt worden, wurde die erſte Kolonie auf Neu-Holland an der Botanybay im Jahre 1788 angelegt, oder vielmehr an dem wenig von der genannten Bay entfernten Port Jackſon, einem herrlichen Hafen, in welchem tauſend Linienſchiffe bequem liegen können. Hier fand Arthur Philipp, dem die Botanybay zur Anlegung der Kolonie angewieſen worden, die er aber dazu ganz unzweckmäßig fand, einen guten Boden und ein vortreffliches Klima, um eine Kolonie zu errichten. Bei ſeiner Abreiſe von England mit den Soldaten und Deportirten hatte er Lebensmittel auf zwei Jahre, Werkzeuge zum Ackerbaue, Kleidungsſtücke, Hausthiere und andere nothwendige Gegenſtände mitgebracht, womit der Anbau begonnen wurde. Die vom Kap und von Braſilien dahin gebrachten Pflanzen und Bäume wuchſen ſchön, und auch die fremden Thiere befanden ſich wohl. Man errichtete daher zuerſt Hütten, dann Häuſer, bearbeitete die Felder, und ſuchte die Erde urbar zu machen; allein die Laſter der hingebrachten Verbrecher, die Streitigkeiten mit den Eingebornen, und in den erſten Jahren der Mangel an Lebensmitteln, verzögerten die Fortſchritte der Niederlaſſung: der größte Theil der Verurtheilten

net und allein in den Wäldern umherging. Die Arbeit, zu welcher die Verbrecher nur durch Zwang gebracht werden konnten, war nicht ersprießlich, und die Furcht vor Mangel an Lebensmitteln, welcher bald eintrat, verzögerte bloß einige Zeit die Ausbrüche anderer Leidenschaften. Durch die Nachlässigkeit der Kolonisten verirrte sich das Hornvieh in die Wälder, und erst nach sieben Jahren entdeckte man wieder eine Spur von demselben, und fand bald darauf eine schöne Herde wilder Ochsen, welche von den entlaufenen abstammten. Dieser Zustand dauerte bis ungefähr zum Jahre 1796, wo sich die Kolonie schon zu bessern anfing. Die Eingeborenen fingen an mit den Kolonisten in gutem Einverständnisse zu leben, und trieben zusammen einen nützlichen Tauschhandel, der die Kolonisten auf die Produkte Neu-Hollands aufmerksam machte. Das Vieh hatte sich sehr vermehrt, und die Fortschritte im Ackerbaue sicherten die Pflanzer vor einer Hungersnoth. Im Jahre 1800 wurden die schönen Aussichten, welche die Kolonie auf die Dauer darbot, durch zwei angekommene Irländer beunruhiget, welche die Kolonie durch ihre chimärischen Pläne zu verführen suchten; allein die Thätigkeit und Wachsamkeit des Gouverneurs kam dem Ausbruche zuvor, und dieser umsichtige Chef hatte das Vergnügen, die Kolonie, als er sie am Ende desselben Jahres verließ, in einem ganz andern Zustand zu lassen, als er sie im Jahre 1795 gefunden hatte. Von dieser Zeit an erhob sich die Kolonie Neu-Südwales, und gründete die Töchteranstalt Vandiemensland, die sich gleichfalls emporgearbeitet hat. Im Jahre 1801 erlitt die Kolonie ein neues Unglück, welches sie schon bei ihrem Entstehen getroffen hatte. Der Fluß Hawkesbury trat nämlich über seine Ufer, stieg 60 bis 70 Fuß hoch über sein gewöhnliches Niveau, verheerte die Felder und riß die Herden so wie die Häuser mehrerer Kolonisten mit sich fort. Der Schaden wurde indessen wieder ge-

heilt, und die Kolonien fingen an fortzublühen, wenn gleich anfangs nur langsam bis zu dem dritten Decennium dieses Jahrhunderts. Auch diejenigen, welche sich freiwillig in der Kolonie niederließen, haben anfangs die Erwartungen, welche man von ihnen gehegt hatte, betrogen, und sind der Regierung zur Last gefallen, indem sie ganz andere Bedingungen zu erhalten hofften, als sie wirklich erhielten, indessen hat sich dieses in der Folge auch anders gestaltet. Der erste Gouverneur oder Statthalter war Kapitain Arthur Philipp, welcher die Kolonie Neu-Südwales gründete; ihm folgte 1795 bis 1800 Kapitain Hunter, welcher das angefangene Werk fortsetzte; diesem folgte Kapitain King bis zum Jahre 1806, und Kapitain Bligh bis 1808, worauf General-Major Macquarie am 1sten Januar 1810 die Oberaufsicht antrat, welchem Brisbane folgte, der im Jahre 1825 einen Nachfolger erhielt. — Was den Kultus betrifft, so geht dieser in den Kolonien Südindiens seinen Gang in freier Ausübung jeder Religionsparthey ruhig fort; besondere Reibungen sind noch nicht entstanden, und einzelne Zwistigkeiten sind beseitiget worden. Die Englische Hochkirche, die Presbyterianer und alle andern Religionspartheyen leben hier bei- und durcheinander, und auf den Inseln sind die Missionaire beschäftiget das Christenthum auszubreiten. Einer der berühmtesten Missionaire ist Williams, der 1838, nach einem dreijährigen Aufenthalte in London, zur Fortsetzung seines sechzehn Jahre lang betriebenen Werkes wieder nach der Südsee abgegangen ist. Sein im Jahre 1837 zu London erschienenes Werk: „A nar-

täts-Inseln im Jahre 1797 Missionaire, die Freundschafts-Inseln 1822, oder wenn man eigentlich von dem Beginnen des Missionswerks rechnen will, erst 1826, die Sandwichinseln auch erst im Anfange und die Harweyinseln am Schlusse des vorigen Decenniums. Die Bekehrungsversuche sind auf den genannten Inseln alle nach Wunsch ausgefallen, und der größte Theil ihrer Einwohner bekehrt worden. Man will aber auch der Missionsthätigkeit in der Südsee zu große Strenge vorwerfen, und zum Theil soll dieses mit Recht geschehen, wegen des Rigorismus der Sonntagsfeier, der Vervielfältigung des Gottesdienstes ꝛc., ohne manche Eigennützigkeiten der Missionaire hierher zu rechnen, welches allerdings Tadel verdient, und leicht die Bewohner vom Christenthume wieder abschrecken könnte. — Was die Literatur betrifft, so erscheinen in Sidney acht, in Habartown neun Zeitungen; auch giebt es schon eine Australische Literatur, religiösen, schönwissenschaftlichen und praktischen Inhalts; die andern Kolonien haben gleichfalls Zeitungen.

Die Kolonisation von Neuseeland, heißt es in dem geographisch-statistischen Hülfsbuche für die Gegenwart ꝛc., Heft 2. Altenburg, 1841. S. 236 u. f., ist in jeder Beziehung wichtig. Neuseeland selbst in physischer Beziehung eine sehr vollkommen ausgebildete Insel, mit einem schönen Klima, reichen Naturschönheiten, guten Häfen, schiffbaren Flüssen, und zum Theil wichtigen Produkten, z. B. dem Neuseeländischen Flachse (Phormium tenax), mehreren sich zum Schiffbaue, besonders zu Mastbäumen eignenden Holzarten (Dammari Australis oder Pinus Kauri und Vitex litoralis, auch Neuseeländische Eiche genannt), ist in den letzten Jahrzehenden in einen immer lebhafteren Handelsverkehr mit den Europäern gezogen. Englische und andere Schiffe, besonders aus Australien, holen von dort her jene sehr gesuchten Produkte. Außerdem war sie eine sehr wich-

tige Station für die Wallfischfänger. Im Jahre 1814 erhielt diese Insel zuerst bleibende Europäische Einwohner, in der Person von drei Englischen Missionairen. Allmählig war aber diese Bevölkerung bis auf 2000 angewachsen, zum Theil freilich der schlechtesten Art, aus entlaufenen Verbrechern der Englischen Strafkolonien, Matrosen ꝛc. bestehend. Im Jahre 1815 geschah der erste Englische Souverainitätsakt gegen diese Insel, indem der Gouverneur von Neu-Südwales, Macquarie, den dortigen Missionair Kendall zum Friedensrichter ernannte, um solche Flüchtlinge zu verhaften, und auch die von den Befehlshabern Englischer Schiffe gegen die Eingebornen verübten Vergehungen zu richten, wobei er zugleich Neuseeland für ein von England abhängiges Gebiet erklärte. Diese Förmlichkeit blieb ohne weitere Folgen, und vereinzelte Kolonisationsversuche zur Europäischen Bevölkerung geschahen ohne besondere Auctorisation der Regierung. Da trat im Jahre 1837 in England ein Komité zur regelmäßigen Kolonisation der Insel durch eine Kompagnie zusammen, das fast ganz nach denselben Grundsätzen gebildet war, wie das oben aus Südaustralien bekannte, nur daß das von dem Komité in Besitz zu nehmende und darauf nach dem Landverkaufssysteme an Einwanderer abzulassende Land den Eingebornen in aller Form Rechtens abgekauft, und ein Theil davon denen unter ihnen, die sich darauf anzusiedeln wünschten, vorbehalten werden sollte. Im Jahre 1838 fiel das Komité, das indessen seine Verkaufsgeschäfte in London begonnen hatte, beim Parlamente mit seinem Gesuche um Genehmigung durch, erhielt dieselbe aber im folgenden

Port Nicholſon, auf der nördlichen Inſel an der Cookſtraße, und begann an der weſtlichen Seite dieſer Inſel die Anlage der Hauptſtadt Wellington. Bald kamen neue Landankäufe, auch auf der ſüdlichen Inſel, zuſammen etwa 150 Quadratmeilen, hinzu. In Wellington wurde am 11ten April 1840 bereits die zweite Nummer der dortigen Kolonialzeitung ausgegeben, gedruckt in einer Hütte aus Baumrinde (die erſte war ſchon in England, vor der Abfahrt, erſchienen), Schiffe aus Sidney und Port Philipp kamen an, und eine dort errichtete Zweigbank der Auſtraliſchen Unionsbank war in voller Thätigkeit. Den erſten Ankömmlingen ſind ſchon mehrere Male neue Auswanderer, namentlich aus Engliſchen Fabrikſtädten und aus Hochſchottland, oder auch aus Neu-Südwales nachgefolgt, und es ſcheint, daß dieſe Kolonie ſich ganz vorzüglich heben wird. Im Jahre 1840 im April ſah ſich der Kolonialconſeil veranlaßt, die der Niederlaſſung gegebene Verfaſſung von den eingebornen Häuptlingen beſtätigen zu laſſen. Am 21ſten May hat indeſſen Hobſon nach einem am 6ten Februar mit den Häuptlingen abgeſchloſſenen Kontrakte die Engliſche Souverainität über ganz Neuſeeland, ſowohl die nördliche, als auch die ſüdliche Inſel, proklamirt. Im Jahre 1838 hat ſich auch der Baron von Thierry aus Frankreich, mit Unterſtützung der Franzöſiſchen Regierung, in den Beſitz eines Küſtenreichs der nördlichen Inſel geſetzt. Er hatte viel für die Kultivirung deſſelben gethan, und auch ein von ihm entworfenes Geſetzbuch eingeführt, und nannte ſich König von Neuſeeland, und das Zollhaus von Sidney reklamirte ſeine Flagge und ſein Signal. Sein Beſitzthum war nachher von den Häuptern ſelbſt wieder angekauft worden, indem ſowohl ſie, als er durch den Vertrag des Verkaufs untergangen ſeyn ſollen, und ſeine Herrſchaft ihr Ende erreicht haben, ſo daß

England dadurch eines Abſindens mit ihnen überhoben wäre.

Landeseintheilung Südindiens. I. Neuholland, das Continent Südindiens, durch die Holländer im ſiebzehnten Jahrhunderte entdeckt, und von ihnen nach ihrem Lande benannt, enthält die Kolonien Neu-Südwales, Vandiemensland auf einer dazu gehörigen Inſel, die nur durch die Baßſtraße davon getrennt iſt, Weſtauſtralien oder Swanriver, Südauſtralien, Port Philipp und Nordauſtralien; ſ. oben, S. 303 u. f. Von der Erſteren hat die Grafſchaft Cumberland, außer der Hauptſtadt Sidney, mit einem Hafen, einem Forte, einer Handelsbank, einer Sternwarte, mehreren Schulen und gelehrten Geſellſchaften, einem Theater, Hoſpitale, Magazine und mehreren anſehnlichen Gewerben, noch die Städte Paramatta oder Roſe-Hill, mit einigen Fabriken und beſuchten Märkten, wohin auch viele von den Ureinwohnern kommen, um ihre Produkte zu verhandeln; Windſor, Liverpool, Newcaſtle, in deſſen Nähe anſehnliche Steinkohlengruben, und das Dorf Brickfield mit Ziegeleyen, Töpfereyen und einer Fayancefabrik. Die Grafſchaft Weſtmoreland, mit der Stadt Bathurſt, die im Jahre 1818 am Macquarieſluſſe auf der Weſtſeite der blauen Berge errichtet worden. Von Sidney bis Bathurſt geht eine ſchöne neuangelegte Straße. Auf Vandiemensland ſind, außer der Hauptſtadt Hobart-Town, noch die Städte Elizabeth-Town, im Jahre 1813 angelegt, Georges-Town, eine neue immer mehr aufblühende Stadt, am ſchiffbaren Tamar, an deſſen Mündung der Port

ſche Niederlaſſung angelegt, wo Europäiſche Getreidearten und Hausthiere ſehr gut fortkamen, die aber 1811 einging, indem man die Koloniſten nach Neu-Südwales und Vandiemensland verſetzte. Bei dieſer Inſel liegen die Philipps- und Nepean-Inſel. Auf der Letzten mußten, während die Kolonie auf Norfolk beſtand, Deportirte Seeſalz gewinnen. Das Klima iſt mild und angenehm und der Boden fruchtbar; ſie iſt mit dichtem Walde beſetzt, und das vorzüglichſte Produkt derſelben iſt die Neu-Seeländiſche Flachspflanze. Die Küſten ſind reich an Fiſchen, worunter ſich der Schnappfiſch auszeichnet. — III. Neu-Guinea, mit einem Flächeninhalt von 8500 bis 13,000 Quadratmeilen, eine der am früheſten entdeckten Südindiſchen Inſeln, welche im Süden durch die Torresſtraße von Neu-Holland, und im Oſten durch die Dampiersſtraße von Neu-Britannien geſchieden iſt; ſie liegt vom 148 Grad bis 166 Grad öſtlicher Länge und vom Aequator bis 10 Grad ſüdlicher Breite. Die Küſten ſind hoch und bergig, und die Südküſte iſt noch größtentheils unbekannt. Das ganze Land endiget ſich in drei großen Halbinſeln, und iſt im Innern mit hohen, zum Theil mit immerwährendem Schnee bedeckten Bergen und rauchenden Vulkanen beſetzt. Die Einwohner gehören zu der negerartigen Raçe, haben Häuſer auf Pfählen gebauet, und gehen faſt nackt. Unter ihren Waffen haben ſie hohle Stöcke, welche Feuer und Rauch auswerfen. Man unterſcheidet dreierlei Einwohner: Papuas, Haraforas und Oran-Bandſchu, welches ein wanderndes Fiſchervolk ſeyn ſoll. Man will die Mohamedaniſche und Buddhiſtiſche Religion aus den Gebräuchen erkannt haben. Die Produkte der Inſel ſind: Brodfrüchte, Bananen, Piſang, Platanen, Bambus, Kokosnüſſe, Betel, Sago, Gewürznelken, Ingber, Muskatnüſſe ꝛc. Von Mineralien findet man wenige angeführt, doch ſoll es an edlen Metallen nicht fehlen. Im Thierreiche

giebt es Schweine, Hunde, Paradies- und Promeropsvögel, Tauben, Papageyen, Meergänſe, Fiſche ꝛc. Die am weſtlichen Ende liegenden kleinen Inſeln ſollen im Zuſammenhange mit den Molukkiſchen ſtehen. Die bekannteſte Gegend iſt der Hafen Port Dory bei dem Kap gleichen Namens. Unter den zahlreichen Neuguinea umgebenden Inſeln iſt Waigion wegen ſeines vortrefflichen Hafens, Offak, merkwürdig, welche Inſel ſtark bevölkert iſt. — IV. Die Pelewes-Inſeln, welche vom 3 bis 8 Grad nördlicher Breite und vom 147 Grad 30 Minuten bis 154 Grad 30 Minuten öſtlicher Länge liegen, haben einen fruchtbaren Boden, und ſind mit vielen Waldungen bedeckt. Dann bringt der Boden Kohl- und Kokospalmen, Arekanüſſe, Piſangs, Südfrüchte, Zuckerrohr, Yams, Brodfrüchte, Bambusrohr, Catappanußbäume ꝛc. hervor. Von Europa ſind Rindvieh, Schweine, Ziegen, Schafe hierher verpflanzt worden. Die Einwohner ſollen ſehr gutmüthig ſeyn, und die volkreichſte Inſel heißt Eri-kli-Thu mit dem Hauptorte Kurura. Die größte dieſer Inſeln Babel-Thuup hat zwölf Meilen im Umfange. — V. Die Marianen- oder Lazarus-Inſeln, auch Ladronen- oder Diebesinſeln genannt, die aus ſechzehn, nach Andern aus zwanzig Inſeln beſtehen ſollen; ſie wurden im Jahre 1521 durch Magellane entdeckt und den Spaniern unterworfen, aber eine völlige Niederlaſſung geſchah erſt im Jahre 1678. Dieſe Inſeln liegen ſüdlich von der Boningruppe von 161 bis 164 Grad öſtlicher Länge und vom 13 Grad 15 Minuten bis 20 Grad 20 Minuten nördlicher Breite, und ſind vulkaniſchen Urſprungs, größtentheils mit Bergen be-

Esel, Maulesel, Lamas, Hirsche, wilde Schweine. Bei der Unterjochung dieser Inseln durch die Spanier betrug die Zahl der Ureinwohner 150,000; jetzt ist die Zahl der Einwohner sehr geringe, im Jahr 1816 zählte man 902 Häuser und 5389 Einwohner. Die größte Insel ist Guam oder Guajan, die 20 Meilen im Umfange hat, und der Sitz des Spanischen Gouverneurs ist, der vom Spanischen Hofe auf sechs Jahre dahin geschickt wird. Die Hauptstadt ist S. Ignazio de Agana, in einer reizenden, mit Palmenhainen umgebenen Ebene; sie ist regelmäßig gebauet und hatte 1816 in 448 Häusern 3115 Einwohner. Der Hafen liegt vier Seemeilen davon, und wird durch zwei Forts beschützt. Auf der Insel Tinian sind merkwürdige Ruinen von Tempeln. — VI. Die Karolinischen oder Neu-Philippinischen Inseln, die zwischen dem 6ten und 12ten Grad nördlicher Breite, von Westen nach Osten einen Raum von 22 Graden (vom 136sten bis 178 Grad) einnehmen, sind den Europäern wenig bekannt. Man theilt solche in mehrere Gruppen, und von diesen Gruppen ist die von Lamurzec, darunter die Insel Lamurzec mit 2000 Einwohnern, die Residenz eines Königs, dem im Jahre 1818 22 Inseln mit 5459 Einwohnern unterworfen waren. Die Eingebornen gehören zur Malayischen Race, sind groß, stark gebaut, und von nußbrauner Farbe. Die Produkte der Insel sind Brodfrüchte, Kokosnüsse, Arumswurzeln ꝛc.; aber ein vorzüglicher Nahrungszweig der Einwohner ist die Fischerey. Die Gruppe Cittak ist die unbekannteste von allen, und besteht aus mehreren Inselketten, davon die südöstliche Lugulus oder auch Hogolen heißt, und eine Insel von beträchtlichem Umfange enthält. Alle diese Inseln wurden von den Spaniern, unter der Regierung König Karls des Zweiten von Spanien entdeckt, von dem sie den Namen bekommen haben. Nachher kamen Missionaire dahin, und die Spanier rechne-

ten sie zu ihren Ostindischen Besitzungen, ohne sie einmal genau zu kennen, noch sich zum Herrn davon proklamirt zu haben. — VII. Die Monteverdos-Inseln; diese aus 29 Inseln bestehende Gruppe wurde im Jahre 1806 von Monteverdo, einem Spanier, entdeckt. Sie nehmen einen Raum von zehn Stunden ein, sind niedrig und haben Waldungen und Bäche. Die Einwohner sind olivenfarbig, groß, wohlgestaltet und haben plattgedrückte Nasen und schwarze krause Haare. Nach Einigen sollen diese Inseln die bei den vorhererwähnten Karolinischen Inseln angeführten Hogolen seyn. — VIII. Die Radack-Inseln, eine große Inselgruppe, die aus sechs kleineren besteht, und von Kotzebue im Jahre 1817 entdeckt wurde. Sie liegt vom 8ten Grad 18 Minuten bis 10ten Grad 27 Minuten nördlicher Breite und 186sten Grad 55 Minuten bis 188sten Grad 53 Minuten östlicher Länge in einer östlichen Entfernung von den Karolinischen Inseln. Die sechs Gruppen heißen: die Romanzoffs-, Tschitschagoffs-, Arakscheefs- und Haiden- (bei den Eingebornen Legiep genannt) Inseln, und die Gruppen Aour und Ailou. Diese Inseln sind meist niedrig, enthalten im Innern kleine Seen, und haben Kokosbäume, Brodfruchtbäume und Pflanzungen von Bananen und Arum. Eine Hauptnahrung der Einwohner macht die Pandanusfrucht aus. Die Einwohner selbst gehören zur Malayischen Race, sind wohlgebildet, sanft, haben Wohnungen, treiben Schiffbau, und sollen zu den liebenswürdigsten Völkern der Südsee gehören. Auch folgen sie einigen Religionsvorschriften aus Ueberlieferung. Im Westen von der Inselkette Radack läuft

lichſte und weſtlichſte von allen, ſoll dieſelbe ſeyn, deren Gilbert unter dem Namen Pescadores-Inſeln erwähnt. Kotzebue entdeckte noch eine Gruppe von Inſeln, welche nördlich von den Radacks-Inſeln unter 11 Grad 11 Minuten nördlicher Breite, und 187 Grad 32 Minuten öſtlicher Länge liegen, und durch einen Kanal davon getrennt ſind, die er Kutuſoff- und Suwaroffs-Inſeln nannte, bei den Eingebornen Udirick und Tagay; ſie ſind niedrig, größtentheils durch Korallenbänke verbunden, und alle bewohnt. — IX. Die Mulgraves-Inſeln oder Marſhalls- und Gilberts-Inſeln, welche im Jahre 1788 entdeckt wurden und vom Aequator bis 11 Grad nördlicher Breite, und vom 188 Grad bis 198 Grad öſtlicher Länge liegen. Dieſe Inſeln haben einen großen Ueberfluß an Kokospalmen und anderen Bäumen. Die meiſten dieſer Inſeln ſind ſehr niedrig; die Einwohner ſchön gewachſen und ſtark kupferfarbig. Man rechnet hierher: die Hendervilles-, Woodle's, Hoppers-, Matthews-, Knoxinſel, die Kalverts-Inſeln ꝛc. — X. Die Admiralitäts-Inſeln, die vom 164 Grad bis 166 Grad öſtlicher Länge, und vom 2 bis 3 Grad ſüdlicher Breite liegen, haben ein ſehr angenehmes Klima und einen fruchtbaren Boden. Sie beſtehen in einer großen und über vierzig kleineren Inſeln von verſchiedener Größe, bei welchen die Landung durch Felſenriffe und Brandungen erſchwert wird. Ueber den Charakter der Einwohner ſind die Reiſenden, welche dieſe Inſel beſuchten, verſchiedener Meinung; nach Einigen ſind ſie feindſelige, nach Andern friedliche, kein Mißtrauen zeigende Menſchen. Im Weſten dieſer Inſeln liegen die Anachoreten-Inſeln, die Inſeln los Eremitanos, die Isles baſſes ꝛc., die ſämmtlich nur klein ſind. — XI. Der Archipel von Neu-Britannien, welche Inſeln vom 2 Grad 20 Minuten bis 7 Grad ſüdlicher Breite und vom 165 Grad bis 170 Grad öſtlicher

Länge im Norden der Louisiade, und östlich von Neu-Guinea liegen, von welcher letzteren Inseln sie durch die Dampiersstraße getrennt worden. Wilhelm Dampier entdeckte diese Inselgruppe im Jahre 1700 und nach ihm wurde auch die oben erwähnte Straße genannt. Die meisten dieser Inseln sind stark bevölkert und haben einen guten Boden, der Ingber, Muskatbäume, Pfeffer, Kokosnüsse, Yams, Pisangs, Zuckerrohr, Brodfrüchte, Guajaven ꝛc. hervorbringt. Im Thierreiche findet man Schweine, Hunde, Tauben, Papageyen und mehrere andere Vögel, viele Fische ꝛc. Zu den größten dieser Inseln gehören: 1. Neu-Britannien, wovon die Südküste über 80 Meilen lang ist. Der Boden ist mit vielen Waldungen bedeckt, und zu Anpflanzungen günstig. 2. Die Stephensinsel, welche noch wenig bekannt ist. 3) Neu-Irland, mit schönen Anpflanzungen und gut bevölkert. 4) Neu-Hannover, mit hohen Bergen im Innern, an der Nordwestküste aber flach. Man findet hier Anpflanzungen und zierliche auf Pfählen erbaute Häuser. Diese Insel ist sehr bevölkert und erhielt ihren Namen von Philipp Carteret, der sie im Jahre 1768 besuchte. Zu den kleinen Inseln gehören: York, Sandwich-Insel, Portlands-Inseln, Anton-Caves-Insel ꝛc. — XII. Die Louisiade, eine aus vielen kleinen Inseln bestehende Gruppe, die im Osten und Südosten von Neu-Guinea liegen, und sich von 166 Grad bis 172 Grad östlicher Länge und 8 bis 12 Grad südlicher Breite erstrecken. Der Boden ist bergig, jedoch fruchtbar, und die Einwohner sollen in ziemlicher Anzahl darauf vorhanden seyn, sich Piroguen bauen, und Schilde zu ihrer Vertheidigung gebrauchen.

man auch unter dem Namen Neu-Georgien angeführt; sie erstrecken sich vom 172 bis 180 Grad östlicher Länge und vom 4 Grad 21 Minuten bis 11 Grad südlicher Breite. Die meisten dieser Inseln sind von Gebirgen durchzogen, die sich sehr hoch erheben und von majestätischer Form sind; so z. B. soll der Lammas auf Guadalcanar an kolossalem Ansehen und an Höhe dem Pik von Teneriffa gleichen. Der meistens vulkanische und höchst fruchtbare Boden giebt Kokospalmen, Bananen, Zuckerrohr, Gummibäume, eine Art Mandeln ꝛc. und an Produkten des Thierreiches wilde Schweine, Hühner, wilde Enten, Becassinen, Strandläufer, verschiedene Wasservögel, Fische, Schildkröten ꝛc. — Die Einwohner dieser Inseln gehören größtentheils zu den Papuas, gehen völlig nackt, und sind zahlreich, stark und gut gebauet; auch besitzen sie einige Kunstfertigkeiten, besonders im Bauen der Piroguen, die bisweilen über 80 Fuß lang sind. Die größte der Inseln führt den Namen Isabel- oder Elisabethsinsel, deren östliche Küste Côte des Arsacides oder des Assasins heißt; dann folgt Bougainville, Choiseul, Simbu, Hammond, Guadalcanar und San Christoval. Zu den kleineren, deren Zahl noch unbestimmt ist, gehören: Bouka, Marsh, Carteret, Iles de la Treforerie, Gover, Simpson, Iles des Contrarietés ꝛc. — In gleicher Richtung mit den Salomonsinseln und in ansehnlicher Entfernung liegen die isolirten Inselgruppen Hunter (9 größere und mehrere kleinere), Lord Howe (32 kleine Inseln) und Stewart, welche letztere Inseln, fünf an der Zahl, im Jahre 1787 entdeckt wurden. — XIV. Die Königin-Charlotten-Inseln oder der Archipel von St. Cruz, westlich von den neuen Hebriden, welche vom 10 Grad bis 11 Grad südlicher Breite und vom 182 Grad bis 185 Grad östlicher Länge liegen; sie sind klein, mit Bergen besetzt, haben einen sehr fruchtbaren Boden

und eine üppige Vegetation. Die Produkte bestehen in Sagopalmen, Zuckerrohr, Kokospalmen, Brodfrüchten, woran diese Inseln sehr reich sind. Die Einwohner sind zahlreich, nicht ganz roh, stark, lebhaft, haben eine schwarze Farbe, wolliges Haar, gehen nackt, mit Ausnahme der Weiber, wohnen in Dörfern mit Häusern, die auf Pfählen stehen, wohin man auf Leitern steigt, und treiben Gartenbau und Gewerbe. Die Hauptinsel heißt Egmonts-Insel, auch Santa Cruz, und ist neun bis zehn Meilen groß, hat mehrere bevölkerte Dörfer, worunter ein sehr volkreiches auf der Nordküste an der Ferrers-Bay liegt. Die Einwohner besitzen ordentliche Plantagen der Kokospalmen, Pisangs, Bataten und andere Vegetabilien. Kleinere Inseln sind: die Durrys- oder Neu-Alderney-, Swallow- oder Schwalben-, Carterets-, Keppel-, Trevanion- und Vulkaninsel, die Howesinsel ꝛc. — XV. Die Neu-Hebridischen Inseln, von neuern Geographen Archipel des Heiligen-Geistlandes genannt; sie liegen im Süden von Santa Cruz und im Norden von Neu-Caledonien, vom 13 Grad bis 21 Grad südlicher Breite, und 184 Grad bis 188 Grad östlicher Länge, von Cook entdeckt, und Neu-Hebridien genannt, haben ein herrliches Klima und einen fruchtbaren Boden, sind mit schön bewaldeten Hügeln besetzt, von fruchtbaren Thälern durchschnitten, und reich an Bächen. Die Produkte sind den schon oben erwähnten der Südsee-Inseln gleich. Auf einigen Inseln hat man ordentliche Pflanzungen, die zum Theil steinerne Einfassungen haben. Die zahlreichen Einwohner gehören zu den Papuas, sind von brauner Farbe, ha-

proportionnirteſte Volk ſeyn, welches er auf ſeinen Reiſen geſehen hat; denn ſie ſind klein, ſehr dunkel von Farbe, haben lange Köpfe, platte Geſichter und Gebehrden wie große Affen; ihr Haar iſt ſchwarz oder braun und lockig, aber nicht ſo wollig, als das Haar der Neger; ihre Bärte ſind ſehr ſtark, kraus und buſchig, und ſchwarz oder braun. Auch hier gehen die Mannsperſonen völlig nackt, den Gürtel um die Lenden ausgenommen. Die Weiber tragen, wie ſchon bemerkt, eine Art Rock; ſie ſind eben ſo häßlich, wie die Männer, und färben den Kopf, Geſicht und Schultern roth. Die Mütter tragen Körbe auf dem Rücken, worin ſie die kleinen Kinder forttragen; ſie ließen ſich nur wenig von den Europäern ſehen, hielten ſich immer entfernt, und kamen kaum ans Schiff. Ihr Putz beſteht in Ohrringen und Armbändern von Schildkrötenſchalen, die künſtlich genug gemacht ſeyn ſollen. Um das Gelenk der rechten Hand tragen ſie eine Schnur von Schweinezähnen, und um die linke einen Ring von Holz; die Naſenwand iſt durchbohrt, und darin tragen ſie einen ungefähr anderthalb Zoll langen, weißen Stein, in der Figur eines halben Ovals. — Die Einwohner ſprechen eine Sprache, worin das R ſehr häufig vorkommt, und ihre Sprachorgane ſind ſo gut gebildet, daß ſie mit Leichtigkeit die Europäiſchen Wörter nachſprechen, gerade das Gegentheil von den übrigen Inſulanern; ſie ſprechen ſelbſt das Ruſſiſche Shtch ſehr gut aus, dabei ſind ſie ſehr ſcharfſinnig. Die größte der Inſeln iſt das Heiligegeiſt-Land. Die Einwohner dieſer Inſel, die unter dem 19 Grad ſüdlicher Breite und 169 Grad weſtlicher Länge liegt, ſind ſehr kriegeriſch und eſſen das Fleiſch ihrer erſchlagenen Feinde. Auch hier iſt es Mode, von den Haaren verſtorbener Freunde Locken auf der Bruſt zu tragen, wie in Neuſeeland von ihren Zähnen Ohrringe und Halsbänder gemacht werden. Die Männer ſind von mittler Größe, ſchlank, von guten Geſichts-

päer keine Minute darin aushalten kann. Die Frauen und Mädchen sind hier mehr zurückgezogen. Quincaillerieswaaren und Spiegel hatten keinen Reiz für sie, jedoch besaßen sie eine seltsame Coquetterie; denn sie stellten sich oft für überwunden und gingen mit ihren Europäischen Verehrern in den Wald, liefen aber plötzlich wieder heraus und schlugen ihnen ein Schnippchen. Die Nahrungsmittel sind Wurzeln, Fische, eine Art großer schwarzer Spinnen, die sie auf Kohlen rösten, weicher Speckstein (Steatit), Baumrinde, und wie neuere Reisende erzählen, auch das Fleisch von ihren erschlagenen Feinden. Ihr Getränk ist Wasser. Ihre Sprache soll mit keiner der bekannten Südindischen Mundarten übereinstimmen. — Südlich von Neu-Caledonien liegt die Fichten- oder Cypressen-Insel, die mit 100 Fuß hohen Bäumen besetzt ist. — XVII. Neu-Seeland, welches vom 34 Grad bis 48 Grad südlicher Breite und vom 183 Grad bis 197 Grad östlicher Länge liegt, ist 4300 Quadratmeilen groß, und nach neueren Nachrichten der Engländer beträgt die Größe nur 2853 Quadratmeilen, wovon 1200 auf die nördliche, und 1653 auf die südliche Insel kommen. Die Cooksstraße theilt es in zwei Inseln, wovon die nördliche Eaheinomauwe und die südliche Tovy oder Tavai-Poenamoo heißt. Die südliche Insel ist sehr gebirgig, unfruchtbar, und weniger bevölkert, als die nördliche. Die Gipfel der Gebirge sind mit Schnee bedeckt. Die nördliche Insel ist freundlicher, die Berge sind mit Holz bedeckt; die Ebenen und bewässerten Thäler gewähren eine angenehme Abwechselung. Eine Gebirgskette durchzieht ganz Neuseeland von Norden nach Süden; man schätzt den Egmontsberg auf 14,760 Fuß Höhe. Unter den Flüssen ist der Thamesfluß einer der beträchtlichsten; der See Morberih ist 8 Englische Meilen lang und 4 breit und hat schöne Umgebungen. Der See Koto-Dua *ist noch größer, hat* eine Länge von 18 und eine Breite

3200 Fuß hoch erheben, durchziehen die ganze Insel, und werden an einigen Stellen durch Thäler unterbrochen. Die Produkte sind hier den übrigen auf den Südsee-Inseln gleich. An Mineralien findet man Granaten, Sandstein, Asbest, Seifenstein, Serpentin, und glaubt auch, daß Metalle vorhanden seyn werden. Die negerartigen Einwohner, die Förster auf 60,000 schätzt, gleichen den Bewohnern von Vandiemensland; sie gehen nackt und tragen nur einen Strick um den Leib, sind stark, munter, gut gebauet, thätig, höflich und freundlich, und gar nicht diebisch. Die Farbe ist ein dunkles Braun, sonst sind die Gesichtszüge und die Gebehrden gar nicht unangenehm, und besonders für denjenigen, der sich erst daran gewöhnt hat, da alles zuerst erblickte, wenn es von der Gewohnheit abweicht, auffällt, wobei man dann durch die plötzliche auffallende Einwirkung des Ungewohnten nicht gleich das Angenehme und Gefällige entdeckt, sondern erst der längere Umgang oder das öftere Sehen oder Anblicken macht uns dann mit dem Gegenstande so vertraut, daß man heller und klarer in den Spiegel des Antlitzes blickt, und so geht es auch den auffallenden Gesichtern südlicher Nationen, in denen man erst den Charakter entdeckt, nachdem man sich mit ihrem Gesichte hinlänglich vertraut gemacht hat. Die Friedfertigkeit der Neu-Caledonier und ihre Gutmüthigkeit verhindern jedoch nicht, daß sie, wie man nach ihren Waffen zu urtheilen scheint, auch Krieg führen; auch wollen neuere Reisende sie nichts weniger als friedfertig schildern, sondern beschuldigen sie der Wildheit und des Menschenfressens. Ihre Hütten gleichen den Bienenkörben, und sollen eben so dicht und warm seyn. Die Thür ist so enge, daß man nur von der Seite hineingehen kann; inwendig ist der Boden mit trockenem Grase und Matten, zum Sitzen und Schlafen, belegt. In der Hütte brennt immer Feuer, welches eine eigenthümliche Wärme und einen Rauch verbreitet, so daß ein Euro-

päer keine Minute darin aushalten kann. Die Frauen und Mädchen sind hier mehr zurückgezogen. Quincailleriewaaren und Spiegel hatten keinen Reiz für sie, jedoch besaßen sie eine seltsame Coquetterie; denn sie stellten sich oft für überwunden und gingen mit ihren Europäischen Verehrern in den Wald, liefen aber plötzlich wieder heraus und schlugen ihnen ein Schnippchen. Die Nahrungsmittel sind Wurzeln, Fische, eine Art großer schwarzer Spinnen, die sie auf Kohlen rösten, weicher Speckstein (Steatit), Baumrinde, und wie neuere Reisende erzählen, auch das Fleisch von ihren erschlagenen Feinden. Ihr Getränk ist Wasser. Ihre Sprache soll mit keiner der bekannten Südindischen Mundarten übereinstimmen. — Südlich von Neu-Caledonien liegt die Fichten- oder Cypressen-Insel, die mit 100 Fuß hohen Bäumen besetzt ist. — **XVII. Neu-Seeland**, welches vom 34 Grad bis 48 Grad südlicher Breite und vom 183 Grad bis 197 Grad östlicher Länge liegt, ist 4300 Quadratmeilen groß, und nach neueren Nachrichten der Engländer beträgt die Größe nur 2853 Quadratmeilen, wovon 1200 auf die nördliche, und 1653 auf die südliche Insel kommen. Die Cooksstraße theilt es in zwei Inseln, wovon die nördliche Eaheinomauwe und die südliche Tovy oder Tavai-Poenamoo heißt. Die südliche Insel ist sehr gebirgig, unfruchtbar, und weniger bevölkert, als die nördliche. Die Gipfel der Gebirge sind mit Schnee bedeckt. Die nördliche Insel ist freundlicher, die Berge sind mit Holz bedeckt; die Ebenen und bewässerten Thäler gewähren eine angenehme Abwechselung. Eine Gebirgskette durchzieht ganz Neuseeland von Norden nach Süden; man schätzt

von faſt 9 Meilen, und in ſeiner Mitte hat er eine Inſel. Das Klima iſt angenehm und geſund, und die Produkte ſind mannigfaltig genug. Man ſehe über die Neuſeeländer, ihre Produkte, ihren Handel und ihre Verfaſſung dasjenige nach, was oben, S. 268 u. f., darüber geſagt worden iſt. — XVIII. Die Fidſchi-Inſeln liegen vom 15 Grad 40 Minuten bis 19 Grad 48 Minuten ſüdlicher Breite, und vom 195 Grad bis 199 Grad 30 Minuten öſtlicher Länge; ſie ſind von vielen gefährlichen Korallenriffen umgeben. Das Innere dieſer Inſeln iſt wenig bekannt, und die Produkte darauf, die man hat kennen lernen, ſind denen der Freundſchafts-Inſeln gleich. Die Einwohner gehören zur Malayiſchen Raçe, unterhalten Pflanzungen, ſind ſehr geſchickt im Arbeiten, und grauſam im Kriege. Fidſchi iſt eine der größern Inſeln, die 24 Meilen im Umfange hat; ſie heißt eigentlich Nawihi-Lewu. Die größte aller Fidſchi-Inſeln iſt Pau, die über 30 Meilen im Umfange hat, und im Innern mit Bergen und Wäldern angefüllt iſt, worin viel Nadelholz wächſt. Zwiſchen den Fidſchi- und Mulgrave-Inſeln liegt die Inſel Rotumah, von etwa 6000 Menſchen bewohnt. — XIX. Die Freundſchafts- oder Tonga-Inſeln liegen, wenn man Amargura, als die nördlichſte, und Pylſtaart als die ſüdlichſte anſieht, vom 18 Grad bis zum 22 Grad ſüdlicher Breite, und vom 182 Grad bis 186 Grad öſtlicher Länge von Greenwich, oder 199 Grad 41 Minuten bis 203 Grad 41 Minuten öſtlicher Länge von Ferro. Die Zahl derſelben wird auf 150 angegeben, worunter, außer Tongatabu oder Tonga, Anamoka, Tofoa, Eua, Vavao, die Inſel Savage, die Hapai-Inſeln, und die 1793 entdeckten Kermandec-Inſeln ſich auszeichnen. Das Uebrige über dieſe Inſeln und deren Einwohner findet man oben, S. 295 u. f. — XX. Der Cook- oder Mandſchia- oder Manquea-Archipel, welcher von Cook ent-

deckt wurde, und vom 18 Grad bis 22 Grad südlicher Breite, und vom 214 Grad 19 Minuten bis 219 Grad 38 Minuten östlicher Länge liegt, besteht aus niedrigen Inseln, an welche das Anlanden sehr gefährlich ist, weil sie unter Korallenfelsen und Klippen versteckt liegen. Die Produkte sind den übrigen auf den Südseeinseln gleich, und die Einwohner gehören zur Malayischen Race. Hierher gehören folgende Inseln: Mandschia oder Mangueca, mit 2000 Einwohnern in noch sehr rohem Zustande; Watiu, die Herveys-Inseln, Palmerstone, eine Gruppe kleiner Eilande ohne Einwohner. — XXI. Die Schiffer-Inseln, welche nordwestlich von den Freundschafts-Inseln, vom 13 Grad bis zum 15 Grad südlicher Breite und vom 204 bis zum 209 Grad östlicher Länge liegen, gehören, wegen ihrer außerordentlichen Fruchtbarkeit, großen Bevölkerung und des Kunstfleißes der Einwohner, zu den merkwürdigsten der Südsee; sie sind bis zum Gipfel der Berge mit Bäumen bewachsen, und zwischen diesen Bergen befinden sich große Ebenen oder viele Thäler, mit Wohnungen übersäet. Die hierher gehörenden Inseln sind: Ma-una, Oyolava und Pola, welche an Schönheit, Umfang, Fruchtbarkeit und Bevölkerung das berühmte Tahiti übertreffen. Man rechnet auch noch hierher: Wallis, L'Enfant perdu, Goede Hoop, Cocos, die beiden Verräthers-Inseln ꝛc. — XXII. Die Societäts-Inseln, welche vom 16 bis 18 Grad südlicher Breite und vom 224 bis 229 Grad östlicher Länge liegen, sind größtentheils vulkanischen Ursprungs, und mit Korallenriffen umgeben. Zu diesen Inseln gehören, außer Otahiti oder Tahiti, welches sich in Groß- und Klein-Otahiti theilt, Maitea oder die Osnabrück-Insel, reich an Perlenmuscheln, Theturoa oder Titeroa, aus 6 bis 7 flachen Inselchen bestehend, Eimeo, durch einen Kanal von *Tahiti getrennt*, Huaheine, Ulietea oder

Ulieta, auch O-Rajetea genannt, durch einen Felsenriff mit der Insel Otaha verbunden; Bolabola oder Borabora, mit einem hohen Berge in der Mitte und einem geräumigen Hafen an der Westküste; Maurua, mit einem Hafen; Tubai, welche aus kleinen Inselchen besteht, die nicht bewohnt sind, aber von den Bewohnern der benachbarten Inseln häufig besucht werden, um Schalthiere, Fische und Schildkröten zu fangen. Was die Produkte, Einwohner der Inseln und deren Verfassung betrifft, so ist solches schon oben, S. 279 u. f. angeführt worden. — XXIII. Die niedrigen Inseln, in dem tobenden Meere, eine zahlreiche Inselgruppe, die so niedrig liegt, daß sie nur wenige Fuß über der Wasserfläche hervorragt, und in einem Theile des Meeres, das wegen der gefährlichen Schifffahrt das böse genannt wird. Die Inseln sind von kreisförmiger Gestalt, von den Madreporen aus der Tiefe des Meeres aufgeführt, und von Korallenriffen umschlossen. In der Mitte haben diese Inseln eine Lagune oder einen Binnensee. Auf einigen ist der fruchtbare Boden schon 8 bis 12 Fuß tief geworden, auf andern beträgt die fruchtbare Erde nur wenige Fuß, je nachdem die Inseln früher oder später aus dem Meere sich erhoben haben. Das Klima ist das tropische, aber die Hitze wird durch die Seewinde ungemein gemäßiget. An Gewächsen findet man Kokospalmen, Pandanus, Brodfüchte und Yams. Das Thierreich ist nur arm, am zahlreichsten sind die Wasservögel und Fische. Die Einwohner gehören zur Malayischen Race und sollen den Bewohnern der Societäts-Inseln gleichen; man hat sie jedoch noch nicht recht kennen lernen, da die ungeheuern Brandungen das Anlanden erschweren. Man rechnet hierher das Labyrinth oder Roggenween, eine Gruppe kleiner gefahrvoller Inseln; die Prinz-Wallis- (auch Fliegeneiland genannt), die Palliser-König-Georgs-Inseln, die Inseln der fehlgeschlagenen

Hoffnung (Disappointment); Chain-Island; Cumberlands-, Gloceſter-Inſeln ꝛc. Die kürzlich entdeckten Gruppen von Inſeln: die Kuriskette, die Kruſenſterns-Inſeln, die Romanzoff-Inſeln, die Spiridoff-Inſeln (die beiden Letzteren unbewohnt), gehören auch hierher. Auch entdeckte im Jahre 1820 der Ruſſiſche Kapitain Bellinghauſen in dem Meere der gefährlichen Inſeln eine Gruppe, welcher er den Namen Archipel Alexander des Erſten gab, deren Einwohner ſehr roh ſind, und ſich in keinen Verkehr mit den Ruſſen einließen. — XXIV. Die Inſeln des ſüdlichſten Archipels. Hierher werden diejenigen Inſeln gerechnet, welche im Süden von den Societäts- und den niedrigen Inſeln liegen, als: Ohetiroa, deren Einwohner die Otahitier noch an Kunſtfleiß übertreffen ſollen; Tuboai, mit ſehr fruchtbaren Hügeln; Oparo, ſtark bevölkert, deren Einwohner, wie auf Neuſeeland, verſchanzte Wohnungen haben. Die Pitcairns-Inſel, im Jahre 1814 von 46 Menſchen bewohnt, die Engliſch ſprechen und Abkömmlinge von Otahitiſchen Weibern und von einem Theile der Engliſchen Schiffsmannſchaft der Bounty ſind, die ſich gegen ihren Kapitain Bligh empört hatte. Die Inſel hat Ueberfluß an Yams, Bataten, Bananen, Kokosnüſſen; Schweinen, Ziegen, Geflügel. Man findet regelmäßig abgetheilte Pflanzungen und ein kleines hübſches Dorf. — XXV. Die Marqueſas- und Waſhingtons-Inſeln, welche vom 7 Grad 37 Minuten bis 10 Grad 25 Minuten ſüdlicher Breite, und vom 237 Grad bis 239 Grad öſtlicher Länge liegen, haben Berge, die zum Theil bewachſen ſind und Thäler einſchließen, die durch kleine Flüſſe und Bäche gut bewäſſert werden, und haben dieſelben Produkte, wie die übrigen Auſtraliſchen Inſeln. Dieſe Inſeln wurden von dem Spanier Mendana entdeckt, und auch Cook beſuchte ſie. Die Inſulaner kamen bald in

Kähnen herbei, brachten Brodfrüchte, Schweine und Fiſche, und vertauſchten ſie gegen Nägel. In jedem Kahne lag aber ein Haufen Steine und jeder hatte eine Schleuder an die Hand gebunden. Dieſe Inſulaner gehören zur Malayiſchen Raçe, gehen beinahe ganz nackt, haben im Tättowiren den höchſten Gipfel erreicht, und verwenden darauf eine weit größere Aufmerkſamkeit, als jedes andere Volk. Nach Einigen ſollen die Einwohner der Marqueſas-Inſeln die feinſte Gattung von Menſchen in der Südſee ſeyn. In Anſehung der feinen Geſichtszüge und der regelmäßigen Bildung übertreffen ſie vielleicht alle Nationen der Welt. Die Aehnlichkeit ihrer Sprache mit der Otahitiſchen zeigt, daß beide Nationen einen Stammvater haben. Die Tättowirung beſteht in Punkten von ſchwarzem Anſehen; allein die Weiber, die nur wenig punktirt ſind, ſind eben ſo weiß, als manche Europäerin. Ihre Kleidung gleicht der Otahitiſchen, und auch in ihren Gebräuchen ſind ſie ſich ähnlich. Bei Cooks Anweſenheit hatte Einer der Matroſen etwas verſehen, und er erhielt von dieſem Kapitain Schläge; ſogleich riefen die Inſulaner aus: tape a hai te tina (er ſchlägt ſeinen Bruder)! Sie ſehen ſich daher einander als eine Familie an, von welcher der älteſte Bruder das Oberhaupt iſt. Der ganze Vorzug des Oberhauptes beſteht in etwas beſſerem Putze, als der des Volkes, welches, wie ſchon bemerkt, aus Bequemlichkeit wegen der Wärme des Klimas nackt geht. Die Einwohner auf dieſen Inſeln haben kein R in ihrer Sprache, können es auch nicht ausſprechen, obgleich ſonſt die Wurzelwörter mit den übrigen Sprachen in der Südſee übrein kommen. Dieſes Volk iſt eben ſo gutmüthig und freundſchaftlich als die Otahitier, kennen nach Sonnenuntergang keine Rache mehr, brachten Pfefferwurzeln und grüne Zweige zum Friedenszeichen eben den Europäern, die Tages zuvor wegen eines Diebſtahls,

eines Vergehens, deſſen Europäiſche Strafe der Verbrecher nicht kannte, einen ihrer Brüder getödtet hatten. Die fünf Marqueſas-Inſeln ſind: St. Magdalena (Fatuiwa), S. Pedro (Motane), S. Chriſtina (Tahuata), mit einem ſchönen Hafen, La Domenica (Hiwaoa), die größte und mit hohen Gebirgen, die Hoods-Inſel oder Fetugu. Nördlich liegen die acht Waſhingtons- oder Revolutions-Inſeln, worunter Nukahiwa die anſehnlichſte iſt; ſie hat eilf Meilen in ihrer größten Länge und 12 bis 18,000 Einwohner, die unter Häuptlingen ſtehen. Dieſe Inſeln beſtehen aus nackten, ſchroffen, größtentheils unzugänglichen Bergen, welche hin und wieder ſehr fruchtbare und waſſerreiche Thäler bilden. Die Südküſte beſteht aus ganz hohen Felſen, die gegen das Ufer einen jähen Abhang haben, und von welchen die ſchönſten Cascaden herabſtürzen. Die ſicherſten Häfen an dieſer Küſte ſind: Port Anna Maria, Comptrollersbay und Port Tiſchitſchagoff. Die Nukahiwier ſind körperlich wohlgebildet, zeigten ſich gegen die Europäer freundſchaftlich, leben aber unter ſich in beſtändiger Fehde, und ſind Liebhaber von Menſchenfleiſch, indem ſie das Fleiſch der erſchlagenen Feinde verzehren. Sie wohnen in Hütten, haben einige Anpflanzungen und zeigen Kunſtfleiß. Die Nordamerikaner hatten auf dieſer Inſel im Jahre 1813 eine Niederlaſſung nebſt Fort angelegt, welche aber 1815 wieder zerſtört worden iſt. Die übrigen Inſeln ſind: Uahugä, Uapoa, Ileplate oder Lincoln, Mottnaity, zwei kleine neben einander gelegene unbewohnte Inſeln, Hian und Fattuuhu, welche beide Letzteren gleichfalls unbewohnt ſind. —

XXVI. Waihu oder die Oſterinſel, welche unterm 27 Grad ſüdlicher Breite, und 267 Grad 56 Minuten öſtlicher Länge von Ferro liegt; ſie hat 2000 Einwohner, die zur Malayiſchen Race gehören und wohlgebildet ſind, und 10 bis 12 Seemeilen im Um-

fange. Das hohe Gebirge, woraus die Insel besteht, scheint vulkanischen Ursprungs zu seyn. Es fehlt hier gänzlich an süßem Wasser, doch findet man mehrere von den gewöhnlichen australischen Gewächsen, Brodfrucht und Kokospalmen giebt es aber nicht. Die Einwohner haben ordentliche Pflanzungen und sind nicht ohne Industrie, indem sie sich artige Wohnungen, Zeuge und Körbe machen. Auf der Westküste ist ein einziger Landungsplatz, der Cookhafen genannt. — XXVII. Die Sandwichinseln, welche Cook entdeckte, und worauf er, wie schon oben angeführt worden, durch die Einwohner in einem Streite erschlagen wurde, liegen vom 18 Grad 54 Minuten bis 22 Grad 20 Minuten nördlicher Breite, und vom 217 Grad 26 Minuten bis 222 Grad 46 Minuten östlicher Länge, und sind 290 Quadratmeilen groß und scheinen vulkanischen Ursprungs zu seyn; sie haben Berge, worunter einige sehr hoch sind, und Thäler mit einem sehr fruchtbaren Boden. Es giebt hier eine Menge kleiner Flüsse und Bäche; auch fehlt es nicht an Mineralquellen. Das Klima ist gemäßiget, doch mehr heiß, als kalt, nur die Gebirgsgegenden genießen einer reinen milden Luft, am Gestade herrscht dagegen eine unmäßige Hitze, die bloß durch die regelmäßigen See- und Landwinde einigermaßen gemildert wird; sie sollen überhaupt ein dem Westindischen ähnliches Klima haben. Was die Produkte aus den drei Naturreichen anbetrifft, so auch die Einwohner nebst ihrer Verfassung, so findet man dieses eben. S. Wu. f.. angeführt. — Die Entdeckungen Australiens oder Südindiens beginnen erst nach der Entdeckung von Amerika und der Beschiffung des südlichen Oceans. Der Erste, der eine Reise um die Welt unternahm war, wie bekannt, Magellane; er fand auf dieser Fahrt zuerst die Marianeninsel im Jahre 1521. und munterte hierdurch die Spanier zu Entdeckungsreisen auf, in deren Diensten er stand. Ihm

folgten bald andere Seefahrer, und ſchon am Ende des ſechzehnten Jahrhunderts entdeckte Alvaro de Mendana die Marqueſanen- und die Salomonsinſeln. Der genannte letzte Seefahrer unternahm drei Reiſen, und auf der letzten entdeckte ſein Begleiter Fernandez de Quiros mehrere Inſeln, die er auf ſeiner Fahrt nach dem ſüdlicheren Theile des großen Meeres antraf. Den Spaniern eiferten in der Entdeckung die Holländer im ſiebzehnten Jahrhunderte nach, und ihre Bemühungen wurden durch die Entdeckung der größten Inſel Auſtraliens belohnt, das Continent der Südſeeinſeln, welcher ſie den Namen Neuholland gaben. Die Küſten dieſer großen Inſel wurden nach und nach von den Holländern und Engländern entdeckt und unterſucht; und im achtzehnten Jahrhunderte wurde Auſtral- oder Südindien noch bekannter durch die Entdeckung einer Menge von Inſelgruppen, beſonders durch die Bemühungen Byrons, Carterets, Bougainvilles, James Cooks, der viele Inſeln auf ſeinen drei Reiſen der Südſee entdeckte und der die Erde umſchiffte; ihnen folgten andere große Seefahrer, worunter wir beſonders la Peyrouſe, Baudin, Grant, Entrecaſtaux, Kotzebue, Kruſenſtern und Andere rechnen. Außer den ſo eben genannten Reiſenden haben ſich noch um die Entdeckung der Südſeeinſeln Verdienſte erworben: von Marion und Düclesmeux, Forſter, J. F. de Sürville, Blieg, Rutherfort, Wilſon, Philip, Omais, Billardiere, Hamilton und Andere, deren Schriften man nachſehen kann.

Südland, ein uns gegen Süden gelegenes Land, in wel-

pole am nächſten liegenden und größtentheils noch unbekannten Ländern, wohin z. B. Neuguinea und andere gehören. Daher der Südländer und die Südländerin, die Einwohner aus einem ſolchen Südlande, beſonders aber die Südſeeinſeln und die Südſeeinſulaner.

Südländer, ſ. den vorhergehenden Artikel. — Unter Südländer verſteht man auch den Scorpio australis; auch eine Art Bienenameiſe, Mutilla Americana, führt den Namen Südländer.

Sudler, von dem Zeitworte ſudeln, eine Perſon, welche ſudelt, ungeſchicklich und unreinlich mit einer Sache umgeht, z. B. ein ungeſchickter, unreinlicher Maler, ingleichen eine Perſon, welche zu unreinlichen Arbeiten beſtimmt iſt, in welchem Verſtande ein Küchenjunge zuweilen ein Sudler und eine Spülmagd in den Küchen eine Sudlerin genannt wird.

Südlich, von Süd, gegen Süden oder gegen Mittag gelegen; daher eine ſüdliche Gegend, die ſüdliche Seite, die Südſeite. Italien liegt uns ſüdlich. — Die ſüdliche Bergſeite iſt im Forſtweſen derjenige Abhang eines Gebirges, welcher gegen Mittag liegt; ſie iſt ſehr warm, zuweilen auch feucht, wenn nämlich mit den aus Süden kommenden Gewittern öftere Regen fallen. Die Bäume ſind in dieſer Lage vor den rauhen Nordwinden geſchützt, auch dem Frühlingsfroſte nicht ſo ſehr ausgeſetzt, weil das nächtliche ſich anlegende Eis ſchon wieder aufgethauet iſt, da ſie von der Sonne beſchienen werden; allein deſſen ungeachtet iſt dieſe Lage den wilden Holzarten am wenigſten erſprießlich; denn ſie iſt der Sonnenhitze am längſten und ſtärkſten ausgeſetzt, alſo überhaupt ſehr trocken, wenn ſie nicht von Quellen beſtändig neue Feuchtigkeit erhält, und die mit Tag und Nacht abwechſelnde Wärme und Kälte zuweilen Glatteis verurſacht, wodurch die Rinde der Bäume ſehr beſchädiget wird. Weil indeſſen Wärme und Feuchtigkeit das Wachsthum befördern, ſo kann dieſe Lage,

besonders am Fuße eines Berges, und wenn der Boden thonig und feucht ist, zarten Holzarten sehr gedeihlich seyn.

Südlicht, Südschein, Australschein, Aurora australis, Lumen australe, eine Erscheinung am Himmel nach dem Südpole zu, welche dem Nordlichte ähnlich ist. Sie soll mit dem Nordlichte eine gleiche Beschaffenheit und gleiche Ursachen haben. Man hat das Südlicht lange vermuthet, allein es ist erst im Jahre 1773 wirklich beobachtet worden. Nach Lichtenbergs Muthmaßung soll unsere Erdkugel, wie ein großer Turmalin, an beiden Polen entgegengesetzte Elektricitäten zeigen, die durch die Erwärmung erregt werden, woraus sich dann auch erklären läßt, warum die Nordlichter in den Nachtgleichen am stärksten sind, und also bei uns am häufigsten gesehen werden, weil um diese Zeit viele Tage nach einander die ganze Erdkugel mit beiden Polen zugleich von der Sonne erleuchtet und erwärmt wird. Daß die Südlichter so selten sind, soll davon herkommen, daß der Südpol die negative Elektricität habe, deren Büschel bekanntermaßen weit schwächer, als die ausströmenden Strahlenpinsel der positiven Elektricität sind. Aus dieser nördlichen positiven Elektricität und südlich negativen erklärt sich vielleicht auch die stärkere Vegetation in den nördlichen Breiten, und unsere fast immer positive Luftelektricität bei heiterem Himmel. Forster hat das Südlicht dem Nordlichte ganz gleich ausströmen gesehen, er und Cook beobachteten dasselbe im Jahre 1773 zwischen dem 58sten und 60sten Grade südlicher Breite mehrere Tage hintereinander, und dieses war das erste Mal, daß diese Beobachtung geschehen

Th. 102, S. 650 u. f., vom dieſem Lichte geſagt worden iſt. Nach Molina werden die Südlichter auf den Inſeln von Chili häufig geſehen.

Südlinie, eine Benennung der Mittagslinie, ſ. dieſe, Th. 92, S. 56 u. f.

Südoſt, die Gegend zwiſchen Süd und Oſt zu bezeichnen; daher ſagt man, das Land liegt ſüdoſt; der Südoſtwind ꝛc.

Südpol, in der Aſtronomie, der ſüdliche Pol auf der Erd- und Himmelskugel, auch der Süderpol genannt, zum Unterſchiede von dem Nord- oder Norderpol. Auch beim Magnet der Pol, welcher ein Beſtreben hat, ſich nach Süden zu bewegen.

Südpoler, Tabanus antarcticus, eine Art Bremſen.

Südpreußen, ein noch in ältern Geographien oder Erdbeſchreibungen vorkommender Theil vom ehemaligen Großpolen, welcher in dem Jahre 1793 bei der zweiten Theilung dieſes Reiches von den drei Mächten, Rußland, Oeſterreich und Preußen, davon abgeriſſen wurde, und dann zu Preußen kam. Es enthält 1061 Quadratmeilen mit 1.136,389 Einwohnern, wozu jedoch noch Einiges von der dritten Theilung Polens, bei der Auflöſung des letzteren Reiches im Jahre 1795 kam. Es grenzt gegen Morgen an die Weichſel, mit Ausnahme eines kleinen Diſtrikts auf der rechten Seite derſelben, bis an den Bug, Warſchau gegenüber, gegen Abend an Schleſien und die Neumark, gegen Mittag an Weſtgallizien, bis an den Fluß Pilica, und gegen Mitternacht an die Neumark, nebſt dem Netzdiſtrikte. An Flüſſen hat daſſelbe die Weichſel, Pilica oder Pilza, die Wartha, den Prosna, den Obra, die Bzurra, ſo wie mehrere Seen. Die Volkszahl betrug im Jahre 1803 1,387,800 Seelen. Der größte Theil der Bewohner Südpreußens beſtand aus Polen; doch befanden ſich darunter auch eine Menge Deutſche und Juden. Die Erſteren ſind größtentheils Katholiken, die Deutſchen meiſtens Pro-

teſtanten. Im Departement von Warſchau gab es viele Griechen. Ganz Südpreußen wurde in drei Departements getheilt: 1) in das Departement Poſen, mit ſiebzehn Kreiſen; 2) in das Departement Kaliſch, mit zwölf Kreiſen, und 3) in das Departement Warſchau, mit zehn Kreiſen. Das Land iſt vortrefflich, nur nicht gehörig angebauet; auch giebt es noch viele Sümpfe und Brüche darin. Im Ganzen nimmt man, obgleich nach einem zu geringen Anſchlage, das ſechſte Korn als Fruchtertrag an. Die Produkte beſtehen in Weizen, Rocken, Gerſte, Hafer, Erbſen, Linſen, Wicken, Hirſe, Buchweitzen, allen Arten von Gartengewächſen, Obſt, Vieh, Wolle, Flachs, Hanf, guten Hopfen, Tabak. Auf den Wieſen und an ſumpfigen Orten ſammeln die Landleute vom 20ſten Junius an, bis zu Ende des Julius das Polniſche Manna oder die Schwadengrütze, das Schwadengras oder Himmelsthau (Festuca fluitans, Graine de Pologne), und im Monat März werden um Warſchau und Krakau die Kermesbeeren oder Polniſche Cochenille geſammelt, wenn ſie noch nicht ganz reif ſind, weil im Julius die Würmchen aus ihnen kriechen, die eigentlich zum Scharlachfärben dienen. Der Weinbau wird nur im Kleinen betrieben. Anſehnlich ſind die Waldungen längs den Ufern der Weichſel, im Lande Dobrzyn, an dem nördlichen Ufer der Wartha ꝛc.; ſie beſtehen in Kiefern, Fichten, Tannen, Eichen, Buchen, Rüſtern, Ahorn, Birken, Erlen und andern Laubhölzern, und enthalten eine Menge edles und unedles Wildpret und Geflügel, als Elendthiere, Auerochſen, Biſams, Vielfraße, wilde Widder, wilde Ziegen, Wölfe, Bären, Füchſe, Marder,

ten Wieſen und des vielen Graſes iſt die Rindvieh-, Schaf-, Ziegen- und Schweinezucht, auch die Pferdezucht vortrefflich, und verſchafft, nebſt dem Getreidebaue und der Bienenzucht, die ſtärkſten Handelsartikel, welche ins Ausland gehen. Die Bienenzucht liefert viel Wachs und Honig, welcher theils roh verſandt, theils in geiſtige Getränke verwandelt wird. Auch die Fiſcherey iſt ſehr anſehnlich. Der Ackerbau wird meiſt mit Ochſen betrieben. — Was die Manufakturen, Fabriken und den Handel betrifft, ſo ſind die Wollen- und Leinwandfabriken die angeſehenſten des Landes, und die Erſteren liefern viel grobe und Mitteltücher; dann ſind auch noch Ledergerbereyen und Hutfabriken vorhanden; ferner Schiff-, Bau-, Nutz- und Brennholz, Potaſche, Pech, Salpeter und andere Materialien; dann Talg, Federn, Horn, Borſten ꝛc.; dagegen müſſen eingeführt werden: Weine, Gewürze, Kaffee, Zucker, Heringe, getrocknete Fiſche, feine wollene Tücher, ſeidene Waaren, feine Leinwand, feines und grobes Pelzwerk, Perlen, Edelſteine, Gold, Silber, Kupfer, Meſſing, Stahl, Eiſen und andere Waaren. Durch den Tilſiter Frieden kam Südpreußen zum Herzogthume Warſchau, und nach dem Befreiungskriege 1815 kehrte ein Theil unter dem Namen: Herzogthum Poſen, wieder an Preußen zurück; das Uebrige iſt beim Königreiche Polen unter Ruſſiſcher Herrſchaft geblieben.

Südſchein, ſ. Südlicht.

Südſee, eine Benennung des großen Weltmeeres oder ſtillen Meeres. Die Theile ſind unter andern: das Kamtſchatkiſche und Anadyrſche Meer, der Penſchinskiſche Meerbuſen, das Japaniſche, Chineſiſche und gelbe Meer, der nördliche Archipelagus ꝛc. Sie heißt auch das ſtille Meer, beſonders vom 12 Grad ſüdlicher bis zum 5 Grad nördlicher Breite, nicht aber außerhalb dieſer

Zone, wird ihre Oberfläche durch keine Stürme beunruhiget.

Südseekompagnie, s. Seehandelsgesellschaft.

Südseeländer, s. oben, unter Südindien, S. 268.

Südseerose, s. Seerose.

Südseethee, s. Paraguaythee, unter Südamerika, oben, S. 115.

Südwärts, ein Nebenwort, nach Süden wärts oder hin; südwärts reisen, liegen, in der Schweiz, sonnenhalb.

Südwasser, in der Schifffahrt, ein Name, welchen man einem großen Strome des Weltmeeres giebt, welcher das Wasser in demselben von dem Südpole gegen Mitternacht zieht; der Südstrom, zum Unterschiede von dem Nordwasser oder Nordstrome.

Südwelt, wird Südindien genannt.

Südwest, zwischen Süd und West, der Wind ist Südwest, Südwest segeln, der Südwestwind.

Südwind, ein Wind, welcher aus Süden kommt, der Mittagswind, in der höhern Schreibart der Süd; s. unter Wind.

Südwindvogel, s. Sturmvogel.

Sueldos, eine Katalonische Münze, deren 2 einen Real der Ardides = 1 Gr. 9 Pf. machen; sie hält 12 Dineros oder 24 Mallas.

Suhl, s. Suhllache.

Suhlbank, beim Zimmermann, s. Saalbank.

Sühlen, ein regelmäßiges thätiges Zeitwort, welches im gemeinen Leben einiger Gegenden, besonders bei den Niedersachsen, wenn sie hochdeutsch reden wollen, für [redacted] üblich ist, sowohl in so fern es schmutzige Ar-

sohlen im Sande zu kühlen oder zu wälzen pflegt; in einigen Gegenden eine Suhle, ein Sudel.

Sühne, die Beilegung ſtreitiger Händel, der Vertrag; ein im Hochdeutſchen veraltetes Wort.

Sühnen, ein regelmäßiges thätiges Zeitwort, welches in dieſer Form gleichfalls veraltet iſt; ſ. Verſöhnen.

Sühnopfer, ſ. Söhnopfer.

Suite, beim Militair, das Gefolge des Landesherren, Feldherren, oder eines kommandirenden Generals, welches denſelben bei allen Geſchäften und Unternehmungen, die Bezug auf den Kriegs- oder Garniſondienſt haben, unterſtützt, jedoch nur von Militairperſonen zu verſtehen iſt; uneigentlich nennt man auch die Suite die ganze Begleitung eines Fürſten oder Generals, welche, ohne mit demſelben in der oben angegebenen Beziehung zu ſtehen, bei Manövers, Paraden ꝛc. hinter ihm her reiten, ihn begleiten, ſeine Perſon zum Theil umgeben. Zur unmittelbaren Suite des Landesherren gehören die Generaladjutanten, die Flügeladjutanten und die Offiziere des großen Generalſtabes; die kommandirenden Generale haben ebenfalls Adjutanten, Generalſtabsoffiziere, im Kriege auch Galopins, Ordonanzoffiziere, einen Kommandeur der Stabswache ꝛc. bei ſich. Bei großen Paraden ꝛc. dient die Suite des Fürſten zur Verherrlichung deſſen Perſon. Gewöhnlich reitet dann der Fürſt einige Schritte voran, und ihm folgen zunächſt die Glieder der Königlichen Familie in großem Coſtüme oder der Paradeuniform mit den Ordensdekorationen, und dann die Generäle, Generaladjutanten, Flügeladjutanten ꝛc. ꝛc. — Suite, beim Muſikus, eine Sammlung von kleinern Muſikſtücken, welche gemeiniglich aus einerley Tonart geſetzt ſind, die mit einer Ouvertüre, Intrade, anfangen, worauf Couranten und andere dergleichen kleinere Stücke folgen.

Sukkerdon, werden baumwollenene Oſtindiſche Zeuge genannt, welche die Däniſche Aſiatiſche Geſellſchaft zum

Verkaufe bringt. Einige darunter ſind 1 Elle und $\frac{3}{8}$ bis $\frac{7}{10}$ breit, und 25 bis 26 Ellen lang, andere 1 Elle und $\frac{3}{8}$ bis $\frac{6}{10}$ breit, und 27 bis 28 Ellen lang; eine dritte Sorte hält $\frac{6}{4}$ in der Breite, und 27 bis 28 Ellen in der Länge.

Sül, Drunpel, im Waſſerbaue, die Schwelle in Sielen, entweder woran die Thüren anſchlagen, oder worauf ein Schott einfällt.

Sulengießer, in den Salzſiedereyen, diejenigen, welche das Salzwaſſer aus dem Salzbrunnen ſchöpfen und in die Rinnen gießen, durch welche es in die Hallhäuſer oder Salzhütten geleitet wird.

Sulſtube, ſ. Salzſtube, Th. 134.

Sultan, ein Arabiſches Wort, welches nach ſeiner Abſtammung ſo viel als ein Mächtiger heißt. Im eigentlichen Verſtande wird der Türkiſche Kaiſer Sultan, auch Großſultan genannt, obgleich man den Titel Padiſchah für höher hält. Auch die Herren von der Familie des Krimniſchen Tartarchans heißen Sultane. Der Paſcha von Aegypten wird gleichfalls von den Einwohnern dieſes Landes, nicht aber am Hofe zu Konſtantinopel mit der Benennung Sultan beehrt. Im gewöhnlichen Leben kann man dieſes Wort mit einem Fürworte einer jeden Perſon aus Höflichkeit beilegen, z. B. Sultanum, mein Herr! ſo wie die Türkiſchen Kaiſer Sultane, auch Großſultane heißen, ſo werden von den Europäern auch die Gemahlinnen oder Favoritinnen Sultaninnen genannt. Die Türken nennen aber ſolche nur die erſte, zweite, dritte ꝛc. Favoritin oder Frau. Die Erſte iſt diejenige, welche dem Kaiſer den erſten Prinzen geboren hat. Der Titel Sulta-

Frauen des Sultans, die als Sklavinnen in das Serail gekauft oder von Paſchas geſchenkt werden, leben daſelbſt unter der Aufſicht von Verſchnittenen. Die Töchter des Kaiſers werden in Konſtantinopel Sultaninnen genannt, und behalten dieſen Namen, wenn ſie auch an Großbeamte des Reichs verheirathet werden. Die Töchter aus einer ſolchen Ehe werden Kanüm-Sultaninnen genannt, das iſt, Frauen vom Geblüte. Iſt die Mutter eines regierenden Kaiſers noch am Leben, ſo wird ſie Validet-Sultanin oder Sultanin-Validé genannt; ſie genießt ein vorzügliches Anſehen und hat auch Einfluß auf die Staatsgeſchäfte; auch darf ihr Sohn, der Kaiſer, keine neue Gemahlin oder Beiſchläferin ohne ihre Zuſtimmung nehmen.

Sultane, im Schiffbaue, ein großes Türkiſches Kriegesſchiff, von ungefähr 66 Kanonen, 50 Matroſen, und an 800 Seeſoldaten. Auch eine Sultansfeder, ein Federſtrauß, oder auch eine ganz kleine ſchwarze oder bunte Feder, welche die Damen auf dem Kopf tragen, führt den Namen Sultane.

Sultanin, eine Türkiſche Goldmünze, welche im Jahre 1723 geſchlagen worden iſt. Sie hat am Gewichte 72, 73 Holl. As; Gehalt 20 Kar.; Inhalt fein Gold 60, 6 Holl. As; Werth nach dem 20 Gulden-Fuße 2 Thlr. 9 Gr. 8 Pf. Man nennt dieſe Goldmünze auch Zechine, Fondouk oder Fundueli; ſie gilt ſeit 1771 4 Piaſter oder Löwenthaler, oder 120 Paras. Man ſchlägt dieſe Goldmünze in Aegypten in Kairo, auch in Tunis. Die Letztere iſt nur $\frac{1}{4}$ ſchwerer, als die Aegyptiſche, und beſitzt feineres Gold, indem man dazu beinahe 24 karatiges Gold nimmt.

Sulze, ein nach Adelung im Hochdeutſchen nicht durchgängig bekanntes Wort. 1) Die Benennung einer Salzlecke in vielen Gegenden; es ſey nun eine mit Salz vermengte Maſſe, woran das Vieh oder Wild lecke, oder auch der Ort, wo man ihnen ſolche hinſtellt.

Daher das Vieh ſülzen, es durch ſolche Salzlecke anlocken, um es zu fangen oder zu ſchießen. Bei dem Jäger iſt die Sulze oder Salzlecke ein mit Lehm und untermengtem Salze, auch andern Materien zubereiteter Platz, an dem ſich die Hirſche oder das Wildpret gern aufhalten. Dergleichen Sulzen ſind in Thiergärten ſehr nützlich, und auch in Gehägen, beſonders auf den Wechſeln. Nicht an allen Orten wird die Sulze geduldet, weil dadurch die Jäger das Wildpret weglocken und wegſchießen, deshalb werden ſie auch an vielen Orten nur insgeheim angelegt, welches dann im Herbſte und im Frühjahre geſchieht. Man legt auch Stücken Steinſalz an dergleichen Orte, wo man das Wild gerne hin haben will, woran ſie gleichfalls gern lecken. Das Steinſalz wird dann in kleine Tröge gethan, und in den Schatten unter Strauchwerk oder Bäumen geſetzt. — 2) Ein Salzwerk oder eine Anſtalt, wo Salz aus Soole geſotten wird, nennt man in einigen Gegenden gleichfalls eine Sulze oder Sülze, wo dann die Arbeiter in einer ſolchen Anſtalt, welche in Halle Halloren heißen, den Namen Sülzer führen, und ihr Vorgeſetzter den Namen Sülzmeiſter. — 3) Eine ſalzige zuſammengelaufene Brühe, wie z. B. eine erkaltete Fiſchbrühe, und in weiterer Bedeutung auch eine jede geronnene zitternde Subſtanz, welche man aus thieriſchen oder vegetabiliſchen Körpern mit Waſſer auskocht, und von der überflüſſigen Feuchtigkeit befreit, wird vermuthlich wegen der Aehnlichkeit einer ſolchen geronnenen ſalzigen Brühe Sulze genannt, wofür man im Hochdeutſchen lieber Gallerte ſagt. — 4) In einigen Gegenden heißt Alles, was in Salz-

gute Fleiſchſülze wird in der Kochkunſt auf folgende Weiſe gemacht. Man nehme einen Schenkel oder ein Knieſtück vom Kalbe, nebſt zwei Kalbsfüßen, löſe die Knochen heraus; dann nehme man einen nicht zu fetten Kapaun aus, und ſchneide ihn auf dem Rücken der Länge nach von einander; dann das Weiche im Innern herausgenommen, das Fleiſch oft gewaſchen, es gut aufwellen laſſen, dann in einen eiſernen Hafen oder Topf gethan, auch kann man dazu einen gut glaſurten irdenen Topf nehmen, ihn mit Waſſer auffüllen, aufs Feuer ſetzen, und gut abſchäumen. Wenn ſolches geſchehen iſt, nehme man ihn vom Feuer, damit das Fleiſch nur von fern kochen kann. Wenn es gar iſt, thue man davon etwas auf einen Teller, um nachzuſehen, ob die Gallerte zu ſtark ſeyn möchte, iſt nun dieſes der Fall, ſo muß noch ein wenig Waſſer dazu geſchüttet werden. Hierauf wird die Brühe durch eine Serviette geſchlagen, in einer Kaſſerolle ſtehen gelaſſen, um ſie recht abzufetten, und wenn das Fett davon iſt, nimmt man ein Stückchen Zimmet, zwei bis drei Gewürznelken, und auch ſo viel Zucker, als nöthig iſt, und ein wenig Salz, thut es hinzu, ſetze es wieder zum Feuer, und wenn es zu kochen anfängt, thut man das Weiße von zwölf Eyern, welches vorher ſo weiß als Schnee geſchlagen worden, nebſt dem Safte von zwei bis drei Citronen dazu, rührt es beſtändig um, und läßt es vier- bis fünfmal aufkochen, dann kann man es auf dem Feuer ſtehen laſſen, bis die Sülze über die Kaſſerolle ſteigt. Endlich wird die Gallerte durch einen Beutel oder eine Kappe von Filz geſchlagen, welches drei- bis viermal wiederholt wird, bis ſie recht hell und klar erſcheint, und ſollte man mit keinem ſolchen Beutel zum Durchſchlagen verſehen ſeyn, ſo bedient man ſich einer Serviette, welche über einen umgekehrten Stuhl geſchlagen und daran feſt gemacht worden iſt. Sobald nun die Gallerte durchgelaufen iſt, wird ſie in einen tiefen Napf oder eine Schüſſel, auch

in einen kleinen Topf gethan, an einen kühlen Ort geſetzt und zum Gebrauche aufgehoben. Von dieſer Sülze können auch Beigerichte bereitet werden.

Eine Sülze en Marbrée oder marmorirte Sülze. Man nehme vier Rindsfüße, zwei dergleichen Mäuler, zwei Rindszungen, vier Schweinsohren, acht Kalbsohren, und wenn ſie gehörig gereiniget ſind, koche man ſie im Waſſer mit Salz, Gewürz und ganzen Zwiebeln ab. Wenn Alles gar iſt, herausgenommen und kalt werden laſſen; dann das Fleiſchwerk in würflige Stücke zerſchnitten, nebſt vier Pfund fettem Schweinefleiſche, dann gehörig gewürzt, die Bouillon, worin es gekocht, und die vorher kurz eingekocht ſeyn muß, darauf gegoſſen, nebſt einigen Löffeln Eſſig dazu, ganz kurz eingekocht und dann wieder kalt werden laſſen. Zu dem Stande oder der Gallerte nimmt man 8 bis 10 Pfund Hirſchhorn und 2 Loth Hauſenblaſe, und kocht jedes für ſich. Hat das Hirſchhorn ungefähr vier bis fünf Stunden gekocht, ſo probirt man es zwiſchen den Fingern, ob es ſämig wird, iſt dieſes der Fall, ſo läßt man es durch eine Serviette in eine große Kaſſerolle laufen, ſetzt es über das Feuer, gießt eine Flaſche weißen Wein dazu, ſchneidet ſechs Citronen in Scheiben und thut ſie gleichfalls hinein, verſetzt es noch mit zwei Löffeln Estragon, Eſſig, ganzem Pfeffer und Gewürznelken, thut die aufgelöſete Hauſenblaſe dazu, läßt es aufkochen, zieht die Kaſſerolle etwas zurück und läßt es langſam klarificiren. In Ermangelung der Hauſenblaſe kann man Eyer hineinſchlagen und damit klar machen. Dann läßt man dieſen Stand auf die ſchon oben beſchriebene Art durch einen wollenen Geleebeutel oder ein ſtarkes Tuch laufen; nimmt

Form damit aus, gießt wieder etwas von dem Stande darauf, wie schon oben beschrieben worden, thut das kalte Fleischwerk in die Form, gießt von dem übrigen Stande darüber, und läßt es auf Eis steif werden. Beim Anrichten hält man die Form, wie oft gesagt worden, in heißes Wasser und stürzt sie schnell auf eine Schüssel.

Sülze auf Russische Art. Man nehme vier Stück Rindsgaumen, ein Rindsmaul, vier Stück Schweinsohren, vier gepöckelte Schweinszungen, sechs Stück Kalbsfüße und koche sie, wie vorher angeführt worden ist; wenn sie kalt sind, in dünne Scheiben geschnitten, wie zu einem Ragout, und ½ Pfd. ausgekernte Oliven, einige Kapern und ½ Pfd. Sardellen dazu gethan. Die Oliven und Sardellen in dünne Filets geschnitten; eine gute Fines herbes aus Charlotten, Schnittlauch und Peterſilie gemacht, die Kräuter mit einem Glaſe weißen Weins und etwas Consommé kurz eingekocht, das Fleisch mit den übrigen Gegenständen, nebst Salz, Citronensaft, Cayenne-Pfeffer und noch etwas Consommé dazu gethan, einige Male durchkochen lassen, gut durcheinander geschwenkt, einen passenden Deckel darauf gethan, und darin kalt werden lassen, dann die Kasserolle in heißes Wasser gehalten, die Sülze auf eine Schüssel gestürzt, in Scheiben geschnitten, und eine Sauce Remoulade darüber gegeben.

Reißsülze. Ein Pfund Reiß wird, wenn es blanchirt worden, in Milch mit einem Stücke Zucker, etwas ganzem Zimmet, und der dünn abgeschnittenen Schale einer Citrone recht weich gekocht, dann durch ein Haartuch dick durch- und auf eine Schüssel gestrichen, und darauf ganz kalt werden lassen. Der übrig gebliebene Reis, der nicht durch das Haartuch gegangen, wird auf eine Bratpfanne, die mit Butter bestrichen ist, gethan, und im Ofen rothbraun gebacken, dann mit einer Eyerschaufel losgestoßen und um die Sülze garnirt.

Rebhühnersülze. Ein sauber geputztes und

genommenes Rebhuhn wird zerſchnitten, dann mit dem Fleiſche und den Knochen geſtoßen, in einer Hühnerbrühe gut gekocht; darauf mit $\frac{3}{8}$ Quart Wein und der Hälfte dieſer Quantität Eſſig wieder gekocht, ein Stückchen Hauſenblaſe hineingeworfen, mit etwas weißem Pfeffer gewürzt; dann die Brühe, wenn es genug gekocht hat, abgegoſſen und durch ein Tuch geſeihet, das Fleiſch in eine Schüſſel gelegt, und wenn es zerſtoßen worden, durchgepreßt; dann aber abgezogen und in Würfel geſchnittene Mandeln, Piſtazien, eingemachte Citronenſchalen darüber geſchüttet, und zu einer Sülze ſtehen gelaſſen, und hernach mit einer beliebigen Sauce in Scheiben geſchnitten auf den Tiſch gegeben.

Eine Sülze von Ochſenmaul und Kälberfüßen. Man laſſe Kälberfüße und Ochſenmaul ſechs bis acht Stunden lang in Waſſer und Salz ſieden, bis ſie recht weich geworden; dann die Knochen herausgemacht, Salz, Pfeffer und etwas Piment oder Engliſches Gewürz dazu gethan, noch eine Weile ſieden laſſen, zu einem Brey gerührt, in eine Schüſſel geſchüttet, durch eine Serviette gepreßt, und hernach zu Salat oder anderem Gebrauche aufgehoben. Oder man zerſchneide zwei Füße und ein halbes Maul in Stücke, dann recht ſauber ausgeputzt und klein gehackt; 1 Maaß Weineſſig daran gegoſſen, mit Cardamom, Gewürznelken gemengt, mit einander mehrere Stunden ſieden gelaſſen, $\frac{1}{2}$ Maaß Wein, nebſt geſchnittenen Mandeln und Citronenſchalen daran gethan, noch $\frac{1}{4}$ Stunde kochen gelaſſen, dann in eine Schüſſel gethan und ſtehen gelaſſen. Wenn man Gebrauch davon machen will, werden ſie wie Morſellen geſchnitten und zierlich in eine Schüſſel

bis ſie recht voll wird, dann gutzugeſchraubt, mit einem Teige recht feſt verklebt, ſie in ein mit Waſſer angefülltes Geſchirr geſetzt, drei bis vier Stunden die Maſſe darin ſieden laſſen, dann aus dem Waſſer genommen, die Brühe durch ein härenes Sieb geſeihet, das Fleiſch recht ausgedrückt, damit alle Kraft herauskommt, dann dieſe Brühe in einem irdenen Geſchirre verwahrt, und dem Kranken davon zu trinken gegeben.

Eine Bruſt- und Huſtenſülze. Man nehme acht Krebſe, zwölf Schnecken, einen Kapaun oder ein altes Huhn, ½ Kalbslunge, ein Paar Muskatenblumen, Skorzonere, nebſt einer Handvoll Gerſte. Dieſes wird Alles klein gehackt oder geſtoßen, in eine zinnerne Flaſche gethan, ſolche gut zugeſchraubt, in einen Topf mit ſiedendem Waſſer geſetzt, fünf Stunden lang gut geſotten, dann durch ein Tuch ſtark ausgepreßt, zum Geſtehen hingeſetzt, und dann zum Gebrauche aufgehoben.

Lungenſuchtſülze. Man nehme eine Handvoll Steinraute und Kerbelkraut, eben ſo viel Rosmarin nebſt zwanzig Schnecken, ſchneide Alles klein, und thue es zuſammen in Eſelsmilch, decke ſie zu, und laſſe ſie ſo lange ſieden, bis ſie halb eingeſotten iſt; hierauf abgeſeihet. Man trinke des Abends und des Morgens eine Taſſe davon.

Kalbsſülze. Man nehme Kalbsfüße, mache die Knochen heraus, ſchneide ſie in Stücke, ſchütte Waſſer und Weineſſig darauf, würze ſie mit Ingber, Pfeffer, Muskatenblüten, Gewürznelken, Lorbeerblättern und laſſe ſolches zuſammen ſtark kochen, preſſe die Brühe davon durch eine Serviette oder leinenes Tuch, und laſſe es kalt und zu Gallerte werden.

Hechtſülze. Man nehme einen großen Hecht, ſchneide ihn am Bauche auf, ſpalte aber ſolchen nicht, ſondern mache große runde Stücke daraus, ſiede den Fiſch blau ab, aber nicht ſo, daß er völlig abgeſotten werde, ſondern lege ihn dann gut verwahrt bei Seite

und bereite dann folgende Sülze: Man nehme von dem beſten Weine ½ Maaß oder Quart, thue darein 3 Loth klein geſchnittene und in Wein geweichte Hauſenblaſe und laſſe ſie darin ſieden; ſchütte hernach zu demſelben Weine eben ſo viel friſche Hauſenblaſe. Zu jedem Pfunde Hecht kommt ½ Schoppen Wein und 1 Schoppen Eſſig; dann wirft man auch zwei geſchälte Aepfelſchnitte hinein, nimmt ſie aber bald wieder heraus, damit ſie nicht zerfallen; man kann auch die Säure von einigen friſchen Citronen hineindrücken, und Alles in einem verzinnten Keſſel oder in einem glaſurten Topfe kochen laſſen. Man nehme ferner Pfeffer, Gewürznelken und Muskatenblüte, thue es in ein Säckchen und dieſes hinein in den Topf und laſſe es kochen, bis es von dem Gewürze den Geſchmack gewonnen hat. Man nehme dann das Säckchen heraus, thue den Fiſch, wenn die Sülze dicklich zu werden beginnt, hinein, und laſſe es vollends kochen, dann auf ein Brett gelegt, damit er erkalte, und die Sülze noch ſo lange gekocht, bis ſie zur Gallerte wird. Wenn man nun dieſe Sülze lange aufzubewahren gedenkt, ſo thut man Lorbeerblätter in ein irdenes Geſchirr und lege dann den bereits kalt gewordenen Fiſch darein; ſeihe die Sülze oder Brühe durch einen wollenen Trichter, gieße ſie davon heiß ein wenig über den Fiſch, und hernach, wenn ſie etwas geſtanden hat, lege man Lorbeerblätter dazwiſchen, gieße die Sülze vollends darüber und laſſe ſie an einem kühlen Orte ſtehen. Wenn man nun davon Gebrauch machen will, ſo kann man ein Stück von dem Hechte nebſt der Sülze und den Lorbeerblättern herausnehmen und ſie zuſammen legen, ſoll ſolche aber bald

Bauche auf, steckt ein dünnes Spieß oben am Halse hinein, daß es unten bei dem Schwanze wieder hinausgeht und biegt es dann ein wenig, daß es krumm bleibt und nicht weichen kann. Nun macht man Essig in einem kleinen Topfe warm, aber nicht siedend, wirft eine Handvoll Salz darein und schüttet es über die Fische, damit sie hübsch blau bleiben. Wenn solches geschehen ist, läßt man Wasser, Essig und ein Glas Wein in einer Pfanne über Feuer warm werden, legt die Forellen hinein, läßt sie kochen, jedoch so, daß sie nicht zerfallen. Man kann leicht wahrnehmen, daß, wenn die Augen herausgehen, oder sich lösen wollen, sie gar sind. Dann werden sie sauber abgeseihet, in eine Schüssel gelegt, und die Sülze darüber geschüttet.

Citronensülze, s. Citronengallerte, Th. 8, S. 166.

Quittensülze, Quittengallerte. Man nehme ¾ Pfund Zucker und lasse es in ½ Quart Wasser zergehen, dann durchgeseihet. Man schäle feine Quitten, schneide sie halb von einander, und lege sie sogleich in frisches Wasser. Wenn sie heirauf alle geschält sind, lege man sie in den geläuterten Zucker, lasse sie kochen, und wenn sie anfangen weich zu werden, thue man sie auf eine Schüssel und decke sie zu. Den Saft koche man aber so lange, bis er dick wird, weshalb, wenn die Quitten herausgenommen worden sind, Quittenkerne oder Hausenblase dazu gethan werden können; dann durchgeseihet und über die Quitten geschüttet. Man kann auch etwas rothen Wein zugießen, damit sie schön roth werden; denn sind die Quitten weiß, so sieht es sehr schön aus, wenn sie in einer rothen Sülze oder Gallerte liegen.

Kirschsülze oder Gallerte. Man nehme zeitige Kirschen, stoße sie nebst den Kernen, treibe sie durch wie eine Sauce oder Gallerte, und wenn sie zu dick werden

ſollten, gieße man guten Wein daran, und ſollten ſie dann zu ſauer werden, ſo kann man Zucker daran thun.

Borſtorfer-Aepfelſülze. Man läutere 1 Pfd. Zucker mit dem dritten Theile von einem Maaße Waſſer, ſchneide einige Borſtorfer Aepfel in kleine Stückchen, werfe ſie in den Zucker und laſſe ſie auch kochen; dann preſſe man ſie durch ein Tuch, thue das Durchgepreßte wieder in den Zucker und laſſe es noch einmal mit einander aufkochen. Man ſchäle nun noch zwei Borſtorfer Aepfel, ſchneide ſie von einander, nehme das Kernhaus heraus, und mache oben in die Aepfel hin und wieder Einſchnitte, damit der Saft gehörig eindringen kann; dann den Saft einer halben Citrone hineingedrückt, auch Citronenplätzchen dazu gethan und in dem Zucker geſotten. Hierbei iſt zu bemerken, daß je geſchwinder die Aepfel in den Zucker kommen, je weißer ſie bleiben. Wenn ſie nun weich zu werden beginnen, kann man ſie herausnehmen, zierlich in eine Schüſſel legen, und den Zucker noch etwas dick ſieden, auch den Saft von der übrigen halben Citrone darein drücken laſſen. Zuletzt thue man geriebene Citronenſchalen daran. Wenn nun der Zucker dick geſotten iſt, wird ſolcher über die Aepfel in die Schüſſel gethan, damit er feſt ſtehe. Wenn nachher die Sülze auf den Tiſch gegeben werden ſoll, ſo pflegt man ſie mit länglich geſchnittenen Citronenſchalen zu überſtreuen.

Milchſülze, ſ. Milchgelee, unter Gelee, Th. 17, S. 73.

Preßſülze, Schweinsſülze, eine aus eingeſalzener Schwarte von Schweinsköpfen und etwas Fett und Fleiſch untereinander gehackt, gemachte Sülze, die in

worden, kann man noch mehrere Sülzen von andern Früchten machen.

Sülze (Aepfel-), ſ. oben, S. 375.

— (Bruſt- und Huſten-), ſ. daſelbſt, S. 372.

— (Citronen-), ſ. Th. 8, S. 166.

— (Fiſch-), ſ. Th. 13, S. 536.

— (Fleiſch-), ſ. oben, S. 368.

— (Forellen-), ſ. daſelbſt, S. 373

— (Hecht-), ſ. daſ., S. 372.

— (Hühner-), ſ. Th. 26, S. 261.

— (Johannisbeer-), ſ. Th. 30, S. 586.

— (Kalbs-), ſ. oben, S. 372.

— (Kirſch-), ſ. daſelbſt, S. 374.

— (Kranken-), ſ. daſ., S. 371.

— (Krebs-), ſ. Th. 48, S. 289.

— (Lungenſucht-), ſ. oben, S. 372.

— (marmorirte), ſ. daſelbſt, S. 369.

— (Milch-), ſ. daſ., S. 375.

— (Mandel-), ſ. Th. 83, S. 583.

—, von Ochſenmaul und Kälberfüßen, ſ. oben, S. 371.

— (Pomeranzen-), ſ. im Art. Aurantium, Th. 3, S. 135.

— (Preß-), ſ. oben, S. 367, 375.

— (Quitten-), ſ. daſelbſt, S. 374.

— (Rebhühner-), ſ. daſ., S. 370.

— (Reiß-), ſ. daſelbſt.

— (Ruſſiſche), ſ. daſ.

— (Sardellen-), ſ. Th. 136, S. 472.

— (Schweins-), ſ. Th. 151.

Sulzen, Sülzen, ſoviel als Salzſieden.

Sulzfabrikation, die Fabrizirung der Sülze, welche aus allen fleiſchigen Theilen gemacht werden kann. Es iſt ein dicker zäher Saft, der aus den knorpeligen Theilen der Thiere, als aus Kälberfüßen, Kälberohren,

Schweinefüßen und Ohren, Fleiſch, Fiſchen, Hühnern, Kapaunen, Hirſchhorn, dann aus Früchten ꝛc. gemacht werden kann, indem dieſe Produkte gekocht, und dann die daraus kommende Eſſenz eingedickt wird, ſo daß ſie kalt eine Art Gallerte bildet, die auch gefärbt werden kann; ſ. oben, unter Sülze, die verſchiedenen Zubereitungen, und den Art. Gallert, Th. 15, S. 778 u. f.

Sülzen, ſ. Sulzen.

Sulzſtube, das Behältniß in den Salzſiedereyen, dahin das fertige Salz geſtürzt wird.

Sumach, Schmack, Rhus coriaria, ſ. Gärberbaum, Th. 15, S. 632 u. f.

Sumatra, eine der größten Sundiſchen Inſeln in Oſtindien, welche den Holländern gehört, und wegen des Handels von außerordentlicher Wichtigkeit iſt. Sie enthält 6500 Quadratmeilen, und iſt durch die Straße von Malakka von der Halbinſel jenſeits des Ganges getrennt; ihre Länge wird auf 1050, und ihre Breite im Durchſchnitt auf 165 Engliſche Meilen geſchätzt. Die Inſel wird vom Norden nach Süden von einer Gebirgskette durchzogen, die aus zwei bis drei Reihen parallel laufender Berge beſteht, und die Quellen unzähliger Flüſſe enthält, die nach allen Seiten dem Meere zueilen, und zum Theil, wie der Reccan und Siak, von beträchtlicher Größe ſind. Der Ophyr hat eine Höhe von 13,842 Fuß. Zwiſchen den Gebirgen ſind ſchöne Ebenen, welche viel höher, als die Gegenden an der Küſte ſind, und ein angenehmes Klima haben. Die zwiſchen den Gebirgen liegenden, großen und ſchönen Seen, die ſich bis in das Innere des Landes erſtrecken, erleichtern ſehr den Verkehr der Einwohner. Auch die

auch die schönsten Blumen dem Wanderer entgegenduften, worunter auch die Raffleſia, die schönste Blume, die 3 Fuß im Durchmesser hat. Die ganze Südostküste ist fast über und über mit Mangelbäumen bedeckt. Diese Bäume senken ihre Zweige in gebogener Richtung ins Wasser herab, und Austern und andere kleine Schalthiere hängen sich in Menge daran. Auf der Westküste von Sumatra, südwärts vom Aequator, beginnt im Mai die trockene Jahreszeit, und läßt im September nach. Der nordwestliche Passatwind fängt im November an, und der starke Regen hört im März auf; das veränderliche Wetter ist im April, März, Oktober und November. Der Wechsel des Windes, Land- und Seewind, welches alle vierundzwanzig Stunden einige Male geschieht, erfrischt die Atmosphäre; denn wäre dieses nicht, so würden die vielen stehenden Seen auf der westlichen Seite das Klima für die Europäer eben so gut gefährlich machen, als in Batavia. Frost und Schnee kennen die Einwohner gar nicht, aber um so mehr dicke Nebel, die aber auch eben so schnell sich wieder verziehen. Erderschütterungen sind häufig, selten aber stark, auch giebt es vulkanische Berge auf der Insel. Auf Donner und Blitz achtet man kaum, weil man ganz daran gewöhnt ist, indem Gewitter in Menge vorkommen, gefährlich sind sie aber selten. — Was die Produkte des Bodens anbetrifft, so gehört der Reis zu den bedeutendsten Artikeln, die angebauet werden, und sein starker Anbau verursacht auch die schlechte Luft in einigen Orten. Die Reissorten werden hier nach verschiedener Qualität bestimmt. Die Hauptarten sind der Berg- und der Sumpfreis. Man hält hier den kleinkörnigen Reis, wenn er weiß und durchscheinend ist, für den besten. Bis zur Zeit der Reife bedarf dieses Produkt fünf Monat und zehn Tage von dem Aussäen an. Dann giebt die Frucht des Kokosbaumes und ferner der Handel mit Betel und Bambus den Einwoh-

nern den reichſten Gewinn, da alle dieſe Gewächſe wenig Sorge und Arbeit erfordern. Zucker wird allgemein, aber nicht ſtark gebauet. Mays, Pfeffer, Ingber, Koriander, Kümmelſamen, werden in den Gärten der Eingebornen gezogen; dann bauet man auch Kaffee und Indigo, Cardamom, Baumwolle ꝛc.; Hanf wird ſehr ſtark gebauet, aber nicht zur Seilerarbeit, ſondern zu einer berauſchenden Zubereitung, Banz genannt, welche mit Tabak geraucht wird. Kleine Pflanzungen von Letzterem trifft man überall an. Die Ricinuspflanze wächſt im Ueberfluſſe wild, beſonders an der Seeküſte, und ſo geben auch Braſilienholz und elaſtiſches Harz bedeutende Handelszweige ab. An eßbaren Früchten giebt es die Mango, den Piſang, Orangen und viele andere köſtliche Gewächſe und Früchte. Der Weinbau iſt von den Europäern eingeführt, aber nicht fortgeſetzt worden. Auf der Nordweſtſeite des Aequators wächſt der Kampherbaum, nicht aber auf der Südſeite. Der Puhn-Upas, ein Giftbaum, iſt auch auf Sumatra vorhanden; er iſt nicht ſo gefährlich, als man ihn geſchildert hat; man ſoll ohne Nachtheil der Geſundheit in ſeinem Schatten ſitzen können, und Vögel niſten auf ihm. — Von vierfüßigen Thieren ſind vorhanden: der Büffel, das einzige Hausthier, welches zum Arbeiten gebraucht wird, und die Einwohner mit Milch, Butter und Fleiſch verſorgt. Man trifft ſie hier nicht wild an. Ferner ſind hier eine Art wilder Kühe, kleine, wohlgebauete, aber verwilderte Pferde, die in der Landſchaft Batta, ſo wie auf Celebes gegeſſen werden, zahme und wilde Schweine, Ziegen, Elephanten, aber keine zahmen, einfach und doppelt gehörnte Rhinoceroſſe, Tiger, Tigerkatzen, Chamäleone, Alligatoren, eine Art Krokodille, viele Arten von Schlangen und Schildkröten. Die Gewäſſer des Landes, ſo wie das Meer, ſind mit Fiſchen und Schalthieren angefüllt, und an zahmem und wildem Geflügel mancherley *Gattung iſt gleichfalls* ein Ueberfluß. Nachdem die

Engländer 1796 die Molukkischen Inseln eingenommen hatten, wurde der Muskatnuß- und der Gewürznelkenbaum auch nach Sumatra verpflanzt, und besonders der Erstere hat sich seit der Zeit außerordentlich vermehrt, so daß im Jahre 1815 20,000 volltragende Muskatnußbäume waren, die jährlich 200,000 Pfund Nüsse und 56,000 Pfd. Muskatblüten lieferten. Außer den zum Theil genannten Naturerzeugnissen machen noch Benzoe, Elfenbein, Wachs, Indianische Vogelnester, Ebenholz, Adlerholz ꝛc. bedeutende Gegenstände für den Europäischen Handel aus. Man will dieser Insel den besten Kampfer und das feinste Gold geben. — Die Einwohner Sumatras leben in den Wäldern und auf den Gebirgen, sind von mittler Statur und größtentheils wohlgebauet, aber roh, dabei freiheitsliebend, grausam und aufbrausend. Die Weiber drücken den neugebornen Kindern die Nase platt, die Hirnschale zusammen, und zerren ihnen die Ohren lang aus, welches man für Schönheit hält. Die Männer reißen sich auch den Bart aus, und beide Geschlechter entstellen durch Abfeilen und auf andere Weise ihre von Natur sehr weißen und schönen Zähne. Die Männer führen Flinten, Säbel und Lanzen, und verstehen die Schreibekunst. Ihre Religion scheint ein Gemisch von denen anderer Völker zu seyn; sie glauben ein höchstes Wesen, keine Unsterblichkeit, aber eine Art von Seelenwanderung, und haben eine besondere Ehrfurcht vor den Grabmälern ihrer Vorfahren und Verwandten. Durch Spanische und Holländische Missionaire sind schon mehrere Einwohner äußerlich zum Christenthume bekehrt worden. Die Battas, Bewohner der Gebirge, sind die rohesten unter Allen, die zum Theil Menschenfleisch essen. Die Passumahs, welche das Land Mannah bewohnen, die Kubuh, Reschans und Lampuhns sind eingeborne Volksstämme; an den Küsten wohnen Malayen. Von Europäern giebt es hier Engländer

und Holländer. Die Insel wird in mehrere Staaten getheilt; der bedeutendste darunter ist Acheen oder Atschihn, der die ganze nördliche Spitze der Insel einnimmt, mit der gleichnamigen Hauptstadt von 8000 Häusern. Der König von Atschin soll 18,000 Thaler Einkünfte haben. Dieser Regent hat auch eine Marine errichtet; wenigstens war dieses der Fall in dem ersten Decennium dieses Jahrhunderts. Er bediente sich derselben, um in den westlichen Häfen der Insel, wo der Pfeffer ausgeführt wird, Abgaben zu erheben. So wurden einige Amerikanische Schiffe von diesem Regenten auf dem Meere gebrandschatzt. Ferner das Reich Menangkabo, im Innern der Insel; Siak, auf der Ostküste, wozu auch die große Insel Lingen gehört; Indrapura, mit der den Niederländern gehörigen Stadt Padang, und Palembang, mit der gleichnamigen Hauptstadt von 25,000 Einwohnern. Seit Kurzem ist das Reich Palembang den Niederländern ganz unterworfen, indem der Herrscher die unmittelbare Verwaltung seines Staates den Niederländern überlassen hat, und seine Einkünfte von denselben erhält. Die Niederländer besitzen auch seit 1817 die sonst zu Palembang gehörigen Inseln Banka, 160 Quadratmeilen groß, mit 150,000 Einwohnern und unerschöpflichen Zinnbergwerken, aus welchen jährlich 3 Millionen Pfund Zinn ausgeführt werden. Billiton, 54 Quadratmeilen groß, mit 2000 Einwohnern und reichen Eisenminen, und seit 1824 dem vormals den Britten gehörigen Distrikt Benkulen, 350 Quadratmeilen groß, mit der gleichnamigen Hauptstadt von 8000 Einwohnern, und dem Fort Marlborough. Der Hauptertrag dieses Distrikts ist Pfeffer; auch giebt es hier Muskatnußbäume und Gewürznelken. In der Nähe an der Westküste von Sumatra, liegen die Inseln: Engano, mit rohen Einwohnern; die beiden Poggy- oder Nassau-Inseln, mit 1400 Einwoh-

Engländer 1796 die Molukkischen Inseln eingenommen hatten, wurde der Muskatnuß- und der Gewürznelkenbaum auch nach Sumatra verpflanzt, und besonders der Erstere hat sich seit der Zeit außerordentlich vermehrt, so daß im Jahre 1815 20,000 volltragende Muskatnußbäume waren, die jährlich 200,000 Pfund Nüsse und 56,000 Pfd. Muskatblüten lieferten. Außer den zum Theil genannten Naturerzeugnissen machen noch Benzoe, Elfenbein, Wachs, Indianische Vogelnester, Ebenholz, Adlerholz ꝛc. bedeutende Gegenstände für den Europäischen Handel aus. Man will dieser Insel den besten Kampfer und das feinste Gold geben. — Die Einwohner Sumatras leben in den Wäldern und auf den Gebirgen, sind von mittler Statur und größtentheils wohlgebauet, aber roh, dabei freiheitsliebend, grausam und aufbrausend. Die Weiber drücken den neugebornen Kindern die Nase platt, die Hirnschale zusammen, und zerren ihnen die Ohren lang aus, welches man für Schönheit hält. Die Männer reißen sich auch den Bart aus, und beide Geschlechter entstellen durch Abfeilen und auf andere Weise ihre von Natur sehr weißen und schönen Zähne. Die Männer führen Flinten, Säbel und Lanzen, und verstehen die Schreibekunst. Ihre Religion scheint ein Gemisch von denen anderer Völker zu seyn; sie glauben ein höchstes Wesen, keine Unsterblichkeit, aber eine Art von Seelenwanderung, und haben eine besondere Ehrfurcht vor den Grabmälern ihrer Vorfahren und Verwandten. Durch Spanische und Holländische Missionaire sind schon mehrere Einwohner äußerlich zum Christenthume bekehrt worden. Die Battas, Bewohner der Gebirge, sind die rohesten unter Allen, die zum Theil Menschenfleisch essen. Die Passumahs, welche das Land Mannah bewohnen, die Kubuh, Reschans und Lampuhns sind eingeborne Volksstämme; an den Küsten wohnen Malayen. Von Europäern giebt es hier Engländer

und Holländer. Die Insel wird in mehrere Staaten getheilt; der bedeutendste darunter ist Acheen oder Atschihn, der die ganze nördliche Spitze der Insel einnimmt, mit der gleichnamigen Hauptstadt von 8000 Häusern. Der König von Atschin soll 18,000 Thaler Einkünfte haben. Dieser Regent hat auch eine Marine errichtet; wenigstens war dieses der Fall in dem ersten Decennium dieses Jahrhunderts. Er bediente sich derselben, um in den westlichen Häfen der Insel, wo der Pfeffer ausgeführt wird, Abgaben zu erheben. So wurden einige Amerikanische Schiffe von diesem Regenten auf dem Meere gebrandschatzt. Ferner das Reich Menangkabo, im Innern der Insel; Siak, auf der Ostküste, wozu auch die große Insel Lingen gehört; Indrapura, mit der den Niederländern gehörigen Stadt Padang, und Palembang, mit der gleichnamigen Hauptstadt von 25,000 Einwohnern. Seit Kurzem ist das Reich Palembang den Niederländern ganz unterworfen, indem der Herrscher die unmittelbare Verwaltung seines Staates den Niederländern überlassen hat, und seine Einkünfte von denselben erhält. Die Niederländer besitzen auch seit 1817 die sonst zu Palembang gehörigen Inseln Banka, 160 Quadratmeilen groß, mit 150,000 Einwohnern und unerschöpflichen Zinnbergwerken, aus welchen jährlich 3 Millionen Pfund Zinn ausgeführt werden. Billiton, 54 Quadratmeilen groß, mit 2000 Einwohnern und reichen Eisenminen, und seit 1824 dem vormals den Britten gehörigen Distrikt Benkulen, 350 Quadratmeilen groß, mit der gleichnamigen Hauptstadt von 8000 Einwohnern, und dem Fort Marlborough.

nern; Batu oder Mintaon, gerade unter dem Aequator; das ſtark bevölkerte und gut angebauete Nias mit vielen Ortſchaften, und die Banjak-Gruppe, darunter Verkens-Inſel die größte iſt. Was die Geſchichte dieſer Inſel betrifft, ſo iſt dieſelbe noch nicht recht erhellt. Schon vor Ankunft der Europäer nach Indien, war die Inſel Sumatra in verſchiedene kleine Herrſchaften getheilt; indeſſen vereinigte ſich damals bereits aller Handel nach Acheen. Die Holländer fingen ſchon an, ſich im Jahre 1666 an den Küſten von Sumatra feſtzuſetzen, und 1685 ſiedelten ſich auch die Engländer darauf an; im Jahre 1714 wurde das Fort Marlborough von ihnen erbauet; allein die Franzoſen zerſtörten die Engliſchen Niederlaſſungen im Jahre 1760; ſie wurden aber bald wieder hergeſtellt und ihnen 1763 durch den Pariſer Frieden geſichert. Im Jahre 1781 wurde der Holländiſche Antheil der Inſel von den Engländern erobert, nachher zwar wieder zurückgegeben, aber während der Franzöſiſchen Oberherrſchaft über Holland bemächtigten ſich die Engländer der Holländiſchen Beſitzungen aufs Neue, und haben ſie nach dem Frieden wieder an Holland (die damaligen Niederlande) zurückgegeben; auch haben die Britten ihren Theil von Sumatra an Holland abgetreten. Der ſchon oben erwähnte Hafen wurde ſchon frühzeitig von allen Völkern Aſiens beſucht; man vertauſchte daſelbſt alle Produkte des Orients gegen Gold, Pfeffer und andere Produkte, welche dieſe Landſchaft im Ueberfluſſe hat. Die Unruhen, welche dieſen berühmten Stapelort von Grund aus umſtürzten, brachten allen Betrieb daſelbſt in Verfall, und hinderten die Seefahrer, da einzulaufen. Zur Zeit dieſes Verfalles kamen die Holländer auf den Gedanken, ſich in andern Gegenden der Inſel, die eine größere Ruhe genoſſen, niederzulaſſen. Die Landesſtriche, die man ihnen dazu im Reiche Indrapura anwies, waren aber auch ſehr herabgekommen, ſeitdem die Engländer

ſich auf derſelben Küſte niederließen, und mit den Holländern den Handel theilten. Die Faktorey zu Jambi war auch noch nicht ſehr einträglich, dagegen hielt ſich die Oſtindiſche Geſellſchaft für die mancherlei Unfälle zu Palembang ſchadlos, wo ſie für 30,000 Gulden ein Kaſtell, eine Beſatzung und 2 bis 3 Böte unterhielt, die beſtändig kreuzten. Man überließ derſelben 2 Millionen Pfund Pfeffer, zu $10\frac{1}{2}$ Gulden den Centner, und $1\frac{1}{2}$ Millionen Centner Zinn, Bankazinn, zu $28\frac{3}{4}$ Gulden den Centner. Dieſer Preis, ſo mäßig er auch ſcheinen mag, war für den Landesfürſten doch noch vortheilhaft genug, da er ſeinen Unterthanen einen noch geringeren gab. Obgleich er ſchon aus Batavia einen Theil der Nahrungsmittel und der Kleidung für ſeinen Staat nahm, ſo bekam er bei der Abrechnung noch eine baare Zahlung an Piaſtern. Aus dieſem Gelde und aus dem Golde, welches man in ſeinen Flüſſen findet, hatte er einen bedeutenden Schatz geſammelt, der damals für unermeßlich gehalten wurde; ſo befand ſich der vormalige Handel in Sumatra. Wie es jetzt mit den Reichthümern des Königs oder Sultans von Palembang ſtehen mag, möchte ſich aus dem ſchon oben Angeführten ergeben, daß er ſein Reich den Holländern überlaſſen hat, und von ihnen die Einkünfte zieht. — An Unglücksfällen, welche dieſe Inſel erlitt, gehört das Erdbeben im Jahre 1756 beinahe gleichzeitig mit dem Erdbeben zu Liſſabon in demſelben Jahre; es waren an funfzehn Stöße, die mehrere Tage hinter einander erfolgten, und dann gingen zwei Stöße durch die ganze Inſel. Die Mauern zweier nahe an der Feſtung ſtehenden Häuſer wurden ſehr beſchädiget, andere riſſen, und

ſchwefliger Erde gemiſcht war, ſtieg aus den Schlünden mit einem unerträglichen Geſtank hervor. Eine Erdſpitze, Namens Poble Point, drei Seemeilen ſüdwärts von Marlborough, ſpaltete ſich, und etliche Dörfer auf dem Lande wurden mit vielen ihren Einwohnern verſchüttet.

Summa, ſ. Summe.

Summarien, aus dem mittleren Latein, Summaria, ein wenig mehr gebräuchliches Wort, den kurzgefaßten Inhalt eines Abſchnittes in einem Buche oder einer Schrift zu bezeichnen; der Inhalt.

Summariſch, Bei- und Nebenwort, aus dem Lateiniſchen summarius, in das Kurze gefaßt. In den Rechten und im gemeinen Leben: der ſummariſche Inhalt. Etwas ſummariſch erzählen, dem kurzen Inhalte nach. Der ſummariſche Prozeß, wenn eine Sache bloß nach Maaßgabe der Hauptumſtände, ohne Schriftwechſel, Aufſchub, Appellation ꝛc. unterſucht und abgethan wird. Summariſch verfahren, auf ſolche Art; ſ. den folgenden Artikel.

Summariſche Prozeſſe, Processus summarii, extraordinarii, minus solennes, gerichtliche Verfahrungsarten in Streitſachen, bei denen die bei ordentlichen Prozeſſen üblichen Förmlichkeiten entweder gar nicht, oder doch nur zum Theil beobachtet werden. Summariſche Verfahren finden Statt: a) wenn auf die Klage ſogleich ein Termin angeſetzt wird, beide Theile in demſelben gleich zu Protokoll vernommen, und dann gleich ein Urtheil gefällt wird. — b) Wenn der Richter ſogleich auf die Klage einen Befehl erläßt, daß der Beklagte das Geforderte liefern ſoll. — c) Wenn eine Sache bloß mündlich zu Protokoll verhandelt, und d) wenn die Zeugen gleich mitgebracht werden. Es giebt mehrere Arten von ſummariſchen Prozeſſen. 1. Der Arreſtprozeß, welcher durch ein Arreſtgeſuch oder die Bitte des Impetranten (Klägers) eine Perſon (arrestum

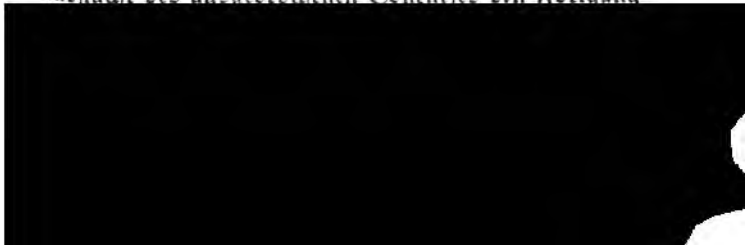
personale) oder ihre Güter (arrestum reale) oder beides zugleich (arrestum mixtum), so lange unter Arrest zu setzen, bis einer gewissen Verbindlichkeit von Seiten dieser Person genügt ist, wobei zugleich eine Caution für den Arrest von dem impetrirenden Theile angeboten werden, und wenn solches nicht geschehen, von dem Richter darauf erkannt werden muß. — Zur Begründung einer gerichtlichen Arrestanlegung ist erforderlich: a) daß die Forderung hinlänglich bescheiniget werde; b) daß die Person, gegen welche der Arrest verhängt wird, der Flucht verdächtig oder doch im Begriffe ist, sich unter eine andere Gerichtsbarkeit zu begeben, und daß c) in diesem Falle kein Mittel zur Befriedigung des Impetranten übrig bleibt. Auf geschehenes Arrestgesuch und Arrestanlage wird gewöhnlich ein naher Termin zur Prosecution oder Justification des Arrestes angesetzt, und nach demselben wird der Arrest entweder aufgehoben oder bestätiget und summarisch fortgesetzt. Die Arrestanlegung ist in mehreren Ländern, auch bei uns im Preußischen, nur dann nachgelassen, wenn 1) Einer, der nicht genugsam angesessen ist, flüchtig werden will, oder sich der Flucht verdächtig gemacht, oder auch ein herumschweifender Vagabunde ist, oder endlich ganz aus dem Lande gehen will, und keine liegende Gründe besitzt, aus welchen der Gläubiger befriediget werden kann. 2) Wenn Einer bei Handwerkern sich etwas machen lassen will, oder etwas bei ihnen gekauft hat, und sie nicht bezahlt. 3) Wenn ein Miether eher ausziehen will, als er den Hauszins bezahlt, oder ein Gast, ehe er seine Zehrung dem Wirthe berichtiget hat, und in ähnlichen Fällen. Wegen einer durch Schuld des Richters ungebührlicher

Klage hervorgehen, begründet. Hier ſind nur ſolche Einwände in der Regel zuläſſig, welche entweder die Klage ſogleich ganz vernichten, oder doch wenigſtens zur Zeit unſtatthaft machen, z. B. die Einreden der Zahlung, der Gegenrechnung, des Vergleichs ꝛc., und auch ſolche nur, wenn ſie ſogleich liquid gemacht werden können. Durch ſolche Einreden wird der Executionsprozeß in einen ordentlichen verwandelt. Giebt es keine ſolche Exceptionen, ſo muß der Beklagte die Urkunde, welche der Klage zum Grunde liegt, recognosciren oder eidlich diſſitiren. — 3. Der Mandatsprozeß iſt derjenige, wo dem Beklagten, ohne ihn gehört zu haben, vom Richter etwas befohlen oder unterſagt wird. Dieſe richterlichen Befehls- und Verbotsmandate ſind: 1) Mandate sine clausula oder ohne Bedingung, gegen welche nur die Einreden der Sub- und Obreption zugelaſſen werden, der Subreption, wenn nämlich das Mandat durch angeführte falſche Umſtände, der Obreption aber, wenn es durch Verhehlung wirklicher Thatſachen erſchlichen iſt. — Ein unbedingtes Mandat (Mandatum sine clausula) darf der Richter nur erlaſſen: a) wegen einer auf keine Weiſe zu rechtfertigenden Handlung; b) durch welche ein unerſetzlicher Schaden entſtanden iſt oder entſtehen kann; c) in Fällen, wo das öffentliche Beſte gefährdet wird, und d) wo Gefahr bei dem Verzuge iſt. 2) Mandate cum clausula oder bedingte Mandate, wodurch Jemanden etwas geboten oder verboten iſt, ihm aber zugleich dabei freigeſtellt wird, ſeine Einreden gegen das Anbringen des Klägers vorzutragen. Hier ſind außer der Einrede der Sub- und Obreption auch andere Exceptionen zuläſſig, nur müſſen ſie ſofort liquid gemacht werden können, und auf einmal vorgebracht werden. Ein Mandatum cum clausula erläßt der Richter ſodann, wenn er das vorgegebene Factum zwar als wahr vorausſetzt, aber doch die Möglichkeit der Einreden anerkennt. Uebrigens für den bedingten als unbedingten Man-

datsprozeß iſt es nothwendig, daß der Kläger den Klagegrund gehörig beſcheiniget, weil ſonſt nur ein ordentliches Prozeßverfahren Statt haben kann. — 4. Der Poſſeſſoriſche Prozeß (possessorium) iſt dasjenige Rechtsverfahren, wo über die Erlangung eines noch nicht gehabten Beſitzes (adipiscendae possessionis), oder die Wiedererlangung eines verlorenen (recuperandae possessionis), oder endlich über die Beibehaltung eines gegenwärtigen Beſitzes (retinendae possessionis) geſtritten wird. Im letzteren Falle iſt er entweder a) ordentlicher poſſeſſoriſcher Prozeß (possessorium ordinarium, possessorium summarium), wobei alle Förmlichkeiten des petitoriſchen Prozeſſes erforderlich ſind, nur daß ſtatt des förmlichen Beweiſes eine Beſcheinigung hinreichend iſt. Er hat Statt bei fünfjährigem und noch älterem rechtmäßigen und ruhigen Beſitze; oder der poſſeſſoriſche Prozeß iſt b) außerordentlicher poſſeſſoriſcher Prozeß (possessorium summariissimum, possessorium momentaneum) wenn bei der Klage ſogleich die Beſcheinigung erfolgt, dann ſogleich die Antwort des Beklagten Statt findet, und hierauf das Erkenntniß gefällt wird. Er hat Statt in Spolienſachen, ſo wie auch dann, wenn man ſich auf den jüngſten ruhigen Beſitz gründet. — 5. Der Wechſelprozeß, welches das prozeſſualiſche Verfahren in einer, durch eine nach Wechſelrecht ausgeſtellte Schrift begründeten Rechtsſache, wo nämlich der Gläubiger von dem Schuldner die wechſelmäßige Erfüllung der Verbindlichkeit fordert. Eine gerichtliche Unterſuchung wegen falſcher Wechſel iſt kein Wechſelprozeß. — 6. Der [redacted]

wird ein gemeinſamer Anwalt (Contradictor, Actor communis), das heißt, eine ſolche rechtskundige Perſon dazu erfordert, welche die Richtigkeit der Paſſivſchulden zu unterſuchen, den Gläubigern ſowohl bei der Liquidation ihrer Forderungen, als andern an den Gemeinſchuldner Anſpruch machende Perſonen, die nöthigen Einwendungen entgegen zu ſtellen, und die ausſtehenden zahlfälligen Forderungen gerichtlich einzuklagen hat, beſtellt, und ein Curator bonorum zur Verwaltung des Vermögens ernannt. Oft vertritt der Erſtere die Stelle des Letzteren, oft fällt der Erſtere auch ganz weg; dann erläßt der Richter Ediktalcitationen an alle Gläubiger, unter Androhung der Präkluſion, ihre Forderungen im Liquidationstermine zu melden und ſofort zu beſcheinigen. Vor der Liquidation wird noch die gütliche Vereinbarung verſucht, und ſchlägt dieſe fehl, ſo wird das Liquidationsprotokoll eröffnet. Nachdem die Gläubiger alle ihre Forderungen angegeben, und der Contradiktor ſie beantwortet hat, wird von dem Richter gleich ein Beſcheid darüber ertheilt. Die weſentlichen Eigenſchaften, die zu dem Concourſe überhaupt gehören, ſind: 1) daß mehrere Gläubiger zuſammenkommen, zu deren Befriedigung des Gemeinſchuldners Vermögen nicht zureicht; 2) daß dieſe daher über den Vorzug ihrer Forderungen ſtreiten, und daß hiernächſt 3) unter ihnen eine gewiſſe Gemeinſchaft errichtet wird. Der materielle Concurs der Gläubiger fängt von dem Augenblicke an, da mehrere Gläubiger gegen den Schuldner, der nicht bezahlen kann, ſich gerichtlich melden. Der allgemeine und förmliche Concurs fängt ſich aber mit Recht von der Ediktalvorladung ſämmtlicher bekannter und unbekannter Gläubiger an. Der Concurs erzeugt eine Gemeinſchaft der Gläubiger, weil aber der Richter nach förmlich eröffnetem, oder eingeſtandenem beſonderen Concurſe, noch auch der Gemeinſchuldner, ehe der Streit über den Vorzug einer jeden Forderung nicht völlig und rechtskräftig entſchieden

keinem von ihnen zum Nachtheil des Andern einigen Vortheil verstatten, oder ihnen Allen zum Schaden etwas unternehmen darf. So lange als in dem Concurse der Gläubiger der Streit über die Priorität ihrer Forderungen nicht entschieden ist, so haben sie Geld und Güter, Recht und Hoffnung mit einander gemein, und sie wirken daher, ohne wahre Eigenthümer zu seyn, für die Vermehrung, Erhaltung und Verwaltung gemeinschaftlich mit. Bei ausgebrochenem Concurse der Gläubiger kann ohne deren Einwilligung nichts veräußert, verpfändet, verändert, verbessert und bezahlt werden. Schießt Jemand nach ausgebrochenem Concurse zum Besten der Masse Geld vor, so ist es aus dieser Gemeinschaft der Gläubiger zu erklären, daß nicht der Gemeinschuldner, sondern sie die Schuldner des Darleihers werden. Aus eben diesem Grunde ist auch zu erklären, warum die Gläubiger nach ausgebrochenem Concurse, wenn der Schuldner wegen einer Sache belangt wird, intervenire dürfen, ingleichen, woher es kommt, daß sie diejenigen Veräußerungen, die der Gemeinschuldner zu ihrem Nachtheile unternommen hat, wiederrufen können. Sobald als der Concurs der Gläubiger ausgebrochen ist, so hören alle wider den Gemeinschuldner von den Gläubigern besonders angestellten Klagen und Prozesse, sie mögen auch bei andern und fremden Gerichten erhoben seyn, sofort auf und werden alle an das forum concursus verwiesen, welches sich so weit erstreckt, daß wenn der Schuldner bereits von andern Gerichten condemnirt worden, und die Sache bis zur Hülfe gediehen wäre, diese Hülfsvollstreckung nicht geschehen kann. Indessen kann die Ausflucht des ausgebrochenen Concurses den Fortgang



prozeß ſo abgekürzt und ſummariſch als möglich. Nach beendigtem Liquidationsverfahren fangen die Gläubiger, falls dieſes nöthig iſt, über die Priorität oder den Vorrang ihrer Forderungen mit einander an zu ſtreiten; hierauf erfolgt das Prioritäts- oder Locationsurtheil, nachdem vorher diejenigen, welche ſich nicht zum Concurſe gemeldet haben, von der Maſſe vorher ausgeſchloſſen ſind. Hat Niemand gegen das Prioritätsmittel Rechtsmittel eingewandt, ſo wird das Vermögen des Gemeinſchuldners vertheilt. 7) Ein ſummariſches Verfahren findet endlich in Bagatell-, Armen-, Fremden- und Alimentationsſachen, die theils wegen ihrer Unbedeutenheit kein weitläufiges Prozeßverfahren zulaſſen, theils wegen der Gefahr beim Verzuge beeilt werden müſſen, Statt. — Zuletzt giebt es noch einen ſummariſchen peinlichen Prozeß, bei dem es wegen beſonderer Umſtände nicht aller für den ordentlichen Criminalprozeß vorgeſchriebener Mittel Förmlichkeiten und Friſten bedarf. Doch ſind zum ſummariſchen peinlichen Prozeſſe alle diejenigen gerichtlichen Handlungen nöthig, welche zu einem Straferkenntniß erfordert werden. Dieſer Prozeß findet bei Polizeyvergehungen immer, in eigentlich peinlichen Fällen aber nur dann Statt, wenn er ausdrücklich beſtimmt iſt. (Handbuch ſämmtlicher Rechte zum Gebrauch für Richter und Sachwalter. Leipzig, 1792. — Converſations-Lexikon oder encyklopädiſches Handbuch für gebildete Stände. Bd. 9.)

Summarium, beim Buchdrucker, eine Ueberſchrift; ſie zeigt den Inhalt des Abſchnittes oder Kapitels, oder deren einzelne Paragraphen kurzgefaßt an. Die Summarien werden mit kleineren Lettern geſetzt, als der Text.

Summe, von dem Lateiniſchen Summa, eine größere Zahl, welche entſteht, wenn mehrere kleinere zuſammen gezählt werden. Das iſt nun die Summa (Summe) zu der Wohnung des Zeugniſſes,

2. Moſ. 38, 21. Nehmet die Summa der ganzen Gemeinde der Kinder Iſraels, 4. Moſ. 1, 2. Eine große Summe, eine große Zahl. Sieben iſt die Summe von vier und drei. Beim Addiren oder Zuſammenzählen einer Reihe oder mehrerer Reihen Zahlen, die über- oder nebeneinander ſtehen, iſt die Summe die Vereinigung dieſer Zahlen zu einer einzigen, die als das Produkt des Ganzen ausgeſprochen werden kann; wenn man z. B. 8, 6, 4 und 2 Rthlr. zuſammenzählt, ſo iſt 20 die Summe oder das Ganze dieſer einzelnen Zahlen. In engerer Bedeutung iſt es eine unbeſtimmte Zahl oder Menge Geld. Eine Summe Geld oder Geldes, ein Stück Geld. Eine große Summe für Etwas bieten, nämlich Geld, wo dann auch das Diminutivum Sümmchen, von einer kleinen Summe gebraucht wird. Mit der Lateiniſchen Endung a, wie es noch Luther braucht, iſt es veraltet, außer, wenn es im gewöhnlichen Leben noch adverbialiter gebraucht wird, für mit einem Worte, kurz oder Alles zuſammen genommen, ein Reſultat aus dem vorigen zu begleiten. Summa, fürchte den Herrn, Sir. 7, 33. Summa, Gottes Werke kann man nicht alle zählen, Kap. 38, 8. Summa, durch ſein Wort beſteht Alles, Kap. 43, 28. Wofür man auch wohl die völlig Lateiniſche Redensart in Summa und Summa Summarium gebraucht. Nach Adelung ſoll das Lateiniſche Summa, aus welchem dieſes entlehnt iſt, zu unſerm ſammen, ſammt und ſammeln gehören. — In der Mathematik wird durch Summe eine Größe bezeichnet, welche durch die Addirung und Zuſammen-

lichen Hofe zu Wien, der die Aufsicht über den Weinkeller und die Getränke bei der Tafel zu besorgen hatte.

Summen, ein regelmäßiges thätiges Zeitwort, zu einer Summe zusammenzählen, wofür jedoch summiren üblicher ist. Man gebraucht es noch in dem zusammengesetzten Neutro aufsummen, zu einer beträchtlichen Summe werden.

Summen, ein regelmäßiges Zeitwort der Mittelgattung, mit dem Hülfsworte haben, welches den eintönigen dumpfigen, mit einigem Zischen verbundenen Laut genau nachahmt, welchen es bezeichnet, und dergleichen derjenige ist, welchen die Bienen, Wespen, Hummeln ꝛc. machen. Die Wespen summen. Es summt mir etwas vor den Ohren. Auch der Laut, den ein verworrenes dumpfiges Getöse, besonders in einiger Entfernung macht. Das summende Getöse der Stadt. Wie summt es in den Wäldern und auf den Wiesen von den Insektenschwärmen. Sollte er glauben, daß das Verlangen nach äußerlichen Gütern die summenden Wünsche eines Menschen ausmachen könnte? Gell. Das Intensivum davon ist sumsen. Der Laut, welchen dieses Zeitwort nachahmt, gleicht dem, welchen wir sonst mit summen und sumsen ausdrücken. Von den Krainerischen Wörtern ist Shum das Geräusch. Wenn in einigen Obersächsischen Gegenden ein Bienenstock ein Summer heißt, so kann es sowohl zu diesem Zeitworte gehören, als auch zu dem Oberdeutschen Simmer, ein Maaß, sofern es überhaupt ein Gefäß oder Behältniß bedeutet, indem es in einigen Gegenden auch Summer Sümmer und Sumer lautet.

Sümmer. Eine Art [illegible] Es giebt [illegible] Sümmer hat [illegible] Sümmer [illegible] Sümmer hatte [illegible] Sümmer [illegible]

oder 16 Metzen, und der Sümmer Hirse enthält 26 Metzen.

Summiren, ein regelmäßiges thätiges Zeitwort, aus dem Lateinischen summare, zu einer Summe zusammenzählen. Zwei Zahlen summiren, zusammenzählen. In der Algebra heißt summiren oder integriren die Größe finden, aus welcher die gegebene unendlich kleine durch Differentiirung entstanden ist.

Sumperschlagen, im Hüttenwerke, wenn die eigentliche Oeffnung oder der Fokus des Ofens von Lehm geschlagen wird. Dieses geschieht um die vier Wände des Ofenstocks von Grund aus, welche mit Lehm gut ausgefüllt und geschlagen werden, und nur den gehörigen Raum oder Fokus lassen, welcher der Platz ist, wo Kohlen und Erz bei dem Schmelzen liegen. Die Steyermärker nennen den Lehm Sumper, daher hat auch diese Arbeit bei ihnen diesen Namen erhalten.

Sumpf, Sümpfe, Diminutivum Sümpfchen oder Sümpflein. 1. Eine flache Sammlung über einem morastigen Boden stehenden Wassers, ein unreines oder trübes Wasser, welches über einem Moorboden steht, und leicht betriegt, in den man, wenn man schnell hindurchzuwaten glaubt, hineinsinkt, also einen Schlammboden, oder weichen Boden hat, der vermöge seiner schmutzigen, dunkelen Farbe leicht täuscht. Daher sagt man: Ein Land, welches voller Sümpfe ist; in einen Sumpf gerathen; in einem Sumpfe stecken bleiben. — 2. In weiterer Bedeutung, eine jede Sammlung Wassers von keinem beträchtlichen Umfange, und ein Wasserbehältniß, beides nur noch als ein Kunstwort in einigen einzelnen Fällen. (1) Eine Samm-

Zugänge haben, und oft ansehnliche Flüsse aufnehmen. Die meisten und größten dieser Art finden sich in Asien; außer diesen nur wenige und kaum hinlänglich bekannte in Afrika und in Amerika. Der vornehmste und beträchtlichste von ihnen in Asien ist der Kaspische See, auch das Kaspische Meer (Mare Hyrcanum s. Caspium) genannt. Dieser See ist 140 Meilen lang und 30 bis 64 Meilen breit, und 6000 Quadratmeilen groß. Bei diesem See ist es merkwürdig, daß ungeachtet des immer zufließenden Wasservorraths und eines bisher noch nicht aufgefundenen Abflusses desselben, sich seine Wassermasse immer gleich bleibt. Es fallen in denselben sehr ansehnliche Flüsse, von denen die Wolga allein nach einem ungefähren Ueberschlage in jeder Minute 15 Millionen oder täglich 21,600 Millionen Kubikfuß Wasser hineinbringt. Rechnet man den Zufluß durch den Jack, die Yemba ꝛc., Regen und Schnee mit eingeschlossen, nur doppelt so groß, so müssen täglich wenigstens 648,000 Millionen Kubikfuß Wasser in diesen See fallen, an dem man jedoch weder einen Abfluß, noch ein Zunehmen seiner Höhe bemerkt. Um zu erklären, wo die große Menge Wassers bleibt, haben einige Naturforscher eine unterirdische Verbindung des Kaspischen Sees mit dem schwarzen Meere oder mit dem Persischen Meerbusen angenommen, und ein Persischer Schriftsteller bemerkt, daß das schwarze Meer unruhig wird, wenn der Ostwind auf dem Kaspischen See stürmt, dagegen dieser Letztere Wellen wirft, wenn das schwarze Meer durch den Westwind bewegt wird; daß man ferner auf den Ufern des schwarzen Meeres Auswürfe von Seegräsern, Bäumen und Pflanzen findet, die man sonst nur im Kaspischen Meere antrifft; dagegen hat man zur Herbstzeit im Persischen Meerbusen sehr häufig Weidenlaub gefunden, obgleich die Weide im mittäglichen Persien ganz unbekannt ist, und nur an den Ufern des Kaspischen Sees wachse; auch daß es bei Kilan, dem

Hyrcanien der Alten, zwei ungeheure Schlünde oder Strudel giebt, durch welche ſich das Waſſer ausleert; Andere leugnen aber das Daſeyn dergleichen Strudel ganz. Nach dem Ueberſchlage einiger Phyſiker, iſt die Ausdünſtung unzureichend, um das Phänomen zu erklären; denn wenn man ſie jährlich auf 30 Zoll, und die Oberfläche des Sees auf 3650 Schwediſche Quadratmeilen, jede zu 36,000 Fuß, annimmt, ſo findet ſich die jährliche Ausdünſtung wenig über 14 Billionen Kubikfuß, da der Zufluß nach der obigen Berechnung 23½ Billionen Kubikfuß im Jahre betragen müſſe; indeſſen ſoll doch nach der Meinung Anderer eben ſo viel Waſſer, als der See wieder bekommt, verdunſten, ohne daß derſelbe etwas in das ſchwarze Meer oder in den Perſiſchen Meerbuſen ausleert. Nach Pallas ſollen die Ufer des Hyrcaniſchen Meeres viel weiter ausgebreitet geweſen ſeyn, und die ganze Krimmiſche, Kumaniſche, Wolgaiſche und Jaikiſche Steppe mit den Ebenen der großen Tatarey ein allgemeines Meer ausgemacht haben, welches an dem jetzigen Kaſpiſchen und ſchwarzen Meere zwei große und tiefe Buſen hatte. Durch einen Durchbruch der Gebirge des Thraciſchen Bosphorus entlud ſich das ſchwarze Meer durch den Propontiſchen Buſen; hierdurch ward ein großer Theil des alten Meeres zur Salzſteppe und der Kaſpiſche See zu einem einzelnen Landſee. Der Aralſee, in der Kirgiſenſteppe, umfaßt ungefähr 1100 Quadratmeilen, iſt 43 Meilen lang und 29 breit; er ſoll alljährlich größer werden, ſeitdem man den Gihun in ihn geleitet hat. Er wird vom Kaſpiſchen See durch ein 50 Meilen breites Sandfeld getrennt, daher läßt ſich vermuthen, daß beide ehe-

der außer dem Jordan, noch viele kleinere Flüſſe aufnimmt. Sein Waſſer hat Salz, Pech und Schwefel bei ſich. Da in dieſem See keine Fiſche leben können, ſondern alle, die der Jordan hineinbringt, darin ſterben, ſo hat dieſer See den Namen des todten Meeres erhalten. Obgleich derſelbe viel Zufluß durch die ſich darein ergießenden Flüſſe erhält, ſo hat er doch keinen Abfluß, und verliert ſein Uebermaaß durch ſeine ſtarke Ausdünſtung. Zu dieſen ſtehenden Seen kann man noch mehrere rechnen. Merkwürdig iſt auch der Sumpf Dismal Swamp, Cypreſſenſumpf, in Nordamerika, an der Mündung des Delaware, rechts am Fluſſe, zum Theil in dem kleinen Gebiete des Delaware, zum Theil auch in Maryland, aber 12 Meilen von dem Meere. Seine Ausdehnung beträgt auf 5 Meilen von Oſten gegen Weſten, und 10 bis 12 Meilen von Norden gegen Süden, ſo daß man ſeinen Inhalt auf 200,000 Morgen Landes ſchätzt. Mehrere Bäche entſpringen aus dieſem großen Waſſerbehälter, beſonders der Indianiſche Fluß Pocomoke und der St. Martin. Der Erſtere fließt durch die Halbinſel, und fällt zuletzt in die Cheſapeak, die andern laufen nach Süden und fallen ins Atlantiſche Meer. Man darf aber den Erſteren nicht mit dem Virginiſchen Fluß Potowmak verwechſeln, der ſich in der Nachbarſchaft von Washingtons Wohnſitz in einem Arm der Cheſapeak ſtürzt. Die ganze Strecke dieſes unüberſehbaren Sumpfes liegt in der vollkommenſten Pläne, und iſt überaus feucht; die höchſten Gegenden befinden ſich zwiſchen der See und der Bay. Etwa der zwanzigſte Theil davon iſt mit ſchönen grünen Cypreſſen, auch wohl Cedern, bewachſen, welche ein angenehmes Dunkel umher verbreiten, und nebſt den übrigen Bäumen in einiger Entfernung ein majeſtätiſches Ganzes bilden. Die Cypreſſen wachſen immer in einiger Entfernung des feſten Landes, und ſind mit Ahorn und Liquidambern umringt. Es ſcheint, daß ihnen die Na-

tur dieſe Letztern zum Schutz vor den heftigen Winden, welchen dieſe Gegenden unterworfen ſind, zugeſellt haben. Um ihn herum erblickt man Eichen, Buchen, Feigen, die ſich in den beſten Umſtänden befinden, weil ſie die Winde abhalten, daß ſie die leicht zerbrechlichen Buchsbaumgipfel nicht über ſie herſtürzen können. Das Waſſer, welches man in dieſem Cypreſſenſumpfe findet, fault nicht, ob es gleich ganz ſtill ſteht; wenn man genau darauf ſieht, findet man es immer leuchtend, und es ſieht aus wie dickes Bier. Es hat einen beſondern Geſchmack, der ſich nicht beſchreiben läßt, aber nicht unangenehm iſt. Diejenigen, welche es trinken, werden zwar mager, befinden ſich aber wohl dabei, und erreichen ein hohes Alter, wozu auch die Luft das Ihrige beiträgt, denn dieſe iſt ganz voll von flüchtigen balſamiſchen, eröffnenden, ſchweißtreibenden und der Fäulniß widerſtehenden Dünſten, alſo ſehr zuträglich für nervenſchwache und an der Auszehrung leidende Perſonen. Man hält es für ſehr wahrſcheinlich, daß das Waſſer des Cypreſſenſumpfes ſeine Heilskräfte den balſamiſchen Eigenſchaften jener Bäume zu verdanken hat. Das ſtehende Waſſer iſt im Ganzen genommen nicht geſund, weniger vielleicht, wenn man es trinkt, als wenn man ſeine Ausdünſtungen einathmet, und dieſe ſind vielleicht wieder mehr oder weniger ſchädlich, je nachdem die Fäulniß des Waſſers von Thieren oder von Pflanzen verurſacht worden iſt, welches jedoch Ausnahmen haben kann, und beſonders allemal da, wo keine ſchädlichen Dünſte aufſteigen, wie es bei dem gedachten Sumpfe wirklich der Fall iſt. Die ſchrecklichen Feuerbrände, die von Zeit zu Zeit entſtehen, haben die Anzahl ſowohl der grünen als kahlen Cypreſſen ſehr vermindert. Einer der größten dieſer Brände entſtand 1782, wo der Sumpf ſehr trocken war, ohne daß man wußte, woher der Brand gekommen war, und brannte mehrere Wochen hintereinander, ehe man noch etwas davon erfuhr, und weil die Dürre immer

der außer dem Jordan, noch viele kleinere Flüſſe aufnimmt. Sein Waſſer hat Salz, Pech und Schwefel bei ſich. Da in dieſem See keine Fiſche leben können, ſondern alle, die der Jordan hineinbringt, darin ſterben, ſo hat dieſer See den Namen des todten Meeres erhalten. Obgleich derſelbe viel Zufluß durch die ſich darein ergießenden Flüſſe erhält, ſo hat er doch keinen Abfluß, und verliert ſein Uebermaaß durch ſeine ſtarke Ausdünſtung. Zu dieſen ſtehenden Seen kann man noch mehrere rechnen. Merkwürdig iſt auch der Sumpf Diomal Swamp, Cypreſſenſumpf, in Nordamerika, an der Mündung des Delaware, rechts am Fluſſe, zum Theil in dem kleinen Gebiete des Delaware, zum Theil auch in Maryland, aber 12 Meilen von dem Meere. Seine Ausdehnung beträgt auf 5 Meilen von Oſten gegen Weſten, und 10 bis 12 Meilen von Norden gegen Süden, ſo daß man ſeinen Inhalt auf 200,000 Morgen Landes ſchätzt. Mehrere Bäche entſpringen aus dieſem großen Waſſerbehälter, beſonders der Indianiſche Fluß Pocomoke und der St. Martin. Der Erſtere fließt durch die Halbinſel, und fällt zuletzt in die Cheſapeak, die andern laufen nach Süden und fallen ins Atlantiſche Meer. Man darf aber den Erſteren nicht mit dem Virginiſchen Fluß Potowmak verwechſeln, der ſich in der Nachbarſchaft von Washingtons Wohnſitz in einem Arm der Cheſapeak ſtürzt. Die ganze Strecke dieſes unüberſehbaren Sumpfes liegt in der vollkommenſten Plane, und iſt überaus feucht; die höchſten Gegenden befinden ſich zwiſchen der See und der Bay. Etwa der zwanzigſte Theil davon iſt mit ſchönen grünen Cypreſſen, auch wohl Cedern, bewachſen, welche ein angenehmes Dunkel unter verbreiten, und nebſt den übrigen Bäumen in einiger Entfernung ein majeſtätiſches Anſehen geben. Die Cypreſſen wachſen immer in einiger Entfernung des feſten Landes und ſind mit Aeſten und Blättern [illegible] Die Aeſte [illegible]

tur dieſe Letztern zum Schutz vor den heftigen Winden, welchen dieſe Gegenden unterworfen ſind, zugeſellt haben. Um ihn herum erblickt man Eichen, Buchen, Feigen, die ſich in den beſten Umſtänden befinden, weil ſie die Winde abhalten, daß ſie die leicht zerbrechlichen Buchsbaumgipfel nicht über ſie herſtürzen können. Das Waſſer, welches man in dieſem Cypreſſenſumpfe findet, fault nicht, ob es gleich ganz ſtill ſteht; wenn man genau darauf ſieht, findet man es immer leuchtend, und es ſieht aus wie dickes Bier. Es hat einen beſondern Geſchmack, der ſich nicht beſchreiben läßt, aber nicht unangenehm iſt. Diejenigen, welche es trinken, werden zwar mager, befinden ſich aber wohl dabei, und erreichen ein hohes Alter, wozu auch die Luft das Ihrige beiträgt, denn dieſe iſt ganz voll von flüchtigen balſamiſchen, eröffnenden, ſchweißtreibenden und der Fäulniß widerſtehenden Dünſten, alſo ſehr zuträglich für nervenſchwache und an der Auszehrung leidende Perſonen. Man hält es für ſehr wahrſcheinlich, daß das Waſſer des Cypreſſenſumpfes ſeine Heilskräfte den balſamiſchen Eigenſchaften jener Bäume zu verdanken hat. Das ſtehende Waſſer iſt im Ganzen genommen nicht geſund, weniger vielleicht, wenn man es trinkt, als wenn man ſeine Ausdünſtungen einathmet, und dieſe ſind vielleicht wieder mehr oder weniger ſchädlich, je nachdem die Fäulniß des Waſſers von Thieren oder von Pflanzen verurſacht worden iſt, welches jedoch Ausnahmen haben kann, und beſonders allemal da, wo keine ſchädlichen Dünſte aufſteigen, wie es bei dem gedachten Sumpfe wirklich der Fall iſt. Die ſchrecklichen Feuerbrände, die von Zeit zu Zeit entſtehen, haben die Anzahl ſowohl der grünen

fortdauerte, ſo griff auch das Feuer immer weiter um ſich, ſo daß am 13ten Auguſt des gedachten Jahres zwei Stunden vor Sonnenuntergang ein heftiger Windſtoß von Süden die Flamme ſo allgemein verbreitete, die bis zu der Zeit nur ſehr langſame Fortſchritte gemacht hatte, daß in einer Zeit von zwölf Stunden wenigſtens 4000 Acker von dieſen ſchönen Cypreſſen verzehrt wurden. Der Dampf war ſo dick, daß man nicht drei Fuß vor ſich hin ſehen konnte. Das Feuer war ſo ſtark, daß es ſchien, als ob in einer Strecke von mehreren Meilen ins Gevierte, und von hundert Fuß Höhe, Blitz auf Blitz aus der Erde fuhr. Das Getöſe von den zuſammenſtürzenden Bäumen, das Brauſen der Flamme ſelbſt, die Luft voller Kohlen, bis auf eine beträchtliche Höhe, dieſes Alles gab den Anblick eines ungeheuren Feuermeteors, und das treueſte Gemälde des jüngſten Tages. Der Schimmer von dieſem Feuer konnte auf 70 Meilen weit geſehen werden, und der Horizont war über 420 Meilen weit im Umkreiſe davon erleuchtet. An den Küſten des Meeres fand man bis auf 14 Meilen vom Orte des Brandes, eine große Menge Kohlen. Herr von Marbois, Geſandſchaftsſekretair von Frankreich bei den vereinigten Staaten von Nordamerika, beſuchte den Cypreſſenſumpf nach dem ſo eben geſchilderten Ereigniſſe, und giebt davon folgendes Bild: „Auch das einfachſte und treueſte Gemälde von den Reſten jenes Brandes und von dem Schrecken jenes Auftrittes, würde das Anſehen einer Uebertreibung haben. Die Aſche hatte ſich im Waſſer zu Boden geſetzt, und die Kohlen, welche oben auf ſchwammen, nebſt den ſchwarzen auf hundert bis anderthalbhundert Fuß hohen Baumſtämmen, die das Feuer nicht ganz verzehrt hatte, war Alles, was von dieſem Walde, der eine ſo große Ebene bedeckte, übrig geblieben war, da das Feuer die Bäume an der Wurzel zuerſt ergriffen hatte, ſo waren die mehrſten derſelben zu Boden geſtürzt, diejenigen aber, welche

hin und wieder noch ſtanden, hatten das Anſehen von rieſenmäßigen Säulen, die von dem geringſten Lüftchen bewegt wurden, und alle Augenblicke niederzuſtürzen droheten. Sie ſtellten einen unermeßlichen ſchwarzen Vorhang dar, durch welchen man in der Ferne mit Grauſen die Gegenden des Waldes erblicken konnte, wo die Flamme inne gehalten hatte. Man hatte hier mit einmal die Trümmer von ein Paar Millionen Bäumen von verſchiedener Größe vor Augen, außer den wohl 600,000 Bäumen, die gänzlich in Aſche verwandelt worden waren, und die man ſich bloß im Geiſte noch vorſtellen konnte. Hier lagen weiße Cedern von 100 Fuß Länge bis an die Aeſte und von 16 im Umkreiſe, in einer Höhe von 6 Fuß über der Wurzel. Eine andere Stelle, wo zwei Jahre vorher die Flamme gewüthet hatte, war ſchon ſo dicht wie eine Baumſchule mit jungen Cypreſſen und Cedern bedeckt. Der Brand war im Julius erfolgt, und das nächſte Frühjahr darauf waren ſchon die jungen Bäume hervorgeſchoſſen, weil die Winde im vorhergehenden Oktober und November den Samen von den verſchont gebliebenen Bäumen dahin geführt hatten. Marbois fand in dieſem Walde auch noch andere große Bäume, die horizontale Schößlinge an den Wurzeln hervortrieben, kein einziger war davon vertikal. Viele hatten ſich ſeit Jahrhunderten über niedergeſtürzte Stämme erhoben, und es nahm ſich ſehr artig aus, einen abgeſtorbenen Baum zu erblicken, über welchem ſich ein anderer von ungeheurer Höhe befand und ihn mit ſeinen Wurzeln umfaßte.“ — Die Entzündung eines in einem moraſtigen Boden liegenden Waldes iſt in Europa nichts Unerhörtes. Herr von

in Brand gebracht haben, da ſie von einer harzigen Beſchaffenheit ſind. Dieſer letztere Umſtand hat auch verurſacht, daß die Flamme ſo verzehrend geweſen iſt. Man hatte bemerkt, daß der Brand zur Zeit der Trockenheit, wo ſich gar kein Waſſer im Sumpfe befunden, entſtanden war, und es entzündet ſich auch kein Moraſt, wenn er ſich nicht in dieſem Zuſtande befindet. Unabhängig von jenen Cypreſſen, trifft man in dieſen Gegenden auch häufig Liquidambern an, von welchen ein Balſam in ſehr geringer Menge herabfließt; Saſſafraſſe, Tulpenbäume, die ſchönſten in Amerika; ſelbſt Eichen, Eſchen, Ulmen, Strechpalmen und Fichten, welche vortreffliche Maſten geben. Die Gartenerde iſt mehrere Fuß dick, ſchwarz und locker, und nichts anderes als eine Art von Torf. Vor dem Brande von 1782, der faſt alle Cypreſſen verzehrt hat, dienten dieſe Bäume, die gemeiniglich hohl ſind, einer unzähligen Menge von Bienenſchwärmen zum Aufenthalte, deren Honig allem Europäiſchen den Vorzug ſtreitig macht; man hat daſelbſt zuweilen Stücke Honigſeim von 18 Fuß Länge geſehen. Die Bären ſtellen dieſem Honige ſehr nach, und da ſie ein ſehr ſcharfes Geſicht und einen noch feineren Geruch haben, ſo entdecken ſie die Quellen deſſelben ſehr leicht, ſie bringen indeſſen doch mehrere Tage mit fruchtloſen Verſuchen zu, ehe ſie den Ort ſelbſt treffen, wo er verborgen ſteckt. Die Einwohner der dortigen Gegend wiſſen dieſes und machen ſich ſolches trefflich zu Nutze. Sobald ſie einen Bären um einen Baum herumgehen und ihn daran nagen ſehen, ſo ſind ſie ſicher, daß er Honig enthält. Noch giebt es in den Cypreſſenſümpfen eine große Menge von Eichhörnchen. Den Winter über finden ſich auch viele Rothkehlchen und andere Vögel daſelbſt ein, die von dem großen Ueberfluſſe der mancherlei Früchte dahin gelockt werden. Schlangen ſind hier nicht ſo gemein, als man es von einer ſo feuchten Gegend erwarten ſollte. Den ganzen Winter über iſt der Boden des Moraſtes mit Waſſer bedeckt, und ſelbſt über den höchſten Stellen

ſteht es zu der Zeit wenigſtens 1 Fuß hoch; ſie müſſen alſo fürchten entweder in ihren Löchern zu erfrieren, wenn ſie ſolche zu flach machen, oder zu erſäufen, wenn ſie ſolche tiefer treiben wollten. Außer dieſem Cypreſſenſumpfe giebt es noch Sümpfe von einiger Bedeutung in Südmerika, ſo auch einige in Afrika; auch Europa hat ſeine Sümpfe, wie z. B. die Pomptiniſchen Sümpfe in Italien ꝛc. — Was nun die zweite Art von Sümpfen betrifft, ſo gehören dazu: 1) diejenigen, deren feſte Subſtanz unverbrennlich iſt, und die aus bloßer Vermiſchung des Waſſers mit einem ſandigen oder lehmigen Boden entſtehen. Dergleichen finden ſich überall, wo Quellen im niedrigen Grunde entſpringen und das überflüſſige Waſſer nicht hinlänglich ablaufen kann, wo Gründe mit Abhängen umſchloſſen ſind, ſo, daß das abfließende Regenwaſſer ſich ſammeln und in die Erde einziehen muß, wo endlich an niedrigen Orten große und dicke Gehölze die Verdunſtung und den Ablauf des von den Bergen kommenden Waſſers verhindern. 2) Die Torfmoore oder Sümpfe, Venen, deren feſte Subſtanz verbrennlich iſt. Dieſe Subſtanz, der ſogenannte Torf, beſteht aus verweſeten Wurzeln mehrerer Sumpfgewächſe, welche oft mit einem ſtarken Antheile von Erdharz durchdrungen ſind, und ſehr vortheilhaft an verſchiedenen Orten zur Feuerung gebraucht werden können. Das meiſte Torfland iſt feucht und ſumpfig, es giebt aber auch alte mehr ausgetrocknete Torflagen, oft hoch über dem Waſſer und mitten unter andern Erdſchichten von verſchiedenen Materien.

Sumpf, im Bergbaue, ſ. oben, S. 394.

—, in den Beraſchmieden, ſ. daſelbſt.

[redacted]

Sumpfandorn, in einigen Gegenden, eine Benennung des Wolfsfußes, Lycopus Europaeus Linn., weil er dem Andorn ähnlich iſt, und gern an Teichen und Sümpfen wächſt: Waſſerandorn, Sparrfaden. S. Zigeunerkraut, unter Z.

Sumpfarbeit, im Hüttenwerke, heißt, daß die Kupferſchlacken, wenn ſie im Herd vom Steine abgezogen, glühend in einen Sumpf, darein Waſſer läuft, geworfen, und dadurch die Schlacken geſchreckt werden, daß ein großer Theil der guten Materie, die noch darin iſt, aus den Schlacken fällt, welches wieder auf den Ofen geſetzt, und die übrigen Schlacken aus den Hütten zu den andern, die nicht mehr zu klauben dienen, geführt werden.

Sumpfbinſe, ſ. Sumpfſemſe.

Sumpfbuſſard, die Roſtweihe, Falco aeruginosus, Fr. le Bussard; ſ. unter Weihe, in W.

Sumpfcalla, ſ. Sumpfkalla.

Sumpfdiſtel, Carduus palustris Linn., welche auf den ſumpfigen Wieſen wächſt, iſt unter Diſtel, Th. 9, übergangen worden. Der Stengel dieſer Diſtel wird an 6 Fuß hoch; die Blätter ſind klein, ſchmal, ausgezackt, am Rande ſtachlig, unterwärts etwas wollig, und laufen am Stengel herab. Die Blumen ſtehen anfangs in dichten Trauben, entfernen ſich aber nachher und ſtehen einzeln. Die Kelche ſind dicht ziegelweiſe geſchuppt, glatt und unbewehrt, oder mit weichen Stacheln beſetzt, die Kronen purpurfarbig, oft weiß. Die ſumpfigen Wieſen ſind ihr Wohnplatz.

Sumpfeinblatt, Parnassia palustris, Linn., eine Art des Einblattes, welches an Sümpfen und feuchten Oertern wächſt. Dieſes Einblatt, welches Th. 10, S. 365 nur erwähnt, aber nicht näher beſchrieben, ſondern auf Parnaſſergras, Th. 107, S. 644, verwieſen worden, und von dort wieder auf Leberblume, Th. 67, S. 389 u. f., wo ſolches auch näher beſchrieben worden iſt, heißt auch noch: weißes Einblatt.

Sumpferde, s. Torferde, unter Torf, in T.

Sumpferz, Seeerz, Morasterz, Modererz, Eisenerz, welches in sumpfigen Gegenden unter dem Wasser gefunden wird; s. Modererz, Th. 92, S. 586.

Sumpfeschel, im Blaufarbenwerke, derjenige Eschel, welcher sich bei dem Verwaschen des Blauglases in den Sümpfen setzt.

Sumpfhabichtskraut, Hieracium paludosum, eine Art des Habichtskrauts, welches in den sumpfigen Hainen des mitternächtigen Europas einheimisch ist. Da unter Habichtskraut, Th. 20, diese Art übergangen worden, so folgt hier eine kurze Beschreibung derselben. Die Stengel dieser Pflanze sind rispenförmig und glatt, die Blätter, welche den Stengel umgeben, sind gezähnt und ebenfalls ohne Haare. Die Blumen sind klein und gelb; die Blumenkelche haben scharfe, steife und aufstehende Haare. Man findet diese Pflanze auch in der Schweiz wildwachsend; sie ist den Bienen wichtig, die aus derselben Saft zu ihrem Honige ziehen.

Sumpfhahnenfuß, Ranunculus palustris Linn., eine Art des Hahnenfußes, der in sumpfigen Gegenden wächst, und von dem es wieder mehrere Abarten giebt; s. Ranunkel, Th. 120, S. 582.

Sumpfheidelbeere, Vaccinium uliginosum Linn., eine Art Heidelbeeren, welche in den feuchten Gegenden des mitternächtigen Europas angetroffen wird. S. unter Heidelbeere, Th. 22.

Sumpfig, Bei- und Nebenwort, viele Sümpfe enthaltend. Ein sumpfiges Land. Ingleichen einem Sumpfe gleich oder ähnlich, das ist, aus einem mit Wasser vermischten weichen Erdboden bestehend, in welchem man leicht einsinkt, wo es dann mit morastig beinahe gleichbedeutend ist, obgleich nicht völlig; daher sagt man ein sumpfiger Boden, ein sumpfiger Ort, eine sumpfige Gegend.

Sumpfkäfer (*Hyphydrus*), ein Käfergeschlecht, welches

Sumpfandorn, in einigen Gegenden, eine Benennung des Wolfsfußes, Lycopus Europaeus Linn., weil er dem Andorn ähnlich ist, und gern an Teichen und Sümpfen wächst: Wasserandorn, Sparrfaden. S. Zigeunerkraut, unter Z.

Sumpfarbeit, im Hüttenwerke, heißt, daß die Kupferschlacken, wenn sie im Herd vom Steine abgezogen, glühend in einen Sumpf, darein Wasser läuft, geworfen, und dadurch die Schlacken geschreckt werden, daß ein großer Theil der guten Materie, die noch darin ist, aus den Schlacken fällt, welches wieder auf den Ofen gesetzt, und die übrigen Schlacken aus den Hütten zu den andern, die nicht mehr zu klauben dienen, geführt werden.

Sumpfbinse, s. Sumpfsemse.

Sumpfbussard, die Rostweihe, Falco aeruginosus, Fr. le Bussard; s. unter Weihe, in W.

Sumpfcalla, s. Sumpfkalla.

Sumpfdistel, Carduus palustris Linn., welche auf den sumpfigen Wiesen wächst, ist unter Distel, Th. 9, übergangen worden. Der Stengel dieser Distel wird an 6 Fuß hoch; die Blätter sind klein, schmal, ausgezackt, am Rande stachlig, unterwärts etwas wollig, und laufen am Stengel herab. Die Blumen stehen anfangs in dichten Trauben, entfernen sich aber nachher und stehen einzeln. Die Kelche sind dicht ziegelweise geschuppt, glatt und unbewehrt, oder mit weichen Stacheln besetzt, die Kronen purpurfarbig, oft weiß. Die sumpfigen Wiesen sind ihr Wohnplatz.

Sumpfeinblatt, Parnassia palustris, Linn., eine Art des Einblattes, welches an Sümpfen und feuchten Oertern wächst. Dieses Einblatt, welches Th. 10, S. 365 nur erwähnt, aber nicht näher beschrieben, sondern auf Parnassergras, Th. 107, S. 644, verwiesen worden, und von dort wieder auf Leberblume, Th. 67, S. 389 u. f., wo solches auch näher beschrieben worden ist, heißt auch noch: weißes Einblatt.

Sumpferde, ſ. Torferde, unter Torf, in T.

Sumpferz, Seeerz, Moraſterz, Modererz, Eiſenerz, welches in ſumpfigen Gegenden unter dem Waſſer gefunden wird; ſ. Modererz, Th. 92, S. 586.

Sumpfeſchel, im Blaufarbenwerke, derjenige Eſchel, welcher ſich bei dem Verwaſchen des Blauglaſes in den Sümpfen ſetzt.

Sumpfhabichtskraut, Hieracium paludosum, eine Art des Habichtskrauts, welches in den ſumpfigen Hainen des mitternächtigen Europas einheimiſch iſt. Da unter Habichtskraut, Th. 20, dieſe Art übergangen worden, ſo folgt hier eine kurze Beſchreibung derſelben. Die Stengel dieſer Pflanze ſind riſpenförmig und glatt, die Blätter, welche den Stengel umgeben, ſind gezähnt und ebenfalls ohne Haare. Die Blumen ſind klein und gelb; die Blumenkelche haben ſcharfe, ſteife und aufſtehende Haare. Man findet dieſe Pflanze auch in der Schweiz wildwachſend; ſie iſt den Bienen wichtig, die aus derſelben Saft zu ihrem Honige ziehen.

Sumpfhahnenfuß, Ranunculus palustris Linn., eine Art des Hahnenfußes, der in ſumpfigen Gegenden wächſt, und von dem es wieder mehrere Abarten giebt; ſ. Ranunkel, Th. 120, S. 582.

Sumpfheidelbeere, Vaccinium uliginosum Linn., eine Art Heidelbeeren, welche in den feuchten Gegenden des mitternächtigen Europas angetroffen wird. S. unter Heidelbeere, Th. 22.

Sumpfig, Bei- und Nebenwort, viele Sümpfe enthaltend. Ein ſumpfiges Land. Ingleichen einem Sumpfe gleich oder ähnlich, das iſt, aus einem mit Waſſer vermiſchten weichen Erdboden beſtehend, in wel-

zur zweiten Familie der Käfer, Schwimmkäfer (Hydrocantharida), gehört. Sie haben an den Vorderbeinen nur vier Fußglieder, kein Schildchen, ſechs Taſter; die Unterſeite iſt ſtark gewölbt; der Körper iſt klein. Am bekannteſten davon ſind: der ovale Sumpfkäfer, Hyphydrus ovatus, rundlich oval, roſtfarben, zwei Linien lang, und in ſumpfigen Waſſern zu finden. — Der geſtreifte Sumpfkäfer, Hyphydrus granularis, von ſchwarzer Farbe, kurz behaart; mit einem Rande und einem Längsſtreifen auf den Flügeldecken, von blaßgelber Farbe, $1\frac{1}{3}$ Linie lang.

Sumpfkalla, Sumpfcalla, kriechende Drachenwurz, Klappenkraut, Calla palustris, Fr. Calle des marais, eine Pflanzenart, welche unter Drachenwurz, Th. 9, übergangen worden. Sie wächſt in Deutſchland und andern Europäiſchen Reichen wild und in Sümpfen. Die Wurzel iſt kriechend, faſerig und breitet ſich weit aus. Dieſe Pflanze treibt überall Stengel, davon jeder ſeitwärts mit einem herzförmigen Blatte verſehen iſt. Die Kelchſcheide iſt weiß, weit ausgebreitet und flach. Die Blumenkeule iſt überall mit Staubfäden und Stempeln bedeckt. Die auf die Blüte folgende Beeren ſind roth. Man benutzt die Sumpfkalla oder Drachenwurz in einigen Gegenden zur Fütterung der Schweine, indem man ſie ſtampft, brühet und zu Anfange der Maſtung mit Kleien vermiſcht. Zuletzt thut man auch geſchrotenes Getreide darunter. Die Schweine ſollen dieſes Futter ſehr gern freſſen, und auch hinreichend fett davon werden. In einigen Schwediſchen Provinzen bedienen ſich die armen Einwohner auch dieſer Wurzel, um Brod daraus zu backen; ſie reinigen ſolche, trocknen und mahlen ſie, und miſchen ein Drittheil anderes Getreidemehl darunter. In fruchtbaren Gegenden wird dieſer Gebrauch nicht ſo leicht nachgemacht werden, weil es immer eine ſchlechte Art von Brod iſt.

Sumpfkannenkraut, Equisetum palustre Linn., eine Art des Kannenkrautes, das in den wässerigen Gegenden Europas heimisch ist; s. unter Kannenkraut, Th. 34, S. 168.

Sumpfkiel, im Bergbaue, die unterste Röhre an einem Kunstgezeuge oder einer Pumpe, welche sich unmittelbar in dem Sumpfe oder Grubenwasser befindet; die Schlungröhre.

Sumpfklee, s. Fieberklee, Th. 13, S. 333.

Sumpfkohl, Pontederia hastata Linn., s. unter Pontedere, Th. 115, S. 104.

Sumpfkorb, im Bergbaue, ein Korb von Bast, worin der Sumpfkiel steht, damit nichts von Erde oder Steine in die Röhre komme.

Sumpfkraut, eine jede Pflanze, welche an sumpfigen Orten und in Sümpfen wächst. In engerer Bedeutung ist es eine Pflanze, welche an den überschwemmten Orten des mitternächtigen Europas wächst, Limosella Linn.

Sumpfkrötengras, Triglochen palustre Linn., Fr. Troscart des marais, s. unter Krötengras, Th. 54.

Sumpflabkraut, Galium palustre, eine Art des Labkrautes, s. unter Labkraut, Th. 58, S. 13.

Sumpfläufer, s. unter Schnepfe, Th. 147, und Pfuhlschnepfe, Th. 112, S. 459.

Sumpfloch, beim Ziegelstreicher, s. unter Sumpf, oben, S. 394.

Sumpfluft, Gas palustre, s. unter Luftarten, Th. 81, S. 283 u. f. Um brennbare Sumpfluft zu sammeln macht man es auf folgende Weise. Man bindet eine große, mit Fett erst rein abgescheuerte und folglich weich gemachte Rinderblase an eine hölzerne Röhre, die mit einem Hahne versehen ist, dessen Handgriff viereckig und mit zweien Löchern über Kreuz durch und durch gebohrt ist. Eins von diesen Löchern dient zum

Oeffnen, das andere zum Verſchließen der Blaſe. Man drehe nun dieſen Hahn nach ſeinen Abſichten um, indem man das Ende eines Stabes noch in das beliebige Loch einſteckt. Die hölzerne Röhre, an welcher der Hahn ſitzt, und die Blaſe angebunden wird, ſteckt auf einem ſehr ausgehöhlten Trichter von Blech oder Meſſing, der auf ſeinem erhabenen Theile einen ſtarken feſtangelötheten Ring hat, der das Ende eines Stabes einnimmt. Nachdem man durch das Zuſammenſtreifen der Blaſe alle gemeine Luft herausgeſchafft hat, ſo ſchließt man den Hahn, und befeſtiget den Trichter, vermittelſt des an ſeiner erhabenen Seite angelötheten Ringes an einen Stock, füllt ihn mit Waſſer, indem man ihn untertaucht, um alle atmoſphäriſche Luft heraus zu treiben, und dann bringt man ihn erſt in ſeine Lage. Man habe aber Acht darauf, daß man ihn nicht tiefer als zwei bis drei Zoll unter der Oberfläche des Waſſers niederdrückt. Indem man in der Linken den Stock hält, an welchem der Trichter befeſtiget iſt, ſo dreht man den Hahn, um die Gemeinſchaft zwiſchen dem Trichter und der Blaſe zu eröffnen, vermittelſt eines Stockes, den man in der rechten Hand hält, herum. Dann rührt man, um die brennbare Luft zu entladen, mit demſelben Stocke den Bodenſatz des Waſſers um, und zwar ſo lange, bis die Blaſe von brennbarer Luft, die häufig aufſteigt, aufſchwillt, worauf man den Hahn eben ſo, wie man ihn öffnet, verſchließt, und die ganze Vorrichtung aus dem Waſſer wieder herauszieht. Auf dieſe Art kann man ſo viele Sumpfluft ſammeln, als man wünſcht; denn wenn man ſich mit großen Flaſchen verſehen hat, ſo füllt man ſolche mit Waſſer, ſtürzt ſie unter demſelben in einer Wanne um, löſet den Trichter von der hölzernen Röhre ab, ſteckt ihn in die Mündung einer umgekehrten Flaſche voll Waſſer, und leeret die Blaſe zwiſchen den Händen aus unter dem Tri-

und die darin enthaltene Luft ſteigt in die F

auf und drängt das Waſſer dafür hinaus. Die ſolchergeſtalt ausgeleerte Blaſe vereiniget man wieder mit der beſchriebenen Vorrichtung, wie ſie vorher war, um ſie aufs Neue mit brennbarer Luft anzufüllen, und ſo kann man ſo viele Flaſchen, als man will, mit einem Vorrathe von brennbarer Luft verſtopft im Keller verwahren.

Sumpfmeiſe, ſ. unter **Meiſe**, Th. 88, S. 26.

Sumpfotter, **Nörz**, Mustela lutreola, ein Thierchen, welches einen Uebergang zu den Ottern bildet, etwa 1½ Fuß lang; der Schwanz hat 10 Zoll. Die Zehen haben halbe Schwimmhäute; die Farbe iſt dunkelbraun, Maul und Kinn ſind weiß. Man findet dieſes Thier im nördlichen und öſtlichen Europa an Flüſſen und Sümpfen; es nährt ſich von Fiſchen, Fröſchen ꝛc. Im mittlern Europa findet man es ſelten.

Sumpfporſch, Sedum palustre Linn., ſ. unter **Porſch**, Th. 115, S. 170 u. f.

Sumpfrauke, Sisymbrium palustre Linn., ſ. unter **Rauke**, Th. 121, S. 156.

Sumpfſchlamm, der Schlamm aus einem Sumpfe, dasjenige, was ſich aus dem weichen Erdreiche durch das Waſſer entwickelt und ſich ſchlammig anſetzt, oder zur Seite des Ufers geſpült wird. — Im **Bergbaue** iſt es der Schlamm oder Schlich, welcher in dem Sumpfe oder ausgehohlten Graben befindlich iſt.

Sumpfſchnecke, Paludina, mit kräuſelförmigem Gehäuſe; das Gewinde iſt faſt ſo lang, als die letzte Windung; die Mündung iſt rundlich oval mit einem Deckel, außen am Grunde der zwei Fühler liegen die Augen. — Am bekannteſten ſind Paludina vivipara, mit grünlichem Gehäuſe

gestaltet. Es sind meistens große Vögel, die theils am Ufer leben, um Fische ꝛc. zu fangen, theils auf Wiesen und Augern, um Insekten und Amphibien zu suchen. Sie nisten größtentheils auf Bäumen. Hierzu gehört der Kranich, Grus, s. diesen Artikel, Th. 47, S. 1 u. f.; der Storch, Ciconia, s. Th. 174, S. 558 u. f.; der Marabu, Ciconia marabu, s. daselbst, S. 587; die eigentlichen Reiher, Ardeae, s. Th. 122, S. 75; Rohrdommeln, s. Th. 126, S. 569 u. f.; Löffelreiher, Plataleae, s. den Art. Löffler, Th. 80, S. 173 u. f. — Flamingo, Phoenicopterus, Fr. le Flamant, dieses Geschlecht wird zu den Rohrdommeln gerechnet. Geschlechtskennzeichen: der Schnabel ist krumm, an den Rändern kammartig gezackt, dick, höher, als breit; der Oberkiefer hinten hoch, auf der halben Länge platt, niedrig, und krümmt sich wie geknickt; der Unterkiefer ist hinten niedrig, um die Mitte der Länge über noch einmal so hoch, gegen die Spitze zu niedrig; der Hals sehr lang und dünn; die Beine hoch und dünn, mit Schwimmfüßen. Bekannt ist die einzige Art: der Flamingo, Phoenicopterus ruber. Dieser Vogel ist über 3 Fuß hoch, von Farbe weißlich-rosenroth, blanc-rouge, mit karminrothen Flügeln und schwarzen Schwingen. Die Jungen sind vor der Mauser aschgrau, dann schmutzigweiß, und erst im vierten Jahre ausgefärbt. Er bewohnt die Küsten des Mittelmeeres in Europa, Afrika und Asien in großen Schaaren an Sümpfen und Flüssen, nährt sich von Weichthieren, Insekten, kleinen Fischen, Fischrogen ꝛc., und brütet in Morästen. Das Nest besteht aus einem aus Pflanzen und Schlamm zusammengescharrten anderthalb Fuß hohen Hügel, auf dem er beim Brüten reitet, indem er sich nämlich mit ausgebreiteten Beinen (à Cheval) über das Nest setzt. Der Doktor Wiedemann sah ein Exemplar dieses Vogels im Leverschen Museum in London, wo das Gefieder durchaus scharlachroth und die Schwungfedern schwarz

waren. Man will daher die rosenrothen für nur noch junge Vögel halten. — Zur dritten Familie gehören die Strandläufer, Charadriadae, mit langen Beinen, kurzen Zehen, die Hinterzehe fehlt oder ist sehr kurz; der Schnabel gerade, mit harter Hornbekleidung; sie laufen sehr schnell und leben zum Theil in trockenen Gegenden. Hierzu gehören: Die Brachvögel, die Regenpfeifer, die Kibitze, die Strandreuter, der Steinwälzer und der Austernfischer; s. unter Strandläufer, Th. 175, S. 214 u. f. — Zur vierten Familie gehören die Schnepfenvögel, Scolopaeidae, s. unter Strandläufer, Th. 175, S. 215. Zu diesen gehören: die Schnepfen, Scolopaces, s. Th. 147, S. 443 u. f.; die Brachvögel, Numenii, s. unter Strandläufer, Th. 175, S. 215. Die Pfuhlschnepfe, der Sumpfläufer, Limosa, mit einem langen, weichen, schwach aufwärts gekrümmten Schnabel und halbgehefteten Füßen. Sie leben besonders am Seestrande, an der Mündung der Flüsse und in Sümpfen, und ändern sehr die Farbe nach der Jahreszeit; sie sind unter Schnepfe, Th. 147 mit angeführt worden. Die Wasserläufer, Totani, s. unter Strandläufer, Th. 175, S. 214, und unter Wasserläufer; die Strandläufer, Tringae, s. Th. 175, S. 191 u. f.; die Sanderlinge, Calidres, s. Th. 175, S. 214. — Zu der fünften Familie gehören die Rallen, Rallidae, s. Ralle, Th. 120, S. 473 u. f. — Das Sultanshuhn, Porphyrio, mit kurzem sich hoch in eine Stirnplatte endigenden Schnabel, kurzem Schwanze, Gefieder mit schönen lebhaften Farben, wie z. B. Indigo, hellblau, hellgrün. Diese Hühner bewohnen die heißen Länder, leben in Morästen, an schilf- und grasreichen Ufern, süßen Gewässern, besonders in Reisfeldern, laufen schnell, auch sehr gut auf Wasserkräutern, setzen sich, verfolgt, auch auf Bäume, nähren sich von Sämereyen, die sie mit dem Fuße zum

Schnabel bringen. Am bekannteſten iſt das Europäiſche Sultanshuhn, Porphyrio hyacinthinus. Der Schnabel und die Stirnplatte ſind roth, die Füße fleiſchroth, das ganze Gefieder ſchön blau. Es kommt im weſtlichen Aſien, Griechenland und in dem ſüdlichen Italien vor, beſonders in Reisfeldern, war bei den alten Römern ſehr beliebt, und wird in Sicilien häufig gezähmt. — Spornflügel, Parra, Fr. Jacanas, ein Amerikaniſches Vogelgeſchlecht, welches den Waſſerhühnern in Geſtalt des Körpers ähnlich iſt, nur weicht es von ihnen ab durch die an der Wurzel des Schnabels hängenden Fleiſchlappen. Der Schnabel iſt lang, die Zehen und die geraden pfriemenförmigen Nägel ſind gleichfalls lang, der Nagel der Hinterzehe dreimal länger als die Zehe, bei einigen ein ſpitzer Sporn am Flügelbug. Wegen des langen Nagels der Hinterzehe hat man dieſen Vögeln den Namen Chirurgen gegeben. In der Biegung des Flügels haben ſie einen ſpitzen Stachel, der ſich auch bei einigen Strandläufern und Regenpfeifern findet. Es ſind tropiſche Vögel, welche in Sümpfen und an krautreichen Gewäſſern ſich aufhalten, und mit Leichtigkeit über die ſchwimmenden Waſſerpflanzen laufen. S. den Art. Spornflügel, Th. 159, S. 670 u. f.

Sumpfwaſſer, Waſſer aus Sümpfen, das heißt, flachen Sammlungen ſtehenden Waſſers, welche keine merkliche Tiefe haben, und wohin das Moorwaſſer und Moderwaſſer gehören.

Sumpfweiderich, eine Art des Weiderichs, welcher in den feuchten Gegenden Europas wächſt, Epilobium palustre Linn., ſ. unter Weiderich, in W.

Sumpfwerk, im Hüttenbaue, der zu einem zarten Schlich oder Schlamm gepochte Zinnzwitter, zum Unterſchiede von dem Gerinnſteine und Faſenwerke oder Pochmehle.

Summſen oder **Sumſen**, ein regelmäßiges Zeitwort der

Mittelgattung, mit dem Hülfsworte haben, welches das Intenſivum von Summen iſt, und im gemeinen Leben oft ſtatt dieſes Zeitwortes gebraucht wird. Was für ein liebliches Summſen ſchwärmt um mich her? (Geßn.) Die Bienen ſumſen fröhlich umher im blumigen Anger.

Sun, eine alte Pommerſche Münze, welche ſoviel als ein halber Schilling Lübiſch iſt. Von den leichten Schillingen gilt er 3 und von den ſchweren 4 Pfennige Meißniſch.

Sund, ein Wort, welches überhaupt eine Meerenge bedeutet, aber nur in den nördlichen Gewäſſern als ein eigenthümlicher Name einzelner Meerengen üblich iſt, wie z. B. der Oreſund oder Sund ſchlechthin, die Meerenge, welche Dänemark von Schweden trennt, und die gewöhnliche Durchfahrt aus der Nordſee in die Oſtſee iſt, eigentlich zwiſchen der Inſel Seeland und der Küſte von Schonen liegt, und da, wo die Feſtung Kronburg in Seeland und Helſingborg in Schonen einander gegenüber liegen, iſt dieſe Meerenge am ſchmalſten, und nur eine halbe Meile breit, ſo daß die größten Schiffe nicht anders als unter den Stücken der Feſtung vorbei ſegeln können; ſie wird alſo gänzlich von der Däniſchen Feſtung Kronburg ſo beherrſcht, daß kein Handelsſchiff durchſegeln kann, ohne nicht ſeinen Zoll an dem Zollhauſe zu Helſingör erlegt zu haben. Dieſe Erhebung des Zolles gehört dem Könige von Dänemark ſchon ſeit den älteſten Zeiten an; auch über die beiden andern aus der Nordſee in die Oſtſee führenden Straßen, den großen und kleinen Belt, hat er die Herrſchaft. Dieſes Recht der Krone von Dänemark iſt durch

lassung gegeben hat. Dieses geschah besonders zu der Zeit, als die Hansa dem Könige Heinrich dem Achten von England das Wort gegeben hatte, einen ihm gefälligen Prinzen auf den Dänischen Thron zu setzen; sie war aber so wenig vermögend ihr Wort zu erfüllen, daß die Lübecker im Jahre 1535 von dem neuen Könige von Dänemark, Christian dem Dritten, bei Helsingborg geschlagen wurden, und dieser in einem andern Seetreffen die ganze Hanseatische Flotte zu Grunde richtete; sie waren nur noch zu Lande im Stande, ihm noch einigen Schaden zu thun. Nur erst durch den Vergleich mit dem Könige Friedrich dem Zweiten von 1560 erhielten die Städte Lübeck, Hamburg, Rostock, Wismar, Stralsund, Danzig und Lüneburg die unentgeldliche Durchfahrt durch den Oresund, und hatten bloß zu Nyborg und Helsingör ein gewisses Schrift- und Tonnengeld zu bezahlen, jedoch so, daß ihnen dabei nicht der geringste Aufenthalt verursacht werden durfte. Dieser Traktat stellte den Verkehr der Hansa mit Bergen, und so auch die Getreideschifffahrt durch den Sund wieder her; denn beides hatte seit einiger Zeit völlig aufgehört, da mehrere Dänen die alte Abgabe, von jedem Segel einen Rosenobel, auf ein wirkliches Segel gedeutet, und daneben noch einen besonderen Zoll von jeglicher Last oder Tonne des Getreides oder der Waaren erpreßt hatten. Hauptsächlich gab aber der Sundzoll zu Streitigkeiten zwischen Schweden und Dänemark Veranlassung, die schon von alten Zeiten her gedauert hatten, aber in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts wieder mit erneuerter Kraft ausbrachen, indem das Mißvergnügen wegen dieses Zolles immer bei passenden Gelegenheiten von der einen oder der andern Nation zur Sprache gebracht worden war. Schweden strebte in der genannten Zeit eifrig dahin, seine durch Verträge eingeschränkte Zollfreiheit dieser Fesseln zu entledigen, Dänemark dagegen die schon gestatteten Ver-

günſtigungen immer mehr und mehr einzuſchränken. Schweden ausgenommen, ward der Sundzoll für andere Völker von Seiten König Chriſtians des Vierten willkührlich erhöhet, ein Akt, der die Niederländer zu einem Bündniſſe mit Schweden veranlaßte, das hauptſächlich zollfreie Fahrt durch den Sund beabſichtigte. Da nun dieſe Abſicht nicht erreicht ward, ſo halfen ſich die Niederländer durch Hinterliſt, indem ſie mit ihren Waaren Schwediſche Schiffe belaſteten, und dieſe als das Eigenthum Schwediſcher Kaufleute ausgaben. Dieſer Betrug entdeckte ſich bald, und hatte für Schweden die unangenehme Folge, daß ihre Schiffe von den Dänen jetzt genauer viſitirt, und daß drei ſolcher Schiffe, die des Betruges überführt waren, von dem Däniſchen Admiralitätsgerichte für verfallenes Gut erklärt wurden. Dieſer letzte Vorfall, der ſich im Juny 1643 zutrug, ſteigerte die allgemeine Unzufriedenheit, und es kam zum Kriege, den von Schwediſcher Seite der Kanzler Oxenſtierna bereits ſchon beſchloſſen hatte. Dieſer Seekrieg hatte die Folge, daß in der Seeſchlacht bei Femern am 1ſten July 1644, in welcher der König Chriſtian der Vierte ſelbſt befehligte, und dabei ein Auge und zwei Zähne verlor, der Schwediſche Admiral Klaus Flemming genöthiget wurde, ſich nach dem Hafen von Kiel zurückzuziehen; allein die Seeſchlacht am 13ten Oktober deſſelben Jahres, wo der Schwede Karl Guſtav Wrangel die Däniſche Flotte unter dem Admiral Pors Munk ſo vernichtete, daß von ſiebzehn großen Schiffen nur fünf entkamen, änderten dieſe Angelegenheiten; obgleich auch die Schwediſchen Schiffe ſo beſchädiget waren, daß ſie ſich auf keine weiteren Feindſeligkeiten einlaſſen konnten. Nach langen Unterhandlungen, an denen die Niederländer wegen des Sundzolles auch thätigen Antheil nahmen, ward endlich zwiſchen Dänemark und Schweden am 13ten Auguſt 1645 der Friede zu Brömſebro abgeſchloſſen, der für die

Schweden ſehr vortheilhaft ausfiel; ſie erhielten die Zollfreiheit für alle, mit einheimiſchen Waaren beladenen Schiffe Schwediſcher Unterthanen, ohne alle Durchſuchung im Sund, Belt und auf der Elbe zu Glückſtadt; dann ſollte auch den Schwediſchen Kriegsſchiffen, im Fall es nicht mehr als fünf wären, die Fahrt durch den Sund und Belt, ohne des Königs Vorwiſſen, erlaubt ſeyn, überſteige aber die Zahl der Schiffe die bereits angegebene, ſo ſollte dem Könige von Dänemark drei Wochen vorher davon Nachricht gegeben werden. Zuletzt mußte Dänemark, als Garantie der zollfreien Schifffahrt, den Schweden auf dreißig Jahre Holland überlaſſen. Die Niederländer erreichten in dieſem Frieden eine Herabſetzung des Sundzolles auf vierzig Jahre. Die Schweden mußten aber ihre ſich durch den Frieden von Brömſebro errungene Zollfreiheit im Frieden zu Friedrichsburg 1720 wieder aufgeben. Als Dänemark im Jahre 1781 der bewaffneten Neutralität beigetreten war, ließ es, in Folge einer den übrigen Mächten mitgetheilten Deklaration, keine Kriegsſchiffe oder Kaper der kriegführenden Mächte durch den Sund paſſiren. Mehrere Male wurde auch die Durchfahrt durch den Sund von fremden Kriegsſchiffen erzwungen. So erzwangen die Engländer unter Nelſon und Parker im Jahre 1801 die Einfahrt durch den Sund und ſegelten mit ihrer Flotte vor Kopenhagen, und ſo geſchah es zum zweiten Male im Jahre 1807 unter dem Admirale Gambier, welcher den Durchgang erzwang und Kopenhagen bombardirte, [illegible] und die Dänische Flotte, aus 15 Linienſchiffen, 15 Fregatten, 6 Briggs und 25 Kanonierbooten beſtehend, mit ſich wegnahm. — Der Sundzoll, [illegible] Dänemark jährlich 2 Millionen Thaler einbringen, da mehr als [illegible] Schiffe durch den Sund ein- und ausgehen. [illegible] Jahre [illegible] und [illegible] ſind über [illegible] Schiffe in jedem Jahre durchgegangen, und im Jahre [illegible] im [illegible]

Schiffe, darunter 5186 Brittiſche und 2391 Preußiſche, durch den Sund paſſirt. Durch Verträge iſt feſtgeſetzt worden, wie viel die durchgehenden Schiffe an Zoll zu entrichten haben: Engländer, Franzoſen, Holländer und Schweden zahlen 1 Prozent von dem Werthe ihrer Waaren, die übrigen Nationen und ſelbſt die Däniſchen Schiffe müſſen 1½ Prozent entrichten. Die Holländiſchen Schiffer haben den Vorzug, daß ſie bloß ihre Certifikate vorzeigen dürfen, die Schiffer anderer Nationen müſſen ſich eine Durchſuchung gefallen laſſen. In Helſingör wohnen die Conſuls der in der Oſtſee handelnden Nationen. Smithsſund iſt eine Meerenge bei Friedrichshall. — In Nordamerika heißt die Meerenge zwiſchen Long-Island und Connektikut Sund, worin das Höllenthor, Engl. Hellgate, zu bemerken iſt, wo der Sund etwa ½ Engliſche Meile breit iſt. Das Waſſer läuft daſelbſt ſehr ſchnell und in verſchiedenen Strömen, wovon nur ein einziger die Schiffe ſicher hindurchführt. Die andern bringen durch Felſenbänke und Wirbel den Schiffen den Untergang. Die beſte Zeit der Durchfahrt iſt bei brauſender Fluth.—Nach Adelungs Anmerkung zu dem Worte Sund, welches im Engliſchen Sound, im Holländiſchen Sond, im Schwediſchen Sund heißt, muß ſich dieſes Wort ehemals ſehr weit erſtreckt haben, welches ſich aus dem Namen der Stadt Trapezunt ergiebt, die gleichfalls an einem Sunde lag. Fritſch leitet es von ſieden her, weil das Meer in ſolchen Engen oft ſehr ungeſtüm zu ſeyn pflegt; Andere von ſondern; Ihre von dem Angelſächſiſchen sundan, ſchwimmen, Isländiſch synda,

da dann eine Meerenge um deswillen ein Sund genannt werden kann.

Sünde, ein Wort, welches ehemals eine jede Uebertretung des Geſetzes und die Handlung, durch welche daſſelbe übertreten wird, bedeutet hat, in welchem jetzt veralteten weiterm Verſtande es bei dem Stryker und andern alten Oberdeutſchen Schriftſtellern noch mehrmals vorkommt; auch in der Monſeeiſchen Gloſſe wird Sunta durch Crimen überſetzt. Hiervon iſt noch etwas in Sünder üblich; ſ. daſſelbe. Jetzt kommt es nur noch in theologiſcher und philoſophiſcher Bedeutung vor, um diejenige Handlung zu bezeichnen, wodurch das göttliche Geſetz übertreten wird. Das göttliche Geſetz iſt entweder ein poſitives und geoffenbartes oder das natürliche Sittengeſetz, welches Letztere gleichfalls als von Gott ausgehend angenommen werden muß. Die Uebertretung eines dieſer Geſetze iſt Sünde, jedoch nur im weitern Sinne des Wortes. Der Uebertreter möge dabei die nöthige Kenntniß des Geſetzes und den völligen Gebrauch der Freiheit ſeines Willens gehabt haben, oder nicht. Im engeren Verſtande kann jedoch nur eine ſolche Uebertretung des göttlichen Willens Sünde genannt werden, die von einem vernünftigen und freihandelnden Menſchen begangen wird, welcher ſowohl Kenntniß vom Daſeyn und der Heiligkeit des Geſetzes beſitzt, oder wenigſtens doch vorausgeſetzt werden muß, daß er ſie beſitzen kann, und dabei einen völligen Gebrauch ſeiner Freiheit im Handelu hatte, alſo nicht beſchränkt darin war, oder auf Veranlaſſung Anderer, die ſeine Freiheit beſchränkten, handeln mußte, alſo ohne von dem eigenen freien Willen Gebrauch machen zu dürfen. Hier kann keine vollkommene Imputation oder Zurechnung Statt finden, wohl aber bei der freien Handlung, wo der Uebertreter eines Geſetzes wirklich ſtraffällig iſt oder ſtrafbar wird. Bei Handlungen, die da-

her mit Recht als Sünden betrachtet werden müſſen, tritt das Materielle und Formelle der Sünde ein. Das Erſtere beſteht in dem Daſeyn eines Geſetzes, welches beobachtet werden ſoll, und einer Handlung, die es verletzt, und Letzteres, das Formelle, beſteht in der Kenntniß des Geſetzes und in der ungebundenen Freiheit des Willens. Man unterſcheidet in der theologiſchen und philoſophiſchen Moral mehrere Gattungen oder Arten der Sünde, indem man dabei theils auf den Inhalt des Geſetzes, welches die Sünde übertritt, theils auf das Objekt, gegen welches geſündiget wird, theils auf das Subjekt des Uebertreters, theils auf die Natur und Beſchaffenheit der Handlung ſelbſt Rückſicht nimmt. In Hinſicht des erſten Punktes unterſcheidet man: 1) Unterlaſſungs- und Begehungsſünden, allein der Unterſchied liegt hier mehr in den Worten; denn eine Sünde kann Unterlaſſungs- und Begehungsſünde ſeyn, je nachdem man die Regel, gegen welche der Menſch durch ſeinen Fehltritt verſtößt, entweder negativ oder poſitiv ausſpricht, entweder als Verbot des Pflichtwidrigen, oder als Gebot des Pflichtmäßigen; denn in den meiſten Fällen, in welchen der Menſch ſündiget, wird etwas Verbotenes gethan, indem er ein Gebot übertritt, und auf der andern Seite etwas Gebotenes vernachläſſiget, indem er etwas Verbotenes thut. — Man unterſcheidet 2) in Anſehung des Objektes Sünden, welche der Menſch gegen Gott, gegen ſeine Mitbrüder und gegen ſich ſelbſt begeht. Man verſteht oder muß hier unter dem Objekte der Sünde den Gegenſtand verſtehen, dem der Menſch, indem er ſündiget, zunächſt und unmittelbar entweder verſagt, was er ihm ſei-

nen Nächſten, ſo begehe ich eine Sünde gegen Gott, indem ich meinen Nächſten als meinen Bruder lieben, ſein Wohl, wo ich kann, befördern, und jeden ihn treffenden Schaden, wo es an mir liegt, ihn zu verhindern, abwehren ſoll, und jetzt handle ich dieſer göttlichen Beſtimmung entgegen, ſchade meinem Nächſten, verſetze ihn in Betrübniß, und ſündige gegen ihn, und indem ich mich ſelbſt des moraliſchen Gefühls entblöße, und meiner Beſtimmung im Wirken zum Guten untreu werde, ſo begehe ich zugleich eine Sünde gegen mich ſelbſt, indem ich auch ſchon durch dieſes Vergehen meinen eigenen Wirkungskreis ſchwäche. — Nimmt man 3) auf das ſündigende Subjekt ſelbſt Rückſicht, ſo ſind die Sünden theils vorſätzlich, theils unvorſätzlich; vorſätzlich, wenn ſie abſichtlich und mit vollem deutlichen Bewußtſeyn des Geſetzes, und unvorſätzlich, wenn ſie mit wenigerem Bewußtſeyn des Geſetzes, oder doch mit nicht deutlicher und klarer Anſicht von demſelben, und ohne reife Ueberlegung begangen werden. Sünden der letztern Art ſind entweder Sünden der Unwiſſenheit, welche der Menſch gegen ein Geſetz begeht, das ihm noch nicht bekannt geworden iſt (hier fällt auch der Ausdruck Sünde nach der oben aufgeſtellten Definition fort) oder Sünden der Schwachheit, wenn ſie aus einem Uebergewichte ſinnlicher Neigungen entſpringen, denen der Menſch nicht kräftig genug widerſtehen kann, welche man auch wohl Temperamentsſünden nennen kann, die entweder aus dem Temperamente entſpringen, wo der ſich entgegenſetzende Wille zu ſchwach iſt, oder auch aus einer großen Schwäche des Verſtandes. Dieſes liegt auch da zum Grunde, wo aus Unüberlegtheit geſündiget wird, oder auch aus Uebereilung im Handeln, wo das Geſetz nicht gehörig beachtet wird, oder man es in dem Augenblicke ganz außer Acht läßt, wo man die ſündliche Handlung begeht. Man erkennt nun noch in Hinſicht des Materiellen, innere und ſ-

sere, eigene und fremde, unbedingte und bedingte Sünden an. Unter den innern versteht man unerlaubte Gedanken, Gesinnungen und Entschließungen, unter den äußeren die bösen Reden und Thaten. Eigene Sünden nennt man die unerlaubten Handlungen, die man aus eigener Bewegung begeht oder beschließt und begonnen hat; fremde, diejenigen, welche man dadurch begeht, daß man nicht nur an unerlaubten Handlungen Anderer auf irgend eine Weise Antheil nimmt, und sie begünstiget, sondern auch zu ungerechten Handlungen bedungen wird, und sie ausführt; unbedingte, die an sich betrachtet, vermöge ihrer ganzen Natur dem göttlichen Gesetze widerstreiten; bedingte, die erst durch gewisse hinzukommende Umstände, unter welchen eine Handlung geschieht, Sünden werden. In Ansehung des Formellen werden, diesem Eintheilungsprinzipe gemäß, größere und geringere Sünden unterschieden, welche sich sowohl aus den äußeren Verhältnissen des Handelns, als aus den innern Zuständen des Gemüths entwickeln, und hiernach unendlich mannigfaltig sind, eben so sind auch die Grade des Vergehens mannigfaltig und nicht zu bestimmen (Conversations-Lexicon, 9r Bd.). — Man kann auch noch die Sünden nach den Gattungen oder Arten eintheilen: 1) in wirkliche Sünden, und 2) in sündhafte Vergehen, und dann a) in Sünden gegen die Natur, und b) in Sünden außer der Natur. Zu den wirklichen Sünden gehören diejenigen Vergehungen, welche gegen das göttliche Gesetz begangen werden und das Sittengesetz verletzen, wie der Diebstahl, Mord ꝛc.; im bürgerlichen Leben sind es schwere Verbrechen,

dem in den Monseeischen Glossen Sunta auch infirma heißt. Für einen Verbrecher überhaupt kommt es in der Deutschen Bibel noch mehrere Male vor. — 2. In gewöhnlicher und engerer Bedeutung ist der Sünder ein jeder Uebertreter des göttlichen Gesetzes, da dann in Rücksicht auf die Erbsünde alle Menschen Sünder, arme Sünder heißen.

Sündfluth, eine jede große und heftige Ueberschwemmung eines ganzen Landes oder eines großen Theiles desselben, in welcher Bedeutung es noch im gemeinen Leben hin und wieder vorkommt, z. B. die Holsteinische Sündfluth, die Thüringische Sündfluth vom Jahre 1723. In engerer Bedeutung versteht man unter Sündfluth schlecht hin, diejenige große Ueberschwemmung zu Noahs Zeit, wie man solches in der heiligen Schrift findet, welche nach den Angaben der Mosaischen Urkunde als ein göttliches Strafgericht wegen der Sünden des schon im zweiten Jahrtausend nach der Schöpfung ausgearteten Menschengeschlechts zur Vertilgung desselben erfolgte. Sie wurde durch vierzigtägigen Regen und Austreten der Gewässer verursacht, bedeckte die Erde bis 15 Ellen über die höchsten Berge, und tödtete alles Lebendige, außer der Familie Noahs, der sich mit den Seinigen und einem Paare von jeder Gattung der in seiner Umgebung sich befindenden Thiere in einem auf göttlichem Befehle erbaueten Schiffe, Arche genannt, rettete. Noah machte mit seiner Familie acht Personen aus. Auf diesem Schiffe blieb er ein Jahr und zehn Tage, nach Mondenjahren gerechnet, aber nach gewöhnlicher Rechnung ein Jahr; denn die Fluth blieb hundert und funfzig Tage stehen, und nahm in gleicher Frist auch wieder ab, und nach drei Monaten hatte sie sich völlig verlaufen, so daß ein Jahr herauskommt von ihrer Entstehung an bis zu ihrem gänzlichen Verlaufe. Durch die Herauslassung von ein Paar Tauben, von denen die zweite mit einem Oelblatte im Schnabel zu

ihm zurückkehrte, wurde er von der Trockenheit des Bodens überzeugt, und landete mit seiner Arche am Gebirge Ararat in Armenien. Ueber die Arche und deren Bauart sind die Schriftsteller nicht einig und können es auch wohl nicht seyn. Das Holz, welches dazu genommen wurde, hieß Gopher, worunter man das Cypressenholz versteht, welches in der Gegend von Babylon häufig gewachsen seyn soll, und weil es der Fäulniß nicht unterworfen ist, so dient es auch sehr gut zum Schiffbaue; auch ließ Alexander der Große aus diesem Holze eine Flotte zimmern. Andere wollen, daß es Fichten- oder Tannenholz gewesen sey, auch wohl ein anderes Holz. Die Arche soll nach Einiger Meinung die Gestalt eines Schiffbodens unten gehabt haben oder eines länglichen Vierecks mit einem flachen Boden und einem abhängigen Dache, das eine Elle hoch, und unten weder spitz, noch scharf gewesen seyn soll. Die Länge bestand aus dreihundert Ellen, die Breite aus funfzig und die Höhe aus dreißig Ellen. Man soll hier das gewöhnliche Ellenmaaß von einem Arme Länge oder $1\frac{1}{2}$ Fuß annehmen können. Nach dem angeführten Maaße enthielt dieses Schiff 450,000 Kubische Ellen ohne das Dach. Es bestand aus drei Stockwerken, wovon jedes, die Dicke des Bodens abgerechnet, etwa 15 Fuß hoch war. Jedes Stockwerk hatte wieder seine besondern Behälter, eine Thür zum Eingange und ein Fenster, wenigstens erklärt man das Wort so, welches im Deutschen durch Fenster übersetzt worden, und sonst nicht vorkommt; es bedeutete Tageslicht, welches durch eine schickliche Oeffnung dem Kasten gegeben werden mußte. Die Stockwerke wurden nun nach den Thieren, dem Proviante und der Familie Noahs eingerichtet; so soll das unterste Stockwerk für die vierfüßigen Thiere, das mittlere für den Proviant, und das oberste für Noah und seine Familie und das Geflügel und dessen Futter bestimmt gewesen seyn. Die Zeit, welche Noah zu die-

dem in den Menseeiſchen Gloſſen Sunta auch infirma heißt. Für einen Verbrecher überhaupt kommt es in der Deutſchen Bibel noch mehrere Male vor. — 2. In gewöhnlicher und engerer Bedeutung iſt der Sünder ein jeder Uebertreter des göttlichen Geſetzes, da dann in Rückſicht auf die Erbſünde alle Menſchen Sünder, arme Sünder heißen.

Sündfluth, eine jede große und heftige Ueberſchwemmung eines ganzen Landes oder eines großen Theiles deſſelben, in welcher Bedeutung es noch im gemeinen Leben hin und wieder vorkommt, z. B. die Holſteiniſche Sündfluth, die Thüringiſche Sündfluth vom Jahre 1723. In engerer Bedeutung verſteht man unter Sündfluth ſchlecht hin, diejenige große Ueberſchwemmung zu Noahs Zeit, wie man ſolches in der heiligen Schrift findet, welche nach den Angaben der Moſaiſchen Urkunde als ein göttliches Strafgericht wegen der Sünden des ſchon im zweiten Jahrtauſend nach der Schöpfung ausgearteten Menſchengeſchlechts zur Vertilgung deſſelben erfolgte. Sie wurde durch vierzigtägigen Regen und Austreten der Gewäſſer verurſacht, bedeckte die Erde bis 15 Ellen über die höchſten Berge, und tödtete alles Lebendige, außer der Familie Noahs, der ſich mit den Seinigen und einem Paare von jeder Gattung der in ſeiner Umgebung ſich befindenden Thiere in einem auf göttlichem Befehle erbaueten Schiffe, Arche genannt, rettete. Noah machte mit ſeiner Familie acht Perſonen aus. Auf dieſem Schiffe blieb er ein Jahr und zehn Tage, nach Mondenjahren gerechnet, aber nach gewöhnlicher Rechnung ein Jahr; denn die Fluth blieb hundert und funfzig Tage ſtehen, und nahm in gleicher Friſt auch wieder ab, und nach drei Monaten hatte ſie ſich völlig verlaufen, ſo daß ein Jahr herauskommt von ihrer Entſtehung an bis zu ihrem gänzlichen Verlaufe. Durch die Herauslaſſung von ein Paar Tauben, von denen die zweite mit einem Oelblatte im Schnabel zu

ihm zurückkehrte, wurde er von der Trockenheit des Bodens überzeugt, und landete mit seiner Arche am Gebirge Ararat in Armenien. Ueber die Arche und deren Bauart sind die Schriftsteller nicht einig und können es auch wohl nicht seyn. Das Holz, welches dazu genommen wurde, hieß Gopher, worunter man das Cypressenholz versteht, welches in der Gegend von Babylon häufig gewachsen seyn soll, und weil es der Fäulniß nicht unterworfen ist, so dient es auch sehr gut zum Schiffbaue; auch ließ Alexander der Große aus diesem Holze eine Flotte zimmern. Andere wollen, daß es Fichten- oder Tannenholz gewesen sey, auch wohl ein anderes Holz. Die Arche soll nach Einiger Meinung die Gestalt eines Schiffbodens unten gehabt haben oder eines länglichen Vierecks mit einem flachen Boden und einem abhängigen Dache, das eine Elle hoch, und unten weder spitz, noch scharf gewesen seyn soll. Die Länge bestand aus dreihundert Ellen, die Breite aus funfzig und die Höhe aus dreißig Ellen. Man soll hier das gewöhnliche Ellenmaaß von einem Arme Länge oder $1\frac{1}{2}$ Fuß annehmen können. Nach dem angeführten Maaße enthielt dieses Schiff 450,000 Kubische Ellen ohne das Dach. Es bestand aus drei Stockwerken, wovon jedes, die Dicke des Bodens abgerechnet, etwa 15 Fuß hoch war. Jedes Stockwerk hatte wieder seine besondern Behälter, eine Thür zum Eingange und ein Fenster, wenigstens erklärt man das Wort so, welches im Deutschen durch Fenster übersetzt worden, und sonst nicht vorkommt; es bedeutete Tageslicht, welches durch eine schickliche Oeffnung dem Kasten gegeben werden mußte. Die Stockwerke wurden nun nach den Thieren, dem Pro-

sem Schiffbaue zugebracht hat, wird nicht erwähnt, eben so wenig der Ort, von wo er sich eingeschifft hat, daher Einige China, Andere Indien, wieder Andere Palästina angenommen haben; am wahrscheinlichsten soll die Arche in der Gegend von Babylon gebauet worden seyn. Auch an Erdichtungen hat es bei dieser Arche nicht gefehlt. So soll das Holz der Arche den Klang einer Glocke gehabt haben, und Noah daran täglich dreimal geschlagen haben, um theils die Arbeitsleute dadurch herbeizurufen, theils um zu seiner Predigt der Buße die Menschen zu versammeln. Das Fenster, welches bei diesem Gebäude erwähnt wird, soll ein Karfunkel gewesen seyn, den Noah aus dem Flusse Pison geholt und der die Arche erleuchtet habe ꝛc. Auch hat man über den Bau der Arche, deren Größe und Einrichtung viel gefabelt. Man hat das Ganze wegen der Arche ins Fabelhafte ziehen wollen; nur der Mennonist Peter Jansen zu Horn bewies durch die Erbauung eines solchen Schiffes, welches nach seiner Angabe 120 Fuß lang, 20 Fuß breit und 12 Fuß hoch war, daß es weit mehr als die gewöhnlichen Schiffe tragen könne. Auch kamen nicht Exemplare von allen Thieren in die Arche, sondern nur diejenigen, die sich nicht in und auf dem Wasser erhalten konnten. Man will daher auch die Ueberreste von Thieren, welche man gefunden hat, und die zu keiner der jetzigen Gattungen oder Arten gehören, für Thiere halten, welche vor der Sündfluth vorhanden gewesen sind, und von denen man kein Exemplar mit in die Arche genommen hat, die also durch die Fluth umgekommen sind, ohne ihre Gattung durch die Errettung einiger Paare auch nach derselben fortzupflanzen. Nachdem sich die Fluth gesetzt hatte, sind diese Thiere eingeschlemmt und späterhin nach gänzlicher Trocknung incrustirt worden. Die Einwendungen, die man hier hauptsächlich macht und die Einiges für sich haben, bestehen in dem Mangel an Lebensmitteln, der bei so vielen

Thieren und den acht Menſchen wohl ſchwerlich bis auf ein Jahr würde gereicht haben, und dann ſeyen auch reißende fleiſchfreſſende Thiere dabei geweſen, wie der Löwe, Tieger, Wolf ꝛc., die doch, deren reißende Natur abgerechnet, mit Fleiſch hätten ernährt werden müſſen, und man dieſes doch nicht friſch hätte haben können; und dann wäre es auch unmöglich geweſen, daß man Thiere aus allen Gegenden der Welt habe in den Kaſten aufnehmen können, da dieſe ſehr ſchwer herbei zu bringen geweſen ſeyn würden, und hieraus ließe ſich auch erklären, woher die vielen Reſte vorweltlicher Thiere, die jetzt nicht mehr vorhanden wären, kämen. Bei dem Letzteren machen jedoch Andere die Einwendung, daß die Thiere zur Zeit der Sündfluth oder vielmehr vor derſelben ſich noch größtentheils in der Gegend des Paradieſes aufgehalten hätten; ſie ſeyen daher noch nicht ſo zerſtreut geweſen, als es nach der Sündfluth geſchehen, wo ſie überall hingeführt worden. Aber auch dieſes ſtreitet mit der Mannigfaltigkeit der Thiere und der beſonderen Gattungen, die man nur in beſtimmten Gegenden antrifft, ſowohl in Aſien und Afrika, wie in Europa, Amerika ꝛc. Hier iſt alſo nichts anderes anzunehmen, als daß nach dem Willen des Höchſten die Thiere zu der Zeit der Sündfluth dem Kaſten oder der Arche näher gebracht worden ſind, indem der Inſtinkt ſie aus allen Gegenden dahin trieb oder vielmehr die einzelnen dazu auserſehenen Gattungen, die am Leben bleiben ſollten, dieſes löſet natürlich alle Zweifel, und löſet ſie auch bei dem Proviante, und giebt den reißenden Thieren auf die Dauer der Sündfluth die nöthige Sanftmuth, um nicht den übrigen gefährlich zu werden. Auch das Trink-

Regen und ein allgemeines Austreten des Weltmeeres für unwahrscheinlich; auch die Vernichtung aller übrigen Lebendigen, außer Noah und seiner Familie, aus Zorn über die Menschen, Gottes nicht würdig, da sich doch nicht alle Menschen, und hauptsächlich die Kinder, eines frevelhaften und sündlichen Lebens schuldig gemacht haben können; auch zeige die weit verbreitete Bevölkerung und Kultur, welche die Geschichte wenige Jahrhunderte nach Noah aufweise, daß eine solche allgemeine Ueberschwemmung, wodurch die Bevölkerung erst wieder durch einige Menschen geschehen müsse, nicht möglich seyn könne. Auch sey das Ganze nur eine Tradition, die sich vom Vater auf den Sohn fortgepflanzt habe, und solches über tausend Jahre, ehe es erst niedergeschrieben werden konnte; daß hier auch wohl manche Irrthümer obwalten können, indem Zusätze durch die stete mündliche Uebertragung hinzu gekommen seyen, welche dem Ganzen eine ganz andere Gestalt gegeben hätten. Genug, die göttliche Allmacht löset die Zweifel, die hier allerdings aufstoßen und aufstoßen müssen, wenn man das Ganze nach einem natürlichen Hergange betrachtet. Dann muß man auch annehmen, daß zu jener Zeit bei weitem nicht so viele Thiergeschlechter waren, als man in späteren Zeiten nach der Sündfluth findet, die erst durch mancherlei Abarten entstanden sind, wie man solches bei den Pflanzen findet, die durch die Kultur sich ins Unendliche vervielfältiget haben. Der Zeitpunkt der Sündfluth war nach der gewöhnlichen Bestimmung der Hebräischen Chronologen das Jahr der Welt 1656, vor Christo 2327 nach Petav, 3547 nach Joh. von Müller. Aus der früheren geschichtlichen Zeit, welche noch größtentheils der Mythe angehört, findet man nach der Sage auch bei andern Völkern ähnliche Ueberschwemmungen, und Gerettete genannt, deren Schicksal in den meisten Umständen mit der biblischen Erzählung von der Rettung Noahs zusammentrifft. Man hat

hieraus nicht ohne Grund auf die Allgemeinheit der Sündfluth und einen gemeinſchaftlichen Urſprung der ſie betreffenden Sagen geſchloſſen; auch läßt ſich Noah im Fohi der Chineſiſchen Mythe, im Sotti-wrata oder Satya-vrata der Indiſchen, im Xiſuthras der Caldäiſchen, im Ogyges und Deukalion der Griechiſchen wieder erkennen, und ſelbſt die alten Sagen der Amerikaner, beſonders der Mexikaner, reden von einer ſolchen Fluth, von der der Gerettete, wie Noah, zweiter Stammvater des Menſchengeſchlechts wurde. Zur Beſtätigung der Moſaiſchen Erzählung können auch die Verſteinerungen und Gerippe von Seethieren, die auf den Gipfeln und im Innern der höchſten Berge; ſo auch die Reſte animaliſcher Körper aus den wärmſten Ländern, die in den kälteſten gefunden worden, dienen. Indeſſen mag auch die Sache ſeyn, welche ſie will, ſo bleibt es doch wahrſcheinlich, daß eine oder mehrere Ueberſchwemmungen die ganzen Länder bedeckten, wirklich Statt gefunden haben, da nicht bloß die Entdeckungen der Naturforſcher, ſondern auch die Geſtalt der Erde, die Bildung der Meeresküſten, und die an ihnen bemerkbare, in den Meerengen correſpondirenden Erdſchichten auf dergleichen gewaltige Revolutionen unſeres Planeten hinweiſen. Nach Adelungs Anmerkung zu dem Worte Sündfluth kommt dieſes Wort ſchon bei dem Notker sintfluote, sinfluots vor. In einer alten Bibelüberſetzung von 1462, die Sintweg, von Wag, Woge, Meer, Welle, bei andern Oberdeutſchen eben dieſes Jahrhunderts Synfluß, Sindfluß. Gemeiniglich leitet man die erſte Hälfte von dem vorigen Sünde ab, und erklärt das Wort durch eine um der Sünden

[redacted]

Sündfluthholz, so nennt man in Steyermark die Erdkohlen.

Sündhaft, Bei- und Nebenwort, zur Sünde geneigt, ingleichen mit Sünde behaftet, wie sündig. Die sündhafte Unvollkommenheit des Verstandes. Ein sündhafter Mensch, ein sündiger; so auch die Sündhaftigkeit.

Sündig, Bei- und Nebenwort, mit Sünden behaftet, ein außer der bibliſchen Schreibart größtentheils veraltetes Wort, Fertigkeit zu ſündigen beſitzend. O wehe des ſündigen Volks! Eſ. 1, 4. Die Augen des Herrn ſehen auf ein ſündiges Königreich, Amos 9, 8. Das raffete er mit ſeinen ſündigen Händen hinweg, 2. Maccab. 5, 16, wo es für verbrecheriſch, laſterhaft zu ſtehen ſcheint. Ich armer ſündiger Menſch! Aber für ſündlich, wie Röm. 7, 13, auf daß die Sünde würde überaus ſündig durch's Geboth, iſt es völlig ungewöhnlich; ſo auch die Sündigkeit, welches indeſſen noch ſeltener vorkommt. Nach Adelungs Anmerkung iſt dieſes Wort ſehr alt und älter als ſündhaft und ſündlich, indem es ſich ſchon bei dem Kero, Ottfried ꝛc. findet, die auch suntigo, als ein Hauptwort für Sünder brauchen, welches auch noch 4. Moſ. 32, 14 vorkommt, der Sündiger ſind deſto mehr, aber jetzt auch veraltet iſt.

Sündigen, ein regelmäßiges Zeitwort der Mittelgattung, Sünde begehen, in der engeren theologiſchen Bedeutung dieſes Hauptwortes. Kein Menſch iſt der nicht ſündiget, 1. Kön. 8, 46. Wider Gott, wider ſeinen Nächſten ſündigen, ingleichen an Gott, am Herrn, an ſeinem Nächſten, an ſeinem Leibe, für welche bibliſche Redensart man lieber ſagt: ſich an Gott, an Jemanden verſündigen. Am Geſetze ſündigen, Röm. 2, 12; wo man lieber gebraucht, wider das Geſetz oder noch beſſer, das Geſetz

übertreten. Hierin haſt du geſündiget, eine Sünde begangen. Zuweilen, obgleich ſelten, und nur mit einigen Fürwörtern wird es auch als ein thätiges Zeitwort gebraucht. Was habe ich geſündiget? Er hat nicht geſündiget. So auch das Sündigen. Nach Adelungs Anmerkung zu dieſem Worte iſt es ein Intenſivum von dem veralteten ſünden, welches ehedem in eben dieſer Bedeutung üblich war; bei dem Kero und Ottfried suntôn, im Schwediſchen synda, im Engliſchen nur sinn.

Sundiſche Inſeln, mehrere in der Handelswelt wichtige Oſtindiſche Inſeln, die ihren Namen von der Straße Sunda, welche Sumatra von Java trennt, erhalten haben. Man theilt ſie in die großen und in die kleinen Sundiſchen Inſeln, wovon jedoch nur die großen wegen ihrer Produkte wichtig ſind. Von dieſen Inſeln ſind ſchon abgehandelt worden, Java, ſ. Th. 29, S. 270 u. f., und Sumatra, ſ. oben, S. 377 u. f. Bei Java iſt nur noch hinzuzuſetzen, daß dieſe Inſel 2400 Quadratmeilen hat, dabei eine Bevölkerung (1815) ohne Madura, von 4,396,611 Einwohnern, von denen 2,738,677 den Niederländern oder jetzt Holländern unterworfen ſind, und 1,657,934 den inländiſchen Fürſten. Von den Einwohnern ſind die Chineſen zahlreich und arbeitſam; ihre Zahl belief ſich in dem oben angeführten Jahre auf 94,441. Die Javaner haben viel Aehnlichkeit mit den Malayen; die übrigen Einwohner ſind Pernaken, Bugis, Araber und Europäer, welche 30,000 betragen. Die Holländiſchen Beſitzungen enthalten 17 Provinzen. Dieſe Inſel iſt die wichtigſte Oſtindiſche Beſitzung der Holländer, und

ländern abhängig, und liefern traktatmäßig ihre vornehmſten Produkte gegen beſtimmte Preiſe in die Magazine derſelben. Die feſte Hauptſtadt Batavia in dem Staate der Holländer iſt der Sitz des General-Gouverneurs aller Oſtindiſchen Beſitzungen dieſer Nation; ſie zählte 1815 47,217 Einwohner, worunter 11,854 Chineſen. Sie treiben einen Handel nach allen Gegenden Oſtindiens und nach Japan. Eine der blühendſten Handelsſtädte der Holländer iſt Surabaya am Meere, mit 80,574 Einwohnern, anſehnlichem Handel und ſehr beſuchtem Hafen. Die Reſidenz des Suſunans oder Kaiſers: Souracarta, hat 105,000 Einwohner, und die Reſidenz des Sultans: Dſukſchukarta, zwei Meilen vom Meere, hat 90,000 Einwohner. Tſchandi Sewu oder Tauſendtempel, mit 296 kleineren Tempeln, in deren Mitte ſich ein großer Tempel erhebt. Dieſe Gebäude ſollen prachtvoll mit vieler Zierlichkeit aufgeführt worden ſeyn, ſo, daß man ſie wirklich vollendet nennen kann; ſie zeugen von der Kultur der alten Javaner. Zu Java gehört auch noch die 75 Quadratmeilen große Inſel Madura, mit 218,659 Einwohnern, deren zwei Beherrſcher von den Niederländern oder Holländern abhängen. Als die Engländer die Inſel Java während der Franzoſenherrſchaft in Holland eingenommen hatten und für ſich verwalten ließen, hat man erſt eine genauere Bekanntſchaft von Java erhalten, und dieſes durch den Engliſchen Gouverneur Sir Thomas Stamford Raffles, der vom Jahre 1811 bis 1815 die Inſel für Engliſche Rechnung verwaltete. In ſeiner History of Java. London, 1817. 2 Tom., theilt er das Wiſſenswertheſte dieſer Inſel mit, woraus man erſieht, daß ſie mehrere ſehr wichtige Epochen in ihrer Geſchichte gehabt hat. Die Holländer ſetzten ſich erſt im Jahre 1619 feſt darauf. Vor ihnen beſtanden die Handelsverbindungen mit den Portugieſen, welche die Holländer aufhoben. Vor den

Portugieſen kamen im Jahre 1406 die Mohamedaner dahin und gründeten auf Java die Reiche Bantam und Mataram, welches erſtere der Stifter deſſelben wieder unter ſeine Söhnen theilte. Vor den Mohamedanern blüheten die Reiche Padſchadſiran und Madſchapout, die 1304 von dem Sultan von Ternate erobert und bis 1359 behauptet wurden; ſpäter bekam das Reich Madſchapout die Oberhand, und ſein Fürſt beherrſchte als Kaiſer die ganze Inſel. Von dort herab bis zu den Europäern waren die Handelsverbindungen mit andern Völkern wohl im Gange, aber von keiner ſo großen Wichtigkeit, als bis die Europäer anfingen ſich darauf feſtzuſetzen; denn als die Europäer zuerſt da anlangten, beſtanden noch die Reiche Jakatra, Cheribon, Bantam und Mataram, das mächtigſte von allen. Nachdem die Holländer ſich Cheribons bemächtiget und Mataram nach und nach geſchwächt hatten, zwangen ſie den Kaiſer dieſes Reichs ſich ihnen zu unterwerfen, und den Sultan von Bantam, ihnen zuerſt ſeine Hauptſtadt einzuräumen, und zuletzt 1742 ſein Reich für ein Lehn der Holländiſch-Oſtindiſchen Kompagnie anzuerkennen. Die Fürſten lebten in ſtrenger Abhängigkeit von den Holländern, mußten Holländiſche Reſidenten an ihrem Hofe und ein von Holländern beſetztes Fort bei ihrer Hauptſtadt dulden, Zins zahlen ꝛc. Als aber Java an die Engländer kam, ſo ertheilten dieſe den eingeborenen Fürſten mehr Macht, erließen ihnen den Tribut, behielten aber die Forts beſetzt. Im Jahre 1816 gaben die Engländer dieſe Inſel wieder an Holland zurück.

Die Inſel Borneo iſt die größte Inſel Aſiens, und

Meere ſtehen. Dieſe werden von mehreren Volksſtämmen bewohnt, die mit einander in beſtändiger Feindſchaft leben, darunter die Papuas, eine Negerraçe, die Suluks, Badſchas, Dayaks, Kadayans oder Kayans und Andere gehören. Von dieſen Völkerſchaften ſind Einige noch in einem ſehr rohen Zuſtande, Andere zeigen dagegen ſchon einen gewiſſen Grad der Kultur. Von den verſchiedenen Königreichen, woraus die Inſel beſteht, ſind die Königreiche Borneo, am ſchiffbaren Borneo, Sambas, Banjermaſſing, an dem Fluſſe gleichen Namens, und Sukkadana die bekannteſten. In der Landſchaft Koti-Lama iſt die von den Europäern des Handels wegen am häufigſten beſuchte Bay von Paſſir, die in der Gewalt der Bugineſen, Einwohner von Celebes, ſich befindet. Im Jahre 1823 drang eine Niederländiſche Expedition 63 Meilen weit auf dem großen Fluſſe Pontiana in das Innere des Landes, und hat mehrere bisher unabhängige Staaten ſich unterworfen, ſo daß jetzt die Holländer in den Beſitz der Inſel von der Oſtgrenze des Staates Banjermaſſing bis zur Weſtgrenze des Staates Sambas, und dadurch zugleich in den Beſitz der Diamantgruben und reichen Goldminen, welche bisher meiſtens die hier eingewanderten Chineſen bearbeiteten, gekommen ſind. An den flachen und ungeſunden Küſten wohnen viele Malayiſchen Völkerſchaften, die ſich durch rohe Grauſamkeit bemerklich machen; auch halten ſich in mehreren Diſtrikten der Inſel viele Chineſen auf. Im Ganzen iſt dieſe große Inſel noch viel zu wenig angebauet. An Produkten liefert dieſe Inſel: Kampher in großer Menge und von vorzüglicher Güte, Bezoar, die von den Chineſen ſo geſuchten Vogelneſter, die unter dem Namen der Indiſchen Vogelneſter auch nach Deutſchland gelangen, Drachenblut, Schildpatt, eine Menge der ſchönſten Perlen, Perlenmutter, Gold (jährlich 140,000 *Unzen*) und die ſchönſten Diamanten; dann Rotting,

Ebenholz, Sandel- und Sapanholz, Zimmet; auch Pfeffer, Ingber, Kakao, Reiß, Baumwolle, Salpeter, Indigo, Kaffee, Zucker und viele andere Produkte werden hier gezogen, jedoch nicht in der Menge, wie ſie es ſeyn könnten. Auf Borneo iſt auch der Orang-Outang zu Hauſe. Die Holländer treiben hier den Haupthandel; aber auch die Engländer, Franzoſen, Amerikaner handeln dahin und beſuchen beſonders die Bay von Paſſir. Die ſich auf Borneo niedergelaſſenen Chineſen, verlaſſen dieſe Inſel wieder, ſobald ſie ſich Vermögen erworben haben, und kehren nach ihrem Vaterlande zurück.

Die Inſel Celebes, welche öſtlich von Borneo liegt, enthält 4270 Quadratmeilen, und nach Crawfurd nur 2560, wird von drei großen Meerbuſen auf der Nord-, Oſt- und Südküſte tief eingeſchnitten, und iſt in vier große Halbinſeln getheilt, die in der Mitte der Inſel zuſammenhängen, wo ſich ein großes Gebirge erhebt, davon vier Bergketten durch die vier Halbinſeln laufen. Der Boden iſt gut bewäſſert und ſehr fruchtbar, und das Klima, mit Ausnahme der Niederungen, geſund. An Produkten findet man hier Reiß, Orangen, Kokosnüſſe, Areca, Steinpalmen, Baumwolle, Eben-, Sapan-Sandel-, Columba- und andere feine Tiſchler- und Farbehölzer, Bambusrohr, welches zum Bauen von Hütten und Fahrzeugen, zu Pfeilen ꝛc. gebraucht wird, das bekannte Makaſſaröl, welches hier aus einer Art Lilien bereitet wird; dann hat man Bananen, Zucker, Betel, Nußöl, Opium, Kampher, Pfeffer ꝛc. Auch findet man hier den Giftbaum Bohan-Upas, in deſſen Saft, als ein ſchnell wirkendes tödliches Gift, die Ein-

Gazellen, eine große Anzahl Affen, Schlangen, Papageyen, Schildkröten, Krokodille; auch werden Perlen gefiſcht. Die Gebirge liefern Gold, Kupfer, Zinn, Diamanten, vortrefflichen Bauſtein ꝛc. — Die Portugieſen ließen ſich zuerſt des Handels wegen auf dieſer Inſel nieder, beſonders nachdem ſie von den Molucken verjagd worden; auch die Engländer zogen dahin und trieben eine Art von Schleichhandel mit den Eingeborenen, da dieſe ſich leicht, trotz den Vorkehrungen, die man traf, Gewürze verſchaffen konnten, weil ſie die Schleichwege kannten, um zu den Oertern zu gelangen, wo ſolches wächſt. Die Holländer ſuchten dieſe Mitbewerbung an ihrem faſt ausſchließlichen Handel mit Gewürzen dadurch zu verhindern, daß ſie die Portugieſen gänzlich von Celebes zu verdrängen ſuchten, welches ihnen auch im Jahre 1660 gelang, und auch die Engländer hielten ſie von dieſer Inſel entfernt, und bis jetzt haben die Holländer dieſe Inſel auch behalten. Sie ſuchten gleich anfangs den Hafen und die Stadt Makaſſar auf der Weſtküſte einzunehmen, und als ihnen dieſes gelang, waren ſie unumſchränkte Herren der Inſel, ohne ſie erobert zu haben; denn die Fürſten, die ſich in dieſelbe getheilt hatten, wurden zu einem Bündniſſe mit einander vereiniget, und wenn ſich bei dieſem Vereine eine Zwiſtigkeit ereignete, ſo wurde ſie durch den Gouverneur der Holländiſchen Kolonie beigelegt, der bei dem Reichstage, welcher die Fürſten der Inſel verſammelte, den Vorſitz führte. Der Gouverneur hatte ſtets ein ſehr wachſames Auge auf dieſe Fürſten, und ſuchte ſie immer in vollkommener Gleichheit zu erhalten, damit keiner zum Nachtheile der Geſellſchaft mächtig werden konnte, und es auch bis jetzt nicht geworden iſt. Kurz er übte die feinſte Handelspolitik aus und ſuchte die Fürſten wehrlos zu machen, unter dem Vorwande, daß ſie einander nicht ſchaden ſollten, aber bloß, um es ihnen unmöglich zu machen, ſich von ihren Ketten zu befreien. Dieſes hat ſich doch

in neueſter Zeit etwas geändert, denn die Beſitzungen mehrerer kleinen Fürſten auf der Nordweſtküſte der Inſel, ſtehen unter der Lehnsherrſchaft des Sultans von Ternate, einer der Molukkiſchen Inſeln; indeſſen ſind immer noch mehrere Staaten von den Holländern abhängig. Der Hauptort der Niederländiſchen oder jetzt Holländiſchen Beſitzungen iſt die Stadt Makaſſar mit einem anſehnlichen Hafen, blühenden Handel und dem Forte Rotterdam, wo der Gouverneur und die Regierungs-Behörden ihren Sitz haben. Unter ihm ſtehen vier Unter-Präfekten in den Handelslogen zu Marö, Bolöcomba, Bantain und zu Bima auf der Inſel Sumbava. — Die Zahl der Einwohner der Inſel beläuft ſich auf 3 Millionen, und ſind entweder Malayen, wozu die Makaſſer, ein tapferes, Ackerbau und Weberey treibendes Volk und die Buggiſen oder Bonier, gleichfalls ein unternehmendes und induſtriöſes Volk gehören, oder Badſchus, ein noch ſehr roher oder wilder Volksſtamm. Die Malayen ſind Mohamedaner, und die Makaſſer die gebildetſten darunter. Die Bekehrung der oben genannten Einwohner zu einer geoffenbarten Religion, ſoll vor ungefähr dreihundert Jahren geſchehen ſeyn, da einige Chriſten und Mohamedaner ihre Religionslehren dahin brachten, und da ſich einer der Herrſcher des Landes entſchloß, ſich einer der beiden Religionen mit ſeinem Volke zuzuwenden, ſo waren die Apoſtel des Alkorans die Eilfertigſten, für ſich dieſen Gewinn zu ziehen, und der Regent ließ ſich mit ſeinem Volke beſchneiden; ihm folgten bald die übrigen Fürſten der Inſel. Man hält die Einwohner der Inſel für das tapferſte Volk im mittägigen Aſien. Ihr Hauptgewehr

ſehr gefährlich und in Zweikämpfen ſollen nicht ſelten beide Kämpfer ſich tödten. Die ſtrenge Erziehung macht die Einwohner zu Celebes leicht, geſchickt und ſtark. Die Mütter und Ammen haben die Gewohnheit, einige Male des Tages den Kindern die Glieder mit Oel oder lauem Waſſer zu reiben. Dieſes häufige Einreiben der Glieder ſoll der Natur helfen, um ſich frei zu entwickeln. Nach einem Jahre werden die Kinder von der Mutterbruſt entwöhnt, damit ein langer Gebrauch dieſer Nahrung ihre Kraft nicht ſchwäche. — Man kann jetzt die Inſel in Hinſicht der Herrſchaft in zwei Theile bringen, indem die nordöſtliche Hälfte der Inſel der Sultan von Ternate beherrſcht, den übrigen Theil haben die Holländer ſich zinsbar gemacht, nämlich die Reiche Makaſſar an der Weſtküſte Bony, Soprim, Selindrime, Mandar ꝛc. ꝛc. Nachdem die Holländer ſich auf der Inſel niedergelaſſen hatten, waren die Chineſen nur die einzigen Fremden, die nach Celebes kommen durften, um dort ihren Handel zu treiben; ſie brachten Tabak, Porzellan, rohe oder vielmehr unverarbeitete Seide und Goldfaden dahin, und nahmen Opium, gebrannte oder abgezogene Waſſer (Branntwein), Gummilack, feines und grobes Leinen ꝛc. wieder mit. Die Zölle, der Zehnte des Reißes und der Gewinn bei dem Handel zuſammen genommen, deckten anfangs nicht die Unkoſten der Kolonie, und die Holländer hätten die Inſel auch wieder verlaſſen, wenn ſie nicht mit Recht als der Schlüſſel zu den Gewürzinſeln zu betrachten wäre. Späterhin hat ſich dieſes ausgeglichen. Jetzt handeln auch die Engländer und andere Nationen dahin.

Von den kleinen Sundiſchen Inſeln ſtehen die Küſtenbewohner auch zum Theil unter der Oberherrſchaft der Niederländer oder Holländer, zum Theil auch unter Portugieſiſcher Oberherrſchaft, beſonders ſteht aber der Theil der Oſtſeite unter den Portugieſen. So ſteht z. B. Sumbava, 370 Quadratmeilen groß, mit einem

ſehr fruchtbaren Boden, und ſechs ſogenannte Königreiche enthaltend, unter dem Schutze der Holländer. In das Innere von mehreren dieſer Inſeln iſt man noch nicht eingedrungen, weil es noch rohe Bewohner hat, die unter eigenen Oberhäuptern ſtehen. Ein großer Theil der Bevölkerung der Inſeln beſteht aus Malayen. So z. B. hat Timor, eine 420 Quadratmeilen große Inſel, Malayen zu Bewohnern; auch haben die ſchwarzen Portugieſen in einem Theile dieſer Inſel einen Staat errichtet, deſſen Hauptort Delly heißt. Dieſe Inſel iſt reich an mannigfaltigen und koſtbaren Produkten, worunter auch Gold gehört. Die Holländer ſehen die ganze Südküſte als ihnen gehörig an, und haben daſelbſt die Stadt Kupang mit dem Forte Concordia, und ihre Beſitzungen mit einigen nahen Inſeln (dahin beſonders Rotti mit 40,000 Einwohnern gehört), bilden eine Unterpräfektur von Batavia. Noch zu bemerken iſt Bali, 94 Quadratmeilen groß, das auch Klein-Java genannt wird. Dieſe Inſel iſt zwar im Innern ſehr gebürgig, aber auch ſehr fruchtbar, und liefert Reiß, Oel, Tabak, Salz ꝛc. zur Ausfuhr. Die Einwohner ſind von Malayiſcher Abſtammung und ſtehen unter mehreren unabhängigen Radſchas. Auch die große Inſel Flores, die gegen 50 Meilen lang, 10 bis 18 Meilen breit und überhaupt 420 Quadratmeilen groß iſt, iſt mit Dörfern unter eigenen Oberhäuptern bedeckt, und wenn ſie gleich im Innern gebirgig und waldig iſt, ſo ſind doch die Küſten eben und ſehr fruchtbar. Das Innere dieſer Inſel iſt auch noch nicht bekannt. So iſt die Inſel Sandelboſch, die über 108 Quadratmeilen groß iſt, faſt gänzlich unbekannt, ob ſie

überall hin verbreitet. Ein Mehreres über alle dieſe Inſeln hier anzuführen, iſt nicht der Ort.

Sundiſche Mark, eine Rechnungsmünze, von welcher 6 einen Thaler machen. a) Nach dem Leipziger Fuße, Piſtolen zu $4\frac{2}{3}$ Thlr. gingen im ehemaligen Schwediſch (jetzt Preußiſch) Pommern auf die Köllniſche Mark fein: $1104_{\frac{2}{5}}$, Silber 72; ihr Werth in Piſtolen zu 5 Rthlr. iſt 4 Gr. $3\frac{3}{7}$ Pf. b) Nach dem Hannöverſchen Kaſſenfuße, Piſtolen zu $4\frac{2}{3}$ Thlr. gehen auf die Köllniſche Mark fein: Gold $1104_{\frac{2}{5}}$, Silber $74\frac{2}{3}$ Thlr. Ihr Werth in Piſtolen zu 5 Rthlr. iſt 4 Gr. $3\frac{3}{7}$ Pf.

Sundiſche Schillinge, eine Silbermünze, von der 48 auf einen Thaler gehen. Nach der Münzordnung vom Jahre 1551 wiegt das Stück 28, 1 Holl. As, der Gehalt iſt 5 Lt. 9 Gr., der feine Silbergehalt iſt 9,66 As, und der Werth nach dem 20 Guldenfuße $7\frac{2}{3}$ Pf. Nach dem Jahre 1559 iſt das Gewicht 25,9 Holl. As, der Gehalt 6 Lt., und der Gehalt an feinem Silber 9,72 Holl. As; der Werth $7\frac{2}{3}$ Pf. — Die Sundiſchen Schillinge in dem ehemaligen Schwediſch (jetzt Preußiſch) Pommern machen eine Rechnungsmünze, davon 96 einen Thaler geben. Nach dem Hannöverſchen Kaſſenfuße gehen Piſtolen zu $4\frac{2}{3}$ Thlr. auf die Köllniſche Mark fein: Gold $1766_{\frac{2}{5}}$, Silber $1194\frac{4}{5}$. Ihr Werth in Piſtolen zu 5 Rthlrn. iſt $3_{\frac{3}{4}}$ Pf.

Sündlich, Bei- und Nebenwort, dem göttlichen Geſetze zuwider, gleichſam eine Sünde ſeyend. Eine ſündliche Handlung; ſündliche Gedanken, Begierden, Scherze. In der Deutſchen Bibel wird es oft für ſündig, mit Sünde behaftet, Fertigkeit zu ſündigen beſitzend, gebraucht; z. B. ein ſündliches Volk, Tob. 13, 6. Das ſündliche Fleiſch, Röm. 8, 3. In welcher Bedeutung es aber ungewöhnlich iſt. Im Schwabenſpiegel Suntlich.

Sündlichkeit, die Eigenſchaft einer Handlung, nach

welcher ſie ſündlich iſt, ihre Abweichung von dem göttlichen Geſetze.

Sündopfer, in der Deutſchen Bibel und bei den älteren Juden, ein blutiges Opfer, welches zur Verſöhnung Gottes für eine begangene Sünde gebraucht wurde, daher es auch das Sühnopfer oder Schuldopfer genannt wurde. Der Unterſchied, welchen einige Ausleger zwiſchen Sündopfer und Schuldopfer, daß jenes für Vergehungs-, dieſes aber für Unterlaſſungsſünden gebraucht worden, iſt noch ſtreitig.

Sündwaſſer, ein nur in der Deutſchen Bibel befindliches Wort, um ein Waſſer zu bezeichnen, welches bei den älteren Juden zur Reinigung von einer begangenen Sünde gebraucht wurde, an deſſen Stelle in der Römiſchen Kirche das Weihwaſſer getreten iſt. 4. Moſ. 8, 7.

Sunna, bei den alten Nordiſchen Völkern, die Göttin der Sonne, der Bruder derſelben hieß Mani, und war der Gott des Mondes. Jene wurde von den Göttern, die darüber entrüſtet waren, daß ſie von ihrem Vater einen ſo ſtolzen Namen empfangen hatte, nach dem Himmel verſetzt, um hier die Roſſe der Sonne zu lenken. Ihr zu Ehren wurde das ganze Jahr hindurch ein Eber gemäſtet, und bei dem Eintritte des neuen Jahres, zu Anfange des Februars, geſchlachtet und geopfert. Acht Tage vor dem Januar wurde der Eber zu dem Fürſten des Landes gebracht, auf ſeinem Rücken mußten die Großen mit gefaltenen Händen dem Fürſten huldigen und den Eid der Treue ſchwören ꝛc. Das Bildniß der Sunna war ein halbnaktes, auf einem Säulenfuße ſtehendes Frauenzimmer, mit Strahlen um das Haupt, vor der Bruſt hielt ſie mit ausgebreiteten Armen ein

z. B. Superſedez eine Octave höher als Sedecima, und ſo auch die Superoctave.

Supercargo, Supercharge, im Seehandel auf den Schiffen, ein Aufſeher über die geladenen Waaren, ein Oberkaufmann auf einem Kauffahrer. Auch wenn ein Kaufmann einen Handlungsdiener mit Waaren ausſendet, um ſolche zu vertauſchen oder zu verkaufen, ſo wird eine ſolche Schiffladung oder Waarenparthie ein Cargeſon genannt. Derjenige, der nun die Aufſicht über dieſe Waaren führt, und die Beſorgung des Verkaufs und Einkaufs hat, wird gleichfalls Supercargo genannt, und iſt auch von dem Erſtern in Wenigem verſchieden.

Superfein, ſehr fein, ſo hat man ſuperfeine Tücher. Im Brandenburgiſchen führt eine Art Kerntuch dieſen Namen, welches mit dem Buchſtaben F von den Meiſtern gezeichnet wird. Ein Tuch von dieſer Sorte wird eingeſchoren: 24 Ellen Berliner Maaß in der Länge und 2016 Fäden in der Breite, in 72 Gängen, 14 Pfeifen beſtehend, mithin kommen auf jeden Gang vier Faden mehr als beim Kerntuche, und ſoll die Kette zu dieſem Tuche mit feinem Rockenmehle geſtärkt werden, damit daſſelbe ſeine richtige Breite und Länge bekomme, und in der Walke nicht gedreht oder gekehrt werden darf. Man nimmt hierzu die allerfeinſte Kernwolle, und eben ſo viel, wie vorher angeführt worden, 43 Pfund zur Kette und Einſchlag außer den Leiſten. Vom Werkſtuhle und aus der Walke muß es mit dem Kerntuche gleich lang und breit ſeyn, und man beobachtet dabei eben daſſelbe, wie beim Kerntuche (ſ. unter Tuch), nur daß bei dieſem und dem vorigen kein Oel geſpart werden muß; daher es auf das Ermeſſen des Fabrikanten ankommt, ob und wie weit die in der Schauordnung auf ein Stück Kerntuch gerechneten 2 Pfund Oel hinreichend ſind, damit er einen gleichen und geraden Faden

erhält. — Superroyal, eine Gattung Kupferplattenpapier in England, welches 19¼ Zoll hoch, und 27½ Zoll breit ist. Das Ries kostet 1 Pfd. Sterl. und 5 bis 18 Schillinge. — Superroyalpapier, eine Art Schreibpapier, sowohl in Holland, als auch in England; es hat dieselbe vorher angeführte Höhe und Breite, und kostet 1 Pfd. 18 Schillinge. — Superfeiner Zucker, eine Benennung des Kanarienzuckers. Man wendet das Wort superfein oder außerordentlich fein noch bei mehreren Waaren an; so sagt man auch superfeines Oel, worunter man das feinste Olivenöl versteht, welches auch unter dem Namen Provenceröl bekannt ist ꝛc. ꝛc. Auch extrafein versteht man darunter.

Superficialfiguren, diejenigen Figuren, die in der Meßkunst durch Linien verfertiget werden können, und als Hauptregeln der Messung und Rechnung angesetzt werden, und durch welche, nach dieser mathematischen Wissenschaft, Alles zu reduciren steht. Es werden gewöhnlich acht angenommen: 1) das Quadrat, 2) das Oblongum oder Rectangulum, 3) der Rhombus, 4) der Rhomboides, 5) das Trapezium, 6) das Trapezoides, 7) der Angulus rectus, und 8) die Zirkelflächen. Dieses sind eigentlich die Figuren, wodurch man sich in der Planimetrie zu helfen und in denen man andere irregulaire Figuren zu vergleichen hat, weil deren Ausmessung und Ausrechnung in der Geometrie eine zu bekannte Sache ist.

Superficialmaaß, in der Deciamlrechnung; es besteht aus Quadratruthen, Riemenruthen, Quadratfuß, Riemenfuß, und von beiden auch aus den Zollen, Granen

selben entrichte, wofür er die Bauſtelle billiger erhalten hat. Man nennt ihn auch Erbzinsmann.

Superfoetatio, Superimpraegnatio, Epicyema, Epiciesis, die Ueberſchwängerung, wenn eine Frau zu verſchiedenen Malen empfängt oder mehrere Eyer zugleich befruchtet werden, und alſo die Schwangere mehr denn eine Frucht trägt und zur Welt bringt, und ſolches gleichzeitig, das heißt, eine Frucht nach der andern oder ein Kind nach dem andern, oder ungleichzeitig, indem ſie erſt ein Kind zur Welt bringt, und dann nach mehreren Wochen das Andere, auch wohl ein Drittes ꝛc.; ſ. den Art. Ueberſchwängerung, unter U.

Superinductum, derjenige Zuſatz, den ein Landesherr von ſeinen Unterthanen zu den gewöhnlichen Abgaben fordert, wenn ſie zu den Bedürfniſſen des Staats nicht zureichen.

Superintendent, aus dem Lateiniſchen Superintendens, die Bezeichnung desjenigen, welcher die Aufſicht über Andere führt. In der Römiſchen Kirche waren es ſchon vor Alters gewiſſe Aufſeher über die Geiſtlichen einer Diöces, welche unter dem Biſchofe ſtanden, und mit den an andern Orten üblichen Dekanen oder Dechanten einerlei zu ſeyn ſcheinen. In der evangeliſch-Lutheriſchen Kirche hat man dieſes Wort, ſo wie die Würde beibehalten, und da iſt der Superintendent ein vornehmer Geiſtlicher, welcher die Aufſicht über die Geiſtlichen und Pfarrer eines gewiſſen Kreiſes oder Bezirks hat, für dieſe die erſte Inſtanz iſt, ſelbſt aber unter dem General-Superintendenten der Regierung, oder auch unter einem Ober-Conſiſtorio ſteht. Er iſt in der evangeliſchen Kirche ungefähr das, was ein Biſchof in der Römiſchen iſt, und wird in einigen Gegenden auch Dechant, Decanus, Senior ꝛc. genannt. In manchen Ländern hat er auch Inſpektoren oder Präpoſitoren unter ſich, welche die nächſte Aufſicht über einen ihnen angewieſenen kleinern Bezirk haben.

Superioritas territorialis, eigentlich die höchſte Gewalt eines Reichsſtandes, bei dem ehemaligen Beſtande des Deutſchen Reiches, nach ſeiner Urverfaſſung, daß er nämlich als Landesherr über Alles in ſeinem Staate gebieten konnte, und denſelben auch zu beſchützen berechtiget war, jedoch unbeſchadet der Rechte des Deutſchen Kaiſers, und ohne deſſen Nachtheil. Ein Recht, welches jetzt bei der Auflöſung des Deutſchen Kaiſer-Reiches nur den noch beſtehenden ſouverainen Fürſten durch ihre Machtvollkommenheit nach der Deutſchen Bundesakte geblieben iſt; den übrigen Fürſten ſteht dieſes Recht in der frühern Ausdehnung durch die Mediatiſirung nicht mehr zu, ſie ſind der Landeshoheit der Andern unterworfen. Ehemals beſtand Deutſchland aus einigen Hundert größern und kleinern Staaten, die, als unabhängig für ſich beſtehend, in allgemeinen Angelegenheiten unter einem Oberhaupte ſtanden, das den Titel Römiſch-Deutſcher Kaiſer führte, und nach dem Befreiungskriege, nachdem das Deutſche Kaiſerreich ſchon **1806** durch die Niederlegung dieſer Würde von dem Kaiſer Franz dem Zweiten aufgelöſet worden, wurden die Deutſchen Fürſten durch den Wiener Congreß zum Deutſchen Bunde vereiniget, und von der oben angeführten Anzahl blieben nur achtunddreißig als ſouveraine Fürſten, mit Einſchluß der vier freien Städte: Hamburg, Lübeck, Bremen und Frankfurt a. M., übrig, die Andern wurden, wie ſchon bemerkt worden, mediatiſirt, und kamen unter die Landeshoheit derjenigen Fürſten, in deren Nähe ihr Land oder ihre Beſitzungen lagen. Schon im Lüneviller Frieden **1801** wurden die geiſtlichen Staaten und die meiſten Reichsſtädte Deutſch-

souverainen Fürsten und Grafen, wie oben angeführt worden. Die mediatisirten Fürsten werden durch die Macht des Fürsten, unter deren Landeshoheit sie stehen, besonders beschützt, und dann im Allgemeinen durch den Deutschen Bund, vor den sie ihre Klage bringen können, wenn ihnen nicht dasjenige Recht widerfährt, welches auf dem Congresse zu Wien ihnen ausgemacht worden ist.

Superklug, Bei- und Nebenwort, und von dem Lateinischen super, jedoch nur im gemeinen Leben, übermäßig klug, das ist, naseweis. Man sagt daher ein superkluger Mensch, ein naseweiser Mensch, der Alles besser wissen will, als Andere, sich überall hervordrängt, um seine Weisheit anzubringen, auch wohl Andere mit seiner Weisheit aufzieht. Auch derjenige, der sich in Alles unberufener Weise mischt. Ein junger Deutschfranzos war kurz nach seiner Heimkehr aus Paris in einer Gesellschaft von Männern, in der es ihm wohl am anständigsten gewesen wäre, zu schweigen; allein er konnte nicht aufhören, von den Wundern, die er gesehen, und dem erhabenen Genie der Französischen Nation, das sich selbst in dem gemeinsten Tagelöhner zeige ꝛc., zu erzählen. „Aber sagen sie mir doch, fragte ihn endlich der Herr von D., ein ehrwürdiger Greis, sehr ernsthaft: ist es denn wirklich wahr, was man mir erzählt hat, daß in Frankreich selbst die Bauerkinder Französisch sprechen? —

Supernaturalismus, in der Religionsphilosophie, eine übernatürliche Offenbarung der Religion; da die Vernunft des Menschen nicht ausreicht, nach dem supernaturalistischen Systeme, sich von den Wahrheiten der Religion eine befriedigende und unumstößlich feste Ueberzeugung aus sich selbst zu verschaffen, so ist die Offenbarung ein allgemein wesentliches Bedürfniß derselben. Findet sich nun irgendwo eine übernatürliche Offenbarung faktisch, so hat die Vernunft bloß die hi-

ſtoriſche Gewißheit derſelben außer Zweifel zu ſetzen, in Hinſicht auf den Inhalt derſelben muß ſie ſich ſchlechthin beſcheiden. Wenn die Vernunft das Vermögen iſt zu vernehmen, alſo auch zu erforſchen und kennen zu lernen, ſo darf ſie aber nicht in Vorurtheilen oder Irrthümern befangen ſeyn; denn eine ſolche Vernunft darf ſich der Prüfung des Inhalts einer gegebenen Offenbarung nicht anmaſſen; denn von Gottes Exiſtenz und Wirken kann man keine übernatürliche Offenbarung anders erhalten, als durch das Buch der Natur, in das wir täglich blicken, und durch Erſcheinungen, Wunder, Weiſſagungen ꝛc., die ſich einzelnen Menſchen aufthun. Der ächte Supernaturaliſt erwartet von der Offenbarung auch die Beſtätigung ſeines Glaubens an Gott, und dieſes vor Allem andern, und er unterwirft ſich dem, was die Offenbarung darüber ſagen möchte, eben ſo unbedingt, wie allen übrigen Ausſprüchen derſelben; denn eine nähere Beſtimmung von Gottes Denken, Wollen und Wirken wagt die Vernunft nicht zu geben, und eben darum beſchließt ſie eine hiſtoriſch anerkannte Offenbarung, ſich ſelbſt beſcheidend, anzunehmen, und ihren Ausſprüchen und Enthüllungen über das Walten Gottes im Weltlaufe und in den Schickſalen des Menſchen in Abſicht auf deſſen Beſtimmung unbedingt und ſich ſelbſt verleugnend, ſich zu unterwerfen, ſelbſt in dem äußerſten Falle, daß der Inhalt einer ſolchen Offenbarung vernunftwidrig wäre, ein Fall, der zwar logiſch für möglich, aber für real unmöglich erklärt werden muß; und ſelbſt in dieſem Falle ergiebt ſich der Supernaturaliſt in ſein Schickſal und nimmt dieſe troſtloſe Offenba-

nicht die Bekanntmachung des der Vernunft Unerreichbaren ſey, dann müſſe die Vernunft die Befugniß haben, nicht bloß die Gründe für die Realität der Offenbarung, ſondern auch den Inhalt derſelben ihrer Beurtheilung und Sichtung zu unterwerfen. Dieſen Satz nehmen auch Andere an, ſobald beſtätigen nicht mehr bedeutet, als durch Zeugniß erhärten, autoriſiren; denn es wird hier nämlich vorausgeſetzt, die Vernunft habe die hinreichenden Gründe für die Ueberzeugung von den Wahrheiten der Religion in ſich ſelbſt, da ſie aber nicht in Jedem zu dem gleichen Grade von Selbſterkenntniß gelange, ſo müſſe es Viele geben, welche ſich von den Wahrheiten der Religion aus eigner Kraft hinlänglich zu verſichern nicht vermögen. Dieſe fühlen nun nothwendig das Bedürfniß einer äußeren Beſtätigung deſſen, was ihnen innerlich mehr oder weniger problematiſch bleibe und dieſen habe Gott mittelſt der Offenbarung des Mangelnde erſetzen wollen. Eine ſolche Offenbarung muß von der Vernunft ihrem Inhalte nach geprüft werden, da ſie nicht mehr ſeyn ſoll, als die poſitive Wiederholung der Vernunftreligion ſelbſt, und dieſe in ihrer allgemein möglichen Vollſtändigkeit gedacht. Bedenklichkeiten dagegen können nur daher entſtehen, daß man fragte: Wer zu einer ſolchen Prüfung fähig ſey? ob diejenigen, welchen die Offenbarung ihrer mangelhaften Vernunfterkenntniß wegen eigenes Bedürfniß war? oder vielmehr Jene, welche derſelben für ihre Perſon nicht mehr bedürfen, und eben dadurch allein im Stande zu ſeyn ſcheinen, über die Aechtheit und Vollſtändigkeit einer gegebenen Offenbarung mit wahrer Sachkenntniß und Umſicht zu entſcheiden? — Uebrigens hält der Supernaturaliſt die Offenbarung für eine auf alle Zeiten und alle Menſchen ohne Unterſchied berechnete Anſtalt Gottes, und er muß ſie auch dafür halten, weil er von der Vernunft die abſolute Unfähigkeit, ſich jemals von der Wahrheit der Religion genügende Ueberzeugung

aus ſich ſelbſt zu verſchaffen, behauptet. Der Rationaliſt hält die Offenbarung für eine Veranſtaltung Gottes zur Erziehung des Menſchengeſchlechtes, weil ihm ſeine eigene Vernunft die volle Befriedigung über die Angelegenheiten der Religion gewährt; woraus man gewahrt, wie beide Syſteme, der Supernaturalismus und der Rationalismus, ſich gegen einander verhalten. Der Supernaturaliſt kann durch alle Beweiſe, daß die Vernunft die ältere Tochter der Gottheit ſey, doch nicht eher die Ueberzeugung erhalten, als bis er ſie als ſolche in ſich ſelbſt findet; wiederum darf auch der Rationaliſt von Jenem nicht beſchuldiget werden, daß er ſeine Vernunft vermeſſen erhebe, bevor ihm nicht die Unhaltbarkeit ſeines religiöſen Glaubens klar aufgedeckt worden iſt. Der Rationaliſt wird der Ueberzeugung des Supernaturaliſten relative Wahrheit zugeſtehen, weil er die Nothwendigkeit derſelben bei einem gewiſſen Grade der Selbſterkenntniß begreift. Der Supernaturaliſt kann dagegen den Rationaliſten nur des abſoluten Irrthums zeihen, allein beweiſen kann er ihn ihm nicht. — In ſtrengerer theologiſcher Beziehung ſoll das Wort Supernaturalismus ſeinen Urſprung jener ächtchriſtlichen Zeit verdanken, wo man Natur und Gnade einander entgegen ſtellte, und von den übernatürlichen Gnadenwirkungen machte man nachher das Abſtraktum Supernaturalismus, welches aber nicht mehr auf die Species der Gnadenwirkungen paßte und deshalb nach einer ſehr nahe liegenden Subreption auf die ganze Anſtalt des Chriſtenthums, der Offenbarung überhaupt übergetragen wurde, und ſo in ſubjekti-

[redacted]

liger, welcher gleichsam als Hülfsarbeiter beschäftiget ist oder fungirt, und erst irgendwo einrangirt werden soll. Er genießt Diäten, so lange er als Hülfsarbeiter beschäftiget ist. Man findet dergleichen Arbeiter hauptsächlich in den Kanzleyen, Registraturen, Kalkulaturen und bei den Kassen. Es sind Individuen, die eine Anwartschaft auf einen Staatsposten haben, denen aber eine wirkliche Anstellung wegen der Vollzahl der etatsmäßigen Staatsdiener noch nicht werden konnte, um sie jedoch zu beschäftigen, werden sie in den genannten Fächern vorläufig mit Diäten angestellt, jedoch auf unbestimmte Zeit, und nach Maaßgabe der Geschäfte, da Viele von ihnen Wartegeld genießen, also einigermaßen wegen ihres Unterhalts gesichert sind. — Bei den Römern waren die Supernumerare Soldaten, die noch zu einer Legion kamen, wenn solche schon vollständig war. Es waren daher überkomplette Leute, die hauptsächlich im Kriege den Legionen zugeordnet waren, und hier sowohl dem Fußvolke, als der Reiterey. Sie dienten dazu, wenn ein Soldat blessirt wurde oder blieb, dessen Stelle zu ersetzen. Auch in Friedenszeiten hatte man dergleichen Hülfsleute, die beim Ausscheiden eines Mannes aus der Legion solche durch ihren Beitritt wieder vollzählig machten. Eine zweite Klasse dieser Supernumerare war nur dem Namen nach Soldaten, und kam nie zu den ordentlichen Legionen.

Superoctave, bei den Orgelbauern, die funfzehnte Klangstufe an einer Orgel vom Prinzipal an gerechnet.

Suppe, Fr. Soupe, Engl. Soup, Ital. Suppa, in der Kochkunst, eine warme Brühe, die aus Fleisch mit Wasser, Salz, Suppenkraut, Englischem Gewürze; mit Reis, Graupen, Sago, Gries, Nudeln ꝛc., oder aus bloßem Mehle mit Wasser, Salz ꝛc., oder aus Weiß- und Braunbier ꝛc. bereitet wird, daher eine Fleischbrüh-, Mehl-, Bier-, Wein-, Milch-, Wasser- ꝛc.

Suppe. Eine Suppe kochen, anrichten, auf-

tragen, eſſen. Einen Löffel Suppe eſſen, ein wenig Suppe. Figürlich iſt: Jemanden auf einen Löffel Suppe oder auf eine Suppe einladen oder bitten, ihn zum Eſſen auf eine Mahlzeit bitten. In Brautſuppe und einigen andern bedeutet es gleichfalls eine Mahlzeit, beſonders in ſofern die Suppe der vornehmſte Theil derſelben iſt. — 2. Im gemeinen Leben wird es zuweilen, ſo wie Brühe, von einer jeden dicklichen Feuchtigkeit gebraucht. Die rothe Suppe, verächtlich und in der niedrigen Sprechart, das Blut. So ſagt man: Jemanden ein Paar Ohrfeigen geben, daß ihm die rothe Suppe davon laufen ſoll, das Blut. Die Grundſuppe, der untere dickere Theil eines flüſſigen Körpers. Jemanden in der Suppe ſitzen laſſen, in einem ſchlimmen Handel. Jemanden eine Suppe bereiten, einen ſchlimmen Handel. — Vorbereitungen zu den Suppen in der Kochkunſt. Ehe man eine Suppe gehörig zuſammenſetzen und kochen kann, muß man erſt mit mehreren Vorbereitungen bekannt ſeyn, die im Reinigen und Präpariren der Species beſtehen, welche man gewöhnlich zu den Suppen nimmt, und die man bei der Beſchreibung einer jeden Suppe nicht immer wiederholen kann, und in der Encyklopädie ſind ſie auch nicht Alle unter ihrem beſondern Namen angeführt. Daher hier die Nöthigſten. Daß der Reis, die Graupen, die Linſen, Erbſen und alle dergleichen Suppenprodukte, erſt, ehe ſie an die Suppe kommen, verleſen oder von ihren Unreinigkeiten gereinigt werden müſſen, iſt zu bekannt, als darüber hier noch etwas zu erwähnen, eben ſo, daß das Fleiſch vorher erſt abgewaſchen werden muß, ehe man es auf-

wird. Da das Weiß- und Braunmehl in der Küche unter Mehl, Th. 87, übergangen worden, so folgt hier eine Beschreibung dessen Zubereitung, da es in den Suppen vorkommt. Man nehme Butter, und lasse sie auflaufen, das heißt, die Butter muß so lange auf dem Feuer bleiben, bis sie in die Höhe steigt, sobald dieser Zeitpunkt eintritt, den man nicht versäumen darf, thue man, nach dem Verhältnisse der Quantität, einen oder mehrere Löffel feines Weitzenmehl hinzu, rühre es so lange auf dem Feuer, bis das Mehl ebenfalls mit aufsteigt, und nehme dann das nun fertige Weitzenmehl vom Feuer. — Das braune Mehl wird wie vorher gemacht, nur mit dem Unterschiede, daß die Butter braun seyn muß. Man muß das Mehl tüchtig mit einem hölzernen Löffel rühren, damit es ein angenehmes Braun erhält. — Die Croutons, die man in Suppen gebraucht, s. Th. 8, S. 464. — Das Leson von Eyern, welches unter Ey, Th. 11, übergangen worden, wird auf folgende Weise gemacht. Einige Eyer werden aufgeschlagen, und das Eyweiß davon, wenn sie frisch und gut sind, von der Dotter entfernt; dann rühre man diese mit einem Löffel voll Wasser auf einem Eyklar ohne Mehl ab, es sey denn, die Suppe wäre zu dünn, und man wollte nicht so viele Eyer auf die Sache verwenden; dann durch ein Haarsieb gegossen. Viele nehmen, um bei den Eyern zu sparen, die ganzen Eyer zu diesem Leson, dieses taugt nicht nur nichts, sondern ist auch kein Ersparniß, weil eine jede Sache dadurch rauh und unansehnlich wird. — Krebsbutter, s. Th. 48, S. 425. — Die Jüs, s. Th. 31, S. 855. Eine Nothjüs ohne Fleisch, die man zu einer braunen Suppe gebrauchen will, bereitet man auf folgende Weise. Man nehme einige Loth zerstoßenen Zucker, schütte denselben auf einen nicht zu sehr verzinnten Kasserollen-Deckel, bringe diesen auf gelindes Kohlenfeuer, und lasse den Zucker darauf hochbraun brennen; man lasse nun diese Jüs mit

Waſſer loskochen, und bewahre ſie in einem Glaſe oder Topfe auf, ſo hat man ſtets eine Nothjüs. — Die Zubereitung der Suppen, welche in der Kochkunſt vorkommen, ſind folgende:

1) Eine klare Bouillonſuppe. Man nehme ein Stück gutes Rindfleiſch, von der Schwere, als man es zu der Perſonenzahl gebraucht, waſche es ab, klopfe es ein wenig, und thue es in einen guten irdenen Topf, gieße Waſſer darauf, ſo viel als nöthig iſt, dann ein Bündchen Sellerie und Peterſilienkraut, auch Peterſilienwurzeln, zwei bis drei Mohrrüben und ein wenig Salz, und laſſe es beim Feuer kochen. Wenn nun die Suppe recht kräftig und gut iſt, ſo gieße man ſoviel davon durch ein Sieb in einen andern Topf, als man zur Suppe nöthig hat; dann zum Feuer geſetzt, daß es kochend heiß bleibe. Man gieße nun wieder kochendes Waſſer auf das Fleiſch, ſo viel, als nöthig iſt, damit es vollends gar kochen kann. Wenn angerichtet werden ſoll, thut man geröſtete und in Würfel geſchnittene Semmel oder auch in Scheiben geſchnittenes Milchbrod in die Schüſſel oder Terrine, gießt die klare Bouillon kochend heiß darauf, und giebt ſie auf den Tiſch. Man kann auch ein wenig Muskatennuß darüber reiben.

2) Kraftſuppe oder kräftige Bouillon. Man nehme ein derbes Stück Rind- und Kalbfleiſch, ein altes Huhn, ein gutes Stück magern Schinken und dann Wurzeln aller Art. Die Bereitung geſchieht auf folgende Weiſe. Man reinige oder waſche bloß das Rindfleiſch, wäſſere es aber nicht erſt Stunden lang ein, wodurch dem Fleiſche zu viel Kraft entzogen wird, thue es dann in ein größeres mit kaltem Waſſer angefülltes Geſchirr, damit ſich das Fleiſch darin gehörig bewegen

[redacted]

man die Hühner, welche reinlich zubereitet seyn müssen, wie es bei den beim Federvieh vorkommenden Speisen gewöhnlich geschieht, dazu, so auch das Kalbfleisch, welches vom Blatte oder Halse seyn kann, und höchstens 1 Pfund derben Schinken. Wenn nun die ganze Fleischmasse wieder ins Kochen gebracht und abermals abgeschäumt worden ist, thue man das Wurzelwerk, als: Sellerie, Mohrrüben, Petersilienwurzeln und Porré, gut gereiniget und gewaschen, hinzu, auch ein Paar Lorbeerblätter und einige Körner Englischen Gewürzes. Hat nun diese Bouillon drei bis vier Stunden unter gehöriger Aufsicht, bei gelindem Feuer, gekocht, so lasse man sie durch ein feines Haarsieb oder durch eine Serviette laufen, damit weder Fett, noch sonstige Unreinigkeiten darin bleiben, und sie zu allen in der Kochkunst vorkommenden Speisen, als Suppen, Gemüsen, Frikassees und Ragouts gebraucht werden kann.

3) Suppe à la Jardinière mit Kalbfleischklößchen. Man blanchire Blumenkohl, Mohrrüben, Morcheln und Sellerie, das heißt, man wälle diese Produkte ab, damit keine Unreinigkeiten daran bleiben, nehme dann grüne Erbsen, grüne Bohnen, Artischocken, Portulak, Kerbel und Salat, von Allem, nach dem Verhältnisse der Suppe, nicht zu viel, und lasse es in frischer Butter gut abschwitzen, fülle dann recht kräftige Bouillon darauf, dann klar gekocht, mit ein wenig Weißmehl abgeschärft, und mit Sahne und dem Gelben von sechs Eyern abgezogen. Man mache nun Kalbfleischklöße, welche man aus 2 Pfund derbem Kalbfleische, aus der Keule oder dem Blatte, macht, 1 Pfund Speck und Nieren-Rindstalg dazu nimmt, auch 6 Eyer, einige Schalotten, Petersilie, Estragon, Gewürze und drei Mundbröde. Das Fleisch wird gereiniget und gehackt, so auch das Rindstalg, die Kräuter und die Schalotten. Man macht nun mit Eyern und den Milchbröden den Teig zu den Klößchen, thut das Fleisch, die Kräu-

ter, Schalotten und das Gewürz hinein (3 Nelken, 6 Pfefferkörner, 6 Körner Engliſchen Gewürzes und etwas Muskatennuß), daraus Klößchen gemacht und in Bouillon gar gekocht.

4) Reisſuppe mit einem alten Huhne. Wenn man gute Rindfleiſchbouillon beſitzt, ſo wird das gut zubereitete Huhn darin gar gekocht, und der Reis, der vorher in kaltes Waſſer gethan und ein wenig am Feuer hat ziehen müſſen, wird, nachdem das Waſſer abgegoſſen worden, mit der Bouillon aufgeſetzt und gar gekocht. Der Reis darf aber nicht zu viel kochen, weil er lang und ganz bleiben muß. Man ſchrecke nun die Suppe mit etwas Weißmehl und legiere ſie mit Eyern, damit ſie recht weiß werde. Beim Anrichten thue man etwas Muskatennuß hinzu. Man kann das Huhn mit einer Sauce geben, die aus ½ Pfund friſcher Butter, dem Gelben von drei Eyern, etwas Muskatennuß, und mit drei Löffeln Mehl gut durchgerührt, beſteht, dann das Ganze mit Bouillon oder auch nur mit bloßem Waſſer abgerührt und darüber gegeben.

5) Perlgraupenſuppe. Man ſetze ½ Pfund rein gewaſchene Perlgraupe mit guter Bouillon und etwas friſcher Butter auf, und koche ſie ganz weich; dann in einen großen Topf gethan, und mit einem Quirl ſo lange geſchlagen, daß ſie ſeimig und weiß bleibe. Hierauf in einer guten Bouillon wieder aufgeſetzt, Sellerie in beliebige Figuren geſchnitten und Muskatennuß dazu gethan, mit einer Leſon von Eyern legirt und abgeſalzen. Zu dieſer Suppe iſt Kalbsbruſt am beſten zu gebrauchen. Auf die vorbeſchriebene Weiſe wird dieſe Suppe auch von Hühnern und Tauben gemacht,

durch und ſetze ſie wieder ans Feuer zum Kochen. Dann rühre man zwei bis drei Eyer mit einem Löffel voll Mehl mit Waſſer klar ab. Wenn ſich die Bouillon im Kochen befindet, ſo laſſe man die Eyermaſſe unter immerwährendem Rühren in die Suppe laufen, und ſie einige Male mit aufkochen. Dieſe Suppe wird in die Terrine mit ein wenig Muskatenblumen oder Muskatennuß und etwas Salz angerichtet.

7) Leberſuppe mit Klößen. Man rapire oder ſchabe eine Kalbsleber fein aus, und ſetze den Abgang mit 3 Pfund Rindsleber, guter Bouillon und Jüs auf, thue eine halbe Staude Sellerie, zwei Borrés, Zwiebeln, eine Mohrrübe und Peterſilienwurzeln daran, und laſſe es klar kochen. Dieſe Bouillon gießt man durch eine Serviette, thut ein wenig Pfeffer, Salz, Muskatennuß dazu, und dann feine Kräuter, als Kerbel, Portulak, Eſtragon, und laſſe es mit verkochen. Von der rapirten Leber mache man Klöße auf folgende Weiſe: Man ſchlage ½ Pfund Butter zur Sahne, dann das Gelbe von ſechs Eyern, beides mit der Leber vermiſcht, ein wenig Muskatenblumen, Pfeffer, Salz, für ½ Groſchen geriebene Semmel, von dem Weißen von zwei Eyern den Schnee dazu geſchüttet, und die Klöße vor dem Anrichten in die Suppe gethan.

8) Lungenſuppe. Man nehme die Lungen von dem Geſchlinge zweier Kälber, waſche ſie rein aus, und ſetze ſie mit kaltem Waſſer in einem nicht zu großen Geſchirre über Feuer zum Kochen. Wenn es rein abgeſchäumt worden, thue man ein wenig Salz, Borré, Sellerie, eine Mohrrübe und zwei Lorbeerblätter darein, und laſſe es ſachte auskochen. Man kann auch 1 oder 2 Pfund Kalbfleiſch dazu nehmen. Wenn die Lungen weich ſind, ſo wird die Bouillon durchgegoſſen, die Lungen in kleine Stücke geſchnitten, mit jungem Kerbel, Portulak und ein wenig Peterſilie wieder zum Kochen über Feuer geſetzt, mit einem Löffel Mehl und einem Stück-

chen Butter auflaufen laſſen, und in der Suppe klar gekocht, ſolche mit ein Paar Eyern ablegirt und ein wenig Muskatennuß darein gethan. Dieſe Suppe iſt Kranken vorzüglich zu empfehlen.

9) **Jüsſuppe mit Macaroni.** Man nehme eine gute, kräftige und recht klare Bouillon und Jüs, thue Wurzeln und Kräuter, als Mohrrüben, Borré, Blumenkohl, Sellerie ꝛc., darein, und wenn Alles gar iſt, nehme man ½ Pfund Macaroni, erſt abgebrühet, dann gleich ablaufen und ſie in der Suppe gar kochen laſſen. Hierzu giebt man geriebenen Permeſankäſe beſonders auf einem Teller, weil nicht alle Perſonen am Tiſche Liebhaber davon ſind, auch der Käſe, wenn er warm wird, ſich ſehr ziehet. Man kann auch noch etwas Muskatennuß zur Suppe nehmen. In dieſe Suppe kann man Reiß, Nudeln, Klöße aller Art thun.

10) **Durchgeſtrichene Suppe oder Purée.** Purées nennt man alle durchgeſtrichenen Suppen, welche von Wurzeln und feſten Ingredienzien, als Linſen, Erbſen, Rüben, Kaſtanien ꝛc. gemacht werden. Wenn man z. B. ein ſolches **Purée** von Kaſtanien machen will, ſo geſchieht es auf folgende Weiſe: Man ſchäle von 1 Pfd. Kaſtanien erſt die Schalen ab, blanchire ſie, damit ſie ihre gelbe Farbe behalten, nehme dann eine halbe Staude Sellerie, eine Mohrrübe und Borré, und ¼ Pfund mageren Schinken, paſſire es mit ¼ Pfund Butter, thue eine Handvoll Mehl dazu, dann die Kaſtanien, Bouillon darauf gefüllt und gar kochen laſſen. Wenn dieſe Suppe braun werden ſoll, ſo nehme man gute Jüs, und ſollte ſie nicht dick genug ſeyn, ſo ſchneide man einige Scheiben Semmel dazu. Man ſtreiche die

Handvoll geriebener Semmel und etwas Salz, Pfeffer, Muskatennuß, macht daraus längliche Klöße, und backt sie in Butter oder Schmalz goldgelb aus. Von den Karpfenzungen und Hechtlebern macht man ein Ragout, und thut dasselbe, nebst den gebackenen Knöteln oder Klößen beim Anrichten in die Suppe.

13) Karmeliter-Suppe, Potage à la Carmelite, wird auf dieselbe Art bereitet, als die vorhergehende Kapuzinersuppe, nur daß man anstatt des Ragouts kleines in Butter gedünstetes Wurzelwerk dazu thut.

14) Polnische Suppe, Potage à la Polonaise, wird eben so, wie die beiden vorhergehenden bereitet, nur daß, anstatt der gebackenen Klöße, solche in Fischbouillon gekocht werden, auch kann man als Ragout ein halbes Schock gedunstete Schnecken, nebst vier Loth getrockneter Steinpilze hineinthun. Auf gleiche Art, wie die Krebs- und grünen Erbsensuppen, kann man auch solche von Fischbouillon machen, wie überhaupt alle Fastensuppen auf die nämliche Weise, wie die Fleisch-Potagen gemacht werden, nur mit dem Unterschiede, daß alle Bestandtheile dazu von Fischen seyn müssen.

15) Grüne Erbsensuppe. Man nehme zu dieser Suppe die schon etwas stark oder groß gewordenen Erbsen, eine halbe Staude Sellerie, eine Petersilienwurzel, eine Mohrrübe, zwei Borrézwiebeln und ein halbes Pfund magern Schinken, schneide dieses Alles in Scheiben, und lasse es mit etwas Butter langsam schwitzen; dann eine Handvoll Mehl dazu gethan und mit guter Bouillon auf und gar gekocht, und durch ein Haarsieb gestrichen. Da nun diese Suppe grün seyn soll, so nehme man eine gute Handvoll Petersilie, lasse sie in Wasser ein wenig kochen, und wenn sie ausgedrückt worden, in einem Mörser fein zerstoßen, mit der Suppe durch ein Haarsieb gestrichen, und ein wenig Zucker daran gethan. Diese Suppe muß, nachdem sie durchgestrichen und auf dem Feuer wieder bis zum Ko-

chen gebracht worden, nicht mehr kochen. Man nehme in dieſe Suppe in Butter gebackene Semmel, Filets von Hühnern, und recht magern gar gekochten Schinken.

16) Sellerieſuppe. Man nehme, nach der Quantität der Suppe, zwei bis drei Stauden Sellerie, zwei Borréebollen oder weiße Zwiebeln, ein halbes Pfund magern Schinken, und laſſe es, in Scheiben geſchnitten, mit Butter weiß und gar ſchwitzen; dann mit ein Paar Händen voll Mehl noch ein wenig über dem Feuer gerührt, mit einer kräftigen Bouillon aufgefüllt und gar kochen laſſen, ſo daß kein Fett darauf bleibt; hierauf durch ein Haarſieb geſtrichen und mit Eyern legirt. Man ſchneide von einer Stange Sellerie runde, wie ein Achtgroſchenſtück große und dicke Scheiben, koche ſie beim Anrichten mit Croutons von Parmeſankäſe in gleicher Größe, und nehme dann alte Hühner zur Suppe, das Fleiſch auch ſo geſchnitten, und dazu etwas Muskatennuß. Dieſe Suppe muß, nachdem ſie legirt worden, nicht mehr kochen, ſondern in kochendem Waſſer heiß erhalten werden.

17) Jüsſuppe à la Tartare. Man nehme gute Bouillon und eine gute Jüs, kläre ſie mit Eyweiß und laſſe ſie durch eine Serviette laufen, damit ſie recht klar werde. Man ſchneide kleine Sterne oder Filets von mehreren Wurzeln, als: Sellerie, Mohrrüben, Borré, Kerbel, Kopfſalat, Portulak und Eſtragon, ſchwitze ſie gut ab, und thue dieſe Ingredienzien in eine Jüsſuppe. Hat dieſe gut gekocht, ſo thue man ein wenig Zucker hinein und verſetze ſie gehörig mit Salz. Man mache nun einen gehörigen Nudelteig, nehme eine feine mit etwas Parmeſankäſe verſetzte Hühnerfarce, thue auf

daran bleibe, wovon die Suppe trübe werden könnte. Man blanchire ſie in Bouillon ab, thue ſie auf ein Haarſieb, dann ablaufen laſſen und in der Suppe gar gekocht. Man giebt auch zuweilen Parmeſankäſe auf einem Teller bei Tafel dazu.

18) Sauerampferſuppe oder Purée von Sauerampfer. Der Sauerampfer wird gut verleſen, gewaſchen, und in einer Kaſſerolle ohne Waſſer in ſeinem eigenen Safte ſchwitzen gelaſſen. Man ſchwitze ½ Pfund geſchnittenen Schinken, eine Zwiebel und eine halbe Mohrrübe und Sellerie mit etwas Butter ein, thue zwei Löffel Mehl dazu, und den Sauerampfer darauf, fülle Bouillon auf, laſſe es gut verkochen und ſtreiche es durch ein Haarſieb. Beim Anrichten legire man es mit vier Eyern, der Butter von zwei Sardellen, ½ Quart ſaurer Sahne und etwas Muskatennuß ab. Man giebt hierzu Lamm-Coteletts, glacirte und geſpickte Hühnerbrüſte, geſpickte und glacirte Lammskeulen, verlorne Eyer und Grillade.

19) Suppe von jungen Hopfenkeimchen und Sauerampfer oder Purée davon. Die Hopfenſpruten werden wie Spargel geputzt, in Waſſer gar gekocht, und wenn ſie recht weich geworden, durch kaltes Waſſer gezogen. Man verleſe nun den Sauerampfer, waſche ihn recht rein, blanchire ihn ohne Waſſer in ſeinem eigenen Sude, und ſchneide ihn mit einem Meſſer einige Male durch. Man laſſe nun ein Stück Butter mit etwas magerem Schinken und 2 Loth Mehl auflaufen, thue den Sauerampfer und Hopfen darein, fülle Bouillon auf, und rühre es ab. Man legire es nun mit vier Eyern, ¼ Quart ſaurer Sahne und der Butter von zwei Sardellen ab, thue ein wenig Salz und Muskatennuß hinein, und gebe junge Hühner à la Broche, Coteletts und verlorne Eyer dazu.

20) Erbſenſuppe von getrockneten Erbſen, mit Schweinemaul und Ohren. Man ſchwitze

Sellerie, Mohrrüben, Borré und mageren Schinken (das Wurzelwerk erſt mit der Hand geſchnitten) in einer Kaſſerolle gar, ſtreiche die in Waſſer weich gekochten, dann abgegoſſenen Erbſen durch einen Durchſchlag, nehme von ihnen ſo viel auf die Wurzeln, als zur Suppe nöthig iſt, fülle Bouillon darauf, laſſe es klar kochen, und ſtreiche es dann durch ein Haartuch oder Sieb. Die Schweineohren und Schnauzen werden, wenn ſie nicht gebökelt ſind, in Waſſer mit ein wenig Salz weich gekocht, dann in kaltem Waſſer recht rein gewaſchen, in Filets, wie das Glied eines Fingers lang geſchnitten, und in die Suppe gethan, damit ſie wieder Kraft erhalte; dann ſtelle man die Suppe au bain Marie, damit ſie nicht anſengt. Man ſchneide Croutons von Semmel, backe ſie in Butter, und thue ſie beim Anrichten in die Terrine, damit ſie nicht erweichen. Auf dieſe Weiſe kann man ſie auch grün machen, wozu man ſich der blanchirten Peterſilie bedient.

21) **Linſenſuppe.** Dieſe Suppe wird ganz wie die vorhergehende Erbſenſuppe behandelt, nur kann man Rebhühner, Bauchſpeck oder Faſane dazu nehmen. Die abgeputzten Knochen und Rücken von dem Geflügel werden im Mörſer zerſtoßen, und ehe die Linſen durchſtrichen werden, laſſe man ſie mit auskochen, welches einen guten Geſchmack giebt. Die Rebhühner oder Faſane werden erſt gebraten oder der Reſt vom Braten genommen. Man thue das Fleiſch in Filets oder Scheiben geſchnitten in die Suppe, und laſſe Letztere nicht mehr kochen, auch thue man in Butter geröſtete Semmelſcheiben darein.

22) **Krebsſuppe à la Cardinale.** Man koche

kochen und thue dieſes mit in Waſſer gar gekochten Kräutern und Wurzeln, als Blumenkohl, Spargelſpitzen und Zuckerwurzeln, auch etwas Muskatennuß, an die Suppe, auch kann man ein wenig Kerbel und Portulak nehmen und mit dem Gelben von vier Eyern legiren. Das gar gekochte Huhn wird in anſehnliche Filets geſchnitten und dieſe in die Suppe gethan.

23) Deutſche Suppe mit Markskroutons. Man koche eine gute Kalbfleiſchſuppe, verſetze ſie aber mit Rindfleiſchbouillon, weil das Kalbfleiſch nur ſchwache Suppen giebt; dann thue man Wurzeln und Kräuter: als Kopfſalat, Kerbel, Portulak, Blumenkohl und Spargel hinein und laſſe es mit Weißmehl gut verkochen. Man thue nun noch etwas Muskatennuß und gehörig Salz hinzu, und ziehe es mit Eyern ab. Das Rindsmark wird im Knochen gar gekocht und in den Markröhren zur Tafel gegeben, wo dann der Knochen ſehr ſauber abgeputzt und in Papier gewickelt werden muß. Man kann auch das Mark auf geröſteter Semmel, mit ein Paar Eydottern verbunden, ſerviren; es muß dann aber ſehr warm zur Tafel gegeben und mit ein wenig Pfeffer oder Muskatennuß beſtreuet werden.

24) Schwediſche Suppe, Soupe à la Suedoise. Man nehme kräftige mit Jüs verſetzte Bouillon, und thue darein einen in Filets geſchnittenen Kopf Würſekohl, Suppenkräuter, fein geſchnittene Mohrrüben, weiße Rüben, Sellerie und Borré, einmal abgebrühet, und dieſe Kräuter in der Bouillon gekocht. Wenn das Ganze ſo viel eingekocht iſt, als man Suppe gebraucht, dann thue man eine, vorher erſt abgebratene und in kleine Stücke zerſchnittene, Ente dazu, auch 2 Loth Zucker, gehörig Salz, und ein wenig Muskatennuß. Man richte dieſe Suppe über Permeſan-Croutons an.

25) Ruſſiſche Suppe. Man nehme nach der Perſonenzahl einige Hände voll Sauerkraut, koche es im Waſſer gar, und nachdem es ausgedrückt worden,

zwei Stück rothe Rüben, Mohrrüben und Sellerie, einige Borrés oder weiße Zwiebeln, Alles in Filets geſchnitten, dazu, mit einer recht kräftigen Bouillon aufgefüllt und gar kochen laſſen; dann laſſe man ¼ Pfund mageren Schinken, eine abgebratene Ente, ein Stück halbgargebratenes Rindfleiſch mit aufkochen. Das Fleiſch wird, wenn es ausgekocht iſt, fortgenommen, und das Fett gut abgenommen, die Ente in kleine Stücke geſchnitten, auch zwei Stück Bratwürſte, die erſt abgebraten worden, in gliedlange Stücke geſchnitten, dazu gethan; dann von ſechs bis acht Eyern das Gelbe genommen, mit ¼ Quart ſaurer Sahne klar gerührt, und die Suppe ablegirt; hierauf etwas weißen Pfeffer und Muskatennuß, und ſo über die Filets von Enten, Wurſt und Permeſan-Croutons angerichtet.

26) **Jakobinerſuppe.** Man nehme eine gute Bouillon, verſetze ſie mit etwas Jüs, jedoch nicht ſo viel, daß die Suppe zu braun wird; dann Kräuter und Wurzeln, als Blumenkohl, Spargel, grüne Erbſen, Mohrrüben, Sellerie, Zuckerwurzeln und kleine weiße Rüben (von allen dieſen Produkten nur ſoviel genommen, als der Suppe angemeſſen iſt); auch Kräuter, als Salat, Portulak, Kerbel, Eſtragon ꝛc. Wenn die Kräuter verleſen und gewaſchen worden, müſſen ſie einige Male mit der Hand durchgeſchnitten werden; dann in Butter gar geſchwitzt und in Bouillon kochen laſſen. Da nicht jede Wurzel gleich gar kocht, ſo muß man vorzüglich darauf ſehen, daß diejenigen, welche am längſten kochen müſſen, zuerſt hinein gethan werden. Hierauf werden mehrere Eyer hart gekocht, und wenn ſie kalt geworden, in Scheiben geſchnitten, ſo auch das Fleiſch von einem alten

dareln, in Ermangelung einer wirklichen Schildkröte, einen abgebrüheten gut geſäuberten Kalbskopf und die Füße des Kalbes, und laſſe es zuſammen recht weich kochen. Hierauf thue man vier oder ſechs Krammetsvögel, und in Ermangelung derſelben, ein Rebhuhn, welches vorher mit einigen Wachholderbeeren halb gar geſchwizt und in einem Mörſer zerſtoßen worden, in die Bouillon; dann noch ein gutes Stück magern Schinken und eine Ente. Wenn Alles klar gekocht iſt, den Kalbskopf ausgeputzt, in kleine Filets, wie ein Glied des Fingers lang, geſchnitten, ſo auch das Fleiſch der Ente. Das Ganze mit Würzen und Kräutern, einer Schale Spaniſchen Pfeffers, auch Gondeſſel, verſehen. Man kann auch ein wenig Parmeſankäſe über Tromonds ſtreuen und dazu geben. — Natürliche Schildkrötenſuppe au bain Marie. Der Schildkröte werden der Kopf, die vier Beine und der Schwanz abgeſchnitten, recht ausgewaſchen, in einen Keſſel gethan, ein altes Huhn, welches ſauber ausgeputzt iſt, nebſt 2 Pfd. Kalbfleiſch, einigen Mohrrüben, Sellerie und Peterſilienwurzeln, auch etwas Salz, dazu gelegt, dann gießt man ſo viel kaltes Waſſer als in den Keſſel geht, darauf, lege den Deckel auf, ſchneide Papierſtreifen, beſtreiche ſie mit einem Kleiſter von Mehl und Waſſer, und verkleiſtere damit den Keſſel rund herum beim Deckel, ſetze ihn in eine Kaſſerolle mit Waſſer, und laſſe ihn vier bis fünf Stunden kochen. Beim Oeffnen des Keſſels nach der obigen Zeit werden die Ingredienzien herausgenommen, und man läßt die Bouillon durch ein reines Tuch laufen. Das Fleiſch der Schildkröte wird herausgenommen, klein zerlegt und in die Suppe mit geröſteter Semmel gethan. Oft giebt man auch bloß die Bouillon mit Schmelz.

28) Suppe à la Milord Maréchal. Man nehme eine kräftige Bouillon mit Hühnern; dann in Butter abgeſchwizte Kräuter, als Kopfſalat, Kerbel, Portulak, Blumenkohl und Spargel, auch Champignons,

farcirten Kopfſalat, von dem Letzteren nur ein Paar Blätter, mit guter Hühnerfarce gefüllt, Alles in die Bouillon gethan und gar kochen laſſen. Man nehme nun eine kräftiges Eyerklar, mit ¼ Quart ſaurer Sahne abgezogen, thue aber vor dem Legiren damit, ein wenig in Butter braun aufgelaufenes Mehl, mit ein wenig Muskatenblumen oder Nuß an die Suppe.

29) Nudelſuppe. Wenn die Rindfleiſchbouillon mit ein wenig Sellerie, Borré, auch Suppenwerk gut verkocht worden, ſtreue man Nudeln hinzu, die man auf folgende Weiſe macht. Man nehme Mehl, ein oder zwei Eyer, Salz und Muskatennuß, mache davon einen ſehr feſten Teig, ſchneide ihn in mehrere Stücke, rolle ihn dann ſo dünn, als möglich, ſtreue zwiſchen jedes glatt gerolltes Blatt oben Mehl, und ſchneide dann lange Streifen. Man lege nun mehrere von dieſen Streifen übereinander und ſchneide ſie fein. Dieſe Nudeln nimmt man nun dazu oder Fadennudeln und läßt ſie verkochen, damit ſie mürbe und klar werden. Will man dieſe Suppe ein wenig braun haben, ſo nimmt man Jüs dazu oder legirt ſie mit ein Paar Eyern.

30) Kranken-Kraftſuppe. Man nehme ein gutes, altes, ausgeſchlachtetes Huhn, zerſchlage ihm die Knochen, thue es in einen nicht zu großen Topf, nebſt 2 Pfund Rindfleiſch, auch eben ſo viel Kalbfleiſch, und dazu etwas Salz; gieße ſo viel Waſſer darauf, daß es mit dem Topfe gleich ſteht; dann noch etwas geriebene Macisnuß und einige Nelken hinein gethan, zugedeckt, und den Topf, feſt verklebt, in einen Keſſel mit kochendem Waſſer geſetzt, ſo daß daſſelbe bis an den Rand des Topfes reicht, und laſſe es ſo fünf oder ſechs Stunden

Salz dazu geworfen und kochen gelaſſen, dann abgeſchäumt, einige Körner Engliſchen Gewürzes und Lorbeerblätter dazu gethan, und anderthalb Stunden kochen laſſen. Hierauf die Brühe durch ein Haarſieb in einen andern Topf gegoſſen, wiederum kochen laſſen, und 4 Loth Gries und etwas abgekochten Blumenkohl dazu gethan, auch, wenn es nöthig ſeyn ſollte, etwas Butter. Die Leber wird auch hineingelegt und eine Viertelſtunde darin kochen gelaſſen, desgleichen die Eyer vom Huhne. Man kann auch etwas abgeſtochenes Ey hinzuthun; dann das Huhn, das indeſſen warm erhalten worden iſt, in die Terrine gelegt und die Suppe darüber angerichtet.

32) Kaiſerſuppe. Man nehme kräftige Rindfleiſchſuppe oder vielmehr Brühe, durch ein Haarſieb gegoſſen und ans Feuer gebracht. Man nehme nun noch kalte Brühe, ungefähr ½ Nößel, in einen kleinen Topf gegoſſen und drei ganze Eyer hineingequirlt, auch einen Theelöffel voll Mehl und ein wenig Salz, dann den Topf in einen Keſſel kochenden Waſſers geſetzt und das Eingequirlte eine halbe Stunde kochen gelaſſen. Beim Anrichten ſchneide man daſſelbe in dreieckige kleine Stücke und gieße die Brühe kochend darüber. — Auf eine andere Art. Man nehme 4 Pfd. Rindfleiſch, 2 Pfd. Kalbfleiſch, ein altes Huhn, ½ Pfd. Schinken und einen Marksknochen, koche hiervon eine recht ſtarke Brühe und würze ſie mit Macisnuß. Man quirle nun acht ganze Eyer in einem Topfe zu Schaum, und gieße hernach ſo viel Brühe hinzu, als man Suppe nöthig hat. Man ſetze ſie dann in einem Topfe kochenden Waſſers ans Feuer und laſſe ſie, wenn ſie gut gewürzt und geſalzen worden, kochen, bis ſie gar iſt. Beim Anrichten lege man den Marksknochen in die Terrine und gebe die Suppe darüber.

33) Juliansſuppe, auch Portage Julien. Wurzelwerk aller Art wird ganz fein länglich geſchnitten, in einer Kaſſerolle mit Butter, einem Stücke guten

rohen, geräucherten Schinken und etwas Zucker und Bouillon weich gedünſtet, etwas Kerbel und fein gemengte Peterſilie dazu genommen, und beim Anrichten in die Suppe gethan.

34) Gensdarmenſuppe und Chiffonade oder Potage à la Gens d'armes. Wird wie die vorhergehende Suppe aus Wurzelwerk gemacht, nur daß daſſelbe bei der Gensdarmenſuppe wie kleine Waffen, als Helme, Degen ꝛc. und die Chiffonade dreieckig geſchnitten wird. Zu den Wurzelwerk-Suppen thut man in Butter geröſtete Semmelſcheibchen oder auch Kalbsbruſt.

35) Suppe à la Trianon, auch Potage á la Trianon, mit Linſen, Reis und Krebſen, und zwei Rebhühnern. Bei allen durchgeſtrichenen Suppen wird das Wurzelwerk mit Schinken und Kalbfleiſch geröſtet, nur kömmt es darauf an, ob die Suppe eine braune oder blonde Farbe haben ſoll, dann muß das Wurzelwerk entweder braunroth oder goldgelb geröſtet werden. Es iſt der nämliche Fall bei dieſer Suppe, hier muß das dazu beſtimmte Wurzelwerk braun geröſtet werden; dann eine Handvoll feines Mehl dazu gethan, noch etwas röſten laſſen, eine Metze weichgekochter Linſen dazu gegeben, eine gute Jüs darauf geſchlagen und zwei Stunden kochen gelaſſen. Von den zwei gebratenen Rebhühnern werden die Brüſte herausgenommen und fein in Scheiben geſchnitten, die Keulen nebſt dem Rückgrate im Mörſer zerſtoßen und in die kochende Suppe gethan. Zwei fein geriebene Mundbröde werden goldgelb in Butter geröſtet und gleichfalls in die kochende Suppe gethan. Hat nun

36) Suppe oder Potage á la Dauphine, von zwei Fasanen. Die Fasane werden abgebraten, zerschnitten und im Mörser zerstoßen; dann zu dem Wurzelwerk gethan, welches oben schon mehrere Male bei den Suppen angeführt worden ist, dann durchgestrichen, gut mit Gewürzen versetzt, und beim Anrichten gebackene Semmelscheiben dazu gethan.

37) Extra-Jüssuppe. Man nehme 4 bis 6 Pfd. gutes Rindfleisch, 1 Pfd. geräucherten Schinken, auch 2 bis 3 Pfd. Kalbfleisch und rangire es scheibenweise in einer Kasserolle, doch so, daß die Scheiben des Schinkens und ½ Pfd. ausgebrochener Nierenstollen unten, und die des Fleisches darauf zu liegen kommen; auch lege man große, in Scheiben geschnittene Zwiebeln unten mit hinein, thue einige Mohrrüben, Petersilienwurzeln, Sellerie und etwas ganzen Pfeffer und Nelken dazu, und lasse es auf einem langsamen Feuer schwitzen, bis es unten angeht oder Farbe nimmt. Wenn man die Jüs hoch haben will, so läßt man sie etwas brauner werden, nur muß man sich sehr in Acht nehmen, daß sie nicht anbrennt, weil sie dann einen räucherigen Geschmack bekommt und nicht zu gebrauchen ist. Hat nun die Jüs die gehörige Farbe bekommen, so wird gute Bouillon darauf geschlagen, und sie, indem man das gehörige Salz dazu gethan hat, einige Stunden langsam kochen gelassen, damit sie nicht trübe wird; dann läßt man sie durch eine Serviette laufen und verbraucht sie zur Suppe. Man kann statt des Rindfleisches auch Kalbfleisch nehmen, nimmt dafür aber einige Pfunde Kalbfleisch mehr.

38) Wellingtonsuppe, auch Potage à la Wellington. Von der Hand geschnittene Zwiebeln werden mit länglichen und einen kleinen Finger breiten Semmelschnittchen und ½ Pfd. Permesankäse, der fein gerieben seyn muß, auf eine Tortenpfanne gethan, eine Bouteille Medok darüber gegossen und im Ofen langsam backen lassen, jedoch so, daß die Masse immer noch

ſaftig bleibt. Beim Serviren nimmt man es von der Tortenpfanne und thut es in die Jüs.

39) Reisſuppe à l'Italienne. Man nehme eine kräftige Bouillon von Rindfleiſch, Kalbfleiſch, alten Hühnern und einem Stücke mageren Schinken, verſetze es mit Jüs, ſo daß ſie hochbraun wird; dann mit Wurzeln, als Sellerie, Blumenkohl, Spargel, Mohrrüben, Zwiebeln und Kräutern klar gekocht. Man nehme, nach der Perſonenzahl, ½ bis 1 Pfd. Reis, gut gewaſchen und blanchirt, und mit kräftiger weißer Bouillon gar gekocht.

40) Griesſuppe. Der Gries muß gut durchgeſehen und gewaſchen werden, damit keine Unreinigkeiten darin bleiben; dann koche man ihn in Bouillon oder Waſſer klar. Zur Abkochung mit Waſſer gehört ein gutes Stück friſcher Butter, und wenn die Griesſuppe recht gut werden ſoll, ſo zieht man ſie mit zwei Eyern ab. Auf dieſelbe Weiſe wird der Gries auch mit Milch oder Wein, auch mit Bier und Wein gekocht, nur daß Zimmet und Zucker dazu kommt.

41) Panadenſuppe mit Bouillon. Man nehme, nach der Zahl der Perſonen, gute Bouillon, reibe für 1 bis 2 Gr. Mundbrod oder feine Semmel, thue, wenn die Bouillon im Kochen iſt, die Semmel darein, auch ein Stückchen friſcher Butter dazu, legire es mit dem Gelben von drei bis vier Eyern ab, und thue ein wenig Muskatennuß dazu. Dieſe Suppe muß nicht zu dick gemacht werden. — Panadenſuppe ohne Bouillon. Man nehme geriebenen Zwieback, thue ihn in kochendes Waſſer und laſſe ihn kochen, dann durch ein Haarſieb geſtrichen und mit etwas Zucker, Zimmet und

Kaſſerolle eine halbe Staude Sellerie, eine Mohrrübe, eine halbe Peterſilienwurzel, zwei Borrés mit ½ Pfund mageren Schinken und ½ Pfund Butter ſchwitzen; verſetze die Maſſe mit ½ Metze Mehl, fülle gute weiße Bouillon auf, und laſſe es gut auskochen. Man nehme das Fett ab und legire das Ganze mit acht Eyern. Die Auſtern werden, nachdem ſie ausgeſtochen worden, ein wenig blanchirt, und wenn ſie von dem Seewaſſer nicht genug bei ſich haben ſollten, ſo fülle man zwei Löffel voll Bouillon darauf, und erhalte es ſo lange über dem Feuer, bis ſie weiß werden; dann auf einem Haarſiebe gut nachgeſehen, damit keine Scherben von der Schale darin bleiben. Wenn nun die Suppe, wie oben angeführt worden mit der Leſon, und dann mit den Auſtern legirt worden, ſo richte man ſie mit einigen Crontons an.

43) Kerbelſuppe mit Waſſer. Der Kerbel wird gereiniget, und nach dem Waſchen einige Male mit einem Meſſer durchgeſchnitten; dann in ein wenig Butter abgeſchwitzt, und ſo viel Waſſer aufgefüllt, als man zur Suppe gebraucht. Man thue nun noch etwas Weißmehl daran, legire es mit drei oder vier Eyern, wenn es verkocht iſt, ab. In die Terrine thue man zur Suppe noch einige Semmelſcheiben und ſtreue ein wenig Muskatennuß darüber.

44) Mehlſuppe. Feines Mehl wird mit einem Ey und in Ermangelung deſſelben mit etwas Milch und ein wenig Salz und Muskatennuß durcheinander gerührt. Man thue nun etwas Butter in ſiedendes Waſſer, ſchütte das präparirte Mehl dazu, und laſſe es, jedoch nicht zu lange, verkochen. Wird dieſe Suppe von Milch gemacht, ſo nehme man etwas Zimmet oder Zucker dazu.

45) Mehlſuppe nach Art der Chokoladenſuppe. Das Mehl wird braun geröſtet, wie oben, S. 454, angeführt worden, und ſo viel zur Suppe ge-

nommen, als Perſonen bei Tiſche ſind. Man laſſe nun gute Milch mit Citronenſchale, Zimmet und einem Stückchen friſcher Butter verkochen, thue Zucker nach Belieben hinzu, rühre das braune Mehl mit kalter Milch klar ab, und gieße es unter immerwährendem Umrühren in die kochende Milch. Die Suppe kann auch, wenn ſie vom Mehle nicht zu dick gemacht worden, mit Eygelb ablegirt werden.

46) Milchſuppe mit Kaiſergerſteln. Die Milch muß gehörig abgekocht werden, dann thue man Zimmet, Citronenſchalen, hinlänglich Zucker und ein kleines Stückchen friſcher Butter hinzu, mache einen Nudelteig, hacke ihn fein und blanchire die Gerſteln. Man waſche nun alle Mehltheile im Waſſer ab, laſſe es auf einem Haarſiebe ſo viel als möglich ablaufen, und thue die Gerſteln in die Milchſuppe. Man legire die Suppe mit drei Eyern ab und gebe ſie zur Tafel.

47) Milchſuppe mit Reis. Da die Milch zu einer jeden Suppe erſt abgekocht werden muß, ſo auch zu dieſer. Man thue den Reis (auf 4 Quart Milch $\frac{1}{2}$ Pfd.), nachdem er gereiniget und abgebrühet worden, in die Milch, laſſe ihn mit einem Stücke Zimmet und Citronenſchale und $\frac{1}{8}$ Pfd. Butter verkochen, und legire die Suppe mit drei oder vier Eyern ab. Auf dieſelbe Art nimmt man auch Gries, Sago, Nudeln und Vemicelles in allen Formen zu dieſer Suppe.

48) Milchſuppe von Mandeln. Die Mandeln werden gut abgebrühet, nach dem Waſchen mit Milch zerſtoßen, und dann mit kochender Milch (aufs Quart $\frac{1}{4}$ Pfd. Mandeln) mit zwei Eßlöffeln Kartoffelmehl gut verkocht. Man kann auch ein Stück Zimmet dazu neh-

nur ohne Mandeln, nimmt man auch Schwaden oder Grashirse, Marasquin, Roseneſſenz ꝛc.

49) Milchſuppe mit Vanille. Gute Milch wird aufgekocht, 2 Eßlöffel voll Mehl, klar gerührt, dazu gethan und verkochen laſſen; man gebe aber Acht, daß die Suppe nicht anbrennt. Die Vanille (¼ Stange auf 4 Quart) laſſe man erſt in etwas Milch ausziehen, dann durch ein Tuch gegoſſen, damit das Schwarze zurückbleibt, mit Zucker gehörig verſüßt und mit dem Gelben von ſechs Eyern ablegirt. Man kann auch ein wenig friſche Butter mit aufkochen laſſen. Zu dieſer Suppe giebt man kleine Achtelbisquits oder Schneeklöße, auch Chokoladenbrödchen.

50) Milchſuppe mit Mohrrüben. Schöne gelbe Mohrrüben werden auf dem Reibeeiſen gerieben und mit Semmelkrume in kochende Milch gethan, zuſammen weich kochen laſſen, dann mit Muskatenblumen, etwas Kardamom und Salz gewürzt, durch ein Haarſieb in eine Kaſſerolle geſchlagen, auf gelindes Kohlenfeuer geſetzt, etwas Butter dazu gethan, und die Suppe mit Eydottern und etwas Milch abgequirlt. Dann über in Butter geldbraun gebratene Semmelwürfel angerichtet.

51) Milchſuppe mit grünen Erbſen. Man koche ſchöne junge Erbſen nebſt fein gehackter Peterſilie und einem Stücke Butter weich und ſo ein, daß nur ſo wenig Brühe als möglich darauf bleibe. Dann etwas Mehl darauf geſtreut und Alles durch ein Haarſieb getrieben, die nöthige Milch hinzu gegoſſen, mit Muskatenblumen, Zucker und etwas Salz gewürzt, und die Suppe aufkochen laſſen; dann über geröſtete Semmelwürfel angerichtet.

52) Milchſuppe mit ſchwarzem Brode. Man koche 1 Quart Milch und etwa vier Brodſcheiben mit der Rinde, nebſt zerbrochenem Zimmet, Zucker, geriebener Citronenſchale und etwas Butter; wenn es gehörig

gekocht hat und das Brod recht weich iſt, ſo gieße man es durch einen Filtrirbeutel, koche die Suppe noch einmal auf und quirle ſie mit drei Eydottern ab. — Man ſehe auch den Art. Milchſuppe, Th. 90, S. 670 u. f., nach, wo noch einige Milchſuppen anderer Art vorkommen.

53) Chokoladenſuppe. Die Milch wird erſt abgekocht, dann die fein geriebene Chokolade in derſelben abgekocht; hierauf ein Stück Zimmet, Citronenſchale, gehörig Zucker, auch ein kleines Stückchen Butter hinzugethan, und mit vier Eyern ablegirt. Man giebt hierzu geröſteten Zwieback, Semmel oder Bisquit. Letzteren giebt man aber beſonders auf einem Teller, weil er leicht aufweicht, und die Suppe davon kein gutes Anſehen erhält.

54) Hafergrützſuppe. Man nehme zu einer Suppe auf vier Perſonen 1 Loth Hafergrütze, waſche ſie rein ab und laſſe ſie langſam kochen; je langſamer ſie kocht, je weißer wird die Suppe, ſo daß ſich die Grütze ganz auflöſet. Man laſſe die Grütze durch ein Haarſieb laufen, und dann mit ein wenig friſcher Butter, Citronenſchale und Zimmet, auch einige zerſtoßene ſüße Mandeln noch einmal verkochen; hierauf mit dem Gelben von ein Paar Eyern ablegirt. Man ſchneide Zwieback oder Semmel in Würfel, backe ſie in Butter gelb, Corinthen dazu gethan, wenn ſie gut gewaſchen worden, über Feuer geröſtet, in die Terrine gethan, nach Belieben ſüß gemacht und angerichtet.

55) Reiſeſuppe. Man ſchneide Brod, von welcher Gattung man bei ſich hat, in Scheiben, thue es in eine Schüſſel, ſtreue ein wenig Salz und Pfeffer, auch

gieße dann ſiedendes Waſſer über die ganze Maſſe, ſo hat man eine vortreffliche Reiſeſuppe.

56) Weißbierſuppe. Man nehme, nachdem man Suppe gebraucht, ein oder mehrere Quart (Maaß oder Kannen) Weißbier, koche es mit einem Stückchen friſcher Butter, Citronenſchale, Zimmet und Zucker einige Male auf, dann mit dem Gelben von ſechs bis acht Eyern, welche mit ¼ Quart Sahne verdünnt worden, abgezogen, würflich geſchnittenen Zwieback oder Semmel in die Terrine gethan und die Suppe angerichtet. Dieſe Suppe kann man mit weißem Wein, Rum oder Maraſquin verſetzen, auch kann man ſtatt der Semmel Schwaden, Gries oder Sago nehmen.

57) Braunbierſuppe. Man nehme, wie beim Weißbier, ein oder mehrere Quart Braunbier, koche es mit etwas friſcher Butter, Citronenſchalen und einem Klöbchen Ingber, auch etwas Zucker oder Syrub einige Male auf, und gieße es über zerriebenes Schwarzbrod in die Terrine. Man kann auch ſchwarzes Brod in Würfel ſchneiden, und ſolches, nachdem die Suppe bald kocht, in dieſelbe werfen und mit aufkochen laſſen. S. auch den Art. Bierſuppe, Th. 5, S. 277 u. f.

58) Bier- und Weinſuppe. Anderthalb Quart Weißbier werden mit etwas ganzen Zimmet gekocht, dazu ein Stückchen Butter, ¼ Pfund Zucker, die auf Zucker abgeriebene Schale einer Citrone und ein wenig Salz gethan, dann acht Eydotter in 1 Nößel oder ⅔ Quart Wein klar gerührt, und das Bier, wenn es an zu kochen fängt, damit abgequirlt. Man giebt die Suppe durch ein Haarſieb in die Terrine über in Würfel geſchnittene und in Butter gelbbraun geröſtete Semmel.

59) Weinſuppe. Man nehme Milchbrod, ſchneide es in ziemlich große Stücke, jedoch würflich, röſte ſolche ſchön gelb in Butter; dann nehme man von dieſer Butter, worin das Milchbrod geröſtet worden, und röſte

darin Mehl recht blond oder hellgelb. Man läßt nun weißen Wein ſieden oder kochen, thut das gebrannte Mehl daran; dann auch Zucker, einige Nelken und ein wenig ganzen Zimmet, und läßt es zuſammen kochen, thut das Milchbrod in eine Schüſſel und gießt die Suppe darüber. Man kann auch das Milchbrod, wenn es von dem Röſten zu hart ſeyn ſollte, noch einmal in der Suppe mit aufkochen laſſen.

60) **Weinſuppe mit Griesklößchen.** Man koche einen Nößel Milch auf, ſtreue ¼ Pfd. Gries hinein, und laſſe denſelben unter beſtändigem Umrühren eine halbe Viertelſtunde aufkochen, jedoch ſo, daß er noch nicht ganz gar wird. Man thue dann ⅛ Pfund Butter hinzu und laſſe es erkalten. Dann ſchlage man zwei Eydotter und zwei ganze Eyer dazu und werfe ein wenig Salz hinein, rühre Alles gut durcheinander, mache kleine Klößchen von der Maſſe, und koche ſie im Waſſer gar. Während dieſer Zeit koche man 1¼ Quart oder Maaß weißen Franzwein mit Citronenſchalen und ganzen Zimmet, thue ⅜ Pfund Zucker hinzu, auch etwas Butter und ein wenig Salz. Wenn es kocht, ſo quirle man die Suppe mit ſechs Eydottern ab, gieße ſie durch ein Haarſieb in die Terrine, und lege die Klößchen auch hinzu.

61) **Brodſuppe.** Man nehme ſchwarzes oder Hausbackenbrod und koche es nebſt der Rinde in Waſſer weich, thue dazu während des Kochens die auf Zucker abgeriebene Schale von einer Citrone; dann durch einen Durchſchlag gerührt, mit Eydottern abgequirlt und etwas weißen Wein dazu gegoſſen. Wenn die Suppe wieder aufkocht, angerichtet und mit Zimmet und Zucker

Hierauf über in Butter gebratene Semmelscheiben oder über Bisquit angerichtet und mit Zucker und Zimmet überstreuet.

63) Stachelbeersuppe von unreifen Beeren. Die Beeren werden sauber abgeputzt, und nur mit wenig Wasser zum Feuer gesetzt, so daß sie so eben kochen können, weil sie hernach von sich selbst Brühe genug geben. Sobald sie weich sind, gieße man weißen Wein dazu, mache die Suppe gehörig süß mit Zucker und seimig mit etwas Mehl. Beim Anrichten mit Zimmet bestreut.

64) Quittensuppe. Man schneide oder zerschneide die Quitten in Viertel, koche sie in Wein und etwas Wasser, thue ein Stückchen Butter und gewaschene kleine Rosinen dazu, würze die Suppe mit Zucker und Zimmet, mache sie mit geriebenem Brode seimig, und richte sie über geröstete Brodscheiben an. — Auf eine andere Art. Man lasse die Quitten etwas ankochen, die Haut abgezogen und das Fleisch abgeschabt; dann dasselbe recht klein gerieben, die Masse mit Wasser verdünnt, die Suppe mit zwei Eydottern und dem weißen von einem Ey abgequirlt, und sie mit Citronensaft und Schale, Zucker und Zimmet gewürzt. Dann eine Schüssel mit Butter gehörig ausgeschmiert, die Suppe hinein geschüttet und wohl verdeckt auf Kohlen kochen lassen.

65) Mispelnsuppe. Die Mispeln müssen Teig geworden seyn, dann in Wasser gekocht und durch einen Durchschlag gerieben werden. Man gieße dann Wein zur Masse, thue Zucker, Zimmet und Citronenschale dazu, lasse die Suppe gehörig aufkochen und richte sie über Zwieback an.

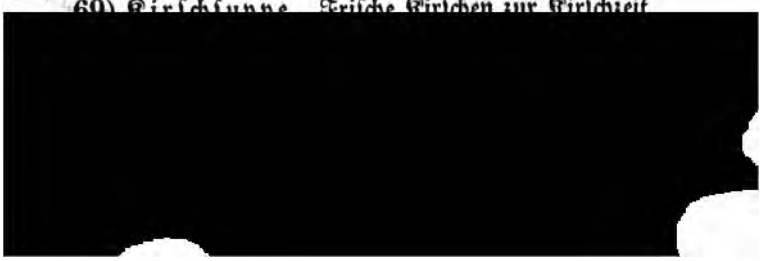
66) Anissuppe. Man setze $\frac{3}{8}$ Quart oder Maaß Wasser und halb so viel weißen Wein, nebst der Schale von einer halben Citrone, auf Zucker abgerieben, auf's Feuer. Dann wasche man einen Löffel voll Anis rein und lasse ihn darin kochen, bis der An-

ſchmeckt; dann die Suppe durch ein Haarſieb gegoſſen. Man erweiche einen Löffel voll weißer Stärke in etwas Waſſer über Kohlen, bis ſie recht klar iſt; dann in die Suppe gethan und damit aufkochen laſſen, und beim Anrichten mit Zucker und Zimmet überſtreut. Man kann auch ſtatt der Stärke Eydotter nebſt etwas Mehl in kaltem Wein abquirlen und die Suppe damit ſeimig machen. Man kann ſie auch mit Weißbier bereiten. Dieſe Suppe ſoll ſehr heilſam für die Bruſt und den Huſten ſeyn.

67) Citronenſuppe. Hierzu nimmt man eine gute Citrone und ſchneidet ringsherum und in die Länge die gelbe Schale derſelben ſo durch, als wenn man Schnitte daraus machen wollte, jedoch ſo, daß die Citrone ganz bleibt; dann die Kerben oder Einſchnitte mit länglich geſchnittenen Mandeln und Zimmet beſteckt, die Citrone in ein halbes Nößel Waſſer gelegt, eben ſo viel Wein dazu gethan, dann Zucker, kleine Roſinen und geriebene Semmel daran gethan und zuſammen kochen laſſen. Hierauf die Suppe über Semmelſchnitte in Schmalz gebacken, angerichtet, und die Citrone in die Mitte gelegt.

68) Semmelſuppe. Man koche ein Maaß oder Quart gute Milch und ein halbes Maaß Waſſer zuſammen, und wenn es kocht, Semmelkrume daran gethan und recht klein kochen laſſen. Alles durch einen Durchſchlag getrieben, die Suppe mit Eydottern abgequirlt, warm geſetzt; Eyweiß zu Schaum geſchlagen, beim Anrichten auf die Suppe gelegt, und mit Zucker und Zimmet überſtreut.

69) Kirſchſuppe. Friſche Kirſchen zur Kirſchzeit



auskochen, dann durch ein Haarsieb laufen, und verſetze den Kirſchſaft nach Belieben mit rothem Weine. Man thue ein wenig braunes Mehl ohne Butter, wie oben, S. 455, angeführt worden, hinein, dazu Zimmet, Zucker, Citronenſchale, auch ein Paar Nelken, und laſſe dieſe Ingredienzien mit verkochen. Man giebt hierzu geröſtete Semmelſcheiben, Bisquit oder Zwieback. Auf dieſelbe Art macht man auch Pflaumenſuppe. Wenn man Kirſchſuppe im Winter machen will, ſo nimmt man dazu getrocknete Kirſchen oder Kirſchmus.

70) Pflaumenſuppe, von friſchen Pflaumen. Auf zehn Perſonen nehme man 1 Metze Pflaumen, ſchneide ſie auf und entferne daraus die Steine; dann gut abgewaſchen, mit Citronenſchale, Zimmet und ſo viel Waſſer, als nöthig iſt, gekocht, durch ein Haarſieb geſtrichen, damit die Schalen zurückbleiben, mit ein wenig weißen Wein verſetzt und gehörig ſüß gemacht. Hierzu kann man auch Zwieback oder in friſcher Butter geröſtete Semmel beim Anrichten geben.

71) Aepfelſuppe. Gute Aepfel werden geſchält, in Stücke zerſchnitten, in Waſſer weich gekocht und durch einen Durchſchlag gerührt. Man verſetze dieſe Aepfel mit ſo viel Waſſer, daß es die Hälfte der Suppe ausmacht, und ſetze es mit Zimmet, Zucker und Citronenſchale, auch mit ein wenig Weißmehl wieder zum Feuer, gieße ſo viel weißen Wein dazu, daß man Suppe genug hat, und legire es mit einer Leſon von ſechs Eyern.

72) Hagebuttenſuppe. Die trocknen Hagebutten werden gut gewaſchen, mit Waſſer weich gekocht und durch einen Durchſchlag gerieben. Dann ſo viel Waſſer aufgefüllt, als zur Suppe hinreichend iſt, mit etwas Weißmehl zum Feuer gebracht, und mit Zucker, Zimmet, Citronenſchale und zwei Nelken verkochen laſſen. Man ſchäume es gut ab und ſtreiche es durch ein Haarſieb. Dieſe Suppe muß mit weißem Wein verſetzt

werden, ſo bekommt ſie ein ſchönes Roth. Man giebt auch geröſteten Zwieback dazu.

73) Flieder- oder Hohlunderſuppe. Nachdem der ſchwarze Flieder gut abgebeert worden, wird er gewaſchen, in einer Kaſſerolle mit ein wenig Waſſer langſam gar gekocht, durch ein Haarſieb gedrückt, mit Zucker, Zimmet, Citronenſchale und weißen Wein verſetzt, und mit ein wenig in Butter geröſtetem Mehle klar gekocht. Beim Anrichten thue man die in Butter gebackene Semmel, würflich geſchnitten, hinzu. Dieſe Suppe ſoll der Geſundheit ſehr zuträglich ſeyn.

74) Makronenſuppe. Man ſetze ein oder zwei Maaß Milch aufs Feuer, und wenn ſie kocht, ſo lege man Makronen hinein und laſſe ſie darin gar kochen. Man röſte indeſſen Semmelwürfel oder Semmelkrume in Butter gelbbraun, thue vor dem Anrichten ein Stückchen Butter in die Suppe, und laſſe ſie noch einmal damit aufkochen, richte ſie dann an und ſtreue die geröſtete Semmel darüber.

75) Mandelſuppe mit Pomeranzenſaft. Wenn die Mandeln abgebrühet und klein geſtoßen worden, ſo thue man ſie in kochende Milch und gieße ſie durch ein Haarſieb. Dann wieder aufkochen laſſen, den Saft von einer Pomeranze hinzugethan und ſo viel Zucker als nöthig iſt. Dann die Suppe über geröſtete Semmelſcheiben angerichtet und gut gereinigte Roſinen darüber geſtreuet.

76) Berlinerſuppe. Man reibe von einer oder von zwei Citronen die gelbe Schale auf Zucker ab, thue ſolche in einen kleinen Keſſel oder in eine Kaſſerolle, nebſt fein geſtoßenen Kümmel, gieße dazu halb Bier

iſt, ſo thue man noch etwas Zucker dazu, und etwas Citronenſaft. Dieſe Suppe iſt gut am Abende zu genießen.

77) Suppe von Mandelnudeln. Die Mandeln werden, wenn ſie abgezogen ſind, in einem Mörſer fein zerſtoßen, dann auf einen reinen Backtiſch gethan, nebſt ſo viel Mehl, als Mandeln, etwas Zucker und zerſtoßenen Zimmet. Man ſchlage nun noch drei oder vier ganze Eyer dazu, nachdem man viel oder wenig Suppe machen will. Man knete davon einen Teig, mangele ihn gut aus und ſchneide davon Nudeln, welche dann in Butter gebacken werden. Man kocht ſie hierauf in ſüßer Milch mit Zucker und einem Stückchen ganzen Zimmet.

78) Eyergerſtenſuppe. Man rühre eine Handvoll Mehl mit etwas Milch glatt ab, ſchlage dann ſechs ganze Eyer ein, und thue etwas Salz und Macisblumen dazu; dann die Maſſe recht durcheinander gerührt, und noch ein wenig Milch dazu gegoſſen. Wenn nun die Fleiſchbrühe kocht, ſo laſſe man dieſe Maſſe langſam hineinlaufen, wobei aber die Suppe beſtändig gerührt werden muß; dann noch ein Stück Butter dazu gethan und gehörig geſalzen.

79) Eyerkuchenſuppe. Man rühre einen Eyerkuchenteig ein, und backe ihn in Butter über Kohlenfeuer; während des Backens reiße man ihn aber mit einem Löffel in Stücke, und wenn dieſe gelb gebacken ſind, ſo laſſe man ſie erkalten; dann in guter Fleiſchbrühe gekocht und die Suppe mit Eydottern abgequirlt.

80) Kloſterſuppe. Man koche gut verleſenen und abgebrüheten Reis mit Butter, Zucker, Zimmet und Citronenſchale in Waſſer ganz weich, dann durch ein Haarſieb geſchlagen, und als eine Abendſuppe gegeben.

81) Kaſtanien- oder Maronenſuppe. Die ächten Kaſtanien oder Maronen werden in Waſſer weich gekocht, rein abgeſchält und in einem Mörſer zerſtoßen.

Hierauf mit heißer Sahne oder guter Milch durch einen Durchschlag gerieben, wieder aufgekocht, mit Zucker, Zimmet und Roſenwaſſer gewürzt, und über in Butter gelbbraun gebratene Semmel angerichtet. Statt der Milch kann man auch weißen Franzwein nehmen.

82) Faſtenſuppe. Man nehme gekochten Karpfenrogen und lege ihn auf geweichte Semmelſchnitte in eine Schüſſel, ſchneide abgekochten Schinken klein, lege ausgelöſete Krebsſchwänze und Scheeren darauf, und auch in die Schüſſel; dann Krebsbrühe darüber gegoſſen, Butter und Gewürz daran gethan, und gut aufkochen laſſen.

83) Zwiebelſuppe. Man ſchneide Rockenbrod in eine Schüſſel, dazu etwas Pfeffer; gieße dann kochende Fleiſchbrühe darüber, laſſe ſolche nachher auf einer Glut ein wenig ſtehen; ſchneide dann Zwiebeln länglich, röſte ſie ſchön gelb in Fett oder Butter, werfe ſie in die Suppe, und gebe ſie ſo zu Tiſche.

84) Olla-potrida oder Allerleyſuppe. Abgekochte Krebſe und abgekochte Kalbsſchnitte werden würflich geſchnitten, auch gut gebrühete und ein wenig in Waſſer gekochte, dann in Butter geröſtete Morcheln in Fleiſchbrühe weich gekocht; hierauf die Letztern aus der Brühe herausgenommen, und ebenfalls kleinwürflich geſchnitten. Dann nehme man grüne Erbſen oder Schoten, und mache die Erbſen heraus, laſſe ſie zuvor ein wenig in Fleiſchbrühe kochen; dann die Brühe abgeſeihet, Krebſe, Kalbsſchnitte, Morcheln und die friſchen Erbſen zuſammen in einen guten Topf gethan, vorher aber auch von den zerſtoßenen und mit guter Fleiſchbrühe durchgepreßten Krebsſchalen eine gute Brühe bereitet,

mit einem großen Löffel herausgeschöpft, und auf die Schnitte gegossen, die Krebsbrühe auch darüber angerichtet und auf den Tisch gegeben. — Man macht auch eine Allerleysuppe aus vielem Wurzelwerke und Küchenkräutern, die man an Fleischbrühe kocht, und sie über Semmelschnitte giebt.

85) Rübensuppe. Weiße Rüben werden geputzt, zu dünnen Scheiben geschnitten, in heißes Wasser gethan und eine Stunde lang darin gesotten. Dann thue man Semmelschnitte in eine Schüssel, und gieße die Fleischbrühe mit den Rüben durch ein Haarsieb darüber und salze die Suppe ein wenig. Man kann auch die zerkochten Rüben erst durch ein Haarsieb treiben, dann die Semmel mit der Fleischbrühe noch einmal aufkochen lassen, sie in eine Schüssel thun, und dann die durchgetriebenen Rüben daran. Auch kann man ein kleine Portion Teltower Rüben gleich in Fleischbrühe gar sieden, und diese Brühe mit den Rüben über geschnittene Semmel in eine Schüssel gießen.

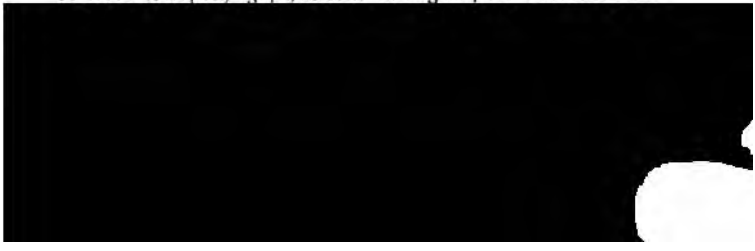
86) Wassersuppe. Man thue einige geröstete Scheiben von Weißbrod oder Semmel, nebst einem Bündchen Petersilie und klein geschnittenen Petersilienwurzeln, einem Stückchen Butter und etwas Salz in einen Topf, gieße siedendes Wasser darauf, und lasse es damit weich kochen; dann durchgestrichen, wieder heiß werden lassen, mit ein Paar Eydottern und gehackter Petersilie ablegirt, so ist die Suppe gut. — Man kann auch Bollen braten, in eine Schüssel thun, darüber heißes Wasser gießen, etwas Salz hinzuthun, und dann geschnittene und warm aufgeweichte Semmelscheiben.

87) Französische Suppe. Man nehme junge gefüllte, auch ungefüllte Hühner oder Tauben, lasse solche besonders kochen; dann thue man Kohl, Weißkraut, geputzte und abgebrühete Morcheln, kleine Stauden Endivien, Spargel, Blumenkohl, Alles vorher gewaschen, in einen Topf, und lasse es kochen; dann nehme

man Krebsſchwänze und Nudeln und backe ſie in Butter. Von dieſen ſo eben erwähnten Gegenſtänden kann man die abgegoſſene Brühe über zerſtoßene Krebsſchalen gießen, dann durchgepreßt, ein Stückchen Butter nebſt dem beliebigen Gewürze dazu geworfen, und Alles zuſammen aufkochen laſſen. Man legt nun mehrere geweichte Semmelſchnitte oder Schnitte von Milchbrod in die Schüſſel, und dazu die abgekochten Hühner und Tauben in die Mitte, ringsherum die übrigen Gegenſtände, und richtet dann die Brühe kochend darüber an. Man kann über die Suppe auch etwas Muskatennuß reiben.

88) Weiße Bohnenſuppe von trocknen Bohnen. Man koche die Bohnen, gleich den Erbſen, in Flußwaſſer, quirle ſie dann in einem Topfe tüchtig ab und paſſire ſie durch einen Durchſchlag oder ein Haarſieb. Dann Fleiſchbrühe, welche mit Sellerie und Borré abgekocht worden, daran gegoſſen, noch einmal aufkochen laſſen, und über geröſtete Mundbrodſcheiben angerichtet. Man kann auch die Bohnen, gleich den Linſen, nachdem ſie weich gekocht worden, in einem Mörſer ſtoßen und mit einer weißen Coulis durchpaſſiren.

89) Roſinenſuppe. Gleich viel große und kleine Roſinen werden im warmen Waſſer aufgequillt, nachdem ſie vorher verleſen und gereiniget worden; dann in einem Mörſer gequetſcht und zerſtoßen, auch einige ſüße Mandeln und geröſteten und in Wein geweichten Zwieback. Man ſtreiche nun Alles durch ein Haarſieb, laſſe es mit hinlänglich mit Waſſer verſetztem Weine nebſt etwas Zucker und Zimmet aufkochen, und richte es über würflich geſchnittene und geröſtete Semmel an.



aufkochen laſſen; dann über geröſtete Semmel angerichtet, und Zucker und Zimmet darüber geſtreuet.

91) Pflaumenmusſuppe. Man koche halb weißen Wein und halb Waſſer in einer Kaſſerolle, quirle zwei Löffel voll Pflaumenmus oder auch mehr, je nachdem man viel oder wenig Suppe haben will, hinein, thue auch geſchnittene Citronenſchale hinzu, laſſe es noch einmal aufkochen und richte es über geröſtete Semmelſchnitte an.

92) Maulbeerſaftſuppe. Vier bis ſechs Löffel Maulbeerſaft werden in ½ Quart Wein mit Zimmet und Citronenſchale gekocht, und wenn die Suppe nicht ſüß genug ſeyn ſollte, obgleich der Maulbeerſaft eine große Süßigkeit beſitzt, ſo thue man noch etwas Zucker daran, und richte es über würflich geſchnittene Semmel an.

93) Kartoffelmehlſuppe. Man ſetze ½ Quart Weißbier und eben ſo viel weißen Wein, nebſt etwas Zucker und abgeriebener Citronenſchale zum Feuer, und thue, wenn es kocht, zwei bis drei Löffel Kartoffelmehl hinein, jedoch im ſteten Quirlen, und laſſe es damit aufkochen. Beim Anrichten kann man ſie mit Zucker und Zimmet beſtreuen.

94) Kräuterſuppe. Man nehme Spinat, Peterſilie, Kerbel, Bibernell, Portulak, Dragun, Brunnenkreſſe, etwas Sauerampfer und dergleichen Suppenkräuter mehr, von jedem nach Belieben, ſchneide ſie, nachdem ſie blanchirt worden, klein, und koche ſie anderthalb Stunden in guter Rindfleiſch- oder anderer Fleiſchbrühe; hierauf in einen Suppennapf gegoſſen, ſolchen auf Kohlen geſetzt und ziehen laſſen; dann ganze Eyer hineingeſchlagen, noch einmal aufkochen laſſen und angerichtet. Man kann auch die Kräuter, ehe man ſie in Fleiſchbrühe kocht, ein wenig in Butter ſchmoren, wodurch ſie den grünlichten Geſchmack eher verlieren.

95) Zerſahrene Suppe. Man nehme das Ge-

riebene von einer Semmel und quirle ſolches mit zwei ganzen Eyern; dann die Maſſe in ein Quart Fleiſchbrühe gethan. Beim Anrichten kann man etwas Muskatennuß darüber reiben.

96) Speckſuppe. Man nehme Waſſer, fülle damit einen gewöhnlichen Suppentopf, ſalze es, laſſe es über Feuer kochen und dann über aufgeſchnittenes Rockenbrod in eine Schüſſel gegoſſen. Man ſchneide nun den Speck würflich, laſſe ihn in einer Pfanne heiß werden, ſo daß er eine ſchöne gelbliche Farbe erhält, und thue ihn in die Suppe.

Zu den hier angeführten Suppen kommen nun noch die verſchiedenen Potagen, welche unter Potage, Th. 116, S. 279 u. f., wie ſie zubereitet werden, beſchrieben oder abgehandelt worden ſind. — Ueber den Genuß der Suppen. Ein mäßiger Genuß von Suppen ſchadet dem Körper nicht; es iſt daher nicht zu begreifen, wie Viele ſich davon eine große Erſchlaffung des Magens träumen. Ein jedes Getränk, welches nur kalt genoſſen wird, iſt in wenigen Minuten im Magen warme Suppe, und ſelbſt der Magen befindet ſich den ganzen Tag über in der natürlichen Temperatur einer warmen Suppe. Nach dem Rathe einiger erfahrener Aerzte ſoll man ſich nur hüten, ſie heiß oder in zu großer Menge auf einmal oder zu unmäßig zu genießen. Dagegen hat die Suppe große Vortheile; denn ſie erſetzt das Getränk, beſonders beim Gelehrten, bei Frauenzimmern und bei allen denen, welche außer Tiſche wenig oder gar nicht trinken, und die, wenn ſie nun auch das Suppeneſſen unterlaſſen, viel zu wenig Feuchtigkeit ins Blut bekommen, wobei noch zu bemerken iſt, daß das

im Alter die beſte Art der Nahrung. Je älter der Menſch wird, deſto mehr muß er von Suppen leben; ja ſelbſt die Dienſte eines Arzneymittels vertritt ſie. Nach Erkältungen, bei nervichtem oder Magenkopfweh, bei Koliken und manchen Arten von Magenkrämpfen, iſt warme Suppe das beſte Mittel. Auch dient es gewiß zum Beweiſe des Nutzens oder doch wenigſtens der Unſchädlichkeit der Suppe, wenn man darauf ſieht, daß unſere Vorfahren, die gewiß ſtärker waren, als wir, und die Landleute, die es noch ſind, viel Suppe genoſſen, und daß alle alte Leute große Freunde der Suppe ſind. Unſere Vorfahren aßen gewöhnlich auch des Abends eine Bier-, Milch-, Hafergrütz-, Gries- ꝛc. Suppe, eine Gewohnheit, die ſehr viel Gutes hatte, und nur in neueſter Zeit in den meiſten Haushaltungen außer Gebrauch gekommen iſt. Die Landleute genoſſen des Morgens ſtatt des Kaffees Suppe, und genießen ſie auch noch in vielen Provinzen, nur in denjenigen Theilen eines Staates, der großen Städten nahe liegt, haben ſie ſich zu dem Kaffee gewendet, und wenn dieſer gleich, ſo wie er genoſſen wird, gerade nichts Schädliches hat, ſo erſetzt er doch nicht die nahrhafte Suppe; denn der Kaffee iſt ein Getränk, welches leicht ins Blut übergeht und ſolches aufreizt, und daher lange nicht die Wirkung, täglich genoſſen, thut, als Suppe von Mehl, Gries, Grütze ꝛc., beſonders bei den Landleuten, welche eine kräftige Arbeit verrichten müſſen.

Suppe (Aepfel-), ſ. oben, S. 482.
— (Allerley-), ſ. daſelbſt, S. 485.
— (Anis-), ſ. daſ., S. 480.
— (Auſtern-), ſ. daſ., S. 473, und unter Muſchel, Th. 98, S. 382.
— (Berliner-), ſ. oben, S. 483.
— (Bier-), ſ. Th. 5, S. 277 u. f., und oben, S. 478.
— (Bier- und Milch-), ſ. daſelbſt.
— (Bier- und Wein-), ſ. oben, S. 478.

Suppe (Bohnen-), ſ. oben, S. 487.
— (Bouillon-), ſ. daſelbſt, S. 455, und Th. 6, S. 267 u. f.
— (Bouillon-) à la bonne femme, ſ. oben, S. 457.
— (Braunbier-), ſ. daſ., S. 478.
— (Braut-), ſ. daſ., S. 453.
— (Brod-), ſ. daſ., S. 479.
— (Brüh-) werden die Bouillonſuppen genannt, die man aus Rindfleiſch, Kalbfleiſch, Hühnern, Tauben ꝛc. ꝛc. mit Waſſer, Wurzelwerk und Kräutern, mit Reis, Perlgraupen ꝛc. bereitet; indem man das Fleiſch am Feuer mit Waſſer in einem guten Topfe ſieden läßt, dann das blanchirte Wurzelwerk und die Kräuter daran thut, auch etwas Salz, und zuletzt, wenn Reis, Graupen oder Gries dazu genommen werden ſoll, einen von dieſen Artikeln, von denen man die Erſteren erſt abkocht.
— (Chokoladen-), ſ. oben, S. 477.
— (Citronen-), ſ. daſelbſt, S. 481.
— à la Dauphine, ſ. daſ., S. 472.
— (Deutſche), mit Marskroutons, ſ. daſ., S. 466.
— (durchgeſtrichene), ſ. daſ., S. 459.
— (Erbſen-), ſ. daſ., S. 464.
— (Erdbeeren-), ſ. daſ., S. 479.
— (Extra-Jüs-), ſ. daſ., S. 472.
— (Eyer-), ſ. Th. 11. S. 795 u. f.
— (Eyergerſten-), ſ. oben, S. 484.
— (Eyerkuchen-), ſ. daſelbſt.
—, beim Färber, die Farbenbrühe.
— (Faſten-), ſ. oben, S. 485.
— (Fiſch-), ſ. daſelbſt, S. 461.
— (Fleiſch-), ſ. Th. 14, S. 223.
— (Flieder-), Hohlunderſuppe, ſ. oben, S. 483.
— (Franzöſiſche), ſ. daſ., S. 486.
— (Frucht-), Fruchtſuppen, eine Benennung aller derjenigen Suppen, welche aus friſchen und trockenen Früchten bereitet werden, wie z. B. aus Erd-

beeren, Johannisbeeren, Stachelbeeren, Heidelbeeren, Kirschen, Pflaumen, Hagebutten, Aepfeln, getrockneten Pflaumen, Brünellen, Rosinen, getrockneten Kirschen, Maulbeersaft, Pflaumenmus ꝛc. ꝛc.

Suppe (Gensdarmen-), s. oben, S. 471.

— (Gries-), s. das. S. 473, und Th. 20, S. 29.

— (Grund-), s. oben, S. 453.

— (grüne), grüne Suppen, werden diejenige Suppen genannt, welche von Sellerie, Kerbel, Borré und andern Wurzeln und Kräutern gemacht werden, sowohl mit Fleischbrühe, als auch mit Wasser; s. oben, unter Suppe, die verschiedenen Zubereitungen derselben.

— (Hafergrütz-), s. oben, S. 477, und Th. 2, S. 688.

— (Hagebutten-), s. oben, S. 482, und Th. 21, S. 140.

— (Heidelbeer-), s. oben, S. 488, und Th. 22, S. 732.

— (Hohlunder-), s. Suppe (Flieder-).

— (Hopfenkeimchen), s. oben, S. 464.

— (Hülsenfrucht-), Hülsenfruchtsuppen, Suppen, welche aus Hülsenfrüchten bereitet werden, wie z. B. aus trockenen Erbsen, Bohnen, Linsen, Hafergrütze, Schwaben ꝛc. ꝛc.; s. deren Zubereitung, oben, unter Suppe.

— (Jakobiner-), s. oben, S. 467.

—, à la Jardinière, s. daselbst, S. 456.

— (Julians-), Potage Julien, s. das., S. 470.

— (Jüs-) mit Macarony, s. das., S. 459.

— (Jüs-) à la Tartare, s. das., S. 463.

— (Kaiser-), s. das., S. 470.

— (Kapuziner-), s. das., S. 461.

— (Karmeliter-), s. das., S. 462.

— (Kartoffel-), s. Th. 35, unter Kartoffel.

— (Kartoffelmehl-), s. oben, S. 488.

— (Kastanien-), Maronensuppe, s. daselbst, S. 484.

Suppe (Kerbel-), ſ. oben, S. 474.
— (Kirſch-), ſ. daſ., S. 481, und Th. 39, S. 137.
— (Kloſter-), ſ. oben, S. 484.
— (Königinnen-), ſ. daſ., S. 459.
— (Kranken-), ſ. daſ., S. 469.
— (Kraft-), ſ. daſelbſt.
— (Kräuter-), ſ. Th. 48, S. 113 u. f., und oben, S. 488.
— (Krebs-) à la Cardinale, ſ. oben, S. 465.
— (Leber-) mit Klößchen, ſ. daſ. S. 458.
— (Linſen-), ſ. daſ., S. 465, und Th. 79, S. 349.
— (Lungen-), ſ. oben, S. 458.
— (Makronen-), ſ. daſ., S. 483.
— (Mandel-) mit Pomeranzenſaft, ſ. daſelbſt.
— (Maronen-), ſ. Suppe (Kaſtanien-).
— (Maulbeerſaft-), ſ. oben, S. 488.
— (Mehl-), ſ. daſelbſt, S. 474.
— (Mehl-), nach Art der Chokoladenſuppe, ſ. daſ.
— (Milch-), ſ. Th. 90, S. 670 u. f.
— (Milch-) mit jungen Erbſen, ſ. oben, S. 476.
— (Milch-) mit Kaiſergerſteln, ſ. daſelbſt, S. 475.
— (Milch-) mit Mandeln, ſ. daſ.
— (Milch-) mit Mohrrüben, ſ. daſ., S. 476.
— (Milch-) mit Reis, ſ. daſ., S. 475.
— (Milch-) mit ſchwarzem Brode, ſ. daſ., S. 476.
— (Milch-) mit Vanille, ſ. daſ.
— à la Milord Maréchal, ſ. daſ., S. 468.
— (Miſpeln-), ſ. daſ., S. 480.
— (Muſchel-), ſ. unter Muſchel, Th. 98, S. 380 u. f.
— (Nudel-), ſ. oben, S. 469, und Th. 102, S. 804.

Suppe (Polniſche-), ſ. oben, S. 462.
— (Puter-), ſ. daſ., S. 469.
— (Quitten-), ſ. daſ., S. 480.
— (Reiſe-), ſ. daſ., S. 477.
— (Reiß-), ſ. unter Reiß, Th. 122, S. 259.
— (Reiß-) mit einem alten Huhne, ſ. oben, S. 457.
— (Roſinen-), ſ. daſ., S. 487.
— (rothe), ſ. daſ., S. 453.
— (Rüben-), ſ. daſ., S. 486.
— (Ruſſiſche), ſ. daſ., S. 466.
— (Sago-), ſ. Th. 130, S. 577 u. f.
— (Sauerampfer-), ſ. oben, S. 464.
— (Schildkröten-), ſ. daſelbſt, S. 467.
— (Schnecken-), ſ. Th. 147, S. 305.
— (Schwediſche-), ſ. oben, S. 466.
— (Sellerie-), ſ. daſelbſt, S. 463.
— (Semmel-), ſ. daſ., S. 481.
— (Spargel-), ſ. unter Asparagus, Th. 2, S. 564.
— (Speck-), ſ. oben, S. 489.
— Stachelbeer-), ſ. daſelbſt, S. 480.
— à la Trianon, ſ. daſ., S. 471.
— (Waſſer-), ſ. daſ., S. 486.
— (Wein-), ſ. daſ., S. 478.
— (Wein-) mit Griesklöschen, ſ. daſ., S. 479.
— (Weißbier-), ſ. daſ., S. 478.
— à la Wellington, ſ. daſ., S. 472.
— (Wurzelwerk-), Potagen, ſ. daſ., S. 489.
— (zerfahrene), ſ. oben, S. 488.
— (Zwiebel-), ſ. daſelbſt, S. 485.

Suppenanſtalt, eine Einrichtung für Arme, um ſich im Winter warme Suppen auf Karten aus gewiſſen öffentlichen Küchen täglich des Mittags abholen zu können. Dergleichen Einrichtungen findet man in London und Paris, auch in Berlin, Wien, München ꝛc; ſ. den Artikel Speiſeanſtalt, Th. 157, S. 121 u. f.

Suppenautor, ein Scherzname, womit in Univerſitätsſtädten ehemals die Speiſewirthe benannt wurden.

Suppengeſchirr, alle Gefäße und Geräthſchaften, die zur Suppe gehören, als Suppentöpfe, Suppenteller, Suppennäpfe, Suppenſchüſſeln oder Terrinen, Suppenlöffel, Suppenquirle, Durchſchlag, Suppenkellen, Schaumlöffel ꝛc. ꝛc. In dem Geſchirrhandel kauft man die Töpfe nach Belieben Stückweiſe, Dutzendweiſe ꝛc. Die Suppennäpfe und Suppenſchüſſeln in den Porzellan-Fabriken von Porzellan und Halbporzellan ſtückweiſe und die Teller dutzendweiſe. Die übrigen Geräthſchaften kauft man nach den Bedürfniſſen der Küche; auch ſehe man die einzelnen Artikel unter ihren Namen in der Encyklopädie nach.

Suppenkelle, wozu auch der Schaumlöffel gehört, ſ. unter Kelle, Th. 36.

Suppenkoch; ſcherzweiſe belegt man damit einen unerfahrenen Koch, weil eine gewöhnliche Suppe zu kochen keine große Geſchicklichkeit erfordert, und jedes Mädchen eine ſolche zu kochen verſteht.

Suppenkörner, eine Benennung des Sagos, ſ. unter Sago, Th. 130, S. 559.

Suppenkräuter, alle diejenigen Kräuter, welche an oder in die Suppe gethan werden. Hierzu gehören: Peterſilie, Kerbel, Löffelkraut, Sellerie, Portulak, Eſtragon, Salat, Blumenkohl, Würſing, Brunnenkreſſe, Sauerampfer, Thimian, Schnittlauch, Spinat ꝛc. ꝛc.

Suppenlöffel, der große Löffel, womit die Suppe aus der Terrine auf die Teller gefüllt wird; auch die gewöhnlichen Löffel, womit man die Suppe ißt, und die man von Holz, Blech, Zinn, Silber, auch von Neuſil-

nen zinnernen Napf, um Suppe darein zu füllen. Sie weichen von den Tellern und Schüſſeln darin ab, daß ſie zwiſchen beiden in der Mitte ſtehen, und eine anſehnliche Vertiefung haben.

Suppenquirl, ſ. unter Quirl, Th. 120.

Suppentafeln, Bouillontafeln, eine durch das Sieden von Rinds-, Kalbs- und Schweinsknochen, auch Knochen von Hühnern ꝛc., am beſten und ſchnellſten in dem Papiniſchen Topfe, in ſiedendem Waſſer und durch das nachherige Verdicken und Austrocknen erhaltene Maſſe, die man in Tafeln ſchneidet; ſ. Taſchenbouillon, unter T.

Suppenteller, ein gewöhnlicher tiefer Teller, um Suppe hinein zu füllen. Durch ſeine Tiefe unterſcheidet er ſich von den Gemüſe- und Bratentellern, die nur flach ſind. Man hat ſie von Porzellan, Fayance (Geſundheitsgeſchirr), gewöhnlichen Thon, Zinn, Silber ꝛc.; ſ. auch den Art. Teller, unter T.

Suppenterrine, eine Art Suppenſchüſſel mit einem Deckel und zwei Knöpfen, zu jeder Seite einen, um ſie, wenn ſie mit Suppe angefüllt iſt, daran tragen zu können. Man hat ſie von verſchiedenen Geſtalten und Größen. Die gewöhnliche Größe einer porzellanenen Terrine iſt etwas über 5 Zoll Höhe und 8 Zoll im Durchmeſſer, welche über 4 Quart Suppe enthält. Man hat runde, länglich runde oder ovale ꝛc. Schüſſeln oder Terrinen von Porzellan, Fayance oder Halbporzellan, irdene, zinnerne, und auch von Neuſilber und Silber ꝛc.; ſ. auch den Art. Terrine, unter T.

Suppentopf, gewöhnliche irdene, auch eiſerne Töpfe, die Suppe darin zu kochen. Man hat ſie von verſchiedener Größe, von ½, 1, 2, 3 ꝛc. Quart oder Maaß, je nach der Größe und dem Bedürfniſſe der Wirthſchaft; ſ. auch den Art. Topf, unter T.

Suppenwurzelwerk, alles Wurzelwerk, welches an die Suppe kommt, oder zur Suppe genommen wird,

wie Mohrrüben, weiße Rüben, Peterſilienwurzeln, Haferwurzeln, Paſtinacken, Zuckerwurzeln ꝛc. Man ſehe dieſe Wurzeln in der Encyklopädie unter ihren Namen nach.

Suppig, Bei- und Nebenwort, einer Suppe ähnlich, das iſt, aus dünner Brühe beſtehend, was eigentlich dicklicher ſeyn ſollte, im gemeinen Leben; ſollte eigentlich ſuppicht heißen. Eine ſuppige oder ſuppichte Wirthſchaft nennt man auf den Straßen den Koth oder Moder, wenn er auseinander fährt und einer dicklichten Suppe gleicht, wenn man ihn durchwaten muß.

Supplement, ein Nachtrag, Zuſatz, oder eine Ergänzung eines Werkes im Buchhandel. Dergleichen Supplemente werden zu größeren Werken geliefert, beſonders zu wiſſenſchaftlichen Wörterbüchern oder Encyklopädien, auch zu andern großen Werken, wo man das Neuere, Neuerfundene, ſowohl in der Geſchichte, als auch in den Natur- und andern Wiſſenſchaften in Heften nachträgt, die man dann entweder beſonders binden läßt, oder ſie den größeren Werken, wozu ſie gehören, anhängt, welches auf das Volumen ankommt, das ſie als Druckbogen einnehmen.

Supplementgeld, im Bergwerke, ein Beitrag zum Almoſen für arme oder kranke Bergleute, welchen die Gewerke zur Bergknappenſchaft ſteuern.

Supplicatio, bei den Römern, eine Art des Gottesdienſtes, da die Tempel in der ganzen Stadt geöffnet waren, und ein jeder Einwohner ſein Gebet zu demjenigen Gotte erheben konnte, dem er am meiſten zugethan war. Solches geſchah, wenn man den glücklichen Fort- und

wegen geſchah, und auf mehr als einen Tag; es geſchah auf zehn, funfzehn, zwanzig, vierzig, funfzig und ſechzig Tage, wobei den Göttern öffentlich geopfert, Gaſtmähler angeſtellt und lauter Freude in Rom bezeugt, die Tempel aber haufenweiſe auch von den Frauenzimmern beſucht wurden. Man ſtellte auch dergleichen Gottesdienſte bei einer bevorſtehenden großen Gefahr, die Götter zu verſöhnen, und deren Zorn abzuwenden, an, wenn ſich etwa beſondere Wunderzeichen ſpüren ließen, oder die Peſt graſſirte, die dann gewiſſermaßen als Bußtage betrachtet wurden; die andern bezeichnete man aber mit dem Namen Dankfeſte. Dergleichen Dankfeſte wurden gewöhnlich nach einem Siege in einem bürgerlichen Kriege gefeiert. — Bei den Juden war Supplicatio ein Bußtag, an welchem ſie faſteten und beteten. An öffentlichen Bußtagen geſchah ſolches in dem Tempel, wo das Volk in den Vorhöfen, die Prieſter aber im Innern auf der Erde lagen. In den Synagogen waren oftmals ſchwangere und ſtillende Frauen, nebſt den Kindern vom Faſten ausgenommen, oftmals mußten aber auch dieſe mit dem Viehe es zugleich thun, und ſolches bis man drei mittelmäßige Sterne am Himmel ſehen konnte, oftmals auch drei Tage und Nächte hintereinander, wobei ſie ſich weder wuſchen, noch ſalbten, keinen Schuhe anzogen, die Kleider zerriſſen, grobe und ſchwarze Kleider anzogen, die Haare hängen ließen, ſich die Bruſt ſchlugen, Erde oder Aſche auf die Köpfe ſtreueten und zum Gebete in dem Tempel mit einem dumpfen Blaſen der Hörner und Trompeten, in den Synagogen aber nur mit den Trompeten aufgefordert wurden, wobei ein Weinen und Heulen Statt fand.

Supplicia, Lebensſtrafen, ſ. unter Todesſtrafe, in T.

Suppliciren, anflehen, demüthig bitten, welches bei Fürſten, Regenten und andern hohen Perſonen geſchieht; dann auch bei Kriegs- [illegible]

Obergerichten ꝛc. ꝛc.; ſ. die folgenden Artikel Supplik und Supplikant.

Supplik, das Bittſchreiben, die Bittſchrift, ein ſchriftlicher Aufſatz, worin man einen Obern um etwas bittet. Nach Verſchiedenheit des Gegenſtandes giebt es zweierlei Bittſchreiben oder Suppliken; man bittet nämlich entweder um Juſtiz oder Gerechtigkeit, oder um eine Gnade. Die Bittſchriften, worin um Juſtiz gebeten wird, ſind wieder ſehr mannigfaltig, und hierher gehören: die Klagelibelle, die Exceptionsſchriften, die Repliken, die Dupliken, die Bittſchriften um ein Mandat, um Wiederherſtellung in den vorigen Stand, die Appellations-, Reviſions-Libelle ꝛc. ꝛc. Da hier nicht der Ort iſt, eine jede Art beſonders durchzunehmen, ſo ſoll hier nur von den Bittſchriften oder Suppliken im Allgemeinen etwas geſagt werden. Was die äußerliche Form betrifft, ſo müſſen Bittſchriften 1) leſerlich und daher nicht zu weitläufig geſchrieben werden; denn man hat Fälle, daß ſie bei Gerichten zurückgegeben worden ſind, wenn ſie unleſerlich geſchrieben waren, auch der Inhalt verworren war. — 2) Muß man die gewöhnliche Titulatur gebrauchen und nicht dagegen anſtoßen; denn oftmals ſind Bittſchriften auch dieſerhalb zurückgegeben worden. Man muß ſich daher jedesmal genau nach der üblichen Titulatur erkundigen, um hier nicht zu fehlen. Dieſes iſt auch ſchon darum nöthig, damit die Bittſchrift nicht beim Einſenden an ein unrechtes Kollegium gelangt und da liegen bleiben kann. — 3) Muß zwiſchen der Anrede und dem Vortrage einiger Raum gelaſſen werden, auch muß der Rand einige Finger breit weiß bleiben, welches übrigens bekannt genug iſt. — 4) Iſt

Inhalt eines jeden am Rande bemerkt. Zuweilen ist dieses vorgeschrieben. — 5) Die Bitte wird eingerückt, damit sie um so besser in die Augen fällt; auch die Worte einer Urkunde und die Allegaten rückt man in gleicher Absicht etwas ein. — 6) Wenn man eine Urkunde beilegt und in der Schrift sich darauf bezieht, so setzt man gewöhnlich an den Rand einen schiefen Strich. — 7) Die Aufschrift der Bittschrift von außen enthält in Prozeßsachen den Namen der gerichtlichen Handlung, z. B. Klageschrift, exceptivische Nothwendigkeit ꝛc. und den Namen der Partheyen; zuweilen setzt man auch das Objekt des Prozesses bei, z. B. puncto hereditatis petitionis. In Gnadensachen begreift die Aufschrift den Namen des Supplikanten und eine kurze Bezeichnung seines Gesuchs; z. B. N. N. bittet um gnädigste Ertheilung eines Privilegii impressorii. Hat eine Bittschrift Anlagen, so bemerkt man auch dieses in der Aufschrift: z. B. hat Anlagen sub. Lit. A, B, Cetc. — 8) An vielen Orten muß ein ordentlicher öffentlicher Anwald die Schriften unterschreiben, an andern ist dieses nicht nöthig. An einigen muß auch der Concipient die Taxe darauf setzen. — Von der Schreibart ist hier wenig besonders anzumerken, indem man die Regeln einer guten Schreibart stets beobachten muß. Wenn auch ein Anwald die Schrift aufsetzt und übergiebt, so spricht oder redet er doch im Namen des Aufträgers, obgleich dieses zuweilen die sonderbarsten Contraste veranlaßt. So las z. B. Jemand die Stelle in einer Schrift: bitte also mich, als eine der Rechten ganz unkundige Bauersfrau ex clausula praetoris generali in integrum zu restituiren. Niedrige und pöbelhafte Ausdrücke können zuweilen nicht vermieden werden, besonders in Injurienſachen, doch setzen die Justizkommissarien oder Advokaten gewöhnlich aus Höflichkeit ihr s. v. (salva venia) vor, oder kürzen das unedle Wort ab, z. B. Beklagte hat Kläger einen s. v.

Schweineh— geheißen, ſo auch umgekehrt: Beklagter hat Klägerin eine s. v. S— geheißen. — Bei Gnadenſachen enthält der allgemeine Inhalt einer jeden Supplik: 1) die Veranlaſſung der Bitte; 2) die Gründe, wodurch ſie unterſtützt wird; 3) die wichtigen Vortheile, welche man von der Bewilligung derſelben erwarten darf, und 4) die Verpflichtung dafür. Dann muß die Sprache offenherzig, aber beſcheiden und höflich ſeyn, nur wo es angeht, kann man eine lebhafte Schilderung der Umſtände machen. Doch muß man immer die Bitte, als etwas ſehr Wichtiges darſtellen, und daher kann man ſelbſt die Schwierigkeit, ſie zu erlangen, berühren, um dadurch den hohen Grad der Verbindlichkeit anzuzeigen, den man durch die Erfüllung derſelben ſchuldig wird. Hat man ſchon Wohlthaten von demjenigen erhalten, an den die Supplik gerichtet iſt, ſo dürfen dieſe nicht übergangen werden, ſondern man muß in dem gegenwärtigen Falle ſein Vertrauen und ſeine Hoffnung darauf ſetzen. — Bei der Bitte um Juſtiz iſt noch in Anſehung der Sache ſelbſt zu bemerken: 1) daß man nicht unrichtige oder unnöthige Allegaten mache. 2) Nicht den Gegentheil ſchimpflich behandle, noch weniger die richterlichen Verfügungen unbeſcheiden tadle. 3) Nichts behaupte, was man erforderlichen Falls nicht beweiſen kann. In verſchiedenen Fällen wird man wegen boshaften Läugnens beſtraft; allein in den meiſten Fällen geſchieht dieſes nicht, und viele Sachwalter haben daher den ſchönen Wahlſpruch: si fecisti nega. — 4) Viele Klauſeln, Floskeln, Proteſtationen ꝛc. ſind in Bittſchriften zuweilen gewöhnlich, aber ohne Nutzen. Zum Beiſpiel: Anwald reſervirt alle ſeinem Clienten zuſtändige Befugniſſe, ſetzt dem Gegner generalia juris et facta entgegen; contradiciret allen Contrariis, tacendo nichts einräumende ꝛc. Hierher gehört auch die Clausula salutaris.

Supplikant, derjenige, welcher bittlich um etwas nach-

sucht, entweder bei seinem Fürsten, oder bei den Gerichten ꝛc.; s. den vorhergehenden Artikel.

Supplikenmeister, s. Maître de requètes, Th. 83, S. 7.

Suppositio, heißt so viel als ein Grundsatz, unausgemachter Satz (Hypothesis), den man, um etwas anderes daraus zu beweisen, unbewiesen annimmt. In der Musik ist Suppositio, wenn gegen eine stillstehende lange Note zwei geschwinde in der andern Parthie gesetzt werden, wovon die erste consonirt, die zweite und stufenweise fortgehende aber dissonirt. Wenn aber mehrere Noten gegen eine solche große zu stehen kommen, so müssen im gleichen Takte die geraden allezeit dissonirend, die ungeraden dagegen consonirend seyn.

Suppositorium, s. Stuhlzäpfchen.

Suppurativum, in der Arzneykunst, ein zusammenziehendes und Eyter verursachendes Mittel. Man nennt daher Suppurantia, eitermachende Mittel, und Suppuratio, die Eiterung; s. den Art. Geschwür, Th. 17.

Supremaci, in England, das Recht der Oberherrschaft des Königs der Britten über die Engländische Kirche, welches alle diejenigen, die zu öffentlichen Aemtern des Staats gelangen wollen, beschwören müssen. Heinrich der Achte bediente sich desselben zuerst, als er mit dem Pabste zerfallen war.

Supremat, wird diejenige Oberherrschaft oder Gewalt genannt, welche sich der Pabst über die katholischen Bischöfe und über die ganze Kirche zuschreibt; allein die Grenzen dieses Supremats sind auch in den katholischen Ländern nicht einhellig bestimmt, und der Pabst übt daher vermöge desselben in einem Lande mehr, in dem andern wieder weniger Rechte aus, welches auch auf das Verhältniß des Fürsten und des Landes zu dem Päbstlichen Stuhle ankommt. Die Protestanten verwerfen ein solches Recht.

Sur, im Salzwerke, die genugſame Salzigkeit der Soole.

Sura, Sury, ein Oſtindianiſcher Palmenwein, der aus dem Safte der Kokosbäume bereitet wird.

Suratiſche Rechnungsrupien, werden zu 16 Annas oder 32 Ponnes gerechnet, und auf 17, 3 Holl. As fein Gold, und 166, 53 As fein Silber gewürdiget, welches nach dem 20 Guldenfuße 15 Gr. 8 Pf. giebt.

Surbaſſi, bei den ehemaligen Janitſcharen, die vornehmſten Befehlshaber.

Surbaſterſeide, die beſte und feinſte Perſiſche Seide, welche entweder weiß oder gelb iſt. Sie kommt gewöhnlich ohne alle Zurichtung und roh in ſogenannten Matzen heraus, welche beinahe 1¼ Ellen lang ſind, und von oben herab am äußerſten Ende mit einigen Fäden ſehr feiner Seide, die aus ſolcher hervorgeht, umwunden, und die gleichſam die Probe von dem innern Werthe der Matzen ſind. Die weiße Seide dieſer Art iſt die ſchönſte, ſie kommt in Ballen, die bis hundert und zwanzig Matzen haben. Selten findet ſich in einem ſolchen Ballen einerlei Seide, und wenn ſie auch noch ſo fein iſt, ſo giebt es doch darunter einige Matzen, die gröber ſind.

Surdaſtrum, eine Trommel, die mit hölzernen Klöppeln unten und oben geſchlagen, und nebſt einer Schäferpfeife bei Heilung der von den Taranteln geſtochenen Perſonen gebraucht ward.

Surde oder Surdiſche Zahl, Surdus numerus s. irrationalis, iſt in der Mathematik die Wurzel von einer ſolchen Zahl, die keine vollkommene Quadrat- oder Kubik- oder Quadrato-Quadratzahl iſt, und deren Wurzel man deshalb mit ganzen oder gebrochenen Zahlen nicht beſchreiben kann.

Suremmi, das Oberhaupt oder der Vornehmſte derjenigen Karavane, die nach Mecca wallfahrtet.

Surface, in der Kriegsbaukunſt, die Stirn des Bollwerks oder dasjenige Stück der beſtändigen De-

feuſionslinie, welche durch die verlängerte Flanke bis an die äußerſte Polygone davon abgeſchnitten wird.

Surge, eine Benennung der fetten Wolle, die ungewaſchen und unabgekratzt verkauft wird. Es kommt davon viel aus der Levante, beſonders von Konſtantinopel, Smirna, Aleppo, Alexandrien und Cypern, auch aus der Berberey, beſonders aus Tunis.

Suriana, ſ. den folgenden Artikel.

Suriane, Suriana Linn., eine Baumgattung, welche in die fünfte Ordnung der zehnten Klaſſe (Decandria Pentagynia) des Linnéiſchen Pflanzenſyſtems gehört, am Meeresſtrande im ſüdlichen Amerika wächſt, lanzettförmige Blätter beſitzt, und ſich durch ihre ſeltſamen Blüten auszeichnet, aber ſonſt nichts Ausgezeichnetes für die Garten- und Waldkultur und für die Gewerbe beſitzt, daher deren nähere Beſchreibung hier übergangen wird.

Surientowein, iſt ein Italieniſcher Wein, ſ. unter W.

Surinam, die wichtigſte von den Holländiſchen Kolonien auf der Südamerikaniſchen Küſte Guyana. Sie hat ihren Namen von dem Fluſſe Surinam, an deſſen Ufern größtentheils die vierhundert großen Plantagen angelegt ſind, aus welchen die Kolonie beſteht. Der Grund zu dieſer Kolonie ward im Jahre 1640 durch Franzoſen gelegt, allein mit keinem Erfolge; denn ſchon wenige Jahre darauf, als ſie daſelbſt feſten Fuß gefaßt hatten, verließen ſie das Land wieder, und ihre Stelle wurde durch die Engländer erſetzt, die nicht ohne Erfolg für die angelegte Kolonie thätig waren; ſie wurden aber 1667 von den Holländern angegriffen, welche ſie ohne große Mühe beſiegten, da ſie ſolche in einem weitläuftigen Striche verbreitet fanden, und ſo kam Surinam in die Gewalt der Holländer. Dieſe, mehr mit dem Handel beſchäftiget, als mit dem Ackerbaue, ließen das Land bald die Folgen dieſer ausſchließenden Neigung empfinden. Endlich ließ die Geſellſchaft, die das Land be-

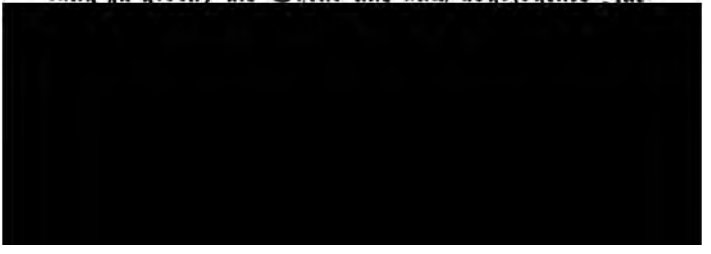
herrſchte, Holz fällen, und vertheilte einen Theil des Bodens an die Einwohner, und verſah ſie mit Sklaven. Alle diejenigen, die dieſe Ländereyen anbauen wollten, erhielten ſie als Eigenthum, unter der Bedingung, daß ſie nach und nach von dem Einkommen den Preis, um welchen jede Beſitzung verkauft worden war, bezahlen ſollten. Sie erhielten ſogar die Erlaubniß, es an einen Zweiten zu veräußern, der den noch zu bezahlenden Theil der Schuld übernahm. Der gute Fortgang dieſer erſten Pflanzungen veranlaßte die Anlegung von vielen anderen, und ſo kamen ſie nach und nach bis auf zwanzig Meilen weit von der Mündung des Surinam und Kommewynafluſſes, der ſich in jenen ergießt, entfernt. Man würde ſchon damals weiter vorwärts gegangen ſeyn, wenn man nicht durch die entlaufenen Neger, Maronen-Neger, aufgehalten worden wäre, die in den unzugänglichen Wäldern, wo ſie in Freiheit leben, nicht aufhörten, die Kolonie im Rücken unſicher zu machen. Die Schwierigkeiten, welche ſich dieſer Urbarmachung widerſetzten, verlangten einen außerordentlichen Muth und Thätigkeit; denn die mehrſten der Ländereyen, die man anbauen wollte, waren bei jeder Fluth mit vier bis fünf Fuß hoch Waſſer bedeckt. Durch die vielen Gräben, die man zog, und durch die Schleuſen, die man anlegte, hat man endlich den Boden trocken gemacht, und ſo ward den Holländern der Ruhm, auch den Ocean in der neuen Welt, wie in der alten, zu bändigen, ja ſie haben ſogar ihren Pflanzungen eine Reinlichkeit zu geben gewußt, die man nicht in den blühendſten Kolonien der Franzoſen und Engländer fand. Ein Mittel, welches die Arbeiten am meiſten beförderte.

um den laufenden Preis in der Kolonie liefern sollten. Vermittelst dieser Hülfe sind an den Ufern des Surinam, oder doch nicht weit von diesem Flusse, in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts 581 Pflanzungen angelegt worden, welche im Jahre 1762 durch 84,500 Negersklaven unter der Leitung von 4000 Weißen bebauet wurden. Man findet unter den Letzteren Französische Religionsflüchtlinge, Mährische Brüder, und auch Juden. Die Letzteren wurden hier besonders favorisirt, gewiß mehr, als in irgend einem Staate in der Welt. Man ließ ihnen die Freiheit, ihren Gottesdienst öffentlich zu halten, Ländereyen eigenthümlich zu besitzen, selbst ihre Zwistigkeiten zu schlichten, das heißt, die Streitigkeiten unter ihren Mitgliedern, und dann noch das allen Bürgern der Kolonie zuständige Recht, einen Antheil an der allgemeinen Verwaltung zu haben, und zu der Wahl der Obrigkeit seine Stimme zu geben. — Die Hauptprodukte, welche man schon damals in Menge zog, sind: Kaffee, Zucker, Kakao, Baumwolle und Indigo. Im Jahre 1768 lieferte die Kolonie 14 Millionen Pfund Kaffee, 28,600,000 Pfund Zucker, 1000 Centner Baumwolle und 2000 Centner Kakao, welche Waaren von siebzig Schiffen in die Häfen des Mutterlandes gebracht wurden, die gegen 8 Millionen Gulden betrugen. Man fing nun immer mehr an, sich weiter auszudehnen, so daß in dem gegenwärtigen Jahrhunderte die Pflanzungen in Surinam schon von der Küste fünf und zwanzig Meilen weit ins Land gehen. Man rechnet überhaupt auf das Holländische Guyana 490 Quadratmeilen; das angebauete Land beträgt 400,000 Morgen. Der Kaffee wurde von Java nach Surinam verpflanzt. Außer den genannten Produkten gewinnen die Holländer auch noch Reis, Tabak, Gewürznelken, Orlean oder Rocou, Hanf ꝛc., und die alten Einwohner, Bocken genannt, liefern große Schildkröten ꝛc. in Tausch gegen Pulver, Branntwein, Nürn-

berger Waaren ꝛc., die aber nicht in den auswärtigen Handel kommen. In neueſter Zeit hat ſich dieſe Kolonie immer mehr und mehr in Hinſicht des Anbaues und des Handels gehoben; denn im Jahre 1812 betrug die Ausfuhr 860,207 Pfund Sterlinge am Werthe. Im Jahre 1824 wurden ausgeführt über 22 Millionen Pfund Zucker, 6 Millionen Pfund Kaffee, 71,380 Pfund Kakao und (1820) 1,329,240 Pfund Baumwolle. Der Handel wird hauptſächlich nach Holland und England getrieben; aber auch mit Weſtindien und mit dem Feſtlande von Amerika iſt er nicht unbedeutend. — Die Küſten des Holländiſchen und auch Britiſchen Guyanas ſind niedrig, und daher großen Ueberſchwemmungen ausgeſetzt. Das Klima iſt heiß, feucht und ungeſund. Im Dezember und Januar iſt in Surinam die kurze, im April, May, Junius und Julius die lange Regenzeit; im Februar und März iſt die kleine, vom Auguſt bis zu Ende Novembers die große trockene Zeit. Die Letztere iſt ſehr ungeſund, um ſo mehr, da die Hitze ſehr groß iſt, die Feuchtigkeit dadurch abdunſtet, und dann der Boden zuweilen 5 bis 6 Fuß tief aufſpringt; indeſſen iſt das Klima doch merklich durch das Durchhauen der Wälder, um den Zug der Luft zu befördern, für die Europäer verbeſſert worden. Die Haupt- und einzige Stadt der Kolonie iſt Paramaribo, zwei Meilen von der Mündung des Fluſſes entfernt, groß und regelmäßig nach Holländiſcher Art in einer ſehr ſchönen Gegend erbauet und der Sitz des Gouverneurs; ſie hat 20,000 Einwohner, als: 18,00 Europäer, 3000 Deutſche und Portugieſiſche Juden, 4000 [redacted]

wohntes Dorf. Dann iſt daſelbſt noch eine Herrnhuteranlage; die übrigen Plantagen liegen zerſtreut. Im Jahre 1780 rechnete man in der ganzen Kolonie 7000 Europäer, 500 Freineger und Mulatten, und 70,000 Negerſklaven. In neueſter Zeit beträgt die Zahl der Einwohner überhaupt 66.000. Zur Vertheidigung der Forts und der Kolonie gehören 1500 Mann regulairer Truppen; dann noch 2000 Bürger und 400 freie Neger und Mulatten. Seit dem Jahre 1772 gehörten zwei Drittheile von der ganzen Kolonie der Stadt Amſterdam, und ein Drittheil der Kompagnie von Surinam jetzt dem Staate. Im Jahre 1799 erſchienen die Engländer mit einer Kriegsmacht an der Küſte, und die Kolonie ergab ſich denſelben, oder vielmehr in den Schutz derſelben; durch den Frieden von Amiens kam ſie wieder in die Gewalt der Holländer, oder vielmehr in die der damaligen Bataviſchen Republik, worein Holland umgewandelt worden war. Die Direktoren der Societät von Surinam ernennen den General-Gouverneur, welcher über dieſe Kolonie in Civil- und Militairſachen zu befehlen hat; er muß aber von der Regierung beſtätiget werden, welches ehemals von den Generalſtaaten geſchah, denen er ſowohl, als den Direktoren ſchwören mußte. Nach ihm kommt der Fiskal; dann das Polizey- oder Kriminalgericht, und der Juſtizhof nebſt dem Kommiſſionsgerichte, bei welchem aber der General-Gouverneur präſidirt. Dieſer Letztere hat 24,000 Fl. Gehalt, und wenn er nach ſechs Jahren ſein Statthalteramt niederlegen will, ſo bekommt er eine jährliche Penſion von 6000 Gulden. Außer andern Abgaben muß jeder Bürger und Pflanzer als Eigenthümer ſeiner Plantage in Surinam, ſeinen jährlichen Gewinn, den er eidlich anzugeben gehalten iſt, verſteuern. Von 1000 — 1500 Gulden werden 6 Prozent, von 1500 — 2500 Fl. 7 Prozent, von da bis 3000 8 Prozent, und ſo immer ſteigend bis 10,000 Gulden bezahlt, wo die

Steuer 15 Prozent ausmacht, und dann bis 50,000 Gulden jährlicher Einnahme nicht erhöhet wird. — Das Klima verursachte, daß anfangs die großen Landeigenthümer von Surinam in Europa lebten; man sah daher in der Kolonie nur Verwalter jener reichen Leute; nur diejenigen, denen ihr geringes Vermögen nicht erlaubte, die Sorge für ihre Pflanzung fremden Händen anzuvertrauen, blieben daselbst zurück. Was nun diese Einwohner verbrauchten, war nicht bedeutend, und die Verwalter der größeren Güter suchten zu sparen. Daher wurden anfangs nur wenig Luxusartikel dahin abgesetzt; nur diejenigen Produkte fanden Absatz, die zu den nothwendigsten Bedürfnissen des Lebens gehören, zur Nahrung und zur Kleidung. Und dann waren die Holländer noch genöthiget, den Gewinn aus den dahin gebrachten Waaren mit den Engländern im nördlichen Amerika zu theilen. Die Engländer fanden anfangs nur deshalb Aufnahme, weil man ihre Pferde nicht entbehren konnte, da es zu schwer ist, sie dort zu erziehen, und vielleicht hat auch wohl die Erlaubniß aus andern Ursachen fortgedauert. Die Pferde dienten gleichsam zu Pässen, und ein Schiff, welches nicht eine seiner Größe gemäße Anzahl mitgebracht hatte, wurde nicht in die Häfen der Kolonie eingelassen, und wenn die Pferde auf der Fahrt starben, so brauchte man nur die Köpfe derselben zu zeigen, um die Erlaubniß zur Einfahrt in den Hafen zu erhalten, um eßbare Waaren zu verkaufen, welche späterhin die Englischen Schiffe statt der Pferde führten. Durch ein Gesetz war es verboten, ihnen etwas anderes im Tausch und auch gegen Bezahlung zu geben, als Syrub und auch abgezogenes Buk-



als die Stärkern, herrſchen doch immer über den Handel von dieſem Theile von Guyana, und um ſo mehr, da ihnen die Kolonien Berbice, Eſſequebo und Demerary gehören. Ihre Fabrik- ꝛc. Waaren finden daher hier, in Surinam, immer Eingang. — Surinam iſt manchen Gefahren ausgeſetzt. Erſtlich iſt ein Angriff von Seiten der Europäiſchen Seemächte leicht; denn ihre größten Schiffe können in den Fluß Pumaron kommen, deſſen Mündung 7 bis 8 Faden tief Waſſer hat, welches auf 4 oder 5 Meilen weit bis auf 40 Faden immer tiefer wird. Das kleine Fort Seelandia, welches die Ufer deſſelben vertheidiget, würde keine zwei Stunden ihrem Artilleriefeuer widerſtehen. Der ganze Theil des Holländiſchen Guyana wäre kaum im Stande einem unternehmenden Seeräuber zu widerſtehen; denn es würde gezwungen ſeyn, beim Anblick des ſchwächſten Geſchwaders zu kapituliren. Der öſtliche Theil, den ſeine Reichthümer mehreren Gefahren ausſetzen, iſt beſſer vertheidiget. Der Eingang des Fluſſes Surinam iſt wegen ſeiner Sandbänke ziemlich beſchwerlich; indeſſen können doch Fahrzeuge, die nur zwanzig Fuß tief gehen, wenn das Meer flach iſt, hineinkommen. Zwei Meilen von der Mündung ergießt ſich der Kammewyna in den Surinam. An dieſem Zuſammenfluſſe haben die Holländer ihre Werke angelegt. Eine Batterie liegt am Surinam, eine andere am linken Ufer des Kommewyna, und das Fort Amſterdam am linken Ufer deſſelben, welche Werke ein Dreieck ausmachen, deſſen ſich kreuzende Feuer den doppelten Zweck haben, zu verhindern, daß die Schiffe nicht den einen Fluß höher hinauf oder in den andern hinein fahren mögen. Die Feſtung liegt mitten in einem kleinen Moraſte, und man kann derſelben nur durch einen ſchmalen Weg ankommen, wo das Geſchütz alles Herannahen verwehrt; ſie braucht nur eine Beſatzung von acht bis neunhundert Mann, hat vier Bollwerke, einen Wall von Erde, einen breiten Waſ-

ſergraben, einen gut bedeckten Weg, außerdem weder Pulvermagazine, noch bombenfeſte Gewölbe, noch irgend eine Art von Kaſematten. Drei Meilen höher hinauf findet man am Surinam eine geſchloſſene Batterie, die den Hafen und die Stadt Paramaribo deckt, nämlich das Fort Seelandia. Eine dergleichen Batterie deckt den Kommewyna in einer gleichen Entfernung. Die ſchon oben angeführten regulairen Truppen werden von den Einwohnern und von der Geſellſchaft zu gleichen Theilen bezahlt, eben ſo die Miliz. Dieſe Macht würde überflüſſig ſeyn, wenn man bloß gegen die Ureinwohner Vorkehrungen zu treffen nöthig hätte. Die geringe Anzahl dieſes Volks, die ſich an den Orten behaupten wollten, die den Holländern zur Kolonie genehm waren, ſind vertrieben worden; die Andern ſind bei der Annäherung der Europäer gleich tiefer ins Land hineingegangen, wo ſie in den Wäldern, die ihnen zur Freiſtatt dienen, ruhig leben, und gleichſam ein neues Vaterland gefunden haben, da ihnen Fremde das alte fortnahmen. Von dieſer Seite her iſt die Kolonie Surinam beruhiget; denn dieſe Ureinwohner ſind friedlich und handeln mit den Holländern, wie ſchon oben angeführt worden. Nicht ſo ruhig iſt die Kolonie von Seiten der Neger, Maronen-Neger, welche aus den innern Gebirgen und Wäldern häufige und unvermuthete Ausfälle machen, und nicht nur Pflanzungen zerſtören, ſondern auch die Sklaven befreien, und dadurch ihre Anzahl vermehren. Es ſollen an 20,000 ſeyn, die jedoch nicht zuſammen leben, ſondern in verſchiedenen Haufen. Man hat verſucht, ihre Macht zu brechen, und iſt mit regelmäßigem Militair gegen ſie angerückt; allein alle Kriege gegen ſie

ven aufzunehmen. Die aus Afrika ankommenden Neger werden, wie überall in den Kolonien, wo die Neger noch Sklaven ſind, auf einem Platze öffentlich ausgeſtellt; ſie müſſen nach einander auf einen Tiſch ſteigen, und werden hier von einem von der Regierung beſoldeten Wundarzte aufs Genaueſte unterſucht. Seine Ausſage beſtimmt ihren Preis, der gewöhnlich drei Wochen nach dem Kaufe gezahlt wird. Es bleiben aber dem Käufer immer noch vierundzwanzig Stunden übrig, um ſich zu bedenken, in wie fern ihm ſein Kauf anſteht. Wenn ihm die Neger, die er ſich gewählt hat, nicht gefallen, ſo hat er das Recht, ſie ohne die geringſten Umſtände, ohne die kleinſte Schadloshaltung zurückzuſchicken, wenn er nur nicht ſein Zeichen darauf gebrannt hat, welches in einer ſilbernen Platte beſteht, auf welcher die Anfangsbuchſtaben ſeines Vor- und Zunamens geſchnitten ſind. Dieſe Platte wird heiß gemacht und dann dem Sklaven auf den Arm oder die Bruſt gelegt, wo es dann als ein unauslöſchliches Zeichen einbrennt. Man hat in Europa Bedenken getragen, Thieren Zeichen einzubrennen, um ihnen dieſen Schmerz zu erſparen, und hier begehen es Menſchen gegen Menſchen, und ſetzen ſich dadurch bis unter die Thiere herab. Selten gewahrte man in Surinam einen Sklaven, der die Freiheit erhalten hatte; denn es konnte keiner derſelben frei werden, ehe er nicht zum Chriſtenthume übergegangen war, und um das Recht zu bekommen, ihn taufen zu laſſen, mußte man erſt einen Freiheitsbrief kaufen, der 200 Gulden koſtete; außerdem mußte man ihm Lebenslang ſeinen Unterhalt verſichern, damit er niemals eine Laſt für die Geſellſchaft werde, noch in Verſuchung gerathe, zu ſeinen freien ſchwarzen Brüdern überzugehen, und dadurch die Feinde der Kolonie zu vermehren. Fügt man nun zu allen dieſen Unkoſten noch die Aufopferung des urſprünglichen Kaufpreiſes des Sklaven hinzu, ſo kann man leicht ſelbſt erwägen, daß das Frei-

ſprechen nur zu den Seltenheiten gehören konnte. Die Unmenſchlichkeit, mit welcher die Sklaven noch in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts in Guyana behandelt wurden, brachte ſie im Jahre 1763 zur Empörung. Die Empörung brach im Monate Februar des beſagten Jahres aus und drei und ſiebzig Schwarze oder Neger zu Berbice ermordeten ihre Herren und ließen den Ruf der Freiheit erſchallen. Dieſes Wort hallte mächtig in allen den umherliegenden Pflanzungen wieder, und mehr denn 9000 Neger rotteten ſich zuſammen fielen in der erſten Wuth über alle Weißen der Kolonie her und zwangen ſie, ſich mit dem Oberhaupte der Pflanzſtadt den Fluß hinunter auf ein Fahrzeug zu retten. Zum Glück für Amerika, indem vielleicht ſchon damals die Flamme des Aufruhrs gezündet haben würde, kamen den Koloniſten 500 Mann von Surinam zu Hülfe; es glückte zu landen, und die Truppen befeſtigten ſich in einem guten Poſten bis zur Ankunft der Truppen aus Europa. Auch die Engländer zu Barbados, denen ſchon damals der größte Theil der am Pumaron, Demerary und Eſſequebo angelegten Pflanzungen gehörten, ſchickten eine hinlängliche Truppenzahl ab, um die Sklaven an den drei Flüſſen im Zaume zu halten. Zum großen Glücke ſchloß auch gerade Surinam mit den in die benachbarten Wälder geflüchteten Negern einen Vertrag, der einen um ſo größeren Vortheil den Kolonien verſchaffte, da die Maronen-Neger von dem Aufſtande ihrer Brüder nichts wußten, und die Bedingungen des Vertrages eingingen, keinen Flüchtling von ihren Landsleuten mehr aufzunehmen. Dieſer Vertrag benahm den Rebellen ihre größte Hoffnung, und ſie kehrten zu ihren

ringſten Verdachte, daß ein Neger habe entlaufen wollen, ihn in Gegenwart der Uebrigen hinrichten oder umbringen, jedoch ohne daß es ein Weißer erfuhr, der vor Gericht gegen dieſen Eingriff in die Rechte der bürgerlichen Gewalt zeugen konnte. Dieſe Tyrannei unterblieb, und um ſo mehr, da man jetzt das Vertrauen zu den Sklaven, daß ſie willig ihre Feſſeln und Strafen ertrügen, verloren hatte, und wohl einſah, daß ſie auch Muth und Kraft genug beſaßen, um ſich zu erheben, ſobald ſich nur eine Gelegenheit dazu zeige, und dieſe fand ſich auch wieder im Jahre 1772, wo ein Aufruhr der Sklaven zu Surinam gegen die Pflanzer ausbrach, und auch dieſer wieder wegen der grauſamen Behandlung derſelben, vielleicht auch noch der Stoff von der früheren Revolution zu Berbice, die auf ganz Guyana ſchon gewirkt hatte. Die Neger hatten ſich mit Doppelhaken und Schiffsſtücken, und einem guten Vorrathe von Pulver und Bley verſehen, womit ſie ſchon recht gut umzugehen wußten. Es wurden ſchnell Truppen aus Holland nach Surinam eingeſchifft, und dieſe unterdrückten auch bei ihrer Ankunft den Aufruhr durch einen ſehr zweckmäßigen Angriff; allein die Neger zogen ſich in die Wälder zurück, und gingen ihren Herren verloren; es war alſo ein anſehnlicher Verluſt an arbeitenden Menſchen. Durch alle dieſe Neger iſt der bis jetzt beſtehende freie Negerſtaat in den Wäldern von Guyana entſtanden, der in verſchiedene Dorfſchaften getheilt iſt, deren jede ſich ein Oberhaupt erwählt hat, und dieſe Neger ſind es, die zwar immer durch Verträge und Geſchenke angriffslos gemacht werden, in denen aber ſtets der Brennſtoff liegt, der bei der geringſten Erhebung der Sklaven in den Kolonien zur Flamme auflodert, um ihre Brüder zu unterſtützen und gleichſam frei zu machen. Deshalb haben auch die Engländer in neueſter Zeit andere Mittel angewendet, um die Neger zu feſſeln und zu empörungsloſen brauchbaren Arbeitern zu machen; obgleich

die Befreiung der Neger nicht überall eine gleich wohlthätige Wirkung für die Kolonien gehabt hat, indem ſie ſich weigern zu arbeiten, wie dieſes z. B. auch auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung geſchehen iſt.

Surinamer, der Name mehrerer Inſekten. So führt dieſen Namen eine Art Holzbock, Cerambix Surinamus; eine Art Fangheuſchrecken, Mantis Nocydaloides; eine Art Heuſchrecken, Gryllus Surinamensis; eine Art Blattkäfer, Chrysomela Surinamensis; eine Art Bienen, Apis Surinamensis; eine Art Schaben, Blatta Surinamensis, und eine Art Fangwanzen, Nepa grandis.

Surinamerin, Vespa Surinama, ſ. unter Weſpe, in W.

Surinamſche Rechnungsgulden werden zu 20 Stüver gerechnet, und auf 11, 34 Holl. As fein Gold, und 166, 53 As fein Silber gewürdiget, welches nach dem 20 Fl. Fuße 10 Gr. 11 Pf. giebt.

Surki, beim Rauchhändler, das Murmelthier, ſ. dieſes, Th. 98, S. 144 u. f.

Surlo, Zurlo, ein Handelsgewicht zu Aleppo, welches $27\frac{1}{2}$ Rotoli zu $4\frac{7}{8}$ Leipz. Pfd. enthält.

Sürplüs, 1) ein Reitrock; 2) der Ueberſchuß, Verdienſt, ingleichen dasjenige, was als Ueberſchuß bleibt, auch wohl was man mehr ausgelegt, als empfangen hat.

Sürpriſe, Fr. in der Kriegskunſt, ein Ueberfall, ſ. dieſen Artikel, unter U.

Sürtout, Fr., Ueberrock, hauptſächlich bei Männern, aber auch bei Frauen, ein Tuchrock mit einem Leibchen und Aermel, welcher übergeworfen wird; ſ. Ueberrock, unter U.

ben will; denn auf der äußeren Seite waren Rinde und Aeſte und auf der inneren alle Ringe des Splints zu ſehen; die Maſſe ſieht ſchwarz aus, iſt ganz mürbe, faßt leicht Feuer, und brennt mit einer Flamme. Hundert Theile geben, nachdem die Flamme erloſchen iſt, zwei und vierzig Theile Kohlen, und nach dem Calciniren nur zwei Theile einer gelbbraunen Erde, welche vom Magnete gezogen wird. Säuren löſen ſie zum Theil auf. Das Kali und Alkali darauf verurſachen Aufbrauſen der Maſſe, allein es erfolgt keine merkliche Auflöſung, eben ſo wirkt auch der Borax darauf. Man brennt aus dieſen Maſſen brauchbare Kohlen, die aber nicht ſo viel Hitze als wahre Steinkohlen geben; auch ſollen ſie das Eiſen angreifen, wenn man es darin glühet.

Survivance, im Staatsdienſte, die verſprochene Nachfolge in einem Amte nach eines Andern Abſterben oder Ableben, daher heißt Survivancier, derjenige, welcher einem Andern noch bei ſeinem Leben an die Seite geſetzt wird, um nach deſſen Tode ſeinen Dienſt zu vertreten oder in ſeinen Dienſt zu treten.

Sury, ſ. Sura.

Suſces, Arten von Taffeten, die zu Bengalen gemacht werden, ſie haben 40 Cober in der Länge und 2 Cober in der Breite, der Cober zu 17½ Zoll gerechnet; ſie ſind zur Handlung mit den Manilliſchen Inſeln dienlich, wohin die Engländer von Madras viele ſchicken.

Suſtes, eine Art eines halbſeidenen und halbbaumwollenen Gewebes, welches meiſtens geſtreift, zubereitet, und zu Halstüchern, Schürzen, Schnupftüchern, Hauben und dergleichen gebraucht wird.

Suſpendiren, auch Suſpenſion, im Staats- und Kirchendienſte, wenn ein Beamter im geiſtlichen oder weltlichen Stande wegen eines Vergehens angeklagt oder ſolches ihm überwieſen wird, ſo muß er im erſten Falle ſich ſeines Amtes ſo lange enthalten oder er wird vielmehr ſeines Amtes ſo lange enthoben oder entſetzt,

bis zum Ausgange der Sache oder bis die Anklage ermittelt oder erwieſen iſt, ob ſie falſch oder gegründet geweſen. Im letzteren Falle, bei der Ueberweiſung, wird er aus dem Amte entfernt, und muß es einem Andern, der von der Obrigkeit dazu beſtimmt worden, überlaſſen.

Suſpenſivmittel, Remedia suspensiva, bei den Juriſten oder in den Rechten. Die Läuterungen und Appellationen, wodurch ein Urtheil verhindert wird, damit es ſeine Kraft Rechtens nicht erlangt.

Süß, Bei- und Nebenwort, den höchſten Grad der angenehmen Empfindung auf die Nerven des Geſchmacks machend. nach Adelung, da es dann von derjenigen Empfindung durch den Geſchmack gebraucht wird, welche eigentlich dem ſauer, oft aber auch dem ſalzig und bitter entgegengeſetzt wird. 1. Eigentlich, da es ſowohl von der Empfindung, als auch von den Körpern, welche dieſe Empfindung verurſachen, gebraucht wird. Süß ſchmecken, ein ſüßer Geſchmack, ſo ſüß wie Honig, Syrub, Zucker; ſüßer Wein, ſüße Kirſchen, Süßholz, Früchte und Holz, die eine ausnehmende Süßigkeit beſitzen, und ſolche durch das Schmecken oder den Geſchmack beim Genuſſe derſelben kund geben. Eine ſüße Waare, oder ſüße Waaren, diejenigen Produkte, welche eine Süßigkeit im Genuſſe beſitzen. Wie Zucker, Roſinen, Pfeffer- oder Honigkuchen ꝛc. ꝛc. Oft gebraucht man es auch ſtatt nicht geſäuert, nicht geſalzen; daher ſagt man auch ſüßes Brod, nicht geſäuertes, ſüße Milch, im Gegenſatz der ſauren, ſüßes Waſſer, im Gegenſatz des ſalzigen oder Salzwaſſers, Seewaſſers; ſüße But-

[illegible] Abſü-

[illegible] Th. II. S. 13 u. f.

[illegible] Pflanzengattung, welche in [illegible] Claſſe der [illegible] Kunſt (Diadelphia [illegible] Pflanzenſyſtems gehört, [illegible] Der Kelch iſt [illegible] vierſpaltig [illegible] Die aſterartige [illegible] nebſt [illegible] manch- [illegible] folgende Arten nehmen [illegible]

[illegible] Siſirlzwurzel, [illegible] Hieracium glaucum, hieraciibus [illegible] Hort. Linn. Spec. plant. Tom II, [illegible] Hieracium villosum e Germanica. [illegible] Hieracium rubrum. Dod. [illegible] Hieracium caule simplici glabro. [illegible] H. hieraciis: Engl. Common [illegible] Diese ist eine [illegible]; [illegible] nur der Diste in [illegible] Deutsch; [illegible] in einer [illegible] Lage [illegible] auch [illegible] singen. Sie [illegible] auswendig gelbroth, in [illegible] angelaufen und riecht einen sehr süßen [illegible] Ihre Wurzeln ziehet sich [illegible] [illegible] gute Strecke [illegible] Blätter [illegible] sind länglich [illegible] mit kleinen Härtchen be- [illegible] [illegible] Die Blumen haben eine [illegible] Blumen nicht Trauben, welche [illegible] [illegible] in Sorten, [illegible] [illegible] [illegible] in [illegible] Deutschland [illegible] [illegible] Augen [illegible] und glatte [illegible] [illegible] [illegible]

cheln können, daß ihr Tod beweint wird (Dusch). Du süßer Wohnplatz stiller Freuden (Weiße). Ich habe Dir meine süßesten Wünsche anvertrauet (eben derſ.). Jemanden etwas Süßes, tauſend ſüße Sachen vorſagen, etwas Schmeichelhaftes. Ein ſüßer Herr, welcher ein Geſchäft daraus macht, dem andern Geſchlechte etwas Süßes vorzuſagen, demſelben zu ſchmeicheln oder zu gefallen, im Franzöſiſchen Petit maître. Ein ſüßer Herr kriegt nie Verſtand (Gell.). — Nach Adelung iſt die erſte eigenthümliche Bedeutung dieſes ſo alten Worts unbekannt, vielleicht bezeichnet es anfänglich etwas, das dem Gehöre angenehm war, durch Nachahmung eines angenehmen Lautes, wie etwa ſauſen, ſäuſeln ꝛc. Daß auch ſüß und ſanft nicht ſo weit entfernt ſind, als es anfangs ſcheinen möchte, ſoll aus dem Schwediſchen syfta, ſüß machen, erhellen. Das u iſt oft ein müßiger Begleiter der Hauch- und Blaſelaute, ſt aber und ß ſind Suffixa.

Süßapfel, ſ. Honigapfel, Th. 83, S. 400.

Süßbaſt, ein Name des Kellerhalſes, Daphne Mezereum Linn., ſ. Kellerhals, Th. 36.

Süße, ein veraltetes Hauptwort für Süßigkeit, bei dem Ottfried Suazi.

Süßer Biſſen, ſ. Flaſchenbaum, Th. 14, S. 48.

Süßeley, von ſüß, angenehm, ein ekelhaft oder widerwärtig ſüßes Betragen; dergleichen Ausdrücke, Schmeicheleyen ꝛc.; äſthetiſche Süßeleyen.

Süßeln, ein regelmäßiges Zeitwort der Mittelgattung, ekelhaft ſüß riechen und ſchmecken, wie manche Körper bei und in der Fäulniß zu thun pflegen.

Süßen, ein regelmäßiges Zeitwort 1. der Mittelgattung mit haben, ſeine Süßigkeit einem anderen Körper mittheilen, doch nur abſolute. Der feine Zucker ſüßet beſſer, als der grobe. — 2. Als ein thätiges Zeitwort ſüß machen, doch nur im gemeinen Leben einiger Gegenden. Eine Speiſe, eine Arzney ſüßen.

kleine Stücke einer Spanne lang zerſchnitten, damit ſie unter dem Mühlſteine um ſo beſſer zermahlen werden können, nachdem man ſie vorher in Waſſer erweicht und von aller Unreinigkeit geſäubert hat. Die zerſchnittenen und rein gewaſchenen Wurzeln bringt man vermittelſt kleiner Gabeln unter den Stein einer Oelmühle, von welchem ſie zerquetſcht werden, damit das Kochen im Waſſer die zuckerhaften und harzigen Theile um ſo beſſer ausziehen kann. In dieſer Abſicht ſchüttet man die zermahlenen Wurzeln in einen großen kupfernen Keſſel mit Waſſer, giebt ſtarkes Feuer, und ſo läßt man es vier bis fünf Stunden lang fortſieden, da man dann das Feuer mildert, die Wurzeln aus dem Keſſel nimmt, und in Säcke ſchüttet, deren man bis zwanzig, einen über dem andern, unter der Preſſe aufſchichtet, man dreht die Schraube zu, und der Wurzelſaft läuft in das Gefäß ab, welches unten am Fuße der Preßrinne befeſtiget iſt. Dieſen ausgepreßten Saft bringt man in einen großen Keſſel, welcher flacher, als der Erſtere iſt, indem man ihn durch ein reines leinenes Tuch durchſeihet, Man ſchaft nun die Wurzelſäcke, die noch Saft enthalten, auf die Seite, bis ſie nochmals ausgekocht werden können. Wenn nun aller Saft herausgebracht worden, ſo kann man Alles vierundzwanzig Stunden lang abdampfen und verdicken, doch ohne zu verbrennen, während welcher Zeit zwei Sieder den Saft ſtets mit eiſernen Schaufeln umrühren, damit er eine Honigdicke bekomme und nicht zu Harzklumpen gerinne, ſondern gleichförmig eingedickt werde. Nach vieler Geduld erhält man einen Teig, welchen man erkalten läßt, und wenn derſelbe noch lauwarm iſt, ſo formt man ihn zu kleinen länglichen Broden, die man ſchichtweiſe in Kiſten einpackt, nachdem man vorher beſonders jedes Stück in trockene Lorbeerblätter eingewickelt hat, damit ſie nicht aneinander kleben. Nach dieſer Prozedur werden die Wurzeln an der Sonne getrocknet, die zum zweiten

Male aus den Binsen- oder Rohrkörben herausgenommen werden; dann wendet man sie als Brennstoff zur Feuerung an, da sie noch viel Brennstoff enthalten, viele fette und ölige Theile, die noch darin zurück geblieben sind. Diese Lakritzensaftsiedereyen sind sozusagen fortziehend oder wandernd, ambülant, indem sie weiter ziehen, sobald das Wurzelausreißen eine Gegend zu stark brandschatzt, der Distrikt nicht länger die erforderliche Menge von Wurzeln herbeischaffen kann, welche eine solche Saftsiederey bedarf, und deshalb verlegt man diese Anstalt von Zeit zu Zeit an andere Stellen. Von diesen Siedereyen werden jährlich an 2000 Kisten mit Lakritzensaft ins Ausland verschifft. Auf gleiche Weise geschieht es auch in Spanien, und hier in Katalonien; auch hier wird der Extrakt oder Saft aus den mit Wasser gekochten Wurzeln durch Eindickung desselben an der Sonnenhitze zu einer festen Masse gezogen; indem man ihn vorher in 6 Zoll lange und einen Zoll oder etwas mehr dicke, fast cylinderförmige, etwas flache Stangen, die mit Lorbeerblättern, wie vorher angegeben worden, eingewickelt sind, bringt. In England, Frankreich, im südlichen Deutschland, in Bamberg, auch in Böhmen, im ehemaligen Lothringen, wird vermittelst des Auskochens der Süßholzwurzel der Saft gleichfalls gewonnen, und mit einem Zusatze von Kirsch-, Pflaumen- und Aprikosenmus eingedickt. Für das ganze Russische Reich kocht man den Süßholzsaft zu Astrakan aus dem stachligen Süßholze (Glycyrrhiza echinata). Da Spanien in frühern Zeiten sehr vielen Lakritzensaft lieferte, so wurde derselbe in Deutschland Spanischen Saft genannt, wenn er gleich nicht in

doch dabei ſcharfen, branſtigen und bitterlichen Geſchmack, iſt unrein, mit vielen Lorbeerblättern, Stroh und Sand, auch wohl mit kleinen Kupfertheilchen vermiſcht, zu 4 Loth auf 1 Pfund; ſelbſt durch Auflöſen und Durchſeihen werden die ſo ſchädlichen Kupfertheilchen nicht völlig entfernt oder geſchieden, und man gewahrt ſie auf einem Spiegelglaſe. Daher hat man in den Apotheken auch in neuerer Zeit angefangen, dieſen eingedickten Saft aus der Süßholzwurzel ſelbſt zu bereiten; auch löſet man den Stangen-Lakritzenſaft, wie man ihn im Handel erhält, in den Apotheken wieder auf, und bereitet ihn noch einmal, wodurch man die unreinen und ſchädlichen Theile daraus entfernt, und dann kleine Stangen davon macht, die man den Namen des gereinigten Lakritzenſaftes giebt. Ein reiner Saft iſt braun, von angenehmen, zuckerhaftem, ſtechendem Geſchmacke, der den Schleim nicht reizt und nicht branſtig, wie der Kaufſaft ſchmeckt. Ganz löſet er ſich im Waſſer und Munde auf; zu Fäden gezogen iſt er goldfarbig. Er färbt den Aether gelblich, den Weingeiſt gelbröthlich, und macht ihn ſüßlich; den Waſſeraufguß braungelb, ſüßſchmeckend, von Lakritzengeruche. Er gährt mühſamer, als andere Süßigkeiten, ſowohl geiſtig, als ſauer. Den Salpetergeiſt färbt er ſchön roth; mit fixem Laugenſalze gerieben ſteigt ein Geruch von flüchtigem Alkali auf.—Der oben angeführte gereinigte Lakritzenſaft, Succus Liquiritiae depuratus, iſt daher in dieſer Beziehung dem nicht gereinigten vorzuziehen. In Frankreich bereitet man in den Apotheken drei Arten des Lakritzenſaftes: den weißen, den ſchwarzen und den Lakritzenſaft von Blois. Zur Bereitung des Erſteren nimmt man Süßholzpulver und Florentiniſche Veilchenwurzel, von jedem 6 Drachmen, Stärke 2 Unzen, zu Pulver geriebenen weißen Zucker 1 Unze; vermiſcht Alles zuſammen mit einer hinlänglichen Menge Schleim von Gummi Traganth in Pomeranzenblütwaſſer aufge-

löſet, macht daraus eine dickliche Maſſe, und bereitet aus dieſer Täfelchen und Stängelchen, die im Schatten getrocknet werden. — Zum ſchwarzen Safte nimmt man Süßholzextrakt und zu Pulver geriebenen Zucker, von jedem 2 Pfund; von aufgelöſetem Arabiſchen Gummi 1 Unze, von Gummi Traganthſchleim mit Pomeranzenblütwaſſer ausgezogen, 1½ Unzen, vermiſcht und daraus Täfelchen und Stangen bereitet, die man im Schatten trocknen läßt. — Zu dem Lakritzenſafte von Blois nimmt man 6 Pfd. vom grob zerriebenen Arabiſchen Gummi, 3 Pfd. Zucker und 2 Pfd. getrocknetes, geraſpeltes und dann zerſtoßenes Süßholz. Das Süßholz wird vierundzwanzig Stunden lang mit 30 Pfund Brunnenwaſſer eingeweicht; dann durchgeſeihet und das Durchgeſeihete in drei Theile getheilt. In zwei Theilen deſſelben löſe man bei langſamen Feuer das Arabiſche Gummi auf und ſeihe es durch ein Sieb; dann mit dem übrigen dritten Theile gekocht, und zuletzt den Zucker hineingethan, und ſo lange umgerührt, bis es die gehörige Conſiſtenz erhält. — Außer dem genannten gereinigten Safte liefern die Apotheken noch Süßholzpaſten, Pasta Liquiritiae, eine Abkochung der Wurzel mit Arabiſchem Gummi und Zucker. Man nimmt in einigen Apotheken den Abſund vom Süßholze und macht ſie wie die Pasta Altheae. Man rührt ſie nicht um, und ſetzt kein Eyweiß hinzu, weshalb ſie hell, durchſichtig und gelblicht iſt. Weiße auch gelbe Süßholzſtöckchen, Bacilli de liquir. alb. s. citrini, weiße Bruſtkuchen, Trochisci becchici albi, dergleichen gelbe und ſchwarze, Trochisci becchici flavi et nigri. Süßholzſyrup, Syrupus Liquiritiae, der auf

benutzt denſelben unter Tiſanen und Tränken des Geſchmackes halber, und giebt 1 Quint bis 1 Loth der geſtoßenen Wurzeln mit Arabiſchem Gummi den Huſten zu mildern. Die Anwendung zur Beſtreuung der Pillen iſt gut; denn ſie ändert die Wirkung anderer Körper nicht. Die Trochisci Liquiritiae benutzt man als Paliativmittel bei Huſten. Die Süßholzpaſte benutzt man wie die Althaepaſte. Man kann den Süßholzſaft auch bei trocknem Huſten, der von einer reizenden Schärfe, oder von dem Schleimmangel im Organe herrührt, gebrauchen, beſonders bei trockner, gallſüchtiger Körperanlage. Auch Süßholzdekokte werden gegen Huſten und Bruſtkrankheiten, beſonders beſchwerlichen Auswurf bei Bruſtzufällen, angewendet. Man räth dazu an: eine Handvoll gereinigter Gerſte, in gemeinem Waſſer gekocht, und ſo, daß der vierte Theil einkocht, dann ein Paar Drachmen gemahlenes Süßholz dazu gethan, wieder aufkochen laſſen, bis es ſchäumt, und dieſe Ptiſane zum gewöhnlichen Getränke gebraucht. Eine Ptiſane von trocknem und bis zum Abſchäumen gekochtem Süßholze hat einen weit angenehmeren Geſchmack, als diejenige, die mit friſchen Wurzeln bereitet wird. Man braucht dann dieſe Wurzeln noch in der Heilkunſt im Nierenweh, bei der Strangurie, bei Kehlübeln ꝛc. — Im Handel kommt das Süßholz von Bamberg in Franken, das Spaniſche von Bayonne in Frankreich, wo ſo eigentlich der Stapel von dieſer Waare iſt, oder auch von Alikante und Mallaga; das Sicilianiſche von Livorno; das Ungariſche von Preßburg. Die ſchweren und dicken Wurzeln ſind die beſten, dagegen taugen diejenigen nichts, welche ganz leicht, mürbe, vertrocknet, verlegen, brüchig, von widrigem und dumpfigem Geſchmacke, wenn ſie gleich von der eingezogenen Feuchtigkeit ſchwer ſind. Den eingedickten oder eingetrockneten Saft in Stangen liefern uns ebenfalls Bayonne, Livorno, Marſeille, Blois ꝛc. ꝛc. Die Kiſte

hält 250 bis 300 Pfd., und für die Blätter wird ein Paar Prozent Refactie oder Abzug gegeben.

2) Scharfblättriges Süßholz, Glycyrrhiza asperrima Linn. Glyc. aspera s. hispida. Pall. itin. 1, app. n. 121, t. m. f. 3; 3 app. n. 127, t. 9. g. f. 1, 2. Dieſe Pflanze hat eine lange perennirende, aber nicht ſüße Wurzel, und wird in ihrem Vaterlande ſelten über einen Fuß hoch. Der Stengel iſt in der Jugend mit kurzen, ſteifen, borſtenartigen Haaren beſetzt, im Alter glatt. Die Blättchen ſind verkehrt eyförmig, ausgerandet, auf der untern Seite, beſonders auf den Rippen und am Rande, mit ſcharfen Punkten oder ſehr kurzen ſteifen borſtenförmigen Haaren verſehen. Die Afterblätter ſind lanzettförmig. Die blaßvioletten Blumen bilden Trauben und liefern unbehaarte drei- bis vierſamige Hülſen. Dieſes Süßholz wächſt wild in Rußland auf ſandigen Hügeln, am Wolgafluſſe. Im ſüdlichen Theile von Sibirien ſollen die Kalmücken die Blätter, welche aus 7 bis 9 Blättchen beſtehen, ſammeln und ſolche auf Mongoliſche Art als Thee mit Milch kochen.

3) Haariges Süßholz, Glycyrrhiza hirsuta, leguminibus hirsutis, foliolo impari petiolato. Roy. lugdb. 386. Glycyrrhiza hirsuta orientalis, siliquis hirsutissimis. Tournef. cor. 26. Engl. the hairy Liquorice. Die Blätter dieſes Süßholzes ſind ungepaart, gefiedert, die Blättchen länglich lanzettförmig geſtielt. Die Blumen ſtehen in Trauben, und die Hülſen ſind mit kurzen ſteifen Haaren beſetzt. Das Vaterland iſt der Orient.

4) Stachlichtes Süßholz, Glycyrrhiza echi-

quorice. Die Blätter ſind ungepaart, gefiedert, die Blättchen unbehaart, länglich, ſtechend, das Endblättchen ſtiellos, die Afterblätter lanzettförmig. Die Blumen ſind in rundlichen Köpfchen verſammelt, und die Hülſen mit Stacheln beſetzt. Die Pflanze wächſt wild in Italien und in der Tatarey, blüht vom Julius bis in Auguſt und September. In den Gärten kommt ſie faſt in jedem Boden und in jeder Lage gut fort. Dieſes iſt das Süßholz, welches die Alten gebrauchten, und das ſchon oben unter dem gemeinen Süßholze angeführt worden. In Rußland gebraucht man die Wurzel dieſes Süßholzes in den Apotheken.

5) Stinkendes Süßholz, Glycyrrhiza foetida. Deſc. atl. 2, t. 199. Die Blätter ſind ungepaart gefiedert, die Blättchen unbehaart, länglich, ſtechend, unten mit kleinen grauen angedrückten Schuppen bedeckt; das Endblättchen iſt kurz geſtielt; die Afterblätter ſind lanzettförmig. Die blaßgelben Blumen bilden Trauben, und hinterlaſſen längliche, etwa ½ Zoll lange, ſtechende, mit ſteifen Borſten bedeckte Hülſen, welche zwei oder vier Samen enthalten. Am Atlantiſchen Meere wildwachſend.

6) Drüſiges Süßholz, Glycyrrhiza glandulifera. Waldstein et Kitaib pl. rar. Hung. t. 21. Dieſe Pflanze hat ungepaart gefiederte Blätter, deren länglich lanzettförmige Blättchen ausgerandet und auf der untern Seite mit einem feinen klebrigen Filze bekleidet ſind. Die Blumentrauben ſind violett und haben längliche ſtachlich-drüſige Hülſen. Sie wächſt in Ungarn wild.

Die Süßholzarten kommen in den Gärten faſt in jedem Boden gut fort, und laſſen ſich größtentheils durch Wurzelzertheilung vermehren; auch kann die Fortpflanzung durch den Samen geſchehen, welcher ins Land in ein lockeres, etwas leichtes Erdreich geſäet wird. Sie bedürfen dann weiter keiner Wartung, als daß man

die Pflänzchen da, wo sie zu dick stehen, gehörig verdünnt. Liebhaber finden sie in den meisten botanischen Gärten.

Süßholz (ächtes), s. **Süßholz (gemeines)**.

— **(drüsiges)**, s. oben, S. 528.

— **(gemeines)**, ächtes Süßholz, s. daselbst, S. 520.

— **(haariges)**, s. das., S. 527.

— **(scharfblättriges)**, s. daselbst.

— **(stachliches)**, s. das.

— **(stinkendes)**, s. das., S. 528.

— **(wildes)**, eine Benennung der süßen Wurzel der schwarzen Erve, Orobus niger Linn., s. unter Erve, Th. 11, S. 510.

Die Benennungen: Spanisches, Italiänisches, Französisches, Deutsches ꝛc. ꝛc. Süßholz kommen hier nicht weiter in Betrachtung.

Süßholzbock, Cerambyx Glycyrrhizae, ein Art Holzbock.

Süßholzhandel, s. oben, unter Süßholz, S. 526.

Süßholzliane, eine Art Aussauger.

Süßholzpaste, s. oben, unter Süßholz, S. 525.

Süßholzsaft, Lakritzensaft, s. daselbst, S. 521 u. f.

Süßholzstöckchen, s. das., S. 525.

Süßholzsyrup, s. daselbst.

Süßigkeit 1. Als ein Abstraktum und ohne Mehrheit, die Eigenschaft eines Dinges, da es süß ist, in allen Bedeutungen des oben erwähnten Beiworts. Die Süßigkeit des Zuckers, des Honigs, des Schlafs ꝛc. 2. Ein süßer Körper, ein süßes Ding, und im figürlichen Verstande, ein hoher Grad der angenehmen Empfindung mit der Mehrheit. Eine kleine

Süßklapferling, eine Art Aepfel, ſ. unter Malus, Th. 83.

Süßklee, Türkiſcher Klee, Honigklee, Hedysarum Linn., ſ. unter Klee, Th. 39, S. 698 u. f.

Süßlich, Bei- und Nebenwort, ein wenig ſüß, ein ſüßlicher Geſchmack.

Süßling, eine Art Aepfel, ſ. unter Malus, Th. 83, — Auch in einigen Gegenden ein Name eines eßbaren braunröthlichen Feldſchwammes, welcher eine ſüße weiße Milch giebt, auch der Brätling genannt.

Süßwaſſer, zum Unterſchiede von dem Salzwaſſer, ein trinkbares Waſſer; ſ. unter Waſſer, in W.

Süßwaſſerhirſe, Aira aquae, ſ. Waſſerhirſe.

Swabber, eine Benennung des Schiffsbeſens.

Swajen, Holl. Zwaayen, Engl. Sway, to swing, Fr. Tournoyer, aus dem Niederdeutſchen, ſo viel als vibriren, ſich bewegen und drehen, eine hüpfende Bewegung machen. Es kommt auf dem Meere vor; wenn nämlich durch Strom und Wind, beſonders aber durch die tägliche, abwechſelnd entgegengeſetzte Bewegung des Ebbe- und Fluthſtroms ein auf dem Waſſer ſchwimmender, ſich übrigens ſelbſt überlaſſener Körper herum gedrehet wird, ſo ſagt man von demſelben an der Oſt- und Nordſee, daß er ſwaie. So ſwaiet z. B. jede über dem Waſſer liegende ſogenannte Tonne, welche das Fahrwaſſer unweit der Mündungen der Ebbe und Fluth haltenden Flüſſe anzeigt, des Tages viermal.

Swantewit, Swantewiz, Suantowits, eine der vorzüglichſten guten Gottheiten der Slaviſchen Völker, deſſen Name ſo viel als heiliges Licht bedeuten ſoll, und der überall in Deutſchland, wo Slaven wohnten, verehrt wurde. Zu Arkona, auf der Halbinſel Witto bei Rügen, war ein berühmter Tempel des Swantewit, wo ein ihm geweihetes Pferd unterhalten wurde, deſſen man ſich bei wichtigen Unternehmungen als eines Orakels bediente; wenn nämlich das erwähnte Pferd beim

Laufen nach einem bestimmten Ziele solches mit dem rechten Fuß zuerst erreichte, so war es ein gutes Zeichen, und das Vorhaben oder die Unternehmung ließ einen glücklichen Ausgang erwarten, schritt es aber mit dem linken Fuße zuerst vorbei, so bedeutete es Unglück, und wenn man dann das Unternehmen beginnen mußte, so erwartete man keinen glücklichen Ausgang; und oft war der Ausgang schon darum unglücklich, weil man zu sehr auf dieses böse Zeichen rechnete, mit einer gewissen Verzagtheit z. B. in den Krieg zog, und hier Manches vernachläßigte, woraus die Feinde Nutzen ziehen und siegen konnten. Nach der Beschreibung, die man von der Bildsäule des Swantewit macht, so stellte sie einen großen Mann dar mit vier Köpfen, zwei vorn, und zwei hinten, Haare und Bärte daran waren beschnitten. In der rechten Hand hielt er ein Horn, von verschiedenen Erzen zusammengesetzt, welches die Priester jährlich voll Wein gossen, und daraus auf die Fruchtbarkeit des künftigen Jahres urtheilten. Am linken Arme hatte er einen Bogen. Der Rock reichte bis unter die Knie. Er stand mit den Füßen auf der Erde, also ohne Untersatz. Bei ihm stand ein Stuhl, der ihm zum Sitze bestimmt war, und bei dem ein Zaum und anderes Geräth lag, besonders auch ein großer Degen mit einem zierlichen Gefäße. Er war, wie schon bemerkt worden, die Hauptgottheit des genannten Volks, und die andern Götter ihm untergeben. Diese Bildsäule stand auf Rügen bis zu den Zeiten des Königs Waldemar des Ersten von Dänemark; denn als dieser Monarch Rügen eroberte, so ließ er auch im Jahre 1168 den Tempel zu Arkona zerstören, und die Bildsäule des Swante-

geweſen ſeyn, der die Slaven in der genannten Gegend zum Chriſtenthume bekehrt habe. Da ſie aber dieſen Glauben wieder verlaſſen und zum Götterthume zurückgekehrt ſeyen, ſo hätten ſie dieſes Abtes Bildniß als einen Abgott verehrt und Swantewit genannt, welcher Name von St. Veit gemacht worden; Andere verwerfen dieſe Angabe und wollen, daß der Name von dem Slaviſchen Swonzen, welches einen Herrn der Sonne bedeutet, oder von Swynec, die Sonne, abgeleitet worden ſey. Auch der Ort Wantewitz, zwiſchen Hayn und Meiſſen, ſoll von dem erwähnten Gotte den Namen erhalten haben, und ſolcher auch daſelbſt verehrt worden ſeyn; indeſſen zweifeln Andere daran.

Swelte, ein Italieniſcher Maleransdruck, welcher den Begriff von einem mit Reiz, Leichtigkeit, Freiheit und etwas ſchlank gezeichneten Stücke giebt; es iſt dem Plumpen und Platten oder Flachen entgegengeſetzt. Man gebraucht dieſes Wort auch von den Bildhauern und Zeichnern. Daher iſt eine ſwelte Figur, eine Figur oder Geſtalt, deren Wuchs ſchlank, leicht und zart iſt, ſo wie man ihn gemeiniglich den Göttinnen und Nymphen giebt.

Swette, eigentlich ein Frieſiſches Wort, welches nicht allein das Nachbarrecht: jus vicinitatis, ſondern auch den Grenzort (Confinium) oder den Ort, wo die Grenzen zweier Deiche, Aecker, Wieſen, Häuſer ꝛc. zuſammenſtoßen, bezeichnet. Die Zeichen und Merkmale aber, womit dieſe Grenze bezeichnet wird, heißt in Oſtfriesland: der Sweetſloot oder Graben, Swettſchot, Swettpael ꝛc. Cornelius Kilian erklärt in ſeinem Etymologico Teutonicae linguae das Subſtantivum Swette auch durch Piscina, einen Fiſchteich; das Verbum Swetten aber durch attingere limites agri, mit einem Lande grenzen.

Swettpfahl, ſ. Swette.

Swettſchot, ſ. daſelbſt.

Swettſlott, ein Grenzgraben, ſ. Swette.

Swicent, ſ. Swizent.

Swite, beim Perrückenmacher, eine Reihe an einen Bindfaden gebundener Packete gekräuſelten Haares. Man bindet dieſe Packete deshalb alle nach ihrer bezeichneten Nummer an den Bindfaden, damit ſie der Perrückenmacher nachher beim Gebrauche nicht verwechſele.

Switenſche Mixtur, das Queckſilberöl des Lemery.

Swizent, Swicent, eine Art Landtabak, die von Landblättern gemacht wurde, jetzt aber unter dieſem Namen ſelten noch vorkommt. Ehemals war dieſe Art von Tabak, die gleich nach dem Knaſter folgte, ſehr gut, ſpäterhin verſchlechterte ſich aber dieſelbe, ſo daß andere Arten den Vorzug gewannen, oder dieſe Art ſelbſt mit einem andern Namen belegt wurde. Die fermentirten untern Blätter wurden fein zerſchnitten und der Schnitt mit ein wenig in Waſſer zerlaſſenem Salmiakwaſſer angefeuchtet. Der Swizentknaſter nach Holländiſcher Art ward auf folgende Weiſe bereitet. Hundert Pfund braune lange Virginiſche Blätter werden mit folgender Brühe behandelt: 24 Quart oder Maaß reinen Waſſers, 1 Pfd. Caſcarillenrinde und ½ Pfd. zerſtoßenen Fenchel werden zuſammen zwei Stunden gekocht, und wenn es noch laulich iſt, durch ein leinenes Tuch hindurch gedrückt. Mit dieſer Brühe werden die Blätter recht naß gemacht, und in das Beizfaß ſchichtweiſe eingedrückt, dann mit einem Deckel bedeckt. Wenn alle Brühe über die Blätter gegoſſen worden, wird Alles zugemacht und acht Tage lang hingeſtellt. Nach Verlauf dieſer Zeit wird die unten im Faſſe angeſammelte

geworden, nimmt man die aufbewahrte Brühe und gießt dazu noch etwas Waſſer, wenn ſie nicht hinreichend ſeyn ſollte. Man nimmt nun noch dazu: 3 Pfund zerſtoßenen weißen Candiszucker, 1 Maaß oder Quart Wachholderwein und ½ Maaß Maſtixextrakt, rührt Alles gut untereinander, und wenn der ſämmtliche Zucker darin zergangen iſt, ſo wird aller Tabak damit beſprengt oder angefeuchtet, auch auf dem Arbeitstiſche gut unter einander gearbeitet, auf dem Hausboden abgetrocknet und in Packete geſchlagen. — Auf Engländiſche Art bereitet man den Swizentkanaſter wie folgt. Hundert Pfund braune dicke Virginiſche Blätter, wovon der untere Stengel abgeſchnitten worden, werden mit 24 Maaß oder Quart reinen Waſſers, worunter 2 Maaß oder Quart Wachholderbeerwein gegoſſen worden, überall naß gemacht, in ein Faß eingedrückt und drei Tage lang ſo ſtehen gelaſſen; dann werden die Blätter auf der Schneidelade gehörig geſchnitten, und auf der Tabaksdörre wieder abgetrocknet. Man kocht nun nachſtehende Brühe zum Beitzen der Blätter: ½ Pfund Caſcarillerinde, 2 Pfund Smirnaiſche Roſinen und 3 Pfund fein raffinirten Zucker. Dieſes thue man zuſammen in 20 Maaß reinen Waſſers, laſſe es zwei Stunden lang gut zugedeckt ſtehen, dann abgekocht, und wenn es lauwarm geworden iſt, durch ein grobes leinenes Tuch gedrückt. Die Brühe läßt man kalt werden, und gießt dazu noch ¼ Maaß Zimmetwein und ¼ Maaß Maſtixextrakt, rührt dieſes Alles durcheinander, und beſprengt damit den Tabak auf dem Arbeitstiſche überall recht naß, mengt ihn gut, durch und läßt ihn dann auf dem Hausboden gehörig abtrocknen; hierauf in Packete eingeſchlagen. Dieſes giebt einen herrlichen und angenehmen Tabak. Ein Mehreres über dieſen Swizentta-bak wird auch noch unter Tabak, in T. vorkommen.

Syenit, eine Art des Granits, ſ. unter Stein (Fels-), Th. 172, S. 10, und S. 18 u. f.

Syenitgebirge, ein meiſt auf Grauwacke oder Uebergangskalk ruhendes Gebirge, das daher jünger, als dieſe iſt. Man findet darin keine Verſteinerungen, weil die Felsart Plutoniſchen Urſprungs iſt. Die mächtigſten Maſſen des Syenits ſollen allen Vermuthungen nach einer Uebergangszeit angehören; allein es giebt auch Syenit, der ein Glied des Urgebirges ausmacht, und andern, der erſt zur Zeit, wo die Flözgebirge gebildet worden, emporgeſtiegen iſt. Diorit, Serpentin, Hornblendegeſtein und Hornblendeſchiefer, auch bisweilen jüngerer Granit begleiten oft das Syenitgebirge und machen, als untergeordnete Glieder, einen Theil deſſelben aus. Auf dem Harze, im Thüringer Walde, in Sachſen (bei Meißen und im Plauenſchen Grunde), in Schleſien und Böhmen, vorzüglich aber in Mähren und Ungarn iſt dieſes Gebirge anzutreffen. Im mittleren Mähren iſt das Syenitgebirge ſehr mächtig und verbreitet, und hat in ſeinem Gefolge häufig Serpentinberge und mächtige Lager von Hornblendeſchiefer. In Ungarn und Amerika iſt es ſehr reich an Metallen. In Norwegen tritt das Gebilde als Zirkonſyenit auf.

Sylbabiſcher Geſang, in der Muſik, wird der Geſang genannt, wenn zu jedem Tone oder Note nur eine Sylbe des Textes geſungen wird.

Sylbe, Diminut. Silbchen, in der Sprachkunſt, ein einzelner Laut, welcher mit einer Oeffnung oder Zuſchließung des Mundes hervorgebracht wird, und aus einem Selbſt- und Doppellaute und einem oder mehreren Mitlauten beſteht, beſonders ein ſolcher Laut, in ſo fern er einen Theil einer vernehmlichen Rede ausmacht. Die Sylbe iſt ein einzelner, ein Buchſtab aber ein ein-

deten Sprachen sind dergleichen einsylbige Wörter in ziemlicher Anzahl vorhanden, die man **unbiegsame Wurzelwörter** zu nennen pflegt, wie z. B. im Deutschen Aal, Aar, Abt, Acht, Akt, Arm, Arzt, Angst, Ball, Baar, Bad, Bahn, Balg, Band, Bank, Baun, Bär, Barsch, Bart, Baum, Berg, Blatt, Brey, Brod, Brut, Buch, Dach, Dachs, Damm, Dampf, Denk, Darm, Echt, Elf, Ernst, Frau, Feld, Fett, Fehm, Gans, Gang, Gast, Geist, Geiz, Graf, Gras, Geitz, Greis, Gries, Haar, Hahn, Heer, Hand, Haus, Harz, Haupt, Haus, Jahr, Jung, Juks, Joch, Kahn, Kalb, Kamm, Kauf, Kerl, Kern, Keil, Kinn, Kind, Last, Leib, Latz, Laub, Laut, List, Lied, Loos, Loth, und so kann man alle Buchstaben des Alphabets durchgehen, so wird man eine Menge dieser Wurzelwörter finden. Viele dieser Wörter sind erst in der Folge der Zeit, bei der Ausbildung der Sprache, durch **Flexions- oder Biegungssylben, Vorsylben, Nachsylben**, welche die **Ableitungssylben** ausmachen, zu zweisylbigen Wörtern geworden, theils mit demselben Begriffe, theils auch mit andern, doch in der Regel mit dem Wurzelworte verwandten Begriffen. So sind die Wurzelwörter Aug, Bub, Flieg durch das angehängte e bei der Ausbildung der Sprache zweisilbig geworden, also Auge, Bube, Fliege; so hat man aus Laub, den Blättern der Bäume, Laube gemacht, also ein kleines, von Gitterwerk gemachtes Lusthaus, welches rund herum bis zum Eingange mit Sträuchern bepflanzt und umzogen ist, die ihr Laub darüber verbreiten. Diese Bildung wäre nun durch eine Nachsylbe geschehen. Hier wird man eine Menge Wörter finden, die durch Nachsylben ausgebildet worden, wie Freud, Gnad, Sünd, Platt, Blas, Achs ꝛc., welche zu Freude, Gnade, Sünde, Platte, Blase, Achse ꝛc. durch das angehängte e gebildet worden, welches e den letzten Buchstab zur Sylbe mit hinüber zieht. Aus Vorsylben sind entstanden: Gemurmel, Ge-

biß, Ge-treide, Ge-heul, Ge-nick ꝛc. ꝛc. Die Vorſylben kommen mehr bei Zeitwörtern und Bei- und Nebenwörtern vor; z. B. be-gleiten, be-rühren, be-ſtechen, be-ſtehen, ge-winnen, ge-langen, ge-birgig, ge-troſt, ge-häſſig ꝛc. ꝛc. Die Nachſylben ſind die zahlreichſten. Die Flexions- oder Biegungsſylben bezeichnen Verhältniſſe der Dinge; ſie werden im Deutſchen ſämmtlich hinten an das Wurzelwort angehängt, z. B. ich lieb-e, liebt-e, der gut-e Mann, dem Manne, des, dem Buben ꝛc. ꝛc. Was die Ableitungslaute und Sylben betrifft, ſo laſſen ſich dieſe jetzt nicht mehr ohne alle Einſchränkung gebrauchen, um neue Wörter vermittelſt derſelben abzuleiten. Bei denjenigen, welche aus einzelnen Buchſtaben und Wurzellauten beſtehen, findet dieſe Freiheit am ſeltenſten Statt, weil ihre ſchon anfangs dunkle Bedeutung durch die Länge der Zeit noch dunkler und unbeſtimmt geworden iſt. Ein wenig mehr Freiheit hat man in Anſehung derjenigen Ableitungsſylben, welche aus ganzen Wurzelwörtern beſtehen, deren Bedeutung daher auch beſtimmter iſt, wie haft, heit, keit ꝛc.; aber auch hier ſteht dieſe Freiheit mit der Beſtimmtheit der Bedeutung in genauem Verhältniſſe, daher man mit der Ableitungsſylbe thum am ſeltenſten neue Wörter bilden darf, weil ihre Bedeutung unbeſtimmt und nicht mehr recht erkannt werden kann. Indeſſen ſind die Biegungs- und Ableitungsſylben eine ſehr fruchtbare Quelle für die Erweiterung der Sprache geworden, weil die wenigen hundert Wurzelwörter dadurch auf viele tauſend vermehrt wurden. Da endlich auch das Hülfsmittel der Ableitung erſchöpft zu ſeyn ſchien, um die neuen Begriffe, welche ſich bei

worin das Wort Sylbe figurirt, ſind: Nicht eine Sylbe vorbringen können. Ich verſtehe keine Sylbe davon. Ihm ſind die Sylben zugezählt, wenn Jemand ſehr langſam ſpricht, als wenn er gleichſam die herausgebrachten Sylben der Wörter zählte. Die Sylben ſtechen ꝛc.

Sylbenfall, ſ. Sylbenmaaß.

Sylbenklang, ſ. daſelbſt.

Sylbenmaaß, das Zeitmaaß der Sylben, oder vielmehr die Zeitdauer, mit welcher jede Sylbe ausgeſprochen wird, mit einem Lateiniſchen Kunſtworte die Quantität. Nach dem Sylbenmaaße ſind die Sylben entweder lang —, oder kurz ∪, oder unbeſtimmt ⏑. Unſere Sprache, die Deutſche, hat ſowohl Längen, als Kürzen, und ſo auch Höhen und Tiefen in den Sylben, um den Ausdruck herauszubringen. Wenn man z. B. im heftigſten Affekte ſagt: Natur, du ſtiefmütterliche! ſo ſetzt man die Höhe der Stimme auf die ganz kurze Sylbe Na, obgleich die folgende lang tönt; allein man muß dieſes thun, wenn der Ausdruck ihm entſprechen ſoll. Wenn man es z. B. mit dem wohlklingenden Verſe: Bald weint aus euch der Schmerz! verſuchen wollte, ſo wird die Stimme offenbar länger auf weint, als auf bald verweilen, deſſen ungeachtet ſagt die Empfindung, daß man die Höhe des Tons auf bald ſetzen muß, und hat man dieſes gethan, ſo wird man beim genau darauf Achten in den ſanften Fortſchritten des Folgenden: weint aus euch der Schmerz, bald bemerken, ob die Stimme wirklich ſinkt oder ſteigt, oder ob ſie mehr durch das kürzere oder längere Anhalten auf einer Sylbe dieſe Fortſchritte bezeichnet. Wenn die Höhe des Tons eine an ſich kurz ausgeſprochene Sylbe hebt, indeß die Tiefe des Tons eine an ſich lang ausgeſprochene Sylbe niederdrückt, ſo bringt dieſes etwas Melodiſches und dem Geſange Aehnliches in den Vers. Es iſt aber auch der Natur der Sache gemäß, daß die

Höhe des Tons ſehr oft auf die kurze Sylbe fallen muß, da die Höhe Ausdruck des Affekts iſt, und der Affekt wartet nicht mit ſeinem Ausdrucke, bis er an die Hauptſylbe des Wortes kommt, ſondern reißt an ſich, was ihm am nächſten liegt, und läßt dann das Folgende ruhig nachtönen. Die bittende Wehmuth fleht: Vergebung! indem ſie die Höhe des Tones gleich auf die erſte Sylbe hinzieht, die aber auf keine Weiſe dadurch verlängert wird. Der Affekt kann alſo der Hauptſylbe wohl den Ton, aber nicht die ihr eigene Länge rauben. Man hat unſerer Sprache den Vorwurf gemacht, daß die Sylben der Wörter entweder zu lang, oder zu kurz ſind, und dazu Beiſpiele angeführt, woraus man entnehmen ſoll, daß ſie ſich deshalb nicht gut zum Versmaaße eigne. Wie z. B. wenn man ſagt: Schön iſt Mutter Natur deiner Erfindung Pracht! ſo wäre es hier nicht möglich ſich zu enthalten, mit dem Gedanken und der Empfindung gleich anfangs vorzugreifen, und auf ſchön ſo lange mit der Stimme zu verweilen, daß dem iſt dadurch die Zeit benommen wird, gehörig auszutönen; es wird faſt gänzlich verſchlungen, um nur auf der folgenden Hauptſylbe gleich wieder deſto länger mit der Stimme verweilen zu können, und ſo fort. Zu dieſer willkührlichen Dehnung der Hauptſylbe fühle man ſich um ſo mehr hingezogen, je mehr man mit Ausdruck leſen wolle; allein man gewahre hier nichts Beſtimmtes, nichts, woran man ſich in zweifelhaften Fällen halten könne; denn man könne ſchön ſo lang dehnen, als man wolle, und über Alles, was darauf folge, bis zur Sylbe tur in Natur, ſchnell hinweg-

tig ſey; ein Anderer dagegen, der bloß mit dem Verſtande leſe, werde, als über einen Nebenbegriff darüber hinwegeilen, und ſo hörte man nur bis zur Sylbe fin in Erfindung drei kurze Sylben nach einander. Dieſes zeige doch eine große Unbeſtimmtheit des Sylbenmaaßes in der Deutſchen Sprache an, und ſo wundere man ſich, wie es noch möglich ſeyn könne, Verſe darin hervor zu bringen. Indeſſen ſind Andere der Meinung, daß man das Leſen mit dem Verſtande und das Leſen mit der Empfindung vereinen müſſe, um Klang in die Sprache zu bringen, alſo auch in das Versmaaß. Angenommen, daß Jemand, der mit dem Verſtande lieſt, folgenden Vers leſen ſoll: Und erleichtre meinen Gang mit Gebet und mit Geſang, ſo wird er und und er zu zwei kurzen Sylben, leich zu einer langen, tre meinen zu drei kurzen, und Gang wieder zu einer langen Sylbe machen; und im zweiten Verſe wird gerade daſſelbe Sylbenmaaß Statt finden: mit Ge ſind kurz, bet iſt lang, und mit Ge ſind kurz, ſang iſt lang; es folgen alſo in dieſen beiden Verſen immer auf zwei kurze eine lange, und dann auf drei kurze wieder eine lange Sylbe, ſobald ſie bloß mit dem Verſtande und nach der zur Denkkraft gehörigen Unterordnung der Begriffe geleſen werden. Die Empfindung achtet mehrere Begriffe gleich, ſie hebt die Ideen aus ihrer Unterordnung, die der Verſtand gemacht hatte, heraus, und macht ſie einander gleich, und nach dieſer Stimmung der Seele folgt in den beiden Verſen auf eine lange immer eine kurze Sylbe. Das gewaltſame Hinſtreben nach der Sylbe, die den Hauptgedanken in ſich faßt, verwandelt ſich in ein ſanftes, mit ſich ſelbſt genügſames Auf- und Niederwallen. Die Nebenideen, welche vorher nur Mittel waren die Hauptideen zu erwecken und hervorſtechend zu machen, bekommen nun an und für ſich ſelbſt einen Werth und werden gleichſam in ſich zurück gedrängt. In dem Ausdrucke: mein Ge-

liebter! eilt der Verstand über mein eben so schnell, wie über Ge weg, um allen Nachdruck der Stimme auf die Hauptsylbe lieb zu sparen. Die Empfindung vertheilt aber den Eindruck, welchen das Ganze macht, wieder auf das Einzelne; dieses Einzelne mag nun an sich bedeutend seyn oder nicht; sie betrachtet es nur als Unterlage, worauf sie ruhen kann, wie z. B. in Geliebter, wo die Empfindung die erste unbedeutende Sylbe wenigstens durch den Ton heraushebt, da sie ihr keine Länge mittheilen kann. Sie vertheilt auf diese Weise den Eindruck, den das Ganze macht, selbst in ein und eben demselben Worte; sie drängt sich sogar in den einzelnen Worten zu einer Art von Melodie, zu einem harmonischen Sylbenfalle, der die Rede dem Gesange nähert. Wenn man die Rede bloß als Mittel betrachtet, um Ideen zu wecken, so strebt sie unaufhaltsam zu diesen Ideen hin, ohne sich die Mühe zu nehmen, ihre einzelnen Töne gehörig auszubilden. Sie vernachlässiget gleichsam sich selbst, weil sie ihren Zweck mehr außer sich, als in sich hat. Sie unterscheidet die Hauptidee, um diese hervorstechend zu machen, von den Nebenideen; aber unter den Nebenideen selbst macht sie keinen Unterschied mehr, sondern eilt über das mehr und weniger Bedeutende gleich schnell hinweg, um ihre ganze Kraft auf dem Bedeutendsten ruhen zu lassen, wie in mein Geliebter, wenn es ohne besondern Ausdruck, oder bloß erzählend, kurz, nicht für die Empfindung, sondern für den Gedanken gesagt wird. Obgleich auch hier die Sylben mein und Ge in Ansehung des Bedeutenden unterschieden sind, so vergißt man doch diesen Unterschied ganz, und spricht beide gleich schnell aus, um nur desto länger auf der Hauptsylbe lieb verweilen zu können. Die Empfindung giebt dagegen diesem mein den Ton wieder, den der Gedanke ihm geraubt hatte. Die Empfindung drängt die Rede gleichsam wieder in sich selbst zurück, welche der Gedanke so zu sagen aus sich selbst

heraus und in ſich hinüber zu reißen ſtrebt. Die Empfindung ſetzt den Gedanken ſchon voraus, oder ſie iſt vielmehr ſelbſt das Reſultat von ihm, und fällt nun auf das zurück, was den Gedanken hervorbrachte, weil ſolches ihr das Nächſte iſt, um darauf hinzuſinken, und den Eindruck, den ſie erhielt, wieder gleichmäßig zu vertheilen; denn die Empfindung ſetzt voraus, daß der Verſtand ſchon befriediget iſt; ſie eilt daher nicht mehr, wie dieſer, über die unbedeutenden Sylben hinweg, ſondern läßt eine jede erſt gehörig austönen, ehe ſie zu der folgenden ſchreitet. Sie hebt jede bedeutende Sylbe, die neben einer unbedeutenden ſteht, ſo gut wie die bedeutendſte oder eigentliche Gedankenſylbe heraus; denn da der Verſtand einmal befriediget iſt, ſo haben alle einzelnen Sylben einen für die Empfindung gleichen Werth, und dieſe ruht in der Stimme eben ſo gern auf einer Sylbe, als auf der andern, und wiegt ſich durch die fortſchreitenden Töne hindurch; und alle die bedeutenden Sylben, die der Verſtand nach ihrer ſtärkern oder ſchwächern Bedeutung einander untergeordnet hatte, ſind nun für die Empfindung gleich geworden. Man ſucht nur in das ſeiner Natur nach Gleiche ein Ebenmaaß zu bringen; denn das ſeiner Natur nach Ungleiche leidet kein Ebenmaaß. Die Empfindung ſucht ſich durch die Stimme auf die einzelnen Sylben gleichmäßig oder nach einem gleichen Maaße zu vertheilen. Dieſes Gleichmaaß oder gleiche Zeitmaaß iſt es, welches durch ſeinen unwiderſtehlichen Reiz Kraft genug beſitzt, den ſtets empor ſtrebenden Gedanken der Empfindung unterzuordnen. Es geht hier mit der Rede faſt wie mit dem Gange. Das gewöhnliche Gehen hat ſeinen Zweck außer ſich, es iſt bloß Mittel zu irgend einem Ziele zu gelangen, nach welchem Ziele es unaufhaltſam hinſtrebt, ohne auf die Regelmäßigkeit oder Unregelmäßigkeit der einzelnen Fortſchritte Rückſicht zu nehmen. Die Leidenſchaft der hüpfenden Freude drängt auch den Gang in ſich ſelbſt

zurück, und die einzelnen Fortschritte unterscheiden sich nun nicht mehr dadurch, daß sie immer näher zum Ziel bringen, sondern sie sind sich unter einander alle gleich, weil das Gehen nicht mehr nach einem Ziele gerichtet ist, sondern mehr um sein selbst willen geschieht. Da nun auf diese Weise die einzelnen Fortschritte eine gleiche Wichtigkeit erhalten haben, so ist der Hang, das seiner Natur nach gleich gewordene abzumessen und einzutheilen, unwiderstehlich, und auf diese Weise kann man sich die Entstehung des Tanzes erklären; denn der Mangel eines äußern Zieles oder eigentlichen Zieles, wohin die körperliche Bewegung strebt, muß durch etwas ersetzt werden, der fehlende äußere Zweck des Ganges muß in ihn selbst zurückgewälzt seyn; da etwas an sich ganz Zweckloses uns kein Vergnügen machen kann. Wenn man eine fortschreitende Bewegung macht, bloß um sie zu machen, und an dieser fortschreitenden Bewegung, um ihrer selbst willen Vergnügen finden soll, so muß man sich doch einen Grund angeben können, warum man gerade diese und keine andere fortschreitende Bewegung macht. Nun ist aber kein äußeres Ziel da, das den Fortschritten ihre Richtung oder den gehörigen Grad ihrer Schnelligkeit ertheile; die jedesmalige langsamere oder schnellere Bewegung hängt also bloß von sich selber ab, sie muß sich selber ihre Gesetze vorschreiben. So folgte z. B. auf zwei schnellere Bewegungen der hüpfenden Freude etwa eine langsamere, und hierauf das erste Mal wohl zufälliger Weise wieder zwei schnellere, und dann wieder eine langsamere Bewegung; jetzt war der Reiz schon unwiderstehlich, dieselbe Bewegung öfter zu wiederholen, welches der Natur der menschlichen Seele gemäß war; denn weil man sich von der hüpfenden Freude gedrungen fühlte, sich zu bewegen, bloß um sich zu bewegen, so strebte die Seele unwillkührlich nach etwas, wodurch sie das Zweckloſe und Unabsichtliche dieser Bewegung gleichsam gegen sich

selbst rechtfertigen und sich einen gewissen Grund davon angeben könnte; sie strebte aber vielleicht lange vergebens, bis etwa zufälliger Weise eine und eben dieselbe Abwechselung langsamerer und schnellerer Bewegungen mehrere Male auf einander folgte. Dieses immer in gleicher Ordnung Wiederkehrende fesselte nun die Aufmerksamkeit der Seele oder des Geistes, prägte sich dem Gedächtnisse ein, ward bewundert, nachgeahmt, und wurde nun zum regelmäßigen, künstlichen Tanze. — Eben so drängte auch das Uebermaaß der Empfindung zuerst jene artikulirten Töne hervor, die auch weiter keinen andern Zweck, als sich selber hatten, und zu denen man sich nicht durch ein äußeres Bedürfniß gedrungen fühlte, sich verständlich zu machen, sondern die man, so wie die Schritte beim Tanze gewissermaßen um ihrer selbst willen hervorbrachte. Die Rede wurde durch die über den Gedanken herrschende Empfindnng ebenfalls in sich selbst zurückgedrängt, und jede Sylbe dadurch an Werth der andern gleich und zu einem für sich bestehenden Ganzen gemacht, das dem Ohre gleichsam zugezählt, und in Ansehung des Zeitraums, den die Aussprache eines jeden besonderen Zusammenflusses von Tönen erfordert, dem Ohre auch zugemessen wurde. Der Geist zählte und maaß aber anfangs nur noch zufälliger Weise, ohne daran zu denken, daß er zählen und messen wollte. Die Sprache der Empfindung war ein kunst- und regelloser Gesang, den unabgemessenen wilden Sprünge der ausbrechenden Freude gleich, bis wohl zufälliger Weise mehrere Male nach einander schon eine lange und zwei kurze und dann wieder eine lange und zwei kurze Sylben sich aneinander maßen, und das in gleicher Ordnung wiederkehrende ebenfalls die Aufmerksamkeit des Geistes fesselte, zur Bewunderung und Nachahmung reizte, sich dem Gedächtnisse einprägte, und von nun an mühsam aufgesucht und nach und nach zum künstlichen regelmäßigen Vers-

bau gebildet wurde. Alſo auf dem gleichen Werthe der einzelnen Sylben beruhet eigentlich das Bedürfniß des Geiſtes ſie abzumeſſen, zu ordnen und einzutheilen. Dieſes wäre ungefähr eine Theorie des Sylbenmaaßes und eine Hindeutung auf die Entſtehung deſſelben. Ein Mehreres über das Sylbenmaaß in Beziehung auf den Versbau, findet man unter Sprache (poetiſche), Th. 160.

Sylbenmeſſung, ſ. den vorhergehenden Artikel.

Sylbenſtechen, ſ. Sylbenſtecherey.

Sylbenſtecher, ſ. den folgenden Artikel.

Sylbenſtecherey, eine unnütze und pedantiſche Unterſuchung der Sylben eines Wortes, und im weiteren Verſtande, eine unnütze und thörichte Aufſuchung des Wortverſtandes. Ein Sylbenſtecher iſt daher Jemand, der zu viel über unbedeutende Kleinigkeiten in einer Sprache, über Sylben und Buchſtaben kritiſirt; auch will man überhaupt darunter einen Schulpedanten verſtehen; daher auch das Sylbenſtechen, wenn man mit mikrologiſcher Genauigkeit die Wörter betrachtet, und jede kleine Abweichung von der Regel, jede Unbedeutenheit aufmutzt und gleichſam ſchadenfroh an das Licht zieht.

Sylbenſtellung, in der Poeſie, die Stellung der Sylben nach ihrer Länge und Kürze zum Versbaue, welche das Metrum oder der Takt beſtimmt. Es gehört hierzu ein ſehr geübtes feines Ohr, und eine ſehr richtige Empfindung des Dehnens und Kürzens der Sylben in einem Worte in der Zuſammenſtellung zu einem Verſe; ſ. auch den Art. Sylbenmaaß.

Sylbig, Bei- und Nebenwort, Sylben habend, ein nur in den Zuſammenſetzungen einſylbig, zweiſylbig, dreiſylbig, vierſylbig ꝛc. übliches Wort.

Syllabiren, in der Sprachkunſt, die Sylben nach ihrer Betonung ausſprechen.

Syllabirkunſt, in der Sprachkunſt, die Sylben nicht nur richtig betonen, ſondern ſie auch, bei mehrſylbigen Wörtern, richtig nach den Sylben abbrechen oder theilen, und die langen und kurzen Sylben eines Wortes nach dem Zeitmaaße unterſcheiden, kurz den Werth der Sylben in jeder Beziehung kennen lernen.

Syllabiſch, Bei- und Nebenwort, aus dem Lateiniſchen Syllabicus, beſonders in der Muſik, wo der ſyllabiſche Geſang diejenige Art des Singens iſt, wo zu jeder Note eine Sylbe geſprochen oder geſungen wird, wie z. B. bei den Kirchengeſängen und Recitativen üblich iſt; zum Unterſchiede von dem melismatiſchen Geſange, wo zwei und mehr Noten auf eine Sylbe geſungen werden, wie in den Arien ꝛc. S. Syllabiſcher Geſang.

Syllogismus, in der Logik, ein aus zwei vorausgeſchickten Sätzen gemachter Vernunftſchluß. Zur Möglichkeit eines kategoriſchen Vernunftſchluſſes gehören drei Hauptbegriffe (termini): 1. Das Subjekt, das mit einem Prädikate zu einem Urtheile verbunden werden ſoll, oder der Unterbegriff (terminus minor); 2. das Prädikat, deſſen Begriff der Oberbegriff (terminus major) genannt wird, und 3. ein Merkmal des Subjekts, deſſen Begriff der Mittelbegriff (terminus medius) iſt. Der Satz, in welchem der Oberbegriff vorkommt, heißt der Oberſatz (propositio major); der Satz, in welchem der Unterbegriff vorkommt, Unterſatz (propositio minor), und der dritte, in welchem der Unterbegriff mit dem Oberbegriffe verbunden wird, die Concluſion. In einem ordentlichen Schluſſe können daher nur drei Hauptbegriffe (termini) enthalten ſeyn. Um die Mehrheit aller kategoriſchen Schlüſſe beurtheilen zu können, hat man aus der Entſtehungsart derſelben eine allgemeine Schlußregel hergeleitet, welche lautet: zwei Begriffe (terminus minor und major), die in den Prämiſſen mit einem dritten (terminus medio) verbunden ſind, können und müſſen in der Concluſion eben ſo mit einander verbunden

werden, wie ſie in den Prämiſſen verbunden waren, welche Regel zugleich beurtheilen läßt, ob die Concluſion allgemein, partikulär, affirmativ oder negativ auszudrücken ſey, indem man nur unterſuchen darf, wie in den Prämiſſen der Ober- und Unterbegriff mit dem Mittelbegriffe verknüpft waren. Wenn nun in zweien verknüpften Sätzen nicht mehr als drei Begriffe vorkommen, weil der Mittelbegriff zweimal vorkommt, jeder Satz aber nur zwei Stellen hat, nämlich die vom Subjekte, und die vom Prädikate, ſo kann der Mittelbegriff auch nur auf vierfache Art ſeine Stelle in den Prämiſſen verändern, und durch dieſe beſondere beſtimmte Stellung des Mittelbegriffs entſtehen hier eben ſo viele beſondere ſyllogiſtiſche Figuren. Der Terminus major = M, der Terminus minor = m, und der Terminus medius = μ, ſo ſind die Schemate der vier Figuren

I.	II.	III.	IV.
μ — M	M — μ	μ — M	M — μ
m — μ	m — μ	μ — m	μ — m

Dieſe vier Schlußarten hat man die vier ſyllogiſtiſchen Figuren genannt. In der erſten Figur (dictum de omni et nullo) muß der Oberſatz allgemein und der Unterſatz bejahend ſeyn. Die Schlüſſe derſelben beruhen darauf, daß Alles, was von der Gattung, auch von jeder Art derſelben gilt. In der zweiten Figur (dictum de diverso) muß eine Prämiſſe nebſt der Concluſion negativ ſeyn. Hier iſt eben ſo wenig, wie in der dritten Figur, von Arten und Gattungen die Rede. Die zweite Figur läugnet die Subjekte von einander, weil ſie in den Eigenſchaften verſchieden ſind, und jeder Unterſchied der Eigenſchaften iſt hierzu hinlänglich. Sie führt demnach auf den Unterſchied der Dinge und ſucht die Verwirrung der Begriffe zu verhindern. Die dritte Figur (dictum de exemplo), in welcher die Concluſion partikulär iſt, giebt Beiſpiele und Ausnahmen von Sätzen an, die all-

Syllabirkunſt, in der Sprachkunſt, die Sylben nicht nur richtig betonen, ſondern ſie auch, bei mehrſylbigen Wörtern, richtig nach den Sylben abbrechen oder theilen, und die langen und kurzen Sylben eines Wortes nach dem Zeitmaaße unterſcheiden, kurz den Werth der Sylben in jeder Beziehung kennen lernen.

Syllabiſch, Bei- und Nebenwort, aus dem Lateiniſchen Syllabicus, beſonders in der Muſik, wo der ſyllabiſche Geſang diejenige Art des Singens iſt, wo zu jeder Note eine Sylbe geſprochen oder geſungen wird, wie z. B. bei den Kirchengeſängen und Recitativen üblich iſt; zum Unterſchiede von dem melismatiſchen Geſange, wo zwei und mehr Noten auf eine Sylbe geſungen werden, wie in den Arien ꝛc. S. Syllabiſcher Geſang.

Syllogismus, in der Logik, ein aus zwei vorausgeſchickten Sätzen gemachter Vernunftſchluß. Zur Möglichkeit eines kategoriſchen Vernunftſchluſſes gehören drei Hauptbegriffe (termini): 1. Das Subjekt, das mit einem Prädikate zu einem Urtheile verbunden werden ſoll, oder der Unterbegriff (terminus minor); 2. das Prädikat, deſſen Begriff der Oberbegriff (terminus major) genannt wird, und 3. ein Merkmal des Sub-

stande, schön, erquickend und angenehm ist, so gehören die Sylphen, die aus Luft gewoben und im Besitze der reinsten Geisternatur sind, auch der Luft an, und unterscheiden sich sehr merklich von den festeren, gediegeneren Gnomen, Undinen und Salamandern, die den festeren oder doch substantielleren Elementen angehören. Auch den Arabern scheinen diese Erscheinungen nicht fremd gewesen zu seyn; denn in den Arabischen Mährchen der tausend und eine Nacht ꝛc., z. B. in dem von der wunderbaren Lampe, findet man Andeutungen davon. Man stellt sich die Sylphen, die man in männliche und weibliche theilt, als leichte, luftige Wesen vor, die in den Lüften gleichsam gebieten, und schönes, heiteres, und trübes stürmisches Wetter nach ihrer Phantasie veranlassen können. Sie erscheinen in der Poesie als leichte gaukelnde Wesen, deren Lieblingsgeschäft oder Beschäftigung darin besteht, den Sterblichen zu umgaukeln, seine Hoffnungen zu beleben, und ihn nahe zu seinen Wünschen zu führen, ihn aber eben so schnell wieder aus seinen lieblichen Träumen zu reißen, und mit Grillen und Sorgen zu plagen. Diese Art Luftgeister kommen nur, wie schon bemerkt worden, in der Poesie vor.

Sylphie, Sylphium, s. Silphie, Th. 154, S. 321 uf.

Symblema, in der Musik, eine musikalische Figur, im Lateinischen Commissura genannt, wird von Rückungen, ingleichen von solchen durchgehenden Noten gebraucht, die beiderseits dergleichen dissonirend vorstellen.

Symbolum, s. den folgenden Artikel.

Symbol, Symbolum, wird gemeiniglich gleichbedeutend mit Sinnbild gebraucht, doch ist der Begriff nicht bloß auf das Bild, als Gestalt, zu beschränken, sondern bezieht sich im Allgemeinen auf jede bildliche Darstellung einer Idee, sie werde durch Worte, oder auf eine andere sinnliche Weise zur Anschauung gebracht. Hierher gehören daher auch die Wahlsprüche, Sinnsprüche,

gemein ſcheinen. Die vierte Figur endlich (dictum de reciproco), in welcher die Concluſion nicht allgemein bejahend ſeyn darf und der Unterſatz allgemein ſeyn muß, wird gebraucht zur Erfindung und Ausſchließung der Arten einer Gattung. Jede dieſer vier ſyllogiſtiſchen Figuren läßt wieder vier beſondere Arten zu ſchließen zu, welche modi figurarum syllogisticarum heißen, hier aber übergangen werden müſſen. (Converſations-Lexicon. 9r Bd., 4te Aufl.).

Sylphe, Sylphen, ein aus dem Griechiſchen entlehntes Wort, eine Art Luftgeiſter anzuzeigen. Einige wollen das Wort aus dem Lateiniſchen von **Sulphur**, Schwefel, herleiten, weil der Schwefel das wichtigſte Agens in der Theorie der Alchymiſten iſt, allein es iſt wohl ſicherer aus dem Griechiſchen von σιλφη, einem Inſekte, herzuleiten, welches im Alter ſich wieder verjüngen ſoll. Dieſe zu den Elementargeiſtern gehörende Ordnung wurde erſt nach dem Roman: Comte de Gabalis von dem Abte von Villars wieder in Anregung gebracht, worauf Pope ſie in ſeinem Lockenraube nutzte. Zacharias dichtete hierauf: Ein ſchöngewachſter Geiſt, baut, wie der Regenbogen, den

nicht das Symbol auffaſſen, deſſen Begleiter ſie ſind. — Auch zwiſchen Symbol und Allegorie iſt der Unterſchied eben ſo merklich; denn die Allegorie iſt bloß ein beabſichtigtes Phantaſienbild (ſ. unter Sinnbild, Th. 154, S. 461), das Symbol iſt aber der Ausdruck einer Idee, die als nothwendig erſcheint, daher iſt es auch nicht nothwendig, daß ein Symbol den Regeln der Kunſt entſpricht, wirklich ſchön ſey, wenn es nur die Ideen wirklich verkörpert und zur Anſchauung bringt, ſo wird es ſchon vollkommen genügen, ſelbſt demjenigen, der wirklich Anſprüche auf Schönheitsgefühl macht, wenn ihm die Wahrheit und richtige Deutung mehr gilt, als Schönheit ohne Wahrheit. So ſind die oft ſeltſamen, zum Theil ſelbſt widrigen Geſtaltungen in den Indiſchen, Aegyptiſchen und andern Orientaliſchen Mythologien eben ſo ächte Symbole, als die harmoniſchen und wahrhaft ſchönen Bildungen der Griechiſchen Welt. — Das Symbol, in Beziehung auf die Religion, in welcher es doch größtentheils als deutungsvoll erſcheint, wenn es gleich hier nicht immer von einem ganzen Volke begriffen wird, dem die Sinnbilder als Auslegung gelten, iſt auch Geheimniß, zu dem nicht immer der Schlüſſel zur Auflöſung vorhanden iſt, welcher im Laufe der Zeit, ſeit der Schaffung des Symbols, verloren gegangen iſt, und ſo iſt die durch das Symbol mitgetheilte Idee ein Geheimniß geworden, das nur durch Combinationen, die aus den Verhältniſſen, Sitten und Gebräuchen jener Zeiten geſchöpft werden können, zu entſchließen iſt. Es iſt auch ſehr möglich, ja ſogar wahrſcheinlich, daß in der Religion der alten heidniſchen Völker, oder vielmehr derjenigen Völker, die ſich mit dem Bilderdienſte und der Vielgötterey beſchäftigten, die Symbole nicht immer vom Volke in ihrer ganzen Ausdehnung verſtanden worden ſind, und die Auslegungen nur den Prieſtern oblagen, die ſolches denn auch nach ihren Abſichten und den Abſichten des Staates thaten. Die ur-

ſelbſt rechtfertigen und ſich einen gewiſſen Grund davon angeben könnte; ſie ſtrebte aber vielleicht lange vergebens, bis etwa zufälliger Weiſe eine und eben dieſelbe Abwechſelung langſamerer und ſchnellerer Bewegungen mehrere Male auf einander folgte. Dieſes immer in gleicher Ordnung Wiederkehrende feſſelte nun die Aufmerkſamkeit der Seele oder des Geiſtes, prägte ſich dem Gedächtniſſe ein, ward bewundert, nachgeahmt, und wurde nun zum regelmäßigen, künſtlichen Tanze. — Eben ſo drängte auch das Uebermaaß der Empfindung zuerſt jene artikulirten Töne hervor, die auch weiter keinen andern Zweck, als ſich ſelber hatten, und zu denen man ſich nicht durch ein äußeres Bedürfniß gedrungen fühlte, ſich verſtändlich zu machen, ſondern die man, ſo wie die Schritte beim Tanze gewiſſermaßen um ihrer ſelbſt willen hervorbrachte. Die Rede wurde durch die über den Gedanken herrſchende Empfindung ebenfalls in ſich ſelbſt zurückgedrängt, und jede Sylbe dadurch an Werth der andern gleich und zu einem für ſich beſtehenden Ganzen gemacht, das dem Ohre gleichſam zugezählt, und in Anſehung des Zeitraums, den die Ausſprache eines jeden beſonderen Zuſammenfluſſes von Tönen erfordert, dem Ohre auch zugemeſſen wurde. Der Geiſt zählte und maaß aber anfangs nur noch zufälliger Weiſe, ohne daran zu denken, daß er zählen und meſſen wollte. Die Sprache der Empfindung war ein kunſt- und regelloſer Geſang, den unabgemeſſenen wilden Sprünge der ausbrechenden Freude gleich, bis wohl zufälliger Weiſe mehrere Male nach einander ſchon eine lange und zwei kurze und dann wieder eine lange und zwei kurze Sylben ſich aneinandermaßen, und das in gleicher Ordnung wiederkehrende ebenfalls die Aufmerkſamkeit des Geiſtes feſſelte, zur Bewunderung und Nachahmung reizte, ſich dem Gedächtniſſe einprägte, und von nun an mühſam aufgeſucht und nach und nach zum künſtlichen regelmäßigen Vers-

bau gebildet wurde. Alſo auf dem gleichen Werthe der einzelnen Sylben beruhet eigentlich das Bedürfniß des Geiſtes ſie abzumeſſen, zu ordnen und einzutheilen. Dieſes wäre ungefähr eine Theorie des Sylbenmaaßes und eine Hindeutung auf die Entſtehung deſſelben. Ein Mehreres über das Sylbenmaaß in Beziehung auf den Versbau, findet man unter Sprache (poetiſche), Th. 160.

Sylbenmeſſung, ſ. den vorhergehenden Artikel.

Sylbenſtechen, ſ. Sylbenſtecherey.

Sylbenſtecher, ſ. den folgenden Artikel.

Sylbenſtecherey, eine unnütze und pedantiſche Unterſuchung der Sylben eines Wortes, und im weiteren Verſtande, eine unnütze und thörichte Aufſuchung des Wortverſtandes. Ein Sylbenſtecher iſt daher Jemand, der zu viel über unbedeutende Kleinigkeiten in einer Sprache, über Sylben und Buchſtaben kritiſirt; auch will man überhaupt darunter einen Schulpedanten verſtehen; daher auch das Sylbenſtechen, wenn man mit mikrologiſcher Genauigkeit die Wörter betrachtet, und jede kleine Abweichung von der Regel, jede Unbedeutenheit aufmutzt und gleichſam ſchadenfroh an das Licht zieht.

Sylbenſtellung, in der Poeſie, die Stellung der Sylben nach ihrer Länge und Kürze zum Versbaue, welche das Metrum oder der Takt beſtimmt. Es gehört hierzu ein ſehr geübtes feines Ohr, und eine ſehr richtige Empfindung des Dehnens und Kürzens der Sylben in einem Worte in der Zuſammenſtellung zu einem Verſe; ſ. auch den Art. Sylbenmaaß.

Sylbirt, Bei- und Nebenwort, Sylben habend, ein nur

vollen Lehren als Früchte einer tiefeindringenden Naturweisheit in Sinnbilder und Sinnsprüche kleideten, nicht bloß um den Ungeweiheten den Zugang zu dieſer Weisheit zu verſchließen, ſondern auch dieſe ſelbſt in den ausdruckreichſten Bildern zur Anſchauung zu bringen. Da nun die Eingeweiheten durch Zeichen oder Worte, welche den Myſterien eigenthümlich waren, und die Kunde ihres geheimnißvollen Sinnes, alſo die Einweihung ſelbſt vorausſetzten, ſo hießen ſolche Erkennungszeichen ebenfalls Symbole. In wiefern aber der Gebrauch dieſer Erkennungszeichen auch an die heilige Verpflichtung mahnt, die der Geweihete bei ſeiner Einweihung übernahm, beſonders auf Verſchwiegenheit und ein den Myſterienlehren entſprechendes Leben hinweiſet, ſo wird auch die feierliche Verpflichtung, das Gelübde, das man Gott oder einem Menſchen, irgend einer Gemeinſchaft gelobt, Symbolon genannt, welches daher auch von dem Soldateneide gilt, ſo wie von dem Loſungsworte, dem Zeichen, an welchem in Friedenszeiten in den großen Städten ſich die Patrouillen und Ronden den Wachen zu erkennen geben; in Kriegszeiten geſchieht es ebenfalls, damit ſich die Streiter oder Krieger eines Heeres unter einander erkennen können; dann auch, was durch die Loſung den Feinden unverſtändlich, den verbündeten Kriegern kund gethan werden ſollte. — Auch die Freymäurer haben ihre Symbole oder geheimnißvollen Zeichen bei ihren Arbeiten, wodurch ſie ſich verſtändlich machen; auch ihre Erkennungszeichen, wenn ſie irgendwo in öffentlicher Geſellſchaft unter Laien zuſammentreffen, ohne ſich zu kennen, und nur auf eine Vermuthung, eine Aeußerung, ſie ſich dieſes Zeichen durch die Hand oder auf irgend eine Weiſe zur Erkennung geben. Auch Marken ſind Symbole oder Merkzeichen, durch welche ſich verbundene Freunde untereinander zu erkennen geben, oder die man als Unterpfand irgend eines Vertrages oder einer

werden, wie ſie in den Prämiſſen verbunden waren, welche Regel zugleich beurtheilen läßt, ob die Concluſion allgemein, partikulär, affirmativ oder negativ auszudrücken ſey, indem man nur unterſuchen darf, wie in den Prämiſſen der Ober- und Unterbegriff mit dem Mittelbegriffe verknüpft waren. Wenn nun in zweien verknüpften Sätzen nicht mehr als drei Begriffe vorkommen, weil der Mittelbegriff zweimal vorkommt, jeder Satz aber nur zwei Stellen hat, nämlich die vom Subjekte, und die vom Prädikate, ſo kann der Mittelbegriff auch nur auf vierfache Art ſeine Stelle in den Prämiſſen verändern, und durch dieſe beſondere beſtimmte Stellung des Mittelbegriffs entſtehen hier eben ſo viele beſondere ſyllogiſtiſche Figuren. Der Terminus major = M, der Terminus minor = m, und der Terminus medius = μ, ſo ſind die Schemate der vier Figuren

I.	II.	III.	IV.
μ — M	M — μ	μ — M	M — μ
m — μ	m — μ	μ — m	μ — m

Dieſe vier Schlußarten hat man die vier ſyllogiſtiſchen Figuren genannt. In der erſten Figur (dictum de omni et nullo) muß der Oberſatz allgemein und der Unterſatz bejahend ſeyn. Die Schlüſſe derſelben beruhen darauf, daß Alles, was von der Gattung, auch von jeder Art derſelben gilt. In der zweiten Figur (dictum de diverso) muß eine Prämiſſe nebſt der Concluſion negativ ſeyn. Hier iſt eben ſo wenig, wie in der dritten Figur, von Arten und Gattungen die Rede. Die zweite Figur läugnet die Subjekte von einander, weil ſie in den Eigenſchaften verſchieden ſind, und jeder Unterſchied der Eigenſchaften iſt hierzu hinlänglich. Sie führt demnach

gemein ſcheinen. Die vierte Figur endlich (dictum de reciproco), in welcher die Concluſion nicht allgemein bejahend ſeyn darf und der Unterſatz allgemein ſeyn muß, wird gebraucht zur Erfindung und Ausſchließung der Arten einer Gattung. Jede dieſer vier ſyllogiſtiſchen Figuren läßt wieder vier beſondere Arten zu ſchließen zu, welche modi figurarum syllogisticarum heißen, hier aber übergangen werden müſſen. (Converſations-Lexicon. 9r Bd., 4te Aufl.).

Sylphe, Sylphen, ein aus dem Griechiſchen entlehntes Wort, eine Art Luftgeiſter anzuzeigen. Einige wollen das Wort aus dem Lateiniſchen von **Sulphur**, Schwefel, herleiten, weil der Schwefel das wichtigſte Agens in der Theorie der Alchymiſten iſt, allein es iſt wohl ſicherer aus dem Griechiſchen von σιλφη, einem Inſekte, herzuleiten, welches im Alter ſich wieder verjüngen ſoll. Dieſe zu den Elementargeiſtern gehörende Ordnung wurde erſt nach dem Roman: Comte de Gabalis von dem Abte von Villars wieder in Anregung gebracht, worauf Pope ſie in ſeinem Lockenraube nutzte. Zacharias dichtete hierauf: Ein ſchön gepuzter Geiſt, baut, wie der Regenbogen, den Gabalis erſchuf und Pope groß gezogen, eine Sylphe ꝛc. ꝛc. Die drei andern Ordnungen dieſer Geiſter ſind die Gnomen oder Erdgeiſter, die Undinen, Nymphen oder Waſſergeiſter, und die Salamander oder Feuergeiſter. Die Elementargeiſter haben längſt in der geheimen Kunſt oder Cabbala exiſtirt, und nur der ſchon oben genannte Roman brachte ſie wieder an's Licht. Da die Alchymiſten die Natur in vier Elemente theilen: in Luft, Erde, Waſſer und Feuer, ſo mußte doch auch jedes Element eigenthümliche Bewohner haben, und daher entſtanden die vier oben angeführten Ordnungen der Geiſter, die gleichſam dieſe vier Elemente beherrſchen und ihnen das Gepräge ihrer Natur geben ſollen. Da nun die Luft, in ihrem reinſten Zu-

ſtande, ſchön, erquickend und angenehm iſt, ſo gehören die Sylphen, die aus Luft gewoben und im Beſitze der reinſten Geiſternatur ſind, auch der Luft an, und unterſcheiden ſich ſehr merklich von den feſteren, gediegeneren Gnomen, Undinen und Salamandern, die den feſteren oder doch ſubſtanſtielleren Elementen angehören. Auch den Arabern ſcheinen dieſe Erſcheinungen nicht fremd geweſen zu ſeyn; denn in den Arabiſchen Mährchen der tauſend und eine Nacht ꝛc., z. B. in dem von der wunderbaren Lampe, findet man Andeutungen davon. Man ſtellt ſich die Sylphen, die man in männliche und weibliche theilt, als leichte, luftige Weſen vor, die in den Lüften gleichſam gebieten, und ſchönes, heiteres, und trübes ſtürmiſches Wetter nach ihrer Phantaſie veranlaſſen können. Sie erſcheinen in der Poeſie als leichte gaukelnde Weſen, deren Lieblingsgeſchäft oder Beſchäftigung darin beſteht, den Sterblichen zu umgaukeln, ſeine Hoffnungen zu beleben, und ihn nahe zu ſeinen Wünſchen zu führen, ihn aber eben ſo ſchnell wieder aus ſeinen lieblichen Träumen zu reißen, und mit Grillen und Sorgen zu plagen. Dieſe Art Luftgeiſter kommen nur, wie ſchon bemerkt worden, in der Poeſie vor.

Sylphie, Sylphium, ſ. Silphie, Th. 154, S. 321 uf.

Symblema, in der Muſik, eine muſikaliſche Figur, im Lateiniſchen Commissura genannt, wird von Rückungen, ingleichen von ſolchen durchgehenden Noten gebraucht, die beiderſeits dergleichen diſſonirend vorſtellen.

Symbolum, ſ. den folgenden Artikel.

Symbol, Symbolum, wird gemeiniglich gleichbedeutend

[redacted]

der Fürſten und anderer hoher Perſonen, die ſie in ihren Wappen führen, die Gemälde mit Deviſen, die zum Andenken oder zum Gedächtniſſe erwählt werden. Die Denkſprüche in Stammbüchern ꝛc. Schon bei den Alten war aller Unterricht, den die Prieſter ertheilten, ſymboliſch, ja ſie hüllten ſelbſt ihre geheimnißvollen Lehren, beſonders von der überſinnlichen Welt, dem Verhältniſſe des Menſchen zur Gottheit, in Symbole oder Bilder und Zeichen (ſ. Sinnbild, Th. 154, S. 452 u. f.). Das Symbol iſt der wahre, gleichſam unmittelbare Ausdruck der Körper, das Bild einer Idee, eines geiſtigen Anſchauens, ſtelle ſich dieſes uns nun verkörpert unter einem Bilde dar, oder nur geiſtig als Sinnſpruch, Denkſpruch, Wahlſpruch, Deviſe ꝛc. Je reiner die ſinnbildliche Geſtalt oder das ſinnbildliche Wort die Idee ausbildet, die darunter verſtanden werden ſoll, je wahrer und richtiger iſt das Symbol, welches nicht nur eine einzelne Idee vollkommen ausdrückt, ſondern auch einen Collektivbegriff in ſich faßt, das heißt, mehrere Begriffe zur Einheit eines Begriffes verbindet. So ſind in der Mythologie der Aegyptier, Griechen und Römer die Göttergeſtalten eine in ſich geſchloſſene Idee des Göttlichen, Symbole; aber nicht minder ſind es die beſonderen Prädikate, die als Attribute dargeſtellt werden. Das Attribut unterſcheidet ſich aber von dem Symbole darin, daß jenes immer nur als eigenthümliches Zeichen einem Bilde oder einer Bildſäule zur vollſtändigeren Darſtellung der mit demſelben verbundenen Eigenſchaften beigefügt wird, dieſes, das Symbol aber an ſich, und ſchlechthin ohne weiteren Zuſatz ſelbſtſtändig und aus ſich erklärend iſt. Alle Attribute ſind Symbole, aber nicht alle Symbole ſind Attribute, und können es auch nicht ſein, weil ſie etwas Vollſtändiges in ſich tragen, jene aber nur Erklärungszeichen ſind, die ſo kurz ſie auch als Zeichen betrachtet, und den Gedanken des Bildes andeuten, doch in ſich

nicht das Symbol auffaſſen, deſſen Begleiter ſie ſind. — Auch zwiſchen Symbol und Allegorie iſt der Unterſchied eben ſo merklich; denn die Allegorie iſt bloß ein beabſichtigtes Phantaſienbild (ſ. unter Sinnbild, Th. 154, S. 461), das Symbol iſt aber der Ausdruck einer Idee, die als nothwendig erſcheint, daher iſt es auch nicht nothwendig, daß ein Symbol den Regeln der Kunſt entſpricht, wirklich ſchön ſey, wenn es nur die Ideen wirklich verkörpert und zur Anſchauung bringt, ſo wird es ſchon vollkommen genügen, ſelbſt demjenigen, der wirklich Anſprüche auf Schönheitsgefühl macht, wenn ihm die Wahrheit und richtige Deutung mehr gilt, als Schönheit ohne Wahrheit. So ſind die oft ſeltſamen, zum Theil ſelbſt widrigen Geſtaltungen in den Indiſchen, Aegyptiſchen und andern Orientaliſchen Mythologien eben ſo ächte Symbole, als die harmoniſchen und wahrhaft ſchönen Bildungen der Griechiſchen Welt. — Das Symbol, in Beziehung auf die Religion, in welcher es doch größtentheils als deutungsvoll erſcheint, wenn es gleich hier nicht immer von einem ganzen Volke begriffen wird, dem die Sinnbilder als Auslegung gelten, iſt auch Geheimniß, zu dem nicht immer der Schlüſſel zur Auflöſung vorhanden iſt, welcher im Laufe der Zeit, ſeit der Schaffung des Symbols, verloren gegangen iſt, und ſo iſt die durch das Symbol mitgetheilte Idee ein Geheimniß geworden, das nur durch Combinationen, die aus den Verhältniſſen, Sitten und Gebräuchen jener Zeiten geſchöpft werden können, zu entſchließen iſt. Es iſt auch ſehr möglich, ja ſogar wahrſcheinlich, daß in der Religion der alten heidniſchen Völker, oder vielmehr derjenigen Völker, die ſich mit dem Bilderdienſte und der Vielgötterey beſchäftigten, die Symbole nicht

ſprüngliche Idee des Symbols blieb daher unverändert, nur waren die Auslegungen deſſelben ſehr verſchieden, und mußten es auch ſeyn, da es an vollſtändigen Commentaren fehlte. Daher geſchah es auch in ſpätern Zeiten und geſchieht es auch noch jetzt, daß man in den alten aufgefundenen Denkmälern der Art etwas tief Gedachtes ſucht, und die ſcharfſinnigſten Philoſophemen und die tiefgefühlteſten Dichtungen darin zu entſchleiern ſich bemühet, wovon ſich die Alten nichts haben träumen laſſen. Ein Schriftſteller ſagt von den Symbolen in der heidniſchen Volksreligion: „Es iſt ein Ausdruck des Göttlichen, der allein von den Erleuchteten in ſeiner Unmittelbarkeit und vollſtändigen Tiefe aufgefaßt, dem Volke, das vielleicht ſelbſt die urſprüngliche Bedeutung verloren hat, erſt gedeutet, enthüllt werden mag.“ — Derſelbe Schriftſteller ſagt ferner: „Je mehr eine Religion noch in den Schranken der erſcheinenden Welt befangen iſt, je mehr ihre Lehren, Lehren der Natur ſind, deſto reicher an Symbolen, deſto ſymboliſcher wird ſie ſelbſt ſeyn, während jede Offenbarungsreligion, deren Lehren unmittelbarer zu innerer ſchlechthin geiſtiger Anſchauung gebracht werden, und ſelbſt Ideen enthalten, die über den Kreis der Naturanſchauung hinausliegen, nothwendig an Symbolen ärmer ſeyn muß. Ihre Symbole gehen auch alle mehr aus einem bewußten Bilde derſelben hervor, erſt aus der innern zur äußern Anſchauung, Objektivirung über, und können, in wie fern hier die reine Idee früher ſeyn muß, als das Bild, und dieſes erſt durch Enthüllung jener ſein Verſtändniß gewinnt, mehr conventionelle Symbole heißen. Damit ſie jedoch nicht bloße Allegorien ſeyen, müſſen ſie ſelbſt ein eigentlicher und gleichſam unmittelbarer, ohne künſtliche Deutung der Idee, ſelbſt objektivirender Ausdruck der Idee ſeyn. Daher iſt das Heidenthum an Symbolen ſo viel reicher, als das Judenthum und Chriſtenthum, in denen nicht durch äußere, ſondern durch innere, durch

die Offenbarung ſelbſt gewirkte, ſchlechthin geiſtige Anſchauung das Finden der Idee vermittelt iſt. Da aber das Göttliche an ſich, ſeinem Weſen nach, in ſeiner ganzen Tiefe und Klarheit, ſich nicht in ein Symbol vollſtändig befaſſen läßt, ſo ſind alle Symbole nur beſondere Ausdrücke, beſondere Ideen und Offenbarungsweiſen des Göttlichen ſelbſt, und je mehr daſſelbe nur in den Beſondernheiten der Natur aufgefaßt, und die erſcheinende Welt ſelbſt vergöttert wird, um ſo reicher und mannigfaltiger wird auch von dieſer Seite die Symboliſirung ſeyn. So ſind nun alle die beſondern Götterbildungen, in welchen das Heidenthum die beſondern, in der Natur offenbarten Ideen des Göttlichen darſtellte und anſchaute, Symbole eben dieſer Ideen, und in dieſer Hinſicht wahre Sinnbilder. — Symbole ſind aber auch die Zeichen, durch welche die Gottheit ihren Willen, oder ein künftiges Ereigniß, überhaupt die Zukunft zu erkennen giebt, insbeſondere Alles, worin die Gottheit ſich offenbart. Solche Zeichen und Vorzeichen können wirkliche bedeutungsvolle Erſcheinungen, beſondere Aeußerungen der Naturkräfte, oder auch Stimmen, prophetiſche Worte ſeyn, die dann eben ſowohl, als die Orakelſprüche, als geheimnißvolle, ſinnreiche Kundgebungen des Willens der Gottheit und des Schickſals genannt werden. Das Sententiöſe, das den Orakelſprüchen eigen iſt, erſcheint auch in den Prieſterworten, ihren ſymboliſchen Lehren, die dann mit gleichem Rechte Symbole genannt werden, eigentliche Sinnſprüche ſind, von welchen als Erklärungen des göttlichen Willens, die man ſich beſonders als herrſchenden Lebensgrundſatz einprägt, auch die ſogenannten Wahl-

zu allen andern Beſchäftigungen damaliger Zeit machen konnte; da ſie dem Gedächtniſſe ſehr ſinnliche Figuren darſtellten, und deshalb zeichnete man ſie auf Schiefer oder andere Steine, um ſie bequemer im Gebrauche zu haben. Die erſten Zeichnungen davon waren ſehr unvollkommen, und nur ungeſtaltete linienförmige Umriſſe. Dieſe Tafeln wurden nun öffentlich aufgeſtellt, um dem Volke die Zeit der verſchiedenen Arbeiten nach der fortrückenden Jahreszeit anzukündigen oder vielmehr anzuzeigen, da man es mit den Bildern bekannt machte, und hieraus hat ſich die Symboliſtik in ihrer ganzen Ausdehnung bei allen bekannten und kultivirten Völkern gebildet. — Daß die chriſtliche Kirche auch dieſen Symbolen huldigen würde, konnte man wohl erwarten, da ſie zu einer Zeit ihre Entſtehung nahm, wo die Symbole in voller Bedeutung in den Myſterien des Kultus der heidniſchen Völker in Anſehen ſtanden. Es war daher ein heiliger Sinn mit den Worten ſchon verbunden, und ſo ſehr auch die erſten Chriſten dem Heidenthume abgeneigt waren, und es verſchmäheten, etwas aus demſelben in ihre Kirche aufzunehmen, ſo nahmen ſie doch die Symbole auf, weil ihnen dieſe paſſend auch zu ihren Myſterien erſchienen, auch Chriſtus dazu ſelbſt Veranlaſſung gab, indem er ſeine Lehren in Gleichniſſe hüllte, theils um dadurch den erhabenen Sinn den ihn verfolgenden Heiden zu verbergen, damit ſich daraus nicht eine Quelle ſeiner Verfolgung ziehen ſollten, als ſeyen mit dieſer göttlichen Lehre ſtaatsgefährliche Grundſätze verbunden, theils blieben ihm bei dieſen Verhüllungen die ſchönſten Gleichniſſe ſeiner Lehre mit der Natur und den Beſchäftigungen der Menſchen übrig, die er den Erwählten oder dem gläubigen Volke dann ſo enthüllen konnte, als er es für gut fand. Wenn nun die Glieder der Myſterien ſich durch ihre ſymboliſchen, in Worte und Zeichen niedergelegten Geheimlehren als Auserwählte, beſonders Geweihete darſtellten, ſo

behandelten auch die Chriſten ihre ſymboliſchen Lehren und Gebräuche als Erkennungs- und Vereinigungsmittel ihrer Gemeinſchaft, und als Unterſcheidungszeichen, die ſie, als vom geſammten Heidenthume und Judenthume Ausgeſonderte, als Höhergeweihete bezeichneten. Symbole nannten ſie deshalb die Sakramente, als ſichtbare Zeichen eines unſichtbaren Heils, und nicht nur Zeichen, ſondern eigentliche Unterpfänder dieſes Heils, und der in ihnen enthaltenen göttlichen Verheißungen und Gnadenwirkungen. In dieſem Sinne heißen Taufe und Abendmahl, als die eigentlichen Sakramente, Symbole. Nicht minder kann man das Taufwaſſer, das Brod und den Wein im heiligen Abendmale ſo nennen, aber nicht bloß als Bilder, die nur einen geiſtigen Sinn bedeuten, ſondern als Symbole im eigentlichen Sinne des Worts, welche als Unterpfänder der Deutung des Abendmahls in ſeiner ganzen Ausdehnung gedacht werden. — Der ſchon oben erwähnte Schriftſteller ſagt hierüber: „Die Kirchenväter, die Brod und Wein im heiligen Abendmahle Symbole nennen, halten dabei die eigentliche und ſtrenge Bedeutung des Wortes feſt, und denken dabei nicht an die erſt ſpäter aufgenommene Lehre, daß Brod und Wein nur bedeutungsvolle Zeichen und Bilder ſeyn ſollen.“ Symbole ſind dann auch noch alle chriſtlichen Gebräuche, alle gottesdienſtlichen Uebungen, in ſo fern ſie eben nothwendige Ausdrücke der dadurch bezeichneten Idee ſeyn ſollen; denn der geſammte chriſtliche Ritus und alle Theile der Liturgie gründen ſich auf die kirchliche Lehre, die ſie objektiviren ſollen, und ſind Verkörperungen der beſondern Lehren. Die Sakra-

ger Denker hervor, die ihre Lehre der Schrift- oder Kirchenlehre entgegenſtellten, oder ſie doch mannigfach in der weitern Erläuterung gefährdeten. Die chriſtlichen Lehrer bekämpften dieſe Irrlehren dadurch, daß ſie ihnen immer neue Bekenntniſſe entgegenſtellten, welche ſelbſt die Richtſchnur für alle Bibelerklärung ſeyn ſollten, dergeſtalt, daß Letztere nie als ächt anerkannt würde, wenn ſie nicht mit den von der ganzen Gemeinde einmüthig anerkannten Grundwahrheiten übereinſtimmte. Es konnte nun nicht fehlen, daß gerade dieſe Erweiterungen der erſten Symbole und genauere Beſtimmungen der Kirchenlehre in ihren einzelnen Theilen immer neuen Widerſpruch erregten, neue Behauptungen, die den kirchlichen Erklärungen ſich entgegenſtellten, veranlaßte, und daher die Kirchenlehrer ſelbſt genöthiget wurden, die öffentlichen Bekenntniſſe noch mehr zu erweitern. So wurden die Symbole immer mehr theologiſche Erörterungen, und indem ſie von ihrem urſprünglichen Charakter, ihrer gehaltvollen Einfachheit, doch nicht von der eigentlichen Grundlehre ſich entfernten, ausführliche Schriften wurden, die zwar noch die Bedeutung und Kraft der Symbole haben ſollten, dieſes aber doch nicht mehr im eigentlichen Sinne waren, und daher ſpäter ſymboliſche Bücher genannt wurden. Dieſes ſind nun jene öffentlichen Glaubensbekenntniſſe, welche die Erklärung der Ueberzeugung der kirchlichen Gemeinſchaft von den Glaubenswahrheiten, die Unterſcheidungslehren, welche die Gemeinſchaft ſelbſt von allen Andersdenkenden, und von allen andern Religionsparthenen unterſchieden, in ihre Eigenthümlichkeit darſtellen, enthalten, und ein äußerer Vereinigungspunkt der Glieder jeder Gemeinſchaft ſeyn ſollen. Dergleichen Bekenntnißſchriften wurden theils von Kirchenverſammlungen (Synoden oder Concilien genannt), in welchen ſich eine große Zahl von chriſtlichen Kirchenlehrern zur Steuerung eingeriſſener

kirchlichen Verhältniſſen, zur Beſtreitung von Ketzern, und zur Bewahrung und weitern Feſtſtellung der Kirchenlehre vereinigten, oder auch von Einzelnen, die entweder eine Irrlehre ablehnen, oder ſich ſelbſt gegen den Verdacht einer Ketzerey rechtfertigen, und darum ihre Uebereinſtimmung mit der Kirchenlehre und den Ausſprüchen rechtgläubiger Synoden bezeugen wollten, zu verſchiedenen Zeiten aufgeſtellt; Letztere erhielten aber nur dann ſymboliſches Anſehen, wenn ſie von einer größeren, einer ſogenannten allgemeinen (ökumeniſchen) Synode gebilliget und beſtätiget, von der Kirche ſelbſt als Ausdruck ihrer Ueberzeugung angenommen, und dadurch den ſchon vorhandenen Bekenntniſſen gleich geſtellt wurden. Es giebt drei ältere Symbole, die von allen Hauptpartheien der chriſtlichen Kirche, als Darſtellungen der gemeinſamen Ueberzeugung, als die Grundwahrheiten des Chriſtenthumes enthaltend, angenommen, und ihren ſymboliſchen Büchern einverleibt ſind. 1) Das ſogenannte Apoſtoliſche Symbolum, das zwar nicht von den Apoſteln ſelbſt niedergeſchrieben, aber ſchon in der apoſtoliſchen Kirche, zunächſt als Taufbekenntniß vorhanden, in den älteſten Chriſtengemeinden in Europa, Aſien und Afrika faſt wörtlich gleichlautend, dem Inhalte nach völlig gleich aufbewahrt ward. Die drei Kirchen, die Römiſche, die Griechiſche und die Evangeliſche, ſchätzen daſſelbe bis auf die neueſte Zeit als den einfachſten und treueſten Ausdruck der Hauptwahrheiten des Chriſtenthums, und vereinigen ſich daher in demſelben zu einer Ueberzeugung. Die Römiſche Kirche wich nur darin von der Griechiſchen bei dieſem Symbolum ab, daß jene in dem Bekenntniſſe des hei-

Manches geändert, und besonders in der Ausgabe von 1540 im Artikel vom Abendmahle, um einen Frieden mit den Reformirten möglich zu machen, eine bedeutende, von der evangelischen Gemeinde aber nie gebilligte Abänderung gemacht, worauf sich der Unterschied der geänderten und ungeänderten Augsburger Confession gründet, welche Letztere, als die ächte und von Allen gebilligte, allein symbolisches Ansehen in der Kirche hat. Nächst der Augsburger Confession gehören zu den symbolischen Büchern der Evangelischen noch die sogenannten Schmalkaldischen Artikel und der große und kleine Katechismus Luthers, beide 1529 in Deutscher Sprache erschienen; dann die Torgauer Artikel, die Schwäbisch-Sächsische Concordie, das Torgauer Buch, das Bergische Buch oder die Concordienformel. Bei den Reformirten erschienen die Confessio Tetrapolitana; dann die Confessio Helvetica s. Basileensis, der Consensus Tigurinus, die Formula Consensus Helvetici in 26 Artikeln, und der Pfälzer und der Heidelberger Katechismus, und wurden zu ihren symbolischen Schriften angenommen. Die Pfälzer reformirte Gemeinde hat das Corpus doctrinae Melanchthonis oder Philippicum als ihr symbolisches Buch anerkannt; dann haben die Deutsch-Reformirten auch noch das Glaubensbekenntniß Johann Siegismund's von Brandenburg, das zuerst 1613 und 1614, und dann öfter, aber fast immer verändert erschien, als symbolisch angenommen. In England erschienen schon im Jahre 1551 die 42 Artikel der Englischen Kirche, und wurden 1562 auf 32 Artikel zurückgebracht, und etwas verändert als das Symbolum der Englischen Episkopale feierlich aufgestellt. Es ist eine Mischung Lutherischer und Zwinglischer Lehre, in den Unterscheidungspunkten mehr der reformirten Kirche, doch nicht dem Kalvinismus huldigend. Die Schott-

dem Jahre 1545 das Concilium zu Trident gehalten, welches nach mehreren, oft lange dauernden Unterbrechungen erſt 1562 endete. Die Schlüſſe dieſes Conciliums ſtellten den Lehrbegriff der katholiſchen Kirche als unveränderlich feſt, wurden aber nie von allen katholiſchen Ländern förmlich angenommen; doch ſind ſie unter dem Titel: Canones et Decreta oecum. et gener. concil. Trident., oder als das eigentliche Symbolum, ein zuſammenhängender Auszug aus ſämmtlichen Schlüſſen forma professionis fidei catholicae auf Anordnung Pius des Vierten 1564, und nachher öfters gedruckt worden. Dazu kam noch der Catechismus ex decreto Conc. Trid. ad Parochos, auf Befehl Pius des Fünften 1567 gedruckt, und als allgemeine Lehrnorm bekannt gemacht. Beide ſymboliſche Bücher, denen die Römiſche Kirche gleiches Anſehen mit den ſämmtlichen frühern beimißt, ſprechen das noch herrſchende Lehrſyſtem dieſer Kirche vollſtändig aus, und andere Verordnungen, die aus demſelben Concile hervorgingen, ordneten zugleich und beſtimmten von Neuem die gottesdienſtlichen Gebräuche und alle Verhältniſſe der mit dem Römiſchen Stuhle verbundenen Gemeinden. — Die Griechiſche Kirche, welche ſeit der Eroberung Konſtantinopels durch die Türken (1453) und die damit verbundene Auflöſung des alten Griechiſchen Römerrechts, viel von ihrem ehemaligen Glanze und Anſehen verlor, aber in dem Patriarchen von Konſtantinopel noch immer einen äußeren, doch nicht ſo mächtigen und einflußreichen Mittelpunkt, wie der Römiſche Stuhl für die abendländiſche katholiſche Kirche war, behielt, bewahrte ihren alten Glauben, mit den älteren Symbo-

ließ, und es entſtand daher der lange Kampf der lateiniſirenden und der ſtrengaltgläubigen Griechen, welche Letzteren ihre Unterſcheidungslehren, denen gemäß ſie das Ausgehen des heiligen Geiſtes vom Sohne, das Fegefeuer und die Seelenmeſſen im Römiſchen Sinne, das Primat des Pabſtes, und das ungeſäuerte Brod im Abendmahle verwarfen, die Prieſterehe aber für den größern Theil des Klerus, den Genuß des heiligen Abendmahls unter beiderley Geſtalt, und das ſtrengere Faſten forderten, nie aufgaben. Die lateiniſirenden Griechen, die ſich in Rom unterwarfen, wofür ihnen das Abendmahl unter beiderley Geſtalt ꝛc. gelaſſen wurde, haben nachher mehrere neue Glaubensbekenntniſſe aufgeſtellt, die aber nie allgemeine ſymboliſche Auctorität in der Griechiſchen Kirche erhielten. Eben ſo hatten die alten ſchismatiſchen Partheien, die in dieſer Kirche fortdauerten, die Neſtorianer und Eutychianer ꝛc., ihre beſonderen Bekenntnißſchriften, die für ſie wahre Symbole ſind. Dieſen ſtellt die rechtgläubige Griechiſche Kirche, theils ältere, theils neuere Bekenntniſſe entgegen, unter welchen das merkwürdigſte und wichtigſte jenes iſt, welches Petrus Mogilas, der Metropolit von Kiew zunächſt für die Ruſſiſch-Katholiſche Kirche entwarf, und welches 1643 auf einer Synode zu Konſtantinopel gebilliget, mehrere Male beſtätiget, und zum Symbolum der Griechiſchen Kirche erhoben ward. In demſelben iſt mit den übrigen Unterſcheidungslehren zwar das heilige Abendmahl unter beiderley Geſtalt (Communio sub utraque specie) beibehalten, aber die Römiſche Verwandlungslehre (Transſubſtantiation), in Beziehung auf das Abendmahl etwas ſtrenger, als ſonſt in der Griechiſchen Kirche geſchah, angenommen. Die Ruſſiſche Kirche hat, ſeitdem ſie in dem Patriarchen zu Moskow ein nationales Oberhaupt erhielt (1589) einige eigenthümliche, doch nicht bedeutend von der übrigen Griechiſchen Kirche abweichende Anordnun-

gen, weniger in der Lehre, als in dem Ritus erhalten.— Die Evangeliſche Kirche, die bei ihrem erſten Entſtehen (1517) gar nicht die Abſicht hatte, ſich als beſondere Kirchengemeinde feſtzuſtellen, ſondern nur die entartete Verfaſſung der katholiſchen Kirche zu ihrer erſten Reinheit zurückzuführen, die alte Kirche wieder herzuſtellen, hatte nicht ſogleich das Bedürfniß, beſondere neue Bekenntnißſchriften bekannt zu machen, ſondern hielt ſich feſt an die älteſten katholiſchen Symbole, um dadurch zu beweiſen, daß ſie mit der alten katholiſchen Kirche völlig übereinſtimme; ſie behielt daher bis auf die neueſten Zeiten das ſogenannte apoſtoliſche, das Nicäniſch-Konſtantinopolitaniſche und Athanaſiſche Symbolum bei, und verwarf nur diejenigen ſpätern ſymboliſchen Bücher der katholiſchen Kirche, die eigenmächtige, in der Schrift ſelbſt nicht begründete, oder doch durch eine richtige Erklärung der Schrift nicht zu erhärtende Erweiterungen und Abänderungen jener älteſten aufſtellten; nur erſt als ſie ſich von Rom und dem Pabſte völlig abſonderte, verfaßte Melanchton das evangeliſche Bekenntniß, welches in Deutſcher und Lateiniſcher Sprache am 25. Juny 1530 Namens der evangeliſchen Fürſten, Theologen und Gemeinden dem Kaiſer und verſammelten Reichstag zu Augsburg übergeben, die Augsburger Confeſſion genannt wurde, und ſpäter als das erſte ſymboliſche Buch der evangeliſchen Kirche angenommen ward. Gegen eine von den Katholiken verfaßte, dem Kaiſer ebenfalls übergebene Widerlegungsſchrift dieſer Confeſſion vertheidigte Melanchton dieſelbe in der berühmten Apologie, die ebenfalls den ſymboliſchen Büchern einverleibt, doch

täuſchen, wie dieſes bei allen Verhältniſſen der lebenden Natur iſt, die eine wirkſame Freiheit beſitzen, ſowohl in der Ausdehnung, als Zuſammenziehung, wodurch ſich der Augenpunkt alle Augenblicke verändern muß, und leicht getäuſcht wird, dieſes iſt aber nicht bei feſtſtehenden bleibenden Werken der Fall, die ſich dem Auge immer ſo und nicht anders darſtellen. Hier kann nun das Auge durch die regelmäßige Schönheit der Theile gefeſſelt werden; denn der Mangel und die Störung des ebenmäßigen Verhältniſſes dieſer Theile, iſt der größte Verſtoß, den ein Baukünſtler, ſowohl in architektoniſcher Beziehung, als auch in Beziehung auf die Aeſthetik begehen kann, weil ein ſolcher Verſtoß auch dem Laien in der Baukunſt auffällt, und der Ausdruck Symmetrie, oder vielmehr das Gefühl für dieſen Ausdruck, erſt aus der geometriſchen Architektur auf andere Gegenſtände übergetragen worden iſt, z. B. auf die Malerey und Bildhauerkunſt, auf die Gartenkunſt ꝛc. — Die Symmetrie bei oder an den Gebäuden, iſt diejenige Eigenſchaft derſelben, vermöge welcher alle gleichnamige und ähnliche Theile eines Gebäudes von einer angenommenen Mittellinie gleich weit abſtehen oder einerlei Abſtand von einander haben. Dieſe Symmetrie theilt ſich in die äußere und in die innere Symmetrie, und jene befindet ſich auswendig, und dieſe im Innern von einem Gebäude. Wenn demnach an einem Gebäude die äußern gleichnamigen und ähnlichen Theile von der Mittellinie, die man ſich der Höhe nach durch eine lange oder breite Seite eines Gebäudes denkt, gleich weit abſtehen, und einerlei Abſtand von einander haben, ſo iſt das Gebäude äußerlich ſymmetriſch, und wenn innerhalb eines Gebäudes gleichfalls die gleichnamigen und ähnlichen Theile von der Mittellinie einer Wand, die man ſich durch ihre Höhe vorſtellt, die gedachte Eigenſchaft haben, ſo iſt das Gebäude auch innerhalb oder im Innern ſymmetriſch. Ein jedes Gebäude muß da-

ländiſche Confeſſion vom Jahre 1560 hat etwas mehr von Calvins Meinungen, doch nicht in der ganzen Strenge angenommen. Ein großer Theil der Schottiſchen Evangeliſten hat ſich ſpäter für die Lehre der Presbyterianer erklärt. Dieſe, welche ſich in ihren Meinungen, beſonders vom Kirchenregimente, von den Episkopalen unterſcheiden, halten ſtrenge die Schlüſſe der Deutſchen Synode, haben aber im Jahre 1646 auch ein eigenes Symbolum entworfen. So hat die reformirte Gemeinde faſt in allen Ländern eigene Bekenntnißſchriften, und kein durchaus allgemeines von Allen angenommenes ſymboliſches Buch. Auch die kleinen kirchlichen Partheyen: die Böhmiſchen und Mähriſchen Brüder, die Waldenſer und Wiclefiten, die Mennoniten, Methodiſten, ſelbſt die Quäker (obgleich dieſe nicht lieben, ſich durch Lehrformeln zu binden), die Remonſtranten, die Antitrinitarier oder Unitarier und Socinianer haben ihre beſondern öffentlichen Bekenntnißſchriften, meiſt zu ihrer Selbſtvertheidigung und zur Begründung ihrer Anſprüche auf Duldung und freie Religionsübung im Staate aufgeſetzt, und nachher zum ſymboliſchen Anſehen erhoben. Die Unitarier haben dabei meiſt die Form des ſogenannten Apoſtoliſchen Symbolums beibehalten, ihm aber einen ganz andern Sinn untergelegt, den ſie mit vielen beigefügten, aber nach ihrer Weiſe gedeuteten Schriftſtellen zu beweiſen ſuchten (ſ. den Art. Symbol im Converſationslexikon, Th. 9, 4te Aufl., nach, der bei dieſem Artikel benutzt worden). — Unter Symbolik, als Kunſt gedacht, iſt die Kunſt religiöſe Ideen in entſprechenden Symbolen,

geln gründen, die nicht bloß hiſtoriſch entlehnt, ſondern auch philoſophiſch abgeleitet und conſtruirt werden können.

Symbolik, ſ. den vorhergehenden Artikel.

Symboliſch, Bei- und Nebenwort, aus dem Lateiniſchen symbolicus. 1. Von Symbolum, ein ſinnliches oder bildliches Erkenntnißzeichen eines andern ähnlichen Dinges, da man alles dasjenige ſymboliſch nennen kann, was ein anderes Ding vermittelſt einiger Aehnlichkeit abbildet oder bezeichnet. In engerem Verſtande iſt ſymboliſch, was uns eine unkörperliche Sache unter einem ſinnlichen Bilde vorſtellt. Die ſymboliſche Erkenntniß, von welcher Art eigentlich unſere ganze Erkenntniß iſt, beſonders in ſo fern ſie auf Worten beruhet, indem jedes Wort ein ſinnliches Bild enthält. Im engeren Verſtande unterſcheidet man die ſymboliſche Erkenntniß, oder die Erkenntniß durch Worte von der anſchauenden. — 2. Von Symbolum, ein Glaubensbekenntniß, iſt ſymboliſch, was dazu gehört, in demſelben gegründet. Die ſymboliſchen Bücher, diejenigen Bücher und Schriften, welche das Glaubensbekenntniß einer Kirche ausmachen.

Symmetrie, Griechiſch und Lateiniſch Symmetria, Ebenmaaß, die gehörige Uebereinſtimmung oder das gehörige Verhältniß der Theile eines Gegenſtandes zu einander ſelbſt, als auch gegen das Ganze in Hinſicht auf Maaß und Zahl. In Hinſicht des Letztern kommt hier mehr das Quantitative in der Schönheit in Betrachtung, welches aber von dem Ausdrucke der Idee, als dem Qualitativen, unzertrennlich iſt. Sie kommt beſonders an ſolchen Gegenſtänden der Natur und Kunſt vor, welche man in zwei Hälften theilen kann, ſo z. B. findet man in der Natur am menſchlichen und thieriſchen Körper, daß im regelmäßigen Zuſtande die gleichen oder ähnlichen Theile in jeder Hälfte die gleiche Stelle einnehmen, alſo Ebenmaaß oder Symmetrie vorhanden iſt,

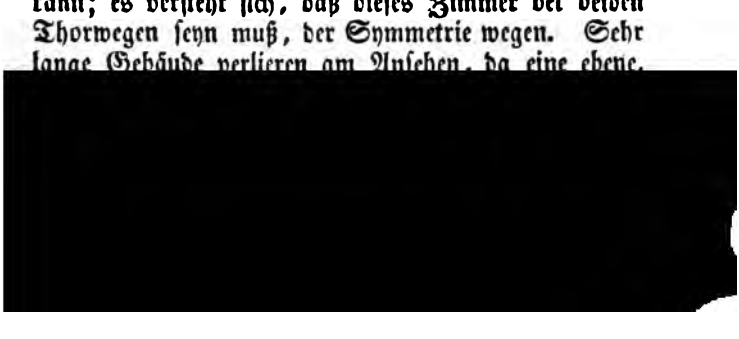
wie z. B. bei allen Theilen des menſchlichen Körpers, die verſchiedenen Theile des Kopfes, die Verhältniſſe des Geſichts, vom Kinn bis zur Naſe, von der Naſenſpitze bis zu den Augen, von den Augen bis zu den Haaren der Stirnhöhe; ſo iſt Ebenmaaß in dem Theile des Körpers vom Halſe bis zum Geſchöß, und von da bis zu den Füßen; dann in den Verhältniſſen der Arme, Schenkel, Beine und Füße. Dann kommt die Symmetrie in der Bildhauer-, Maler- und Baukunſt, in der Gartenkunſt, kurz überall davor, wo ein gewiſſes Ebenmaaß in den verſchiedenen Theilen beobachtet werden muß, z. B. in der Stellung und Gruppirung der Figuren; indeſſen darf man bei den bildenden Künſten nicht zu ängſtlich das Ebenmaaß brauchen, beſonders in der Landſchaftsmalerey und in der Gartenkunſt, weil ſonſt das Ganze ſchwer und mißfällig wird; denn ein ängſtliches Streben nach einem gewiſſen Ebenmaaße, da, wo die Gegenſtände der Kunſt Freiheit verlangen, nicht eingezwängt ſeyn wollen, kann nur nachtheilig auf das Auge wirken. Dieſe Symmetrie liegt daher mit im Auge des Schauenden und in deſſen richtiger Bildung des Gefühls, daß er dieſes Ebenmaaß überall, wo es an ſeinem Orte iſt, herausfindet, er gleich unterſcheidet, ob die Theile zu einander eine richtige Uebereinſtimmung haben, da man doch nicht überall gleich den Maaßſtab anlegen kann, und auch dieſer oft nicht ausreicht, weil die Verhältniſſe ſo fein und ſo verſteckt liegen, daß nur das geübte und ſcharfe Auge ſie auffinden kann. Hauptſächlich kommt die Symmetrie in der Baukunſt vor; hier iſt ihr eigentliches Element, wo ſie in wirkſamer Kraft auftritt und ſich gleichſam ſichtbar jedem Auge zeigt; denn hier kommt

täuſchen, wie dieſes bei allen Verhältniſſen der lebenden Natur iſt, die eine wirkſame Freiheit beſitzen, ſowohl in der Ausdehnung, als Zuſammenziehung, wodurch ſich der Augenpunkt alle Augenblicke verändern muß, und leicht getäuſcht wird, dieſes iſt aber nicht bei feſtſtehenden bleibenden Werken der Fall, die ſich dem Auge immer ſo und nicht anders darſtellen. Hier kann nun das Auge durch die regelmäßige Schönheit der Theile gefeſſelt werden; denn der Mangel und die Störung des ebenmäßigen Verhältniſſes dieſer Theile, iſt der größte Verſtoß, den ein Baukünſtler, ſowohl in architektoniſcher Beziehung, als auch in Beziehung auf die Aeſthetik begehen kann, weil ein ſolcher Verſtoß auch dem Laien in der Baukunſt auffällt, und der Ausdruck Symmetrie, oder vielmehr das Gefühl für dieſen Ausdruck, erſt aus der geometriſchen Architektur auf andere Gegenſtände übergetragen worden iſt, z. B. auf die Malerey und Bildhauerkunſt, auf die Gartenkunſt ꝛc. — Die Symmetrie bei oder an den Gebäuden, iſt diejenige Eigenſchaft derſelben, vermöge welcher alle gleichnamige und ähnliche Theile eines Gebäudes von einer angenommenen Mittellinie gleich weit abſtehen oder einerlei Abſtand von einander haben. Dieſe Symmetrie theilt ſich in die äußere und in die innere Symmetrie, und jene befindet ſich auswendig, und dieſe im Innern von einem Gebäude. Wenn demnach an einem Gebäude die äußern gleichnamigen und ähnlichen Theile von der Mittellinie, die man ſich der Höhe nach durch eine lange oder breite Seite eines Gebäudes denkt, gleich weit abſtehen, und einerlei Abſtand von einander haben, ſo iſt das Gebäude äußerlich ſymmetriſch, und wenn innerhalb eines Gebäudes gleichfalls die gleichnamigen und ähnlichen Theile von der Mittellinie einer Wand, die man ſich durch ihre Höhe vorſtellt, die gedachte Eigenſchaft haben, ſo iſt das Gebäude auch innerhalb oder im Innern ſymmetriſch. Ein jedes Gebäude muß da-

ber symmetrisch seyn, wenn es ansprechen, das Auge ergötzen, und überhaupt Ansprüche auf Schönheit machen soll; denn ein ebenmaaßloses Gebäude wird gewiß Niemanden befriedigen, der nur einigermaaßen Schönheitssinn in sich bewahrt. Kein Gebäude, selbst das einfachste (Stall und Scheuer) darf der Symmetrie entbehren, wenn es ansprechen und den Kenner befriedigen soll. Man gewahrt sehr häufig, daß man nur Schlösser, Palläste, öffentliche und andere sehr ansehnliche Privatgebäude symmetrisch bauet, bei den geringern Gebäuden, besonders bei den Scheuern und Stallungen aber alles Ebenmaaß verbannt, es gleichsam für unnütz erachtet; aber ganz mit Unrecht. Man bemerkt eine schlecht befolgte Symmetrie, oder vielmehr gar keine, bei den letztern Gebäuden zwar nicht so sehr, als bei den ersteren, worauf das Auge gleichsam hingezogen wird und lange verweilt; allein immer beleidiget solche Vernachläßigung das Auge des Kenners; denn auch einem Nichtkenner gefällt das geringste Gebäude, wenn es nach den Regeln der Symmetrie eingerichtet ist, und wenn er auch dieses Wort in seinem Leben noch nicht gehört hat, weil es einmal im Menschen sozusagen liegt, er gleichsam schon durch das Ebenmaaß am Menschen und den Thieren darauf hingeleitet wird, welches er von Jugend auf vor Augen hat, mithin beleidiget auch nichts mehr, als ein von allem Ebenmaaße entblößtes Gebäude. Der Baumeister muß sich nie verführen lassen, die Symmetrie eines Gebäudes, sowohl äußerlich, als im Innern, dem Zwecke desselben, oder andern Einflüssen nachzusetzen; er muß, wo es angeht, diese Letzteren mit der Ersteren zu verbinden suchen; es so einrichten, daß dieser nicht geschadet und doch die beabsichtigten Zwecke des

Thüren und andern dergleichen Theilen der Gebäude, nach andern Gegenſtänden, die der Bauherr bei ſeinem Gewerbe beabſichtiget, einrichten; auch in den Zimmern eben ſo verfahren, indem ſie die Symmetrie an den Fenſtern, Thüren ꝛc. nach den Möbeln, die in ein Zimmer gebracht und darin aufgeſtellt werden ſollen, oder auch wohl nach dem wenigern oder mehreren Lichte, welches in einem Zimmer oder in einer Kammer nöthig iſt, oder auch nach den Beſchäftigungen darin, einrichten, welches immer fehlerhaft iſt; denn der Architekt muß nie von dem abgehen, was er ſeiner Kunſt und dem Publikum ſchuldig iſt. Er muß den Bauherrn zu vermögen ſuchen, wenn ſich deſſen gewünſchte Einrichtungen durchaus nicht mit der Symmetrie des Gebäudes vertragen wollen, von ſeinem Plane in ſofern abzuſtehen, damit ſein Gebäude nicht an äußerer und innerer Schönheit verliert, welches auch ſchon darum nöthig iſt, wenn ein ſolches Gebäude einmal verkauft werden ſoll, es nicht ſo leicht einen Käufer findet, wenn es regellos gebauet iſt, da jeder Käufer die Koſten ſcheut, die er darauf verwenden muß, um es den Regeln der Baukunſt entſprechend wieder abändern zu laſſen. Ein ſymmetriſches Gebäude gefällt immer, und giebt keinen Anſtoß beim Verkaufe, wohl aber ein Gebäude, welches dieſer Schönheiten entbehrt und nur eine Einrichtung erhalten hat, die ſich auf einzelne Beſchäftigungen beziehet, aber nicht auf das Allgemeine paßt, ſelbſt bei einem Umbaue oder bei Abänderungen; denn auch hier, wo ein Gebäude zu einer beſonderen Beſchäftigung eingerichtet iſt, z. B. zu einer Fabrik, einer Manufaktur ꝛc., muß doch das Ganze immer ſo gehalten ſeyn, daß ſich ein anderer Ausbau bei der Aufgebung der Fabrik oder des Geſchäfts leicht bewerkſtelligen läßt, weil es dem Gebäude nicht am Ebenmaaße ſowohl im Ganzen, als in den einzelnen Theilen fehlt, wenn es gleich zu einem beſondern Gewerbe eingerichtet worden iſt. Man findet oft häufige und kaum

glaubliche Verſtöße in Hinſicht der Symmetrie bei faſt vollkommen ſymmetriſchen Gebäuden, die meiſt nach der Phantaſie des Eigenthümers entſtanden ſind, und dieſes ſelbſt bei Prachtgebäuden, Palläſten ꝛc.; dann um einen Zweck zu erreichen, ändert man die äußere ſchöne Form der Façade ab, bringt ſie aus der Symmetrie, und verdirbt dadurch das Ganze; z. B. wenn man Portale, Thorwege oder Thüren vermauern und zu Zimmern mit Fenſtern einrichten läßt, und dadurch die ſchöne Façade aus der Symmetrie bringt, indem man den einen Thorweg fortnimmt, der mit dem andern am Ende der Façade in richtiger Symmetrie ſtand, und wodurch nun auch die Fenſterordnung im Parterre außer dem Ebenmaaße kommt. Auch Unterbauungen in Portalen und Thorwegen, um dadurch einen Entreſol oder andere Verbindungen zu gewinnen oder zu bezwecken, ſtören das Ebenmaaß; eben ſo Verzierungen, wenn ſie nicht gleichförmig angebracht ſind, beſonders über und unter den Fenſtern. Wird ein Thorweg oder eine Hausthür in der Mitte des Gebäudes angelegt, ſo ſtimmen die Fenſter zu beiden Seiten um ſo beſſer überein; legt man aber zwei Thorwege oder Hauptthüren bei einem Gebäude an, ſo müſſen ſie entweder zu beiden Enden der Façade angebracht ſeyn, ſo daß ſie den Schluß der Façade im Parterre ausmachen, oder ſie werden ſo geſtellt, daß ſie dahinter noch ein Fenſter behalten, welches einfenſtrige iſolirt liegende Zimmer dann zur Wohnung des Portiers und zu andern Zwecken benutzt werden kann; es verſteht ſich, daß dieſes Zimmer bei beiden Thorwegen ſeyn muß, der Symmetrie wegen. Sehr lange Gebäude verlieren am Anſehen, da eine ebene,



Auge ſchön darſtellt, und dieſes macht wiederum die Symmetrie, die man bei dem Herausrücken beobachtet. Dieſes kann man auch noch bei den Fenſtern und Thüren thun, indem man ſie darnach verziert, daß ſie ſich vor den übrigen auszeichnen, und den Vorſprung verzieren. Es iſt daher eine weſentliche Regel in der Baukunſt, daß ſowohl die Haupttheile, wie auch die Verzierungen eines Gebäudes, ſich auf beiden Seiten gleichen, wie alſo die eine Hälfte ſich zeigt, ſo muß ſich auch die andere zeigen, wenn ein Gebäude ſchön genannt werden ſoll. Wenn ein Gebäude in der Mitte riſalit erhält, es alſo in der Mitte einen Vorſprung hat, ſo kann dieſer beſonders verziert werden; er kann einen Portikus, einen Balkon, Bildſäulen oder Vaſen auf der Attika oder dem Hauptgeſimſe erhalten, und auch die Fenſter können ſich in ihrer Verzierung vor denen der außer dem Riſalit liegenden beiden Seitenfaçaden auszeichnen. Die Ausrückung geſchieht nach der Größe oder Länge des Gebäudes, mit einem oder mit drei Fenſtern, das heißt, in der Mitte iſt der Thorweg, und zu beiden Seiten deſſelben ein Fenſter, alſo in dem zweiten Stockwerke über dem Parterre drei Fenſter. Bei einem Fenſter liegt der Thorweg in dem Parterre, und die andern Stockwerke haben ein Zimmer oder einen Entree mit einem Fenſter; werden die beiden Enden des Gebäudes aus- oder vorgerückt, und in demſelben Verhältniſſe, wie in der Mitte, mit drei oder einem Fenſter, ſo kann das Parterre in der Ausrückung oder dem Riſalite die Fenſter behalten. Wenn in der Mitte des Gebäudes ein Thorweg iſt, oder jede Ausrückung erhält an den Ecken einen Thorweg, ſo behält die eingerückte Façade bloß Fenſter. Bekommen hier die Ausrückungen Verzierungen, ſo muß die ganze Façade dieſelben Verzierungen erhalten, weil ſonſt das Schönheitsgefühl nicht befriediget werden würde. Bekommt die Mitte einen Fronton oder Periſtil, ſo wird dieſer mit den vorgerückten Ecken gleich verziert,

um eine Uebereinſtimmung des Gebäudes zu haben, wie man ſie bei dem menſchlichen Körper in allen Theilen ſo ſchön findet, der alſo immer zur Richtſchnur oder zum Vorbilde bei Allem dienen kann, wo es auf Ebenmaaß und Schönheit ankommt. Daß man die Symmetrie ſowohl im Ganzen, wie in den einzelnen Theilen eines Gebäudes beobachtet, liegt darin, daß man ſowohl in der Ferne, als auch in der Nähe eine gleiche ſchöne Anſicht des Gebäudes behält, es denſelben Eindruck macht, ſo nahe, wie fern. Die Symmetrie gehört zur gewöhnlichen bürgerlichen Baukunſt, weil ein jedes Gebäude, ohne Unterſchied, regelrecht ſeyn, alſo auch Ebenmaaß beſitzen muß. Sie macht auch vorzüglich einen Theil des Prachtbaues aus, weil hier die Verzierungen des Gebäudes gleichfalls ſymmetriſch geordnet ſeyn müſſen, und hierzu nicht nur ein gutes Studium der alten Baukünſtler gehört, ſondern auch viel Geſchmack im Anordnen der Verzierungen, wenn man hier gleich auch nach Regeln verfährt, welche die ſchöne Baukunſt vorſchreibt. Symmetrie iſt mit Eurythmie gleichbedeutend, die Aehnlichkeit der Seiten bei einem unähnlichen mittlern Theile anzuzeigen; daher auch ſymmetriſch, dieſem Verhältniſſe gemäß.

Auch in der Muſik kommt die Symmetrie oder Eurythmie vor. Es giebt hier zweierley Ebenmaaße, das mathematiſche und das äſthetiſche. Bei dem Anfange der Beſtimmung der Verhältniſſe der Töne, um hierauf die Tonlehre zu gründen, mußte man einen Maaßſtaab haben, damit, wo nicht die Töne, doch die Saiten und hierauf die Verhältniſſe mathematiſch abmeſſen zu können. Man hat einen Maaßſtab der Klänge

einer Saite eines Inſtruments wiſſen, ob dieſer Ton eine dritte, vierte ꝛc. ſey, ſondern man findet erſt dieſe Beziehung, wenn zwei zuſammen klingen, nur dann erſt kann man dieſes Verhältniß unterſuchen. Zwei Zahlen machen daher ein Verhältniß (ratio), und zwei Verhältniſſe machen ein Ebenmaaß (proportio). Man hat arithmetiſche und harmoniſche Verhältniſſe, und eben ſo arithmetiſche und harmoniſche Ebenmaaße. So iſt 4, 3, 2 oder c, f, e ein arithmetiſches, und $\frac{1}{2}, \frac{1}{3}, \frac{1}{4}$ oder c g c ein harmoniſches Ebenmaaß. Durch die Fortſetzung der Ebenmaaße findet man neue Verhältniſſe der Töne, die man vorher nicht gekannt hat. Wenn man z. B. wiſſen will, ob drei große Dritten eine Achte machen, ſo ſetzt man die ganze Saite ſein Fünftel, und das Fünftel vom Fünftel iſt $\frac{1}{25}$ (gis). Das C $\frac{1}{5}$, $\frac{1}{25}$ e $\frac{1}{125}$ his. Die Achte vom C als die ganze Saite iſt die Hälfte, $\frac{1}{4}$, $\frac{1}{8}$, $\frac{1}{16}$ bis $\frac{1}{128}$, und folglich gewahrt man, daß dieſe großen Dritten nicht hinlangen, weil die dritte große Dritte nicht $\frac{1}{128}$, ſondern eine kleinere Zahl iſt, deren Ton $\frac{1}{125}$ war. Um die Uebelklänge arithmetiſch, auch außer der harmoniſchen Steigezahl $\frac{1}{7}$, $\frac{1}{9}$, $\frac{1}{11}$, $\frac{1}{13}$ zu finden, bedient man ſich lauter Ebenmaaße und einer

Uebereinſtimmung der Theile mit dem Ganzen ſein hauptſächliches Augenmerk richten muß, in dieſer Uebereinſtimmung muß die genaueſte Einheit in der Bauart jedes einzelnen Theils an und für ſich die freieſte Mannigfaltigkeit herrſchen. Da, wo kein Ebenmaaß iſt, entſtehen Mißklänge, Mißgeſtalten. Wenn man eine Sonate ſetzt, ſo iſt dieſe nur das Geringſte unter den muſikaliſchen Produkten, wozu eben ſo viel Ebenmaaß im Kleinen gehört, als zur Verfertigung einer großen muſikaliſchen Tragödie, einer Oper, die vier Stunden hindurch den Zuhörer ununterbrochen beſchäftigen, und ihn abwechſelnd mit Täuſchung und Rührung unterhalten ſoll. Ehe man den erſten Theil einer Sonate ſchreibt, ſo muß man ſchon wiſſen, ob dieſer oder jener Geſang, eine gewählte Paſſage im Haupttone, mit Rückſicht auf Fingerſatz und Ausdehnung des Inſtruments, auf Umfang ꝛc. die nämliche Wirkung thue, als hier im fünften, ob der erſte Theil nicht zu lang werde und Langeweile zu befürchten ſey, wenn der zweite, der immer bündiger, ausgeführter und ſtärker ſeyn muß, dem Erſten verhältnißmäßig bearbeitet werde. Das größte Werk, was ein Tonſetzer unternehmen kann, iſt eine große Oper, beſonders wenn ſie als eine wahre Tragödie mit ſtäter Handlung durchwebt, und ohne erkaltende Künſteleyen der Kehle, die den Fluß der Leidenſchaften hemmt, durchgeführt werden ſoll. Hier werden keine froſtigen Zwiſchenſcenen geduldet; der Beifall der Oper hängt nicht von einer künſtlichen Paſſage des primo uomo oder der prima donna ab, wie es leider in Italien noch immer geſchieht. Da kann kein Trillern der Hoboe, keine konzertirende Arie, noch weniger tändelnde und hüpfende Zwiſchenritornelle etwas helfen; denn man hat nur das

[redacted]

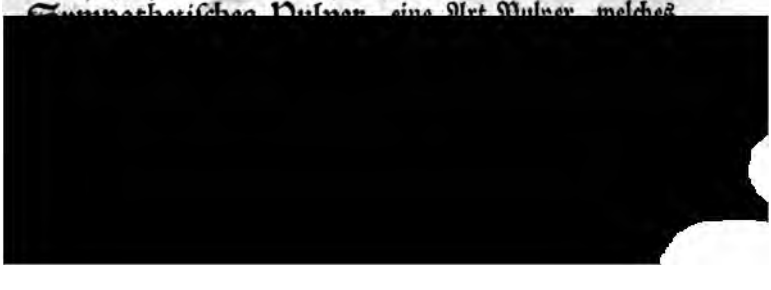
der größten Wichtigkeit und höchſt ſchwierig. Er muß das Gedicht, welches er in Töne bringt oder in Muſik ſetzt, ſo gut als der Dichter verſtehen, deſſen Glut theilen; ſowohl die Handlung, als alle Leidenſchaften inne haben, da er jeden Charakter beſonders zeichnen und Acht darauf geben muß, daß keine handelnde Perſon der andern im Geringſten gleiche, daß die Arie keinem Concertſtücke gleiche, ſo auch das Recitativ nicht als ein unbedeutendes Geſchwätz, wie ein nothwendiges Uebel eingeſchaltet werde, wobei jeder vernünftige Mann gähnen und Nebenkurzweil ſuchen muß. In jedem einzelnen Charakter muß der allmählig wachſende Stufengang genau beobachtet werden; denn ſonſt wird die Oper, je länger ſie dauert, um ſo kälter. Nichts iſt ſchwerer, als bei der genaueſten Einheit des Charakters von jeder Perſon im Detail, doch eine wachſende Stärke in der Einheit von einzelnen Schauſpielern in dem Contraſte von ſtreitenden Charakteren durch ein ſo großes Werk durchzuführen. Wer die erſte Arie ſchreibt, ohne die letzte ſchon im Kopfe zu haben, wird gewiß nichts Ganzes, nichts Großes liefern können. Dieſes ſey genug, um zu beſtimmen, welche Uebereinſtimmung das Ganze mit ſeinen Theilen, welches genaue äſthetiſche Ebenmaaß einem großen dramatiſchen Tonſetzer unentbehrlich ſey. Daher kommt es auch, daß man bei dem Einſtudieren großer Opern in den Proben, ſowohl im Gedicht, als in der Muſik, Aenderungen machen muß, die meiſtens darin beſtehen, daß man die Scenen enger zuſammendrängt, die muſikaliſchen Wiederhohlungen kürzt, und Alles aufhebt, was froſtig bleibt, was den Gang des Schauſpiels hindert, daß der Tonſetzer, gleich dem Maler, der auch einige Schritte von ſeinem Gemälde zurücktritt, um die Wirkung in der Entfernung zu gewahren, auch bei ſeinen Proben bald im Parterre, bald in den Logen, bei wenigen, oder mehreren Zuhörern, die Wirkung ſeiner Muſik von Weitem zu vernehmen ſuche. Wenn Tragödiendich-

ter am Vorabende der Vorſtellung noch weſentliche Veränderungen in ihrer Tragödie vornehmen müſſen, ſo darf man ſich nicht wundern, wenn man bei einer noch weit mehr complicirten Oper immer neue Geſichtspunkte erhält, nach denen man arbeitet, um ein vollkommenes Ebenmaaß, ſowohl im Ganzen, als in ſeinen Theilen herauszubringen.

Sympathetiſche Lampe. Der Leuchter dieſer Lampe hat in ſeinem Fuße einen Blaſebalg, von dem der Wind durch eine kleine Röhre nach der Flamme geleitet wird. Man ſetzt nun dieſe Lampe auf einen Tiſch, ſtellt ſich in einer gewiſſen Entfernung von derſelben, und bläſt in eine Röhre, ohne den Wind nach der Gegend zu leiten, wo die Lampe iſt, und doch erliſcht ſie ſogleich, als wenn man gerade darauf losbliese. Dieſes geht nun ſo zu, daß hinter einem Teppiche derjenige verſteckt iſt, welcher die verborgenen Stäbchen ſchiebt und dadurch den Blaſebalg in Bewegung ſetzt, daß er die Lampe zu gehöriger Zeit löſche. Man kann dieſen Verſuch auch ohne einen Blaſebalg machen. Man bedarf nur dazu eines kleinen Mechanismus, der die Putze der Lampe in Oel ertränkt, wenn man die unter dem Tiſche verborgenen Stäbchen bewegt. Dieſes Mittel iſt aber nicht ganz tauglich, weil die Putze, ganz in Oel getränkt, ſich nicht mehr leicht anzünden laſſen würde, wenn man das Stück wiederholen wollte.

Sympathetiſche Mittel, Mittel, durch welche man Krankheiten zu heben ſucht, ohne ſich dazu der Medikamente zu bedienen, die bloß in Wortſprechungen, Amuleten ꝛc. beſtehen; ſ. unter Sympathie.

Sympathetiſches Pulver, eine Art Pulver, welches

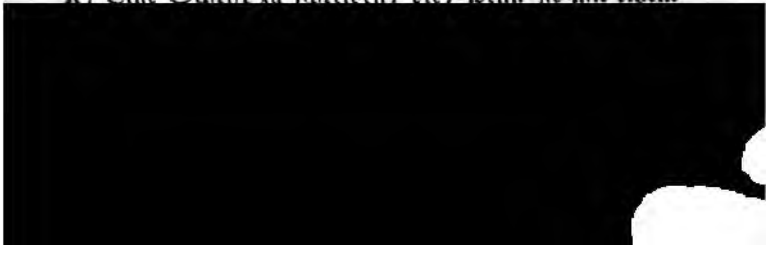


man nach einer gelinden Austrocknung nichts von der Schrift erkennen wird. Läßt man nun etwas Vitriol in Waſſer auflöſen, und beſtreicht mit dieſem Waſſer die Schrift, oder zieht nur ein einziges Mal das Papier durch ſelbiges, ſo wird die verborgene Schrift ſogleich zum Vorſchein kommen. — d) Aus Vitriol. Man ſchreibt mit einer Auflöſung von gemeinem Vitriol, wozu man ein wenig Scheidewaſſer gegoſſen hat, erwähntermaaßen auf Papier, und beſtreicht hernach die abgetrocknete unſichtbare Schrift mit einer vorher bereiteten Auflöſung des Berlinerblaues, ſo wird ſich die verborgene Schrift in einer ſchönen blauen Farbe zeigen. — e) Gelbe ſympathetiſche Tinte. Man nehme die Blätter von der ſogenannten Gold- oder Ringelblume, und laſſe ſie wenigſtens ſieben bis acht Tage in gut deſtillirtem Weineſſig weichen, dann Alles ausgedrückt, das klare Waſſer davon abgegoſſen, welches man in einer gläſernen Flaſche aufbewahrt, und ſolche gut verſtopfen muß. Wenn man eine bläſſere Farbe haben will, ſo kann man beim Gebrauche mehr oder weniger Waſſer darein gießen, wie man es nöthig hat. — f) Eine rothe dergleichen. Man nehme reinen Vitriolſpiritus oder auch Salpetergeiſt, der aber mit acht oder zehnmal ſo vielem Waſſer vermiſcht worden, ſo wird man bei einer der Vorſchrift gemäßen Anwendung (welche weiter unten vorkommt) eine mehr oder weniger rothe Tinte erhalten. — g) Grüne dergleichen. Man laſſe in ſo vielem Flußwaſſer, als nöthig iſt, recht weißen und trocknen Weinſtein, ſo gut man ihn haben kann, zerfließen. — h) Violette dergleichen. Man drücke den Saft aus einer Citrone, und verwahre ihn ſo gut man kann in einer wohl verſtopften gläſernen Flaſche. Alles, was man mit dieſer letztern, zu buntfarbigen ſympathetiſchen Tinten anwendbaren Flüſſigkeiten ſchreibt, oder alle weißen Körper, z. B. Leinwand, Seide ꝛc., die man in ſolche eintaucht, werden die angezeigten Farben

glätte. Man laſſe 1 Unze pulveriſirte Silberglätte mit 4 Unzen deſtillirten Weineſſigs bei gelinder Wärme ausziehen, und filtrire hernach die Flüſſigkeit. Mit dieſem Liquor ſchreibe man nun aus einer ganz neu geſchnittenen Feder, was man wünſcht, und laſſe die Schrift von ſelbſt nach und nach abtrocknen. Man muß nun folgenden Liquor ſchon vorher bereitet haben: Klar zerriebenes Auripigment 1 Loth, ungelöſchter Kalk 2 Loth, mit einem Nößel Waſſer in einem thönernen Topfe übergoſſen, bei gelindem Feuer bis auf die Hälfte eingekocht, dann filtrirt, und in einem gut verſtopften Glaſe aufbewahrt. Will man nun die unſichtbare Schrift zum Vorſchein bringen, ſo ſchütte man etwas von dem zweiten Liquor in ein flaches Schälchen und halte die unſichtbare Schrift eine kurze Zeit darüber, oder man beſtreiche die Letztere damit auf der unbeſchriebenen Seite, ſo wird in beiden Fällen das Verlangte ſichtbar werden. Der Dunſt von dieſem Liquor iſt ſo wirkſam, daß er ſogar durch ein ganzes Buch Papier den nämlichen Erfolg bewirkt. — b) Aus Gold. Man löſet etliche Gran Gold in ein wenig Königswaſſer auf, und verdünnt darauf die Auflöſung mit dreimal ſo viel deſtillirtem, gemeinem Waſſer. Man löſet ferner in einer kleinen Portion Königswaſſer nach und nach ſo viel Engliſches Zinn auf, als es in ſich nehmen kann, und gießt nach der Filtrirung eben ſo viel gereinigtes deſtillirtes Waſſer hinzu. Man ſchreibt nun mit der Goldauflöſung etwas auf ein Papier, und läßt es im Schatten gut abtrocknen, worauf man von der Schrift nichts wird ſehen können. Taucht man aber einen Pinſel in die Zinnauflöſung und fährt damit leicht über die unſichtbare Schrift hin, ſo

man nach einer gelinden Austrocknung nichts von der Schrift erkennen wird. Läßt man nun etwas Vitriol in Waſſer auflöſen, und beſtreicht mit dieſem Waſſer die Schrift, oder zieht nur ein einziges Mal das Papier durch ſelbiges, ſo wird die verborgene Schrift ſogleich zum Vorſchein kommen. — d) Aus Vitriol. Man ſchreibt mit einer Auflöſung von gemeinem Vitriol, wozu man ein wenig Scheidewaſſer gegoſſen hat, erwähntermaaßen auf Papier, und beſtreicht hernach die abgetrocknete unſichtbare Schrift mit einer vorher bereiteten Auflöſung des Berlinerblaues, ſo wird ſich die verborgene Schrift in einer ſchönen blauen Farbe zeigen. — e) Gelbe ſympathetiſche Tinte. Man nehme die Blätter von der ſogenannten Gold- oder Ringelblume, und laſſe ſie wenigſtens ſieben bis acht Tage in gut deſtillirtem Weineſſig weichen, dann Alles ausgedrückt, das klare Waſſer davon abgegoſſen, welches man in einer gläſernen Flaſche aufbewahrt, und ſolche gut verſtopfen muß. Wenn man eine bläſſere Farbe haben will, ſo kann man beim Gebrauche mehr oder weniger Waſſer darein gießen, wie man es nöthig hat. — f) Eine rothe dergleichen. Man nehme reinen Vitriolſpiritus oder auch Salpetergeiſt, der aber mit acht oder zehnmal ſo vielem Waſſer vermiſcht worden, ſo wird man bei einer der Vorſchrift gemäßen Anwendung (welche weiter unten vorkommt) eine mehr oder weniger rothe Tinte erhalten. — g) Grüne dergleichen. Man laſſe in ſo vielem Flußwaſſer, als nöthig iſt, recht weißen und trocknen Weinſtein, ſo gut man ihn haben kann, zerfließen. — h) Violette dergleichen. Man drücke den Saft aus einer Citrone, und verwahre ihn ſo gut man kann in einer wohl verſtopften gläſernen Flaſche. Alles, was man mit dieſer letztern, zu buntfarbigen ſympathetiſchen Tinten anwendbaren Flüſſigkeiten ſchreibt, oder alle weißen Körper, z. B. Leinwand, Seide ꝛc., die man in ſolche eintaucht, werden die angezeigten Farben

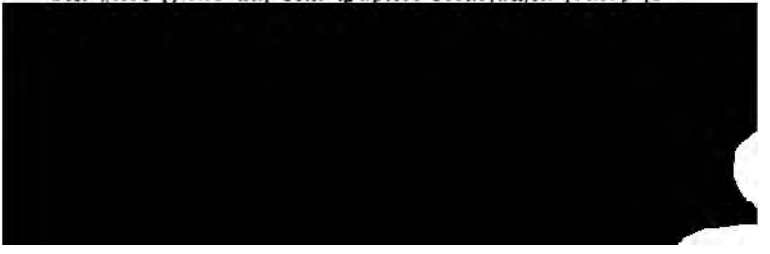
bekommen, wenn man ſie noch in folgenden Liquor eintaucht. Man nehme eine hinreichende Anzahl Violenblumen oder Maaßliebenblumen, ſtoße ſie in einem Mörſer, gieße Waſſer darauf, und drücke ſie durch ein Stück Leinwand. Dieſen Liquor verwahre man in einer Flaſche zum Gebrauche. Man kann ſich auch eines Waſſers bedienen, in welches man Tournesol eingeweicht hat. — i) Eine Schrift, die mit einer gewiſſen Farbe geſchrieben worden, zu verwandeln, ſo daß ſie eine ganz andere Farbe bekommt, als man verlangt. Zu dieſer Tinktur nimmt man von den abgezupften blauen Blättern der gemeinen Kornblumen oder auch von dem Ritterſporn ¼ Pfd., thue ſolches in eine ſteinerne Büchſe und darüber ¾ Nößel recht kochendes Waſſer, gut umgerührt und bedeckt bis zur Erkaltung ſtehen gelaſſen. Dann die ſchöne blaue Tinktur durch ein reines Tuch gegoſſen. Man ſchreibe nun mit dieſer Tinktur etwas Beliebiges, und frage eine Perſon, ob ſie verlange, daß ſich dieſe Schrift in rothe oder grüne Farbe verwandeln ſolle? — Um nun dieſe Verwandlung vorzunehmen, halte man einen Schwamm in Bereitſchaft, an welchem man leicht zwei verſchiedene Seiten auserſehen kann, wovon man ein mit verdünntem Vitriolgeiſte und die andere mit einer Auflöſung des Weinſteinſalzes anfeuchten muß. Man befeuchte hierauf die Schrift nach der verlangten Farbe, z. B. wenn ſie roth werden ſoll, mit dem Vitriolgeiſte, und wenn man ſie grün verlangt, mit dem aufgelöſeten Weinſteinſalze, vermittelſt derjenigen Seite des Schwammes, welche zuvor damit befeuchtet worden iſt, und man wird die Farbenverwandlung der Schrift bewirken. — k) Eine Schrift zu ſchreiben, die, wenn ſie mit einem



kannt machen will, ſo wird man nach dem Abtrocknen nichts davon auf dem Papier erkennen. Damit ſich aber, zur Vermeidung des Argwohns, auf dem Papiere eine Schrift zeige, ſo zerreibe man etwas Zunder fein mit etwas ganz ſchwachem Gummiwaſſer ab, doch ſo, daß es einer dicklichen Tinte ähnlich werde, und ſchreibe damit zwiſchen die Zeilen der verborgenen Schrift, die man etwas weit von einander geſchrieben haben muß, von ganz gleichgültigen Dingen. Wenn nun die andere Perſon die verborgene Schrift leſen will, ſo darf ſie nur, nach der Verabredung, ein ſtark abgekochtes Galläpfelwaſſer nehmen, darein, etwa auf ½ Maaß oder Quart Waſſer, ein Loth fein pulveriſirte Galläpfel gethan worden, und welches, nachdem es vierundzwanzig Stunden lang in gelinder Wärme geſtanden, durch ein Tuch in ein anderes Geſchirr geſeihet worden. In dieſes Waſſer wird nun ein reines Schwämmchen getaucht, und die ſchwarze Schrift damit von dem Papiere abgewiſcht, wobei zugleich die zuerſt verborgen geweſene Schrift zum Vorſchein kommen wird. — l) Eine Tinte zu machen, die man auslöſchen und wieder zum Vorſchein bringen kann. Dieſe wird ganz auf die vorherbeſchriebene Weiſe bereitet, das heißt, man löſet grünen Vitriol in Waſſer auf und ſchreibt damit, ſo iſt nichts zu ſehen, überſtreicht man aber die Schrift mit gekochtem Galläpfelwaſſer, ſo kommen die Buchſtaben zum Vorſchein. Will man nun dieſe Buchſtaben wieder wegbringen, ſo darf man nur mit Vitriolgeiſt darüber fahren, ſo verſchwinden ſie ſogleich wieder. Will man dieſe Schrift gern zum zweiten Male ſehen, ſo darf man ſie nur mit Weinſteinöl überſtreichen, ſo kommt ſie gelblich wieder zum Vorſchein. — m) Eine unſichtbare Schrift milchblau erſcheinen zu laſſen, geſchieht, wenn man Goldklette in Weineſſig kocht, ſolche durch ein Tuch laufen läßt, und einen mit Citronenſaft geſchriebenen Brief hindurchzieht, ſo erſcheinen die Buchſtaben ganz milchblau. — n) Sym-

pathetiſche Tinte von metalliſchem Glanze. Man laſſe 2 Loth Potaſche, 1 Loth Schwefel, und 12 Loth Waſſer mit einander kochen, und ſchütte von dieſer Mixtur etwas in ein Kelchglas, halte eine mit Bleyeſſig geſchriebene noch naſſe Schrift darüber, und gieße zu gleicher Zeit eine Mineralſäure zur Schwefelauflöſung, ſo wird die Schrift nicht allein braun gefärbt, ſondern ſie erhält zugleich einen metalliſchen ſilberfarbenen Glanz. Man kann auch, um die Erſcheinung zu verlängern, abwechſelnd neue Portionen von Schwefelauflöſung und Salzſäure Quentchenweiſe wieder zuſchütten. Iſt Alles gut getroffen und ſind die Striche der Schrift nicht zu fein gemacht, ſo behält die Schrift auch nach der Trocknung den metalliſchen Glanz.

2) Sympathetiſche Tinten von der zweiten Art. a) Aus Gold. Zu dieſer zweiten Art iſt die bereits erwähnte geſchwächte Auflöſung des Goldes ebenfalls anzuwenden, indem eine damit bereitete Tinte weit ſichtbarer wird, ohne daß man eine Auflöſung des Zinnes darüber ſtreicht, wenn man ſie nur eine oder zwei Stunden der freien Luft ausſetzt. Dieſelbe färbt ſich ganz unvermerkt, bis ſie zuletzt ſo dunkel violett wird, daß ſie beinahe ſchwarz ausſieht. Wenn man dagegen das Papier, auf welches man geſchrieben hat, anſtatt es der freien Luft auszuſetzen, in einem gut verſchloſſenen Kaſten verwahrt, oder in einem Papiere gut eingewickelt hält, ſo wird dieſe Schrift wohl drei bis vier Monate lang unſichtbar bleiben, nach dieſer Zeit wird ſie aber anfangen ſich zu entfärben und eine dunkle violette Farbe annehmen. Wenn dieſe zubereitete Tinte beim Schreiben gelbe Flecke auf dem Papiere verurſachen ſollte, ſo



die Tungſteinſäure, die theils in erdiger Geſtalt vorkommt, theils auch in kochendem Waſſer aufgelöſet werden kann. Vermiſcht man ſie gepulvert mit kaltem Waſſer, daß ſolches ein dickliches, milchiges Anſehen erhält, und ſchreibt damit aus einer neuen Feder auf weißes Papier, ſo wird die unſichtbare Schrift, nach der Trocknung an der Sonne, in blauer Farbe zum Vorſchein kommen, bedient man ſich aber dazu der klaren Auflöſung, ſo erſcheint die Farbe bläſſer.

5) Sympathetiſche Tinten von der fünften Art. a) Aus Alaun oder Salmiak. Man läßt in reinem Waſſer ſo viel zart gepulverten Alaun oder gereinigten Salmiak zergehen, als das Waſſer davon auflöſen kann. Mit einem von dieſen Waſſern ſchreibt man unter öfterem Umrühren, vermittelſt einer neuen Feder, auf ein Stückchen grobes Papier, was einem beliebt, von welcher Schrift, nach der Abtrocknung, Niemand etwas erkennen kann. Legt man nun ein ſolches Papier in ein Geſchirr mit friſchem Waſſer, ſo kann die Schrift hernach deutlich geleſen werden, wenn man das herausgenommene Blatt gegen das Licht hält. — b) Aus ſalpeterſaurem Wismuthe. Man ſchreibt mit einer Auflöſung von dem genannten Wismuthe, ſo ſind die Schriftzüge unſichtbar, ſie erſcheinen aber ſehr deutlich, wenn man das beſchriebene Papier in Waſſer taucht. Das feucht gewordene Papier wird etwas durchſichtig, die Buchſtaben werden aber ganz weiß und undurchſichtig. — c) Aus ſalpeterſaurem Queckſilber. Wenn man mit einer Auflöſung des ſalpeterſauren Queckſilbers Papier beſchreibt, und daſſelbe eben ſo mit Waſſer befeuchtet, ſo erfolgt etwas Aehnliches, wie vorher angeführt worden. Wird das Papier trocken, ſo kann man die Buchſtaben nicht weiter unterſcheiden; dagegen erſcheinen ſie auf neue Anfeuchtung noch einige Male, und verſchwinden auch wieder. Die Buchſtaben von ſalpeterſaurem Queckſilber

kann man auch blaßgelb erhalten, wenn man das Papier in aufgelöſeten vitrioliſirten Weinſtein ſteckt; nimmt man ſtatt deſſelben Kali oder Pflanzenlaugenſalz, ſo werden ſie Gold- und Pomeranzenfarbig. In beiden Fällen kann man die Farben durch Salzſäure ſogleich wegnehmen; ſie erſcheinen aber dann mit Laugenſalz oder Potaſche nicht wieder. Auch können die Buchſtaben mit der Queckſilberauflöſung dunkel Kaffeebraun erſcheinen, wenn man über die Schrift mit einer Goldauflöſung hinfährt. — d) Aus Bleyzucker. Man löſe ein Quentchen Bleyzucker in einer Unze deſtillirten Weineſſigs auf, und ſchreibe damit auf ein Papier. Nach der Abtrocknung wird man nichts davon ſehen; man bringt dann das Verborgene zum Vorſchein, indem man das Papier in eine Schüſſel mit Waſſer, worin eine Handvoll Küchenſalz vorher ganz rein aufgelöſet worden iſt, legt, und läßt es eine Weile darin liegen, ſo werden die Buchſtaben mit einer milchweißen Farbe ſichtbar werden, welche die Weiße des Papiers übertrifft; ſie werden auch noch bleiben, wenn gleich das Papier getrocknet iſt. — e) Aus Citronenſaft. Schreibt man mit Citronenſaft aus einer neuen Feder, ſo werden die abgetrockneten Buchſtaben ſichtbar, wenn man das Papier in Waſſer legt oder durch daſſelbe zieht.

6) Sympathetiſche Tinten von der ſechſten Art. a) Grüne Tinte. Man nimmt 4 Loth reinen Salpetergeiſt, ſchüttet ihn in einen kleinen Kolben, und thut nach und nach ſo viel von geſtoßenem Farbenkobalt hinein, als ſich darin auflöſen kann, wobei man aber das Gewicht des eingetragenen Kobalts anmerken muß. Die Auflöſung wird darauf filtrirt, und dasjenige, was

funden, daß sich von dem Kobalte aufgelöset hat, schüttet dasselbe in eine gläserne Retorte, gießt die filtrirte Auflösung des Kobalts darauf, und treibt es bei gehörigem Feuersgrade aus der Sandkapelle über, fast bis zur Trockne. Das Uebergegangene taugt hier nichts; zu dem aber, was in der Retorte zurückgeblieben, gieße man drei bis vier Loth destillirtes Wasser hinzu, und löse damit Alles auf, was aufgelöset werden kann; dann das Ganze auf ein Filtrum geschüttet. Was man nun mit dieser Tinte schreibt oder zeichnet, kommt nicht eher zum Vorschein, als bis man das Papier in eine gelinde Wärme oder an die heißen Sonnenstrahlen bringt, wobei das Unsichtbare in einer Meergrünen Farbe zum Vorschein kommen wird. Das Sonderbarste bei dieser Tinte ist, daß, sobald das Papier wieder kalt wird, Alles wieder verschwindet, aber jederzeit bei einer neuen Erwärmung wieder zum Vorschein kommt, so, daß man diese Belustigung damit öfters wiederholen kann, wenn man nur dabei beobachtet, daß man das Papier nicht über die Gebühr erwärmt, weil sonst die Wirkung um so eher zerstört und unterbrochen wird. Wenn man nach der ersten Auflösung des Kobalts, anstatt des Küchensalzes, gereinigten Salpeter hinzuthut, und im Uebrigen vorgeschriebenermaaßen verfährt, so bekommt man davon eine rosenfarbige Tinte, die eben so, wie die grüne Tinte, sichtbar wird und wieder verschwindet.

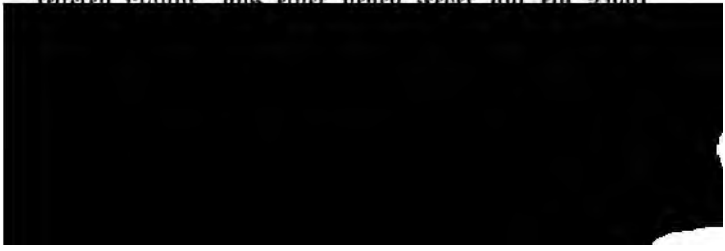
7) Sympathetische Tinten von der siebenten Art. a) Eine auf Papier geschriebene Schrift unsichtbar zu machen, wenn man solche in eine Flasche steckt, worin, dem Ansehen nach, nichts vorhanden zu seyn scheint. Man schreibe mit einem färbenden Pflanzensafte auf ein Stückchen Papier, stecke das Geschriebene in eine Flasche, worin dephlogistisirte salzsaure Luft befindlich ist, so wird nach einigen Minuten die Schrift verschwinden. — b) Auf einem Stücke Papier, auf welchem nichts Geschriebenes

zu ſehen iſt, eine Schrift ſichtbar zu machen, wenn man ſie in eine dem Anſehen nach leere Flaſche ſteckt. Man ſchreibe mit einer Auflöſung von Bleyweiß in Waſſer auf ein Stückchen Papier, und ſtecke ſolches in eine Flaſche, worin dephlogiſtiſirte ſalzſaure Luft enthalten iſt, ſo wird nach Verlauf von einigen Minuten die Schrift ſichtbar werden. — c) Die Verwandlung einer Schrift in eine andere, wenn man das Papier in eine mit der erwähnten Luftart angefüllte Flaſche ſteckt. Dieſe Beluſtigung gründet ſich auf die Verbindung der vorigen beiden Kunſtſtücke. Man ſchreibt nämlich einige Zeilen mit einem färbenden Pflanzenſtoffe oder Safte auf ein Stückchen Papier, und zwiſchen dieſe Zeilen ſchreibe man einige andere mit dem Bleyweiß in Waſſer, indeſſen die erſtern ſichtbaren Zeilen in der erwähnten Luftart verſchwinden, kommen die andern unſichtbaren hervor. — d) Beluſtigungen mit der Schwefelleberluft. Schreibt man mit einer in Königswaſſer gemachten Goldauflöſung, ſo iſt die Schrift unſichtbar, bringt man ſie aber in eine Flaſche, worin Schwefelleberluft befindlich iſt, ſo zeigt ſie ſich dunkelroth. — Eine ſalpeterſaure Auflöſung von Silber giebt in der Schwefelleberluft eine blaßgelbe Schrift, dagegen eine ſalpeterſaure Auflöſung von Wismuth, Queckſilber und Bley, eine ſchwarze Schrift giebt. — e) Beluſtigungen mit den Dünſten des Weingeiſtes ꝛc. Wenn man ein wenig Weingeiſt in einer wohlverſtopften Flaſche verwahrt, ſo giebt dieſer Dunſt einer mit Goldauflöſung geſchriebenen Schrift, die unſichtbar iſt, eine ſchöne Purpurfarbe; ſchreibt man mit Zinnauflöſung, ſo wird es ebenfalls Purpur. Mit

Stunden wieder verſchwindet. Man laſſe Galläpfel und Scheidewaſſer kochen, thue hernach Vitriol oder ſchwefelſaures Eiſen, nebſt ein wenig arabiſchem Gummi und Salmiak darunter, ſo bekommt man aus dieſer Vermiſchung Tinte, die, wenn man damit ſchreibt, in vier und zwanzig Stunden wieder verſchwindet. — Eine ähnliche Tinte, welche vierzig Tage lang ſchwarz erſcheint, nachher aber nicht mehr geleſen werden kann. Man nehme ſtarkes Scheidewaſſer, laſſe in demſelben Galläpfel und Vitriol ſieden, thue hierauf Salmiak hinzu, ſo viel man in dem Waſſer auflöſen kann, und Arabiſches Gummi. Dieſe Tinte kann man, wie erwähnt worden, gebrauchen. — Eine Tinte, die in ſechs Tagen wieder verſchwindet. Dieſe Tinte erhält man, indem man Weidenkohlen mit Quellwaſſer gut vermengt und untereinander miſcht. — Oder man nimmt eine Unze Salmiak, und läßt ihn vier bis fünf Tage lang in Scheidewaſſer weichen, macht darauf mit etwas zart geriebenem Probierſteine, wie die Goldſchmiede gebrauchen, eine Tinte, ſo vergeht, was man damit ſchreibt, in fünf bis ſechs Tagen wieder.

Beluſtigungen mit der unter a) angeführten Tinte aus Silberglätte; ſ. oben, S. 580. Das Wahrſagerbuch. Man laſſe ſich einige Bogen Papier zuſammenbinden, ſo, daß es ein Buch von ungefähr funfzig Blätter ausmacht. Von der hinterſten Tafel laſſe man aber, nach dem letzten Blatte, eine Art von verborgener Brieftaſche machen, die aber hinten, gegen den Rücken des Buches, aufgeht, damit man ſie nicht gewahr werden kann. Man ſchreibt hierauf auf jede vordere Seite dieſes Buches verſchiedene Fragen, welche man will, und verfertiget ein Regiſter zu Anfange des Buches über die Seitenzahlen, auf welchen alle dieſe Fragen ſtehen. Man nehme nun kleine viereckige Papiere, die nur halb ſo groß ſeyn müſſen, als die Blätter

des Buches ſind, und ſchreibe oben auf jedes derſelben mit gemeiner Tinte eine von den Fragen, die auf den Blättern des Buches geſchrieben ſtehen; unter eine jede von dieſen Fragen ſchreibe man aber die Antwort mit der ſympathetiſchen Tinte von Silberglätte. Hierauf wird ein doppeltes Papier mit dem andern Liquor, der aus Kalk und Auripigment bereitet worden, benetzt, und einige Augenblicke zuvor, ehe man dieſe Beluſtigung anſtellen will, legt man unvermerkt daſſelbe in die am Ende des Buches angebrachte verborgene Brieftaſche. Wenn man hernach eines oder mehrere von den kleinen Papieren, auf welche man vorher die beliebigen Antworten bereits geſchrieben hat, unter einige Perſonen dergeſtalt vertheilt, daß man ihnen die Freiheit läßt, diejenigen auszuſuchen, worauf ſie eine Antwort verlangen, indem man ihnen zugleich zeigt, daß unter dieſen Fragen gar nichts Geſchriebenes zu ſehen ſey, ſo ſteckt man darauf dieſe Papiere zwiſchen die Blätter des Buches hinein. Legt man nun daſſelbe einige Minuten lang zugemacht bei Seite, ſo werden die Dünſte des benetzten Papiers in der verborgenen Brieftaſche alle Blätter des Buches in kurzer Zeit durchdringen, und die Schrift, die vorher unſichtbar war, leſerlich machen, indem ſie den Buchſtaben eine braune Farbe verſchaffen, die immer dunkler werden wird, je länger man das Papier in dieſem Buche läßt. Um dieſe Beluſtigung noch außerordentlicher zu machen, legt man die Papiere jedesmal zu eben demſelben Blatte des Buches, auf welchem eben dieſe Frage ſteht. Man kann auch Jemanden einige ſelbſtbeliebigen Worte oder einen Vers mit dem aus Silberglätte bereiteten Liquor aus einer neuen Feder auf ein Blatt

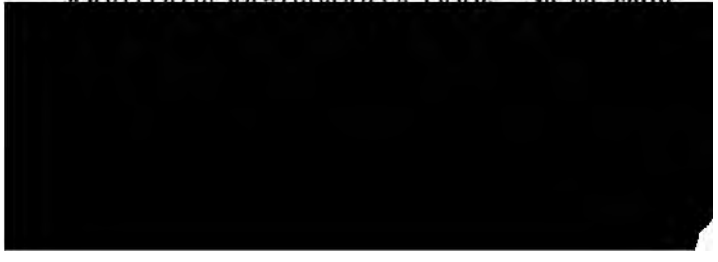


Geheim geſchrieben habe. Man bittet ſich hierzu nur auf wenige Augenblicke das erwähnte Blatt Papier aus, geht damit in ein anderes Zimmer, ſtreicht in der Geſchwindigkeit auf beiden Seiten deſſelben den aus Kalk und Auripigment bereiteten Liquor, und ſagt ihm nun bei der Rückkunft das, was er im Geheim geſchrieben gehabt. Das beſtrichene Papier darf man dann nicht wieder zum Vorſchein bringen, ſonſt würde dieſe Täuſchung ſehr viel von ihrem Wunderbaren verlieren.

Beluſtigungen mit der ſympathetiſchen Tinte der zweiten Art. Die Schrift in der Taſche. Man nehme einige kleine viereckige Blätter Papier, und ſchreibe oben auf dieſelben mit gemeiner Tinte verſchiedene Fragen nach eigenem Belieben. Unter eine jede dieſer Fragen ſchreibe man aber die Antwort mit der ſympathetiſchen Tinte von Gold oder Silber. Dieſe Papiere verwahre man in einem Buche oder in einer Brieftaſche, und wenn man ſich derſelben bedienen will, ſo bietet man ſie einer andern Perſon an, und läßt ſie eine Frage, welche ſie ſelbſt will, ausſuchen. Man ſage ihr dann, daß ſie ſolche in die Taſche ſtecken und zu Hauſe das Papier der freien Luft ausſetzen ſolle, ſo wird ſie den andern Tag finden, daß unten auf dem Papiere die gehörige Antwort erſcheinen werde. Man kann auch mit der Tinte von Gold die bloßen angezeigten Antworten auf verſchiedene Papiere ſchreiben und einer andern Perſon vorſchlagen, daß ſie nach eigenem Belieben eine Frage erwählen ſolle. Man laſſe ſie auf eine geſchickte Weiſe dasjenige Papier herausziehen, auf welchem die Antwort ſteht. Dieſes Papier übergebe man ihr dann mit der Bedeutung, daß ſie morgen auf demſelben die Antwort finden werde. Weil dieſe ſympathetiſche Tinte von Gold zuweilen das Papier ein wenig befleckt, ſo kann man ſich ſolcher Blätter bedienen, die man vorher mit einer ſehr ſchwachen gelben Farbe angeſtrichen hat, welches mit einem Waſſer geſchieht, in

welchem nur ein wenig Gummigutt oder auch Safran aufgelöſet worden.

Beluſtigung mit der ſympathetiſchen Tinte ſechſter Art; ſ. oben, S. 589. Man nehme einen Kupferſtich oder eine Zeichnung, die den Winter vorſtellt, und male mit der grünen ſympathetiſchen Tinte an gehörigen Orten Blätter und Gras, jedoch mit der Vorſicht, daß man zu den Bäumen, die in einiger Entfernung ſtehen, ſchwächere Tinte gebraucht. Nachdem Alles gehörig trocken geworden iſt, malt man hierauf die andern Objekte in ihrer natürlichen Farbe. Iſt dieſes geſchehen, ſo faßt man dieſen Kupferſtich mit einem Rahmen hinter Glas ein, und bedeckt ihn auch hinten mit einem Papiere, welches nur auf den Rahmen aufgeleimt ſeyn muß. Wenn man dieſes Gemälde in eine gelinde Wärme auf den Ofen, oder im Sommer in die Sonne legt, ſo werden die verborgenen Blätter und das Gras, welches mit der ſympathetiſchen Tinte gemacht worden, ſchön grün zum Vorſchein kommen, und ſolches von einer verſchiedenen Schattirung, wenn man einige Stellen des Graſes und Laubes der Bäume mit einem Gelblichgrün nach der Kunſt gemacht hat. Dieſes Gemälde wird hierdurch ſtatt des Winters auf einmal den Frühling vorſtellen, und alle Bäume werden dann mit Blättern erſcheinen, die vorher dürre waren. Wenn dieſes Gemälde wieder kalt geworden, ſo tritt auch der erſte Zuſtand, der Winter, zurück, welches Gelegenheit giebt, dieſe Beluſtigung ſo oft zu wiederholen, als man will. —b) **Sympathetiſche Tinte von einer andern Farbe, womit man die Zeichnung oder den Kupferſtich ausſchmücken kann.** In die durch



man ein Salz, das eine ſchöne Purpurfarbe hat, ſo lange es warm iſt. Wenn es wieder kalt iſt, ſo wird es blaß; wenn man es dagegen im Waſſer auflöſet, ſo giebt es eine Inkarnatfarbe auf dem Papiere, welche verſchwindet, wenn ſie trocken geworden, und ſich wieder ſehen läßt, ſobald man ſie warm macht. Reibt man den Ort, wo man dieſen Liquor hinbringen will, ein wenig mit Waſſerbley, ſo wird dieſes ſtatt der rothen Leibfarbe eine Schattirung zwiſchen Roth und Violett geben, die man gewöhnlich Taubenhals nennt. Wenn man den Farbenkobalt auf dieſe Art mit dem Salze, mit dem Salpeter und mit dem Weinſteinſalze zubereitet, ſo bekommt man drei Flüſſigkeiten, welche die Eigenſchaft haben, zu verſchwinden und wieder zu erſcheinen, und welche bei der Ausmalung verſchiedene Farben annehmen werden. — c) Blaue dergleichen. Man nehme 1 Unze Kobalt, ſo eiſenfrei als möglich, zerſtoße denſelben zu einem gewöhnlichen Pulver, ſetze ihn mit 16 Unzen deſtillirten Weineſſigs in den Sand, und laſſe es bis auf 4 Unzen abdünſten, wobei aber das Pulver oft umgerührt werden muß. Hierauf Alles filtrirt, und die Flüſſigkeit noch bis zur Hälfte abdunſten laſſen. Wenn ſie eine roſenrothe Farbe hat, ſo kann man mit Gewißheit den beſten Erfolg erwarten; denn bei der Eindickung pflegt ſie wohl eine Granatfarbe anzunehmen; obgleich auch gelbliche Auflöſungen eine blaue Tinte geben, und rothbraune Auflöſungen immer einen ſtarken Eiſengehalt anzeigen, auch daß der Verſuch mißlingen werde, wenn auch gleich etwas Eiſen herausſchlägt. Zu der bis auf zwei Unzen verdampften Auflöſung ſchütte man zwei Quentchen Kochſalz, und laſſe es in der Wärme zuſammen auflöſen, ſo iſt die Tinte gut. Schreibt man nun mit dieſer Tinte, ſo wird nach der Abtrocknung nichts auf dem Papiere zu ſehen ſeyn, bringt man aber daſſelbe an die Wärme, ſo wird die Schrift in ein ſchönes Blau verwandelt, das in der

Kälte wieder verſchwindet, in der Wärme aber wieder zum Vorſchein kommt. Oft iſt die Schrift himmelblau, bald violett, bald dunkelblau. Die Verſchiedenheit hängt theils von einer verdünnten oder verdickten Auflöſung, theils von der Menge des aufgelöſeten Kobalts ab.

Beluſtigungen, welche mit allen Tinten dieſer Art angeſtellt werden können. Der bezauberte Brief. Man ſchreibe mit gewöhnlicher Tinte auf einige Blättchen Papier, welche die Form eines länglichen Vierecks oder eines Oblongums haben, verſchiedene Fragen, die von der Art ſind, daß ſie mit einem einzigen Worte beantwortet werden können, z. B. welches iſt das liebenswürdigſte Frauenzimmer in der Geſellſchaft? Auf dieſe Blättchen muß man aber vorher die Antworten mit einer von den Tinten aus Kobalt gerade unter die Frage geſchrieben haben. Wenn man dergleichen Blättchen mit verſchiedenen ſichtbaren Fragen und unſichtbaren Antworten geſchrieben hat, ſo giebt man ſolche den Perſonen, mit welchen man ſich beluſtigen will. Wenn nun dieſe einige nach Belieben ausgeſucht haben, ſo ſchlägt man die Blättchen in ein Briefcouvert ein, und ſucht ſie unvermerkt ſo zu legen, daß die unſichtbare Antwort gerade unter das aufzudrückende Siegel gebracht werde. Die Wärme des Siegellacks, welchen man zu dem Ende auf dem Papiere, ſo lange als es nöthig iſt, brennen laſſen kann, erregt ſo viel Hitze, daß das darunter befindliche unſichtbare Wort ſichtbar geworden ſeyn wird, wenn man bald darauf das Siegel eröffnet.

Sympathetiſche Tinte, aus Alaun, ſ. oben, S. 588.

Sympathetiſche Tinte, aus Fruchtſäften, ſ. oben, S. 586.
— — aus Galläpfeln, ſ. daſelbſt, S. 581.
— — (gelbe, ſ. daſ., S. 582.
— — aus Gold, ſ. daſ., S. 581.
— — (grüne), ſ. daſ., S. 582 und 589.
— — durch Kälte ſichtbar, ſ. daſ., S. 580 und 588.
— — durch künſtliche Luftarten, ſ. daſ., S. 580 u. 590.
— — aus Metallen verſchiedener Art, ſ. daſ., S. 586.
— — mit Metallglanz, ſ. daſ., S. 585.
— — aus Pflanzenſäften, ſ. daſ., S. 586.
— — (rothe), ſ. daſ., S. 582.
— — aus Salmiak, ſ. daſelbſt, S. 588.
— — aus ſalpeterſaurem Queckſilber, ſ. daſ., S. 588.
— — aus ſalpeterſaurem Wismuthe, ſ. daſ., S. 588.
— — aus Silberglätte, ſ. daſ., S. 580 und 581.
— — unſichtbare, ſ. daſelbſt, S. 580.
— — verſchwindbar in ſechs Tagen, ſ. daſ., S. 592.
— — verſchwindbar in vierzig Tagen, ſ. daſ., S. 592.
— — verſchwindbar in vier und zwanzig Stunden, ſ. daſ., S. 591.

Sympathetiſche Tinte, (violette), ſ. daſ., S. 582.
— — aus Vitriol oder ſchwefelſaurem Eiſen, ſ. oben, S. 582.
— — in der Wärme ſichtbar, ſ. daſelbſt, S. 580, 589, 590.
— — durch Waſſer ſichtbar, ſ. daſ., S. 588.

Sympathie, aus dem Griechiſchen und Lateiniſchen Sympathia, welches eigentlich Mitleiden bedeutet, im Deutſchen aber, nach Adelung, in folgenden Fällen üblich iſt: 1) Die Eigenſchaft eines lebendigen Weſens, vermöge welcher die Vorſtellung des Zuſtandes eines andern Weſens ähnliche Empfindungen in uns hervorbringen, und dieſe ähnlichen Empfindungen ſelbſt, beſonders im engeren Verſtande, ſo fern ſie auf undeutliche Begriffe gegründet iſt, oder aus uns unbekannten Gründen herrührt. Gellert ſagt: Iſt die Freundſchaft zugleich die Sympathie der Natur, der Vernunft und der Tugend, ſo kann für den empfindlichen Menſchen nichts Schätzbareres und Nützlicheres gedacht werden. Wir ſympathiſiren mit Jemanden, wenn wir ähnliche Empfindungen mit ihm haben. — 2. Die Neigung zu einem Gegenſtande, beſonders in ſofern ſie auf dunkle Begriffe oder uns unbekannte Gründe beruhet, im Gegenſatz der Antipathie, in welchem Verſtande man auch lebloſen Dingen eine Sympathie gegen einander zuſchreibt. In weiterem Verſtande gebrauchen die Maler dieſes Wort von den Farben, wenn ſie in der Vermiſchung eine angenehme dritte Farbe hervorbringen, wie z. B. Blau

meinen Leben Sympathien oder sympathetische Wirkungen hat, besonders solche Heilarten ꝛc. Wenn eine solche Wirkung ohne ein solches befindliches Mittel hervorgebracht werden soll, so ist sie ein Unding, nicht aber, wenn das Mittel nur gröbern Sinnen unmerklich oder unempfindlich ist, wie z. B. beim Magnete, oder bei sympathetischen Tinten ꝛc., so weit Adelung. — In der Heilkunst oder Medizin heißt die Sympathie entweder die Mitempfindung (consensus), wenn ein Theil des Körpers, in welchem der Sitz der Krankheit nicht ist, wegen der Gemeinschaft, die er mit dem andern hat, mitleidet, oder es werden dadurch gewisse Heilmittel verstanden, die durch verborgene Kraft, von der man keine deutliche Rechenschaft geben kann, ihre Wirkung thun. Was die Mitleidenschaft der Körpertheile untereinander betrifft, so ist es sehr natürlich, daß durch die Eigenschaft des Organismus, auch die Thätigkeit der Organe zusammenwirkend ist, und wenn daher die Thätigkeit eines Organs vermehrt oder vermindert wird, auch solches bei einem andern, diesem verwandten, geschieht. Der thierische Organismus hat die Eigenschaft, alle einzelnen Organe zur gesammten Thätigkeit zu vereinen, und so daraus ein Ganzes zu bilden, durch welches die belebte Maschine wirkt. Diese Wirkung geschieht nun durch das Correspondiren aller Theile mit einander, und ist daher Wechselwirkung, von der die Sympathie einen Theil ausmacht. Wie aber diese Wechselwirkung des einen Organs auf das andere geschieht, ist noch nicht gehörig ermittelt worden, wenigstens ist man über die Verbindungs- und Mittelglieder zwischen dem Organe, von dem die Thätigkeit ausgeht, und dem andern, auf welches sie sich verbreitet, nicht einig; denn man nimmt bald das Nervensystem und die Verbindung der einzelnen Nerven, bald das Gefäßsystem, bald das Zellgewebe, bald die Säfte als solche an; und man will in der Praxis gefunden haben, daß sie, besonders aber das Ner-

ven- und Gefäßſyſtem, in manchen ſympathiſchen Erſcheinungen als die Verbindungsglieder erſcheinen, als die Urſache der Sympathie kann man ſie darum aber nicht anſehen, indem die Erfahrung wiederum lehrt, daß eine Sympathie auch zwiſchen ſolchen Organen, wie z. B. zwiſchen dem Uterus und den Brüſten, dem Magen und dem Kopfe, daß z. B. bei einem verdorbenen Magen der Kopf mit Schmerzen belaſtet wird, Statt hat, bei dem man weder eine Nerven, noch Gefäßverbindung nachweiſen kann, uud wenn man dennoch einen Grund darin finden will, daß das Nerven- und Gefäßſyſtem ein Ganzes bilden, ſo ſoll man hier doch zu viel behaupten, weil kein Grund beigebracht wird, warum gerade in dieſem und nicht in irgend einem andern Organe die ſympathiſche Wirkung ſich äußere, da ſie dann doch allen Organen mitgetheilt werden müßte. Die Erſcheinungen der Sympathie zeigen ſich im geſunden Zuſtande nicht ſelten; die Brüſte und der Uterus bilden ſich zu gleicher Zeit aus, die Stimme verändert ſich bei eintretender Mannbarkeit, die Leber ſondert die Speicheldrüſen, das Pancreas, die Häute des Magens ſondern zur Zeit der Verdauung eine größere Menge Flüſſigkeit ab; der Reiz des Lichtes auf das Auge erregt Nieſen, das Kitzeln Lachen, und ſo könnte man noch eine große Menge ſympathiſcher Erſcheinungen erwähnen, die im geſunden Zuſtande Statt haben. Noch viel häufiger beobachtet man ſie in Krankheiten, wie ſchon oben beim Magen und Kopfe erwähnt worden; ja es iſt kaum eine einzige Krankheit namhaft zu machen, in welcher nicht mehrere Symptome aus Sympathie zu erklären wären. Indeſſen herrſcht darüber

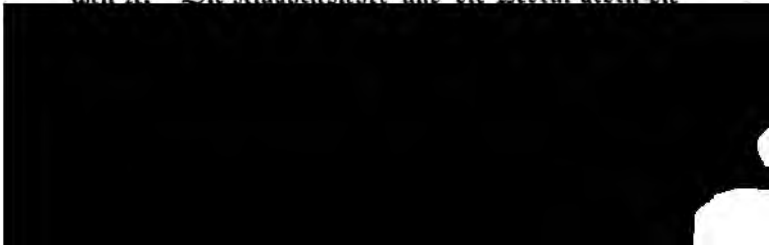
dem ſie die Krankheit in dieſem oder jenem Organe ſuchten, und ſo kann die Unkunde über das Weſen mancher Krankheiten verführen, manche Symptome als ſympatiſch anzuſehen, die es eigentlich nicht ſind, ſondern die von dem Weſen der Krankheit eben ſo unmittelbar abhängen, als die eigentlichen ſogenannten weſentlichen Symptome, indem man zu einſeitig das Weſen der Krankheit in ein Organ ſetzt, das eigentlich in der veränderten Funktion mehrerer beſtand. Uebrigens iſt ſoviel gewiß, daß die Sympathie oder Mitleidenſchaft in unſerm ganzen Organismus vorhanden iſt, wie ſie ſich aber den entfernteren Organen mittheilt, auf dieſe oft wirkt, ohne andere näher liegende zu berühren, iſt noch ein Räthſel, welches vielleicht noch lange auf ſeine Auflöſung wird warten laſſen. — Was nun die ſympathetiſchen Mittel (Heilmittel) betrifft, ſo ſind die bekannteſten das ſchon oben erwähnte ſympathetiſche Pulver und die Waffenſalbe. Das Erſtere iſt eine Erfindung des Grafen Digby in England, der damit Wunderkuren verrichtete, welche zuerſt in Frankreich geſchahen. Er gab vor, dieſe Kunſt von einem Karmeliter erlernt zu haben, welcher ſie aus Oſtindien mitgebracht habe. Er löſete gemeinen oder Eiſenvitriol in Brunnen- oder Regenwaſſer auf, und in ſolcher Menge, daß ein polirtes, hineingetauchtes Stück Eiſen davon kupfrig wurde. In dieſes Waſſer tauchte man ein mit dem Blute der Wunde gefärbtes und trockenes Leinentuch oder dergleichen Lappen. War das Blut noch friſch oder feucht, ſo beſtreuete man es bloß mit einem Vitriolpulver, und ſo löſete das Blut das Salz auf. Das Pulver verwahrte man in einer Büchſe in der Beinkleidertaſche, das Waſſer in einer Kammer von gemäßigter Wärme. Die Wunde empfand ſtets Erleichterung. Der Lappen oder das Tuch wurde des Abends und des Morgens jedesmal von Neuem eingetaucht oder beſtreuet. Man verbeſſerte nun dieſes Pulver da-

durch, daß man Römiſchen oder Cypriſchen Vitriol oder kupferſaures Eiſen einige Male in Waſſer auflöſete, ſolches durch Löſchpapier ſeihete, und nach dem Anſchießen den Vitriol an die Sonne legte, um es zu kalciniren, und ſo erhielt man das einfache ſympathetiſche Pulver. Das zuſammengeſetzte Pulver beſtand halb aus dem eben erwähnten Vitriol, und halb aus fein gepulvertem Gummi Traganth. Digby erklärte die Heilung der Wunde durch eine im Kochen überlaufende Milch, deren Dämpfe zugleich mit den brennbaren Theilen oder Feuertheilchen die Euter der Kuh, von der ſie hergenommen worden, zur Entzündung bringen. Auf gleiche Weiſe führe das Lappenblut die Vitrioltheile der Wunde zu, das Blut werde geſtillt, und die Wunde heile. Nach Digbys Behauptung ſoll das vom Vitriol deſtillirte ſüße Oel alle Wunden, die nicht an ſich tödtlich ſind, in kurzer Zeit zur Heilung bringen. Die meiſten Wunden heilen jedoch auf eine ganz einfache Weiſe, wenn man die Luft durch eine Binde oder ſeidenen Wachslappen abhält, von ſelbſt, und alſo auch mit und ohne Vitriol. — Mit dem ſympathetiſchen Pulver ſoll auch ein Abweſender geheilt werden können, wenn man nur einige Tropfen Blutes von ihm hat, ſo wirke dieſes ſchon auf ſeine Wunde. — Was die Waffenſalbe anbetrifft, die aus Hirſchtalg und gepulvertem Eiſenvitriol bereitet wurde, womit man nicht die Wunde, ſondern das Gewehr, mit dem die Verwundung geſchah, verband, und die ein Arzt in Rom, Peter Servius, anwendete, ſo wird ſolche unter Waffenſalbe, und die Heilung durch den Urin, unter Urin, in U., vorkommen. Ueber die Wunderkuren, wozu auch die Heilung durch Amulete ꝛc. gehört, ſ. den Art. Wunderkur, unter W. nach.

Was nun die Sympathie in der Naturlehre betrifft, die verborgene oder geheime Uebereinſtimmung zweier Körper, und die Neigung des Einen zu dem An-

dern, ſo trifft man bei den ältern Naturkundigen eine Menge Beiſpiele in der Natur an, welche dieſe Sympathie zeigen; ſo findet man dergleichen Anziehungskräfte zwiſchen den Planeten und den natürlichen Körpern oder Naturkörpern auf der Erde, beſonders zwiſchen Gewächſen, Metallen, Steinen ꝛc., zwiſchen den Gewächſen, Thieren und auch lebloſen Dingen. So ſteht auch der Menſch unter den geheimen Kräften der Natur, ſo haben Sonne, Mond, und auch die Sterne auf ihn Einwirkung, bei dem Frauenzimmer iſt dieſe Einwirkung ſichtbar in der Periode mit dem Mondeswechſel ꝛc. ꝛc. Hierin herrſcht aber noch ein großes Dunkel, welches ſchwerlich jemals ganz enthüllt werden wird, indem ſich die Gottheit vorbehalten zu haben ſcheint, hierin nur allein zu herrſchen, und den Sterblichen nicht der Erde zu entziehen, der er angehört; er würde ſich ſonſt zu ſehr in Träumen verlieren, und darüber ſeine Beſtimmung hier zu wirken vernachläſſigen; auch ſcheint die Gottheit nur Wenige auserſehen zu haben, um die Menſchen an ein höheres Daſeyn durch ſo manches Unerklärliche in der Natur zu erinnern, durch Mahnungen, die gleichſam ein Mitfühlen, eine Sympathie verbreiten, und Alle wie durch einen Zauberſchlag darauf hinlenken, wenn ſie zu ſehr von dem Himmliſchen abgekommen ſeyn ſollten, um die Natur nur als Etwas zu betrachten, welches mechaniſch, ohne eine höhere Hand einwirke, alſo die Allmacht verkennend, ſich nur leicht verführen laſſen, dem böſen Prinzipe zu huldigen, als ſey keine Vergeltung nach dem Ausſcheiden aus dieſem Leben, kein zweites Daſeyn in einer andern Welt. Dieſes hat aber auch oft zu irrigen Meinungen durch falſche Auffaſſungen verführt, und beſonders in dem Reiche der Sympathie, indem man aus Unwiſſenheit und Mangel genugſamer Erforſchung der Eigenſchaften der Gegenſtände auf Abwege gerieth, und etwas für Sympathie hielt, was davon weit entfernt war, wie ſolches

die Erfahrung nachher bewies. — Man theilt hier die Sympathie in die phyſiſche, und in die moraliſche. Die Letztere hat die natürliche Folge, daß ſie dasjenige uns angenehm macht, was mit unſern Empfindungen übereinſtimmt, hingegen dasjenige unangenehm, was uns widerſteht, womit wir uns nicht ohne ein widriges Gefühl verbinden können, welches die moraliſche Antipathie genannt wird. Man verſteht darunter das widrige Verhältniß zwiſchen der Empfindung eines Menſchen und des Andern, nach welchem der Eine die wahren oder ſcheinbaren Empfindungen des Andern nicht leicht annehmen kann, ſich ihm gleichſam Etwas widerſetzt, und ſein Gefühl ihm zu ſagen ſcheint: in dem Umgange dieſes Menſchen wirſt du dich nicht wohl fühlen; er wird dich täuſchen, deine Freundſchaft hintergehen. Iſt nun dieſes Gefühl ein wahrhaftes, ſo trügt dieſe Abneigung ſelten, oft aber iſt der bloße erſte Eindruck, den Jemand auf Einen macht, nicht vortheilhaft, ja widrig; allein dieſes Unvortheilhafte und Widrige verliert ſich bei einem näheren Umgange; und ſo umgekehrt haben wieder Menſchen den vortheilhafteſten Eindruck bei ihrem erſten Erſcheinen, oder bei ihrem erſten Umgange gemacht, und dann doch auf eine empörende Art das in ſie geſetzte Zutrauen getäuſcht, ja gemißbraucht, ſie ſind der Verräther und Mörder ihres ſogenannten Freundes geworden, wovon man ſo viele Beweiſe hat, wenn auch nicht von Mördern, doch von Verräthern und Betriegern, welche die Maske der Freundſchaft nur anlegten, um ihren nichts Arges ahnenden wahren Freund zu hintergehen, ſeine unſchuldigen Aeußerungen zu mißbrauchen ꝛc. Die Klugheitslehre und die Moral geben die



net werden. Daß eine Sympathie wirklich vorhanden iſt, gewahrt man in der Kraft, mit der uns der Anblick mancher Menſchen feſſelt; auch zeigt es bei Verheiratheten oft die Aehnlichkeit in den Geſichtszügen, in der Handlungsweiſe ꝛc. an, und dieſes beſonders bei denjenigen, die aus wirklicher Zuneigung ſich mit einander verbunden haben. Die Sympathie liegt hier offenbar am Tage, und um ſo mehr, wenn man bedenkt, daß oft aus weiter Ferne ſich die paſſenden Menſchen zuſammen finden, und wo dieſes der Fall iſt, da kann auch die göttliche Waltung in den Verhältniſſen der Erwählten nicht verkannt werden. Sympathie iſt daher eine feine Empfindung, die ſich aus dem Gefühle entwickelt, und von einem gleich verwandten Gegenſtande aufgenommen wird, auf dieſen überſtrömt und ihn anzieht; eben ſo wirkt auch das entgegengeſetzte Gefühl, die Antipathie, indem ſie die Empfindung zurückdrängt, das Ausſtrömen verhindert, und ſo gegen den Gegenſtand erkaltet, der ſich uns zur Anziehung vorſtellt. Auch in dieſer Antipathie liegt eine Wahrheit, die ſich oft genug in den Handlungsweiſen kund giebt, und wiederum auf eine weiſe Vorſehung hinweiſet, deren Winke man nur zu beobachten nöthig hat, wo ſie nämlich für gut findet, ſolche zu geben. Die Sympathie und Antipathie ſind eine beſeelte Ausſtrömung der geiſtigen Natur, nicht der verkörperten, daher ihre Wirkung. — Man findet auch eine gewiſſe Sympathie und Antipathie bei den Thieren, wenn man genau auf ſie merkt; allein man verwechſelt dieſe oft mit einem natürlichen Inſtinkte der Zuneigung und des Widerwillens. Die Erſtere iſt ſelten, der Letztere jedoch ſehr häufig. So giebt es Thiere, die einen von Natur eingepflanzten Widerwillen gegen einander haben, ſich Eines das Andere zu meiden oder zu vertilgen ſuchen; bei Einigen liegt auch die Vertilgungsſucht in dem Bedürfniſſe der Ernährung, wie z. B. bei allen reißenden

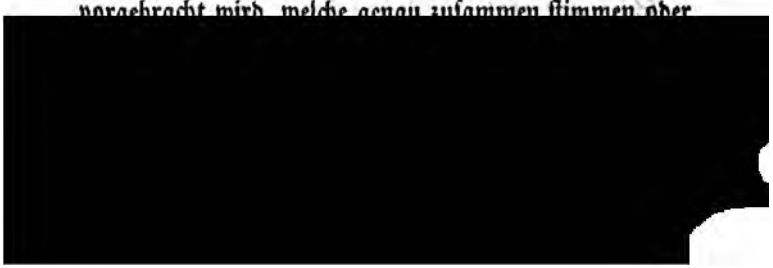
Thieren. Eine Verfolgung der Thiere hat oft ihre ganz natürlichen Gründe, und daher hat man oft für Antipathie etwas ausgegeben, was bloß in dem Triebe sich zu erhalten, eine schmackhaftere und bessere Nahrung zu suchen, bestand. So hat z. B. ein Hirsch einen Widerwillen gegen eine Schlange; sobald er sie bemerkt, faßt er das Maul voll Wasser, schüttet solches in ihre Höhle, zieht sie durch seinem Athem heraus, und zerdrückt sie mit seinem Hufe. Man hat auch den Grund davon in den widrigen Ausdünstungen auf der einen, und in dem zu scharfen Geruche auf der andern Seite finden wollen, überhaupt in den unangenehmen Berührungen der Gefühlnerven der Thiere bei der Annäherung anderer Thiere ꝛc.; ob nun dieses in seiner ganzen Ausdehnung hier angenommen werden kann, ist zu bezweifeln, obgleich an der Sache selbst wirklich etwas ist. Daß nun solches auch auf die Menschen übertragen wurde, war wohl natürlich. So z. B. wollte man die Sympathie bei gewissen Personen ihren Ausdünstungen zuschreiben, wenn diese sich einander begegneten. So z. B. wenn man eine Person, die man zum ersten Male sieht, gleich heftig liebt, so sey dieses eine Anziehungskraft, die aus der Ausströmung der feinsten Dünste ihres Körpers entstehe; denn dieser riechbare Stoff theile sich unserm Geruchsvermögen mit, und werde so in den Körper geführt, wo er die Revolution bewirke, die wir durch das Gefühl, durch die Empfänglichkeit für diese Person zu erkennen geben. Diese Homogenität des riechbaren Stoffes sey mir angenehm, und verbreite das Gefühl der Bezauberung einer Person vor meinen Augen, und bringe so ihre Individualität in die meinige, und so werde das innige Verhältniß geschlossen, welches Tag und Nacht den Verliebten quäle, bis er zu dem Ziele seiner Wünsche gelange. Dieses Einathmen der ausströmenden Körperausdünstung finde Statt, wenn die Person gleich weit von Einem stehe; denn der sanfte

Wind wehe den angenehmen Dunst ihrer Atmosphäre mir zu, und ich athme ihn durch den Mund oder ziehe ihn durch meine Nase ein, und werde auf sie aufmerksam. Man sieht, daß eine solche Erklärung der Sympathie auf keine Solidität basirt ist, gar keinen Grund hat; denn gesetzt, die Ausdünstungen der Person hätten noch einen so lieblichen und anziehenden Geruch, aber die Züge ihres Gesichts, ihre Farbe, Wuchs, Manieren gefielen dem andern Gegenstande nicht, so würde er jede nähere Bekanntschaft zu vermeiden suchen. Hier sollen sich nun die beiden Dunstatmosphären einander wechselsweise erreichen, und von der Lunge eingeathmet werden, um ihre Wirkung zu thun, das heißt, sich so vermischen, daß der Plusverliebte, die Minusverliebte, Kraft der Ausströmungsgesetze der Elektricität oder des Magnetismus, an sich reiße, und so müßten sich alle Frauenspersonen, allen Mannspersonen, auf den ersten Blick ihren positiven Gewaltigern ergeben; so aber lehrt uns die tägliche Erfahrung, daß man sich gemeiniglich (Standes- und Geldinteressen nicht eingeschlossen) in Züge, Manieren ꝛc. verliebt, von denen man etwas an sich hat, was den andern Gegenstand unendlich anzieht, und so wieder umgekehrt; und diese Wechselwirkung verursacht die Sympathie; denn sonst würde der eine Gegenstand wohl dieses Hinreißende bei dem andern finden, aber nicht dieser auch bei jenem, mithin kann dieses nur durch eine gegenseitige Anziehung geschehen, die wir Sympathie nennen, wie diese Doppelwirkung auch schon oben angeführt worden ist; freilich ist die Art der gegenseitigen Anziehung, ohne andere Interessen, von denen hier nicht die Rede seyn kann, ein Problem, welches nur, wie schon oben bemerkt worden, in dem Göttlichen, aber nicht in der uns umgebenden Natur, aufgesucht werden kann.

Sympathesiren, ein Mitgefühl oder Mitleiden mit einem Andern tragen, gegenseitige Gefühle austauschen,

oder übereinkommende Gefühle mit Andern durch eine gewiſſe Anziehung hegen.

Symphonie, Ital. Sinfonia, nach der wörtlichen Uebertragung, Zuſammenklang, Harmonie. In unſerer heutigen Muſik ein ausgeführtes Inſtrumentalſtück für das Zuſammenwirken des ganzen Orcheſters berechnet, und aus mehreren Hauptſätzen beſtehend. Ehemals verdrängte die Symphonie die Ouvertüre, und jetzt wird dieſes vielſtimmige Inſtrumentalſtück von der Ouvertüre immer mehr verdrängt. Die Schwierigkeit, eine Symphonie, das Höchſte der Inſtrumentalmuſik, zu liefern, hat zu der leichtern Form der weniger ausgeführten Ouvertüre, die nur eines Satzes bedarf, Gelegenheit gegeben, einer Einleitungsmuſik, die in den meiſten Fällen keine iſt, nämlich dann, wenn nichts eingeleitet wird, oder die Ouvertüre ſich auf das Folgende gar nicht bezieht. Die Symphonie iſt, wie ſchon bemerkt worden, ein ausgeführtes Inſtrumentalſtück; denn ſie ſoll, ihrem Weſen nach, abhängig ſeyn von dem eingeleiteten Ganzen, ſie ſoll die Aufmerkſamkeit nicht von demſelben ableiten, ſondern für daſſelbe ſtimmen, und muß daher die Hauptgedanken deſſelben gleichſam ſkizzirt enthalten, oder wenigſtens die Grundſtimmung des Ganzen angeben, weshalb ſie auch nicht ausgeführt ſeyn kann, und von den meiſten Opernkomponiſten mit Recht nach Verfertigung der ganzen Opernmuſik geſchrieben wird. Die Symphonie iſt daher ein ſelbſtſtändiges Orcheſterſtück, welches einer weitern Ausführung ſeiner muſikaliſchen Ideen fähig iſt; es iſt daher eine Melodiengattung, die nur auf Inſtrumenten hervorgebracht wird, welche genau zuſammen ſtimmen oder



Beſetzung bedarf, ſo darf ſie doch nicht ſo delikat in ihren Modulirungen ſeyn, als das Konzert, obgleich ſie zu demſelben mit einem oder einigen obligaten Inſtrumenten (konzertirende Symphonie) den Uebergang bildet. Das Konzert ſoll den Charakter und das Vermögen eines Inſtruments, gehoben und abgeleitet von dem übrigen Orcheſter, ausſprechen, obgleich man dabei nicht aller Orcheſterinſtrumente zur Mitwirkung bedarf. Das hervorgehobene Inſtrument im Konzerte zeigt hier immer die größte Kunſtfertigkeit, und beſonders durch einen ausdrucksvollen Vortrag; es modificirt die Geſinnungen und Gedanken des Konzerts durch ſeinen Grundcharakter. Auch die Ouvertüre, die nach den jetzigen Begriffen, die Inſtrumentaleinleitung eines Theaterſtücks iſt, kann als ſolche wohl in mehreren Fällen konzertirend ſeyn, und von dem Charakter eines Inſtruments beherrſcht werden. In der Symphonie ſoll aber das ganze Orcheſter, oder doch deſſen Hauptinſtrumente ein muſikaliſches Ganzes bilden, indem ſie zugleich zeigt, was die Inſtrumentalmuſik ſelbſtſtändig und in ihrer ganzen Fülle, das heißt, in der Verſchmelzung aller ihrer Hauptinſtrumente, zu leiſten vermag, wodurch einzelne Solis nicht ausgeſchloſſen ſind. Jetzt verlangt man von der Symphonie Alles; es darf auch nicht ein Orcheſterinſtrument fehlen, und früher waren die Inſtrumente dazu: Violinen, Bratſche, Baßinſtrumente, und zum Ausfüllen oder zur Verſtärkung kamen noch Hörner, Hoboen und Flöten hinzu. Man hielt ſie damals als eine leichte, der Ouvertüre untergeordnete Form, die anfangs aus ein oder etlichen fugirten Stücken, die mit Tanzſtücken von verſchiedener Art abwechſelten, beſtand, und insgemein Parthie genannt wurde. Die Symphonien dienten den größten Italieniſchen Opern zur Oeffnung, ſo wie die Intraden den kleinern. In den Kirchen verlangt ihre Einrichtung einen hohen Grad der Beſcheidenheit, nicht ſo auf dem Theater und im Zimmer; ihre vornehmſte Ei-

genſchaft beſteht darin, daß ſie in einem kurzen Begriffe oder Vorſpiele einen kleinen Entwurf desjenigen macht, was nachfolgen ſoll, und hieraus kann man leicht ſchließen, daß in einer Symphonie der Ausdruck der Leidenſchaften ſich nach demjenigen richten muß, was im Werke ſelbſt folgen ſoll; ſie darf der harmoniſchen Fülle nicht entbehren, und muß Feuer der Empfindung, originellen Schwung und einen edlen Styl beſitzen. Ein Schriftſteller ſagt über die Symphonie im Converſationslexicon, 9r Bd., 4te Aufl.: Die letztere und höchſte Aufgabe der Inſtrumentalmuſik konnte erſt dann gelöſet werden, als dieſe erſt ſelbſt auf ihren gegenwärtigen Gipfel gebracht worden war. Die Symphonie hat mit den meiſten übrigen für das Orcheſter geſchriebenen Stücken das gemein, daß die Grundſtimmen, welche die Saiteninſtrumente führen, mehrfach beſetzt werden, daher auch der Vortrag dieſer Stimmen keine willkührlichen Verzierungen verträgt, ſondern Alles, wie vorgeſchrieben, geſpielt werden muß, und, die Soli ausgenommen, Alles beſtimmt vorgeſchrieben, und die Parthie ſelbſt in ihren Figuren und in ihrer ganzen Einrichtung von dem Komponiſten auf mehrfache Beſetzung und deren Wirkung berechnet ſeyn ſoll. Die Grundſtimmen dürfen hiernach zwar die Schwierigkeiten einer Konzertſtimme nicht haben, aber jeder, der die größten Symphonien unſerer neuen Meiſter kennt, namentlich Beethovens, der das Orcheſter wie ein einziges Inſtrument behandelt, wird einſehen, daß die Vorſchrift jenes Wörterbuches in ihrer Ausdehnung nicht mehr gilt. Es dürfen auch, weil die Symphonie nicht, wie die Sonate, ein

[redacted]

Die Zahl der Sätze ist aber nicht zu bestimmen, jedoch kann man annehmen, daß solche nicht unter zwei seyn dürfe, und nicht leicht über vier oder fünf hinausgehe, weil ein volles Instrumentalstück, welches für die höchsten Effekte der Musik bestimmt ist, durch eine zu lange Dauer ermüden muß. Nach der jetzigen Einrichtung besteht die Symphonie gewöhnlich aus einem Allegro, einem Andante oder Adagio, worauf oft nach dem alten Herkommen eine für den Tanz nicht bestimmte Menuett folgt, und einem Rondo oder Presto. Beethoven hat sich nicht immer an diese Zahl oder Folge gebunden. Es ist daher natürlich, daß bei einem solchen Umfange und den großen Tonmitteln, welche ein ganzes Orchester darbietet, die Symphonie das größte selbstständige Tongemälde, und daher zum Ausdrucke des Großen, Erhabenen und Feierlichen vorzüglich geeignet sey, weshalb leichtere melodische Sätze, und tanzmäßige Parthien, aus welchen sonst die Symphonien bestanden, wenn sie nicht in kräftige und erhabene Parthien verflochten sind, oder in kunstmäßigem Contraste zwischen diesen stehen, die Symphonie kleinlich machen, sie erniedrigen; denn nach den vorhandenen Mitteln schließt man auf den größeren oder geringeren Zweck. Ein glänzender, feuriger und voller Styl, große und kräftige Melodien und Bässe, energische Modulationen, die kühnste Verschlingung und Nachahmung der Melodien und Rhythmen, der größte Wechsel und das mannigfaltigste Zusammenwirken der Instrumente, welche bald abwechselnd, bald zusammentönend, bald herrschend, bald ausfüllend und begleitend die Melodie bilden, ist der Symphonie, besonders in dem ersten und letzten Satze eigen; es darf aber auch der langsamere und sanftere Mittelsatz, um zu dem Ganzen zu passen, nicht unkräftig seyn. Symphonien setzen daher eine große Meisterschaft in der Harmonie, Kenntniß der Instrumente ꝛc. voraus. Unter den älteren Symphonie-Kompoñisten waren Benda, Bocherini, Dit-

tersdorf, Hofmeiſter, Pleyel ſehr beliebt; die größten neuern Meiſter ſind Haydn, Beethoven, Mozart, und die ihnen anhängenden Ramberg, Eberl, Ries, Neukomm ꝛc. ꝛc.

Symptome, in der Heilkunſt, die Phänomene oder Erſcheinungen der Krankheiten, das heißt, die in die Sinne fallenden äußeren Merkmale einer Krankheit, durch welche auf das Daſeyn und die Art der Krankheit geſchloſſen werden kann; werden diejenigen, die in irgend einer Krankheit mit einander vorkommen, ſämmtlich zuſammengefaßt, ſo erhält man die äußere Seite oder das Bild der Krankheit, welches man als einen treuen Abdruck des Innern oder des Weſens derſelben betrachten kann. Sie haben ihren Grund und ihren Sitz in den Funktionen oder Verrichtungen, die durch die Krankheit verändert werden, und daher bald zu lebhaft, bald zu ſchwach, bald auch verändert von Statten gehen, wodurch auch oft die Organe ſelbſt in ihrem Anſehen, ihrer Textur, Struktur, Größe ꝛc. verändert werden. Die Symptome können nur von dem Kranken allein bemerkt werden, oder dieſes geſchieht von dem Arzte. Der Kranke allein bemerkt z. B. den Schmerz in gewiſſen Theilen des Körpers, Froſt, Schauder, Hitze, Unruhe, Ekel, Schwäche, Durchfall, Hartleibigkeit, Beklemmungen, Blähungen, Durſt, Harnlauf, Verhaltung des Harns, Mangel an Eßluſt, verlornen Schlaf, Ausbleiben der Periode ꝛc. ꝛc. Der Arzt bemerkt ſie an dem Kranken durch den Puls und durch die krankhaften Anregungen oder Bewegungen, welche ſich äußerlich zeigen: Schweiß, Kälte, Veränderung der Geſichtsfarbe, belegte Zunge, trüben, dicken Urin, beſchwerliches Athemholen,

die täglichen Betſtunden ſollen allemal des Abends, fünf Viertelſtunden vor Sonnenuntergang, des Morgens aber nach Sonnenaufgang geſchehen; doch geſchieht dieſes nur im Winter, im Sommer aber, wenn die Tage lang ſind, geht das Abendgebet gewöhnlich um ſieben oder acht Uhr an. — Die Synagoga Magna bildete ein Collegium von 120 Männern, die nach der Babyloniſchen Gefangenſchaft den Gottesdienſt wieder einrichten und von den eingeriſſenen Mängeln und Irrthümern reinigen ſollten. Eine ſolche Synagoge ſoll von dem Eſra ſelbſt noch eingeſetzt worden ſeyn, und mit Simeon dem Gerechten wieder aufgehört haben; ſie war in ſofern von dem Synedrio magno unterſchieden, als ſolches ein weltliches, jene aber ein geiſtliches Collegium war. Glieder dieſes Collegiums ſollen gleich anfangs geweſen ſeyn: Serubabel, Seraja, Raalja, Mardochai, Bilſchan, Haggai, Zacharias, Malachias, Nehemia und Andere. Da aber bei dieſem Collegium Gegenſtände abgehandelt wurden, welche die Religion und das gemeine Weſen zugleich angingen, ſo ſollen beide Kollegia zuſammengekommen ſeyn und gemeinſchaftlich gerichtet haben.

Synalepſe, eine grammatiſche Figur, da ein Selbſtlauter oder Doppellauter zu dem Anfange des folgenden Wortes gezogen, und in Verſen beim Scandiren weggelaſſen wird, als: Mach' einen Raub aus ihm; ſein' Armuth bleibt ihm doch, für mache einen, und ſeine Armuth ꝛc. ꝛc.

Synangium, in der Botanik, ein Ausdruck für die Fruchthäufchen (Sori), in welchen die Spornbehälter unter einander verwachſen ſind, wie Marattia und Danaea; dieſer Ausdruck iſt aber nicht mehr recht gebräuchlich.

Synantherеen, ſ. den folgenden Artikel.

Synantherеus, in der Botanik, verwachſen-beutelig, mit verwachſenen Staubbeuteln, z. B. die Staubge-

fäße bei Lobelia und Impatiens. Daher der Name Synantherene, Synanthereen, für die Pflanzen aus Linné's neunzehnter Klaſſe, welche in Köpfchen oder Körbchen blühen.

Synanthius, in der Botanik, mit den Blüten ſich entfaltend oder entwickelnd, wie die Blätter von Ornithogalum pyrenaicum.

Syncarpium, in der Botanik, der Beerenhaufen oder die Himbeerfrucht, ein ziemlich entbehrlicher Ausdruck für die einem verlängerten oder ſtark gewölbten Fruchtboden aufſitzenden, untereinander zuſammenhängenden oder verwachſenen beeren- und ſteinfruchtartigen Früchtchen einer einzelnen Blüte, z. B. bei Rubus und Anona.

Synchronismus, aus dem Griechiſchen, heißt die Zuſammenſtellung der Perſonen, welche zu gleicher Zeit lebten, und der Begebenheiten, welche zu gleicher Zeit ſich ereigneten, daher ſynchroniſtiſche Tabellen, ſolche Tabellen, wo Obiges geſchehen iſt.

Synclistus, in der Botanik, geſchloſſenfrüchtig, deſſen Früchte bei der Reife nicht aufſpringen, wie bei Crambe, Bunias und Myagrum.

Syncretismus, ein Wort von mehrſeitiger Bedeutung, jedoch hauptſächlich in der Religion, die Religionsmengerey, oder das Verfahren, die Stellen in den Glaubenslehren ſo zu deuten, daß alle Partheyen damit zufrieden geſtellt werden; gewiß eine ſehr edle Verfahrungsart, wenn ſie nicht oft auf Täuſchung und Achſelträgerey beruhete. Dann auch eine Vergleichung der Religionen untereinander, die aber in den Glaubensangelegenheiten nicht übereinkommen, dieſen Syncretis-

tigkeiten untereinander entzweiet, jedesmal bei dem Angriffe zum äußeren Frieden, schnell vereinigten, allen innern Zwist vergaßen, und alle für einen Mann stehen wollten, und so auch gegen die Feinde zogen. So wurden auch unter den kirchlichen Partheien, besonders die Evangelischen aufgefordert, allen Zwiespalt zu vergessen, und wie die Cretenser sich vereint gegen alle Angriffe der andern Partheien mit Muth zu waffnen. Späterhin lehnte man das Wort aus dem Griechischen ab, von συν-κεραννυμι-κεραω, welches vermischen bedeutet. Als im sechzehnten Jahrhunderte in Italien die alte Literatur wieder auflebte, und die Griechischen Klassiker wieder mit Begierde gelesen wurden, und besonders Platons Philosophie eine Vorliebe fand, welche dem herrschenden Aristotelismus kräftig entgegentrat, waren die meisten damaligen Philosophen Syncretisten, und suchten den Plato mit dem Aristoteles zu vereinigen. Sie nannten sich auch Eklectiker, auch werden sie von Alexandrien in Aegypten, wo diese Art zu philosophiren besonders im zweiten Jahrhunderte aufkam, Alexandriner genannt. Unter diesen Gelehrten zeichneten sich hauptsächlich Johann Franz Picus, Bessarion und Andere aus, die auch dem Plato ergeben waren, aber doch den Aristoteles nicht ganz sinken lassen wollten. Besonders aber ist das Wort erst in der evangelischen Kirche mehr in Brauch gekommen, und Syncretist ein Schmähwort geworden, welches man auf die feindseligste und gehässigste Weise anwendete. So nannte man z. B. Syncretisten, oder Vermischer und Verfälscher seit dem Anfange des siebzehnten Jahrhunderts, besonders die Schüler und Anhänger des Georg Calixtus, Professors der Theologie zu Helmstädt, und überhaupt die Helmstädter Theologen. Calixtus war nämlich ein geistvoller und gelehrter Theologe, dem es sehr darum zu thun war, manche Unterscheidungslehren, welche bis

het werden, der nur im Beten und Predigen beſtand, ſo wie in andern gottesdienſtlichen Verrichtungen; nur wurde nicht darin geopfert, welches in der Stiftshütte und hernach im Tempel geſchah, die man nur als die zu dieſer Verrichtung heiligen Orte anſah. — Am wahrſcheinlichſten iſt es, daß dieſe Bethäuſer oder Schulen als Erſatz der von den Römern zerſtörten Tempel anzuſehen ſind, indem ſie jetzt auch zum gottesdienſtlichen Gebrauche beſtimmt wurden, da ſie vorher nur Schulen und Bethäuſer waren; denn als die Juden in fremde Länder zerſtreuet wurden, zeigten ſie ſich eifriger in Aufrechthaltung ihrer religiöſen Gebräuche; ſie verſammelten ſich, wie ſchon bemerkt worden, in Privathäuſern zu gemeinſchaftlichen Andachtsübungen, und wo ſie Erlaubniß dazu erhielten, errichteten ſie öffenliche Bethäuſer; denn an den Aufbau der Tempel, wie ſie ſolche ehemals beſaßen, durften ſie jetzt nicht denken, da ſie ſozuſagen geächtet waren, und bei der größeren Ausbreitung des Chriſtenthums und der Mohamedaniſchen Religion in den meiſten Ländern Aſiens, wo früher ihre Wohnſitze waren, und Europas ſpäterhin nur geduldet wurden, ſo wagten ſie es auch nicht, bei den Regierungen anzuhalten, prachtvollere Tempel in dieſen Ländern zu erbauen; ſie waren mit der Erbauung der ihnen erlaubten einfachen Bethäuſer zufrieden, wodurch ſie kein Aufſehen gaben, und die ſchon widrige Stimmung gegen ſie noch mehr anregten, und dieſe Bethäuſer haben ſie auch bis auf die neueſte Zeit behalten, nur daß ſie hin und wieder in den Ländern, wo ſie das Bürgerrecht erhalten haben, in einem beſſeren Style erbauet worden ſind. — Dieſe Synagogen ſind daher nach dem Wiedereinzuge der Juden in das Land Canaan, nach der Babyloniſchen Gefangenſchaft, weit allgemeiner geworden. In ſpätern Zeiten, als Alexander der Große hunderttauſend Juden in ſeine neu erbaute Stadt Alexandria in Aegypten aufnahm, und ihnen gleiche

theien in Glaubenssachen beschäftigen, und auch die Anhänger derselben; s. auch den vorhergehenden Artikel.

Syndactylae, Heftzeher, eine Benennung der zweiten Familie der Klettervögel, welche sich durch folgende Gattungskennzeichen auszeichnen. Der Schnabel ist stark, kantig, gerade oder mäßig gebogen; die Füße sind klein, Schwimmfüße, die weder zum Gehen, noch zum Klettern viel gebraucht werden, sondern meist zum Sitzen; sie haben keinen Kletterschwanz, und ihr Gefieder ist meist mit Prachtfarben geziert, vorzüglich sind sie grünblau, metallisch glänzend. Sie bewohnen fast alle warmen Länder. Es gehören dazu: die Nashornvögel und die Eisvögel.

Syndikat, s. unter Syndikus.

Syndikatoren, Syndicatores, ehemals zu Genua diejenigen Beamten, welche auf das Verhalten des Dogen und anderer Beamten ein wachsames Auge haben mußten.

Syndikus, in den Rechten, ein Bevollmächtigter. Schon bei den Griechen zu Athen waren die Syndici gewisse Beamte, welche die Schlüsse und Verordnungen des Raths den Bürgern bekannt machen mußten; aber nicht bloß dazu waren sie verpflichtet, sondern sie mußten sie auch den Bürgern erklären, und sie auf das Gute, welches damit beabsichtiget werden sollte, aufmerksam machen; sie wurden aber auch von den Bürgern erwählt, um deren Bestes zu besorgen. Sie waren daher hier so viel, als bei den Römern die Volkstribunen. Dergleichen Beamte befanden sich auch in den Römischen Municipiis, welche dieselben vertraten und gleichsam deren Advokaten seyn mußten; sie hießen deshalb auch Defensores civitatum, wurden von den Räthen erwählt, und waren mit den Syndicis der Griechen fast einerlei. In der neuern und neuesten Zeit sind die Syndici Gerichts-Bevollmächtigte, denen die Beobachtung der Geschäfte und Angelegenheiten einer Stadt

oder Gemeinde obliegt, und ſo haben auch Landſchaften, Univerſitäten ꝛc. ihre Bevollmächtigte, von denen ſie in Rechtsſachen oder Angelegenheiten vertreten werden; er beſorgt ihre Angelegenheiten. Zur gültigen Wahl eines Syndikus iſt nöthig: 1) daß die ganze Gemeinheit mit Einſchluß der Wittwen, Waiſen und Minderjährigen und deren Vormündern, zur Beſtellung des Syndikus zuſammenberufen werde; 2) daß zwei Drittheile der Gemeinheit erſcheinen, und 3) daß von dieſen zwei Drittheilen die größere Menge einwillget. Niemand, der zur Führung eines öffentlichen Amtes, beſonders eines Sachwalters oder Procurators unfähig iſt, kann Syndikus werden; auch kann der Syndikus bloß für gewiſſe Fälle beſtellt werden; dann heißt er Syndicus particularis, oder er wird für alle Fälle beſtellt, dann iſt er Syndicus universalis; iſt ſeine Vollmacht auf keine gewiſſe Zeit beſchränkt, ſo heißt er Syndicus perpetuus. Die Vollmacht, welche er erhält, wird Syndikat (Instrumentum syndicatus) genannt, ſie wird ihm von der Gemeinde ꝛc. zur Legitimation ausgeſtellt. Auch das Amt, die Stelle eines Syndikus wird Syndikat genannt. Im Oberdeutſchen iſt Schaffner, Fürſprecher, Friedbinger eben ſo viel als Syndikus.

Synecdoche, Synekdoche, in der Sprachkunſt, eine rhetoriſche Sachfigur, eine Vertauſchung nach der innern Verwandtſchaft anzudeuten; es iſt eine Art von Tropen oder von bildlicher Redensart, die verſchiedene Abtheilungen unter ſich begreift. So ſetzt man bald das Ganze anſtatt eines Theils: die Welt iſt ſchlimm, für die Menſchen; oder ein Theil für das

eine ungewiſſe, einer geraden für eine ungerade, und ſo auch umgekehrt, nebſt mehreren dergleichen.

Synedrium, Hebr. Sanhedrin, bedeutet eigentlich einen Sitz oder die Niederſetzung des Richters zum Gerichte. So nannte man das hohe Gericht zu Jeruſalem, welches aus ein und ſiebzig Beiſitzern beſtand, Synedrium. Die Juden hatten zwei dergleichen Gerichte: das Synedrium magnum und das Synedrium minus, wozu Manche, als das Dritte, auch noch den Consessum Trium rechnen; indeſſen wollen die Juden nur von zwei Sanhedrins wiſſen; ſonſt könnte man das Concilium Sacerdotum und das Concilium Pontificis Maximi auch noch dazu rechnen, weil ſie ſich bei ihren Zuſammenkünften doch auch mit einander niedergeſetzt haben werden. — Der große Rath, das Obergericht, Synedrium magnum, Sanhedrin gedolah, ſoll nach Einigen ſchon in Aegypten geweſen, nach Andern von Moſe in der Wüſte, und wiederum nach Andern von den Maccabäern errichtet worden ſeyn. Die Erſteren ſetzen es aller Wahrſcheinlichkeit nach zu hoch hinauf, und die Letzteren wieder zu tief hinab; obgleich es bedenklich iſt, daß in dem Buche der Richter und der Könige nichts von dieſem Rathe erwähnt worden oder ſeiner gedacht wird, da doch die Juden ſo oft in Abgötterey verfallen ſind, und das Synedrium es nicht geahndet oder verhindert hat, daß die Könige überall nach ihrem Gefallen verfahren; auch ehe die Könige in Iſrael eingeſetzt worden, und es Jedem zu thun frei ſtand, was er wollte, daß damals nicht der Levite die Benjamiten vor dem Synedrium verklagt habe, ſondern dieſe Angelegenheit an alle zwölf Stämme habe gelangen laſſen, und was der Dinge mehr ſind. Dagegen beziehen ſich die Andern auf Nr. XI, 17, da es eingeſetzt worden ſeyn ſoll, wobei im Joſ. XXIV, 1, Jud. II, 7, Pſalm CXXII, 5 der Aelteſten und Richter gedacht worden; daß die Schriftgelehrten und Phariſäer auf

Moſes Stuhle geſeſſen, und von einer neuern Erſetzung deſſelben geſchieht aber keiner Erwähnung. Man kann es daher bei deſſen Alter laſſen, obgleich es auch gewiß Zeiten gab, da es eingegangen, oder von Herrſchern oder fremder Macht iſt unterdrückt worden. Dieſer große Rath beſtand aus ſiebzig, auch ein und ſiebzig Perſonen, die meiſt aus dem Stamme Levi waren, jedoch wurde dieſer Stamm nicht ausdrücklich dazu bedingt, wenn daher auch kein Mitglied aus dieſem Stamme war, ſo wurde die Verſammlung doch der große Rath genannt. Man verlangte nur, daß die Mitglieder deſſelben ſchon Richter in ihren Städten geweſen; dann in dem kleinen Rathe zu Jeruſalem geſeſſen, von ehrlicher Abkunft, im Geſetze und andern Wiſſenſchaften, als in der Arzneykunſt, Arithmetik und Aſtronomie, erfahren ſeyn, und mehrere Sprachen reden, jedoch nicht ſiebzig Sprachen, wie man angiebt, verſtehen ſollten. Ferner gehörte dazu ein guter Name, keine Leibesgebrechen, die gehörigen Jahre, ein gutes Anſehen, und die erforderliche Beredſamkeit. Das Haupt oder der Präſident der Verſammlung hieß Naſi, der immer aus dem Stamme Juda ſeyn ſollte, welchem jedoch Andere widerſprechen; auch war es nicht immer der Gelehrteſte und Weiſeſte der Verſammlung, auch nicht immer der Hoheprieſter, wie Einige muthmaßen; denn dieſer war oft nicht einmal ein Mitglied dieſer Verſammlung, ſondern man wählte ihn nur, wenn man es für thunlich fand, und er überhaupt ein Mann von ausgezeichneten Kenntniſſen war. Auch ſoll dieſer Vorſitzende der Erhalter und Fortpflanzer der Traditionen geweſen ſeyn, und allemal die Stimmen in dem großen Rathe geſam-

dessen Jenem an Würde weit untergeordnet. Der dritte war Chacham oder Sapiens, als zweiter Beisitzer. Sobald als sich der große Rath versammelte, so saßen alle siebzig Personen in einem Halbkreise, der Präsident oder Nasi in der Mitte, mit dem Rücken gegen Abend gekehrt; zur Rechten der Pater domus oder erste Beisitzer, und zur Linken der zweite Beisitzer oder Sapiens, und so fort auf beiden Seiten wechselsweise die übrigen Mitglieder nach ihrem Range. An beiden Enden standen die beiden Sekretarien oder Schreiber. Der auf der rechten Seite stehende Sekretair schrieb die Stimmen der Lossprechenden, und derjenige auf der linken Seite die Stimmen der Verurtheilten auf. Zur Zeit der Stiftshütte soll dieses Kollegium an dem Eingange derselben gesessen haben; in dem ersten Tempel aber in der Fürstenkapelle, in dem andern aber in dem Conclav Gazith; bis es vierzig Jahre vor der Zerstörung in die Hütten des Tempels; dann aus dem Tempel in die Stadt, und nach der Zerstörung Jerusalems nach Jafna, Uscha, Sephara, Beth Schearim, Zipporis, und zuletzt nach Tiberias gekommen, wo es dann seine Auflösung erhielt. Präsidenten zählte man darin nach der Babylonischen Gefangenschaft sechzehn, von denen der Erste Esra, der Zweite Simeon der Gerechte, und der Letzte Rabban Gamaliel gewesen ist. Der Sanhedrin war eigentlich ein weltliches Gericht, sobald aber Religionssachen vorkamen, soll es sich mit der großen Synagoge verbunden haben, obgleich ihm Andere auch das weltliche und geistliche Gericht zuschreiben, und dieses kann auch wohl nach dem Aufhören der großen Synagoge der Fall gewesen seyn. Das Synedrium gab Gesetze, urtheilte über Krieg und Frieden, über ganze Stämme, über den König und den Hohenpriester, nahm die Appellationen von den niedrigen Gerichten an, und es durfte sich ihm Niemand bei Verlust des Lebens widersetzen; es strafte auch die Missethäter am Leben, bis

ihm eine ſolche Macht die Römer benahmen; indeſſen glaubten doch die Juden, daß es irren könne und hielten es daher nicht für unfehlbar. Seine Sitzungen hielt es alle Tage von dem Morgenopfer an bis an das Abendopfer, außer dem Sabbathe und an den großen Feſten, daß aber Moſe, als er ein ſolches Synedrium errichtete, nicht gewußt hätte, wie er ſiebzig Mitglieder aus zwölf Stämmen zuſammenbringen ſolle, weil zu ſechs zwei darüber geweſen, und zu fünf zehn Glieder gefehlt haben würden, und hätte er aus einem Stamme mehr als aus dem andern nehmen wollen, es dieſe verdroſſen haben würde; mithin nahm er zwei und ſiebzig Zettelchen, auf jeden Stamm ſechs, und auf ſiebzig geſchrieben Saken, Senior, auf zwei aber Chalak, glabrum, und wer dieſe zwei genommen, ſey leer ausgegangen, iſt nur ein Mährchen, welches die Juden ſelbſt erfunden haben ſollen. Herodes ließ alle Mitglieder des Synedriums bis auf den einzigen Simeon hinrichten, weil dieſes Kollegium ihn ehemals, ehe er noch König geworden, zum Tode verurtheilt hatte, und die Römer ſchränkten es ein, daß es wohl Einen zum Tode verurtheilen, aber ohne des Landpflegers Zuſtimmung die Hinrichtung nicht geſchehen konnte. Gabinius legte noch vier dergleichen Kollegia an, zu Gadara, Amathunte, Jericho und Sephori, wodurch das zu Jeruſalem viel verlor. Uebrigens erwählte das Synedrium ſeine Glieder ſelbſt, und weihete ſie feierlich zum Dienſte mit Auflegung der Hände, indem dazu geſprochen wurde: „Siehe, die Hand iſt dir aufgelegt, und wird dir Macht geben Gericht zu halten, auch über Leib und Leben.“ Sie konnten auch den Hohenprie-

ſchickt ſeyn mußten. Da indeſſen weder die heilige Schrift, noch Joſeph von dergleichen Rathsverſammlungen ſpricht; Letzterer jedoch erwähnt, daß in jeder Stadt ein Conſeß von ſieben Richtern geweſen, ſo wollen Einige dieſe Art der Rathsverſammlungen, nämlich das Synedrium, nicht für ſo ausgemacht richtig halten, oder wenigſtens die Meinung hegen, daß allemal ſieben Mitglieder haben zugegen ſeyn müſſen, wenn ein Gericht hat abgehalten werden ſollen, wie ſolches Joſeph angiebt.

Syngenesia, ſ. Syngeniſten.

Syngenesus, in der Botanik, verwachſen-beutelig.

Syngeniſten, eine Bezeichnung der Pflanzen der Linnéiſchen neunzehnten Klaſſe Syngenesia.

Syngnathus, ein Gattungsname der Meernadel, ſ. Th. 87, S. 155 u. f.

Synkopatio, ſ. den folgenden Artikel.

Syntope, Syncopatio, eine grammatiſche Wortfigur, welche eine Verſchluckung einzelner Buchſtaben bedeutet, und hauptſächlich in der Poeſie vorkommt, wie z. B. die lang' verhalt'nen Thränen; die Lieb' iſt thränenreich ꝛc. — In der Muſik iſt es eine wider den Takt angebrachte Rückung oder Zertheilung einer Note.

Synodalrede, ſ. den Art. Synode.

Synodal-Verfaſſung, ſ. daſelbſt.

Synode, im Bereiche der Kirche, eine Verſammlung von Geiſtlichen in wichtigen kirchlichen Angelegenheiten, die entweder bei den Katholiken ein Biſchof mit ſeinen Pfarrern (Synodus dioecesalis), oder ein Erzbiſchof mit ſeinen Biſchöfen (Synodus provincialis), oder die geſammte Geiſtlichkeit eines Reiches unter Vorſitz eines Päbſtlichen Legaten (Synodus universalis s. nationalis), veranſtaltet, um über Controverſe der Kirchenlehre und Liturgie Verhandlungen zu pflegen und Beſchlüſſe zu faſſen. Peter der Erſte ſetzte die heilige Synode

zu St. Petersburg ein; ſie iſt der oberſte Kirchenrath der Griechiſchen Kirche im Ruſſiſchen Reiche, und eine fortdauernde geiſtliche Behörde an der Stelle des Patriarchats. Auch die Proteſtanten oder Evangeliſchen haben Synoden, die von den Biſchöfen oder den General-Superintendenten und den Inſpektoren oder Superintendenten mit ihren Pfarrern abgehalten werden, die jedoch mehr den Zweck gelehrter Uebungen und Anfeuerungen zu zweckmäßiger Amtsführung haben ſollen, als eigentliche Abänderungen ꝛc. in der Kirchenconſtitution und Beilegung ſtreitiger Glaubenslehren. Bei den Evangeliſchen iſt beſonders die Dortrechter Synode, die in den Jahren 1618 und 1619 abgehalten wurde, und die Remonſtranten aus der reformirten Kirche ſchied, ein National-Concilium zu feſterer Beſtimmung ſtreitiger Glaubenslehren. Das Recht, dergleichen Synoden in den proteſtantiſchen Ländern zu veranſtalten, und die Geiſtlichen zu kirchlichen Zwecken zuſammen zu rufen, gehört zu den Reſervaten, die den proteſtantiſchen Fürſten, als Inhaber der biſchöflichen Gewalt, und ihren Ständen zukommen; denn auch da, wo Biſchöfe in dieſen Landen vorhanden ſind, wie z. B. in England, Schweden, Dänemark, und jetzt auch in Preußen, haben dieſe doch keine ſolche Gewalt, als die katholiſchen, ſie ſind den Anordnungen ihrer Fürſten eben ſo unterworfen, wie die übrigen Staatsbeamten. Das Recht, welches indeſſen die Fürſten hier ausführen, kommt ſelten in Anwendung. Nur erſt in neueſter Zeit, nach dem Befreiungskriege und nach der dreihundertjährigen Feier der Reformation, im Jahre 1817, wurden auch in Preußen Synoden von dem Könige Friedrich Wilhelm dem

an deren Spitze Bischöfe stehen, um so zweckmäßiger auf die Religiösität der Unterthanen oder des Volks zu wirken, und deshalb wurden diese Synoden sowohl in den Provinzen und Kreisen, als auch in den Residenz- und Hauptstädten angeordnet, um hierin über das Wohl der Kirche Beschlüsse zu fassen, und diese nach reiflicher Erwägung dem Monarchen vorzulegen; und aus den sämmtlichen Beschlüssen der Provinzialsynoden war das Resultat, daß nach der schon geschehenen Vereinigung der Lutherischen und Reformirten Gemeinde zu einer Evangelischen, der Kirche Provinzialbischöfe, eine neue Liturgie und andere kirchliche Einrichtungen mehr zugetheilt wurden. Bei den vielen Schriften und Synodal-Reden, die in der Zeit der Abhaltung der Provinzial- und Kreissynoden gedruckt erschienen, verdient hier ein Auszug aus der Synodalrede, welche der Synode des Haynauischen Kreises von dem Pastor Bobertag übergeben worden (Züllichau, 1818), eine Stelle.

Wie ist dem geistlichen Stande geistig aufzuhelfen? Durch nichts anderes, als durch frommen christlichen Sinn, durch Geist und wissenschaftliche Bildung. Könnte man die Geistlichen, die jetzt in Synoden versammelt sind, mit diesen Gaben des heiligen Geistes ausrüsten, so würde es bald um Religion und Kirche besser stehen. Der fromme Sinn war zu den Zeiten der Jünger Jesu, denen sich in herrlicher Klarheit das Wort des Ewigen kund that, das höchste und einzige Erforderniß eines Jüngers Christi. Es ist und bleibt auch bei uns die erste, höchste und wichtigste Bedingung eines würdigen Geistlichen. Alle Gelehrsamkeit, alle wissenschaftliche Bildung, wenn es ohne religiösen Sinn eine wahre wissenschaftliche Bildung gäbe, können den Mangel desselben nicht ersetzen. Es ist der heilige, lebendig gefühlte Trieb des Menschen, sich nicht mit dem physischen Seyn zu begnügen, sondern sein Auge, Herz und Sinn höher zu heben in Glauben, in Liebe und in Hoffnung; ohne ihn ist das

Thun des Geistlichen eine klingende Schelle. Der fromme Sinn ist für den Laien hinreichend; ihn sollen wir mit aller Kraft fördern, und mit Liebe pflegen. Wenn er aber gleich die höchste nnd wichtigste Bedingung ist, so ist er doch nicht die Einzige. Das Christenthum ist als positive Religion etwas in einer bestimmten Zeit Gegebenes; es ist in Worten verfaßt, und der Geist will darin aufgefaßt seyn, wenn er sich nach Zeit, Ort und Umständen Menschen offenbarte. Das Zeitliche, Räumliche muß abgesondert werden, und das Geistige lebendig aufgefaßt, und dieses vermag nur der Geist. Es gehört aber auch eine wissenschaftliche Bildung dazu, das heißt, ein Geist, der in seine Ueberzeugungen, in seine Ansichten Ordnung, Zusammenhang und Festigkeit zu bringen weiß. Ohne ihn ist der Geistliche ein Rohr, das der Wind hin und her wehet, ist ohne Festigkeit dem Spiele jeglicher Lehre ausgesetzt, vermag nicht zu stehen vor gelehrten Spöttern, und sinkt in Gehaltlosigkeit hinab. Je mehr sich in unsern Tagen die wissenschaftliche Kultur steigert, um so mehr steigert sich auch die Forderung wissenschaftlicher Bildung an den Geistlichen; daher müssen Jünglinge mit frommem Sinn gebildet, aufgesucht und durch wissenschaftliche Bildung zu Geistlichen erzogen werden. Keiner sollte dem Studium der Theologie sich widmen, der nicht seinen frommen Sinn als eine Mitgift aus dem Kreise einer frommen Familie möglichst beurkundet hat. Den ersten Unterricht geben die Volkselementarschulen; hier muß also die Bildung zur Religion das Höchste und Wichtigste seyn, nicht bloß des künftigen Religionslehrers wegen, sondern wenn für alle Menschen die Religion das Lebensprinzip werden soll; seitdem wir diesen einzigen höchsten Gesichtspunkt bei den Elementarschulen aus den Augen verloren haben, sind wir auf Verirrungen gekommen, die den Volksunterricht erschweren. Setzt

ſchickt ſeyn mußten. Da indeſſen weder die heilige Schrift, noch Joſeph von dergleichen Rathsverſammlungen ſpricht; Letzterer jedoch erwähnt, daß in jeder Stadt ein Conſeß von ſieben Richtern geweſen, ſo wollen Einige dieſe Art der Rathsverſammlungen, nämlich das Synedrium, nicht für ſo ausgemacht richtig halten, oder wenigſtens die Meinung hegen, daß allemal ſieben Mitglieder haben zugegen ſeyn müſſen, wenn ein Gericht hat abgehalten werden ſollen, wie ſolches Joſeph angiebt.

Syngenesia, ſ. Syngeniſten.

Syngenesus, in der Botanik, verwachſen-beutlig.

Syngeniſten, eine Bezeichnung der Pflanzen der Linnéiſchen neunzehnten Klaſſe Syngenesia.

Syngnathus, ein Gattungsname der Meernadel, ſ. Th. 87, S. 155 u. f.

Synkopatio, ſ. den folgenden Artikel.

Synkope, Syncopatio, eine grammatiſche Wortfigur, welche eine Verſchluckung einzelner Buchſtaben bedeutet, und hauptſächlich in der Poeſie vorkommt, wie z. B. die lang' verhalt'nen Thränen; die Lieb' iſt thränenreich ꝛc. — In der Muſik iſt es eine wider den Takt angebrachte Rückung oder Zertheilung einer Note.

Synodalrede, ſ. den Art. Synode.

Synodal-Verfaſſung, ſ. daſelbſt.

Synode, im Bereiche der Kirche, eine Verſammlung von Geiſtlichen in wichtigen kirchlichen Angelegenheiten, die entweder bei den Katholiken ein Biſchof mit ſeinen Pfarrern (Synodus dioecesalis), oder ein Erzbiſchof mit ſeinen Biſchöfen (Synodus provincialis), oder die geſammte Geiſtlichkeit eines Reiches unter Vorſitz eines Päbſtlichen Legaten (Synodus universalis s. nationalis), veranſtaltet, um über Controverſe der Kirchenlehre und Liturgie Verhandlungen zu pflegen und Beſchlüſſe zu faſſen. Peter der Erſte ſetzte die heilige Synode

zu ſanktionirendem Lehrbuche. Religiöſe Uebungen zum Anfange und Schluſſe des Unterrichts kehren wieder, als fromme chriſtliche Sitte, in unſere gelehrten Schulen zurück. Man halte ſtrenge und ernſt auf Gründlichkeit in den Wiſſenſchaften, auf Mathematik und gründliches Sprachſtudium, und wache ſtrenge über die Sitten der Schüler; denn nur durch Strenge und Ernſt bei der Erziehung der Jugend kann dem frivolen Leichtſinn der Zeit vorgebeugt werden. Man enthalte ſich daher auch bei der Bildung des Jünglings aller Motive des Ehrgeitzes und Eigennutzes, um ihn zum Fleiße anzuſpornen. Der Friede mit Gott werde dem Jünglinge als ſein höchſter zu erringender Lohn ſeines Fleißes vor Augen geſtellt, und iſt der Lehrer bei ſeiner Gelehrſamkeit ein frommer Mann, ſo wird dieſer Lohn den geiſtigen Jüngling mehr anſpornen, als alle Beiſpiele der alten und neuern Zeit. Iſt nun der Jüngling dahin gereift, daß er für eine geiſtige Idee erglüht, gründlich und mit Geiſt das Alterthum zu würdigen verſteht, dann iſt er reif zur Univerſität. Es kann nicht ſchwer werden, den Univerſitäten eine ſolche Verfaſſung zu geben, den für das Idealiſche empfänglichen Jüngling für das Höchſte in den Wiſſenſchaften immer mehr zu gewinnen. Man denke ſich zuvörderſt unter dem Profeſſor den Mann, der durch wahrhaft religiöſen und wiſſenſchaftlichen Charakter dem Jünglinge Achtung einflößt. Der Jüngling iſt nun herangereift, um einen freien ununterbrochenen Vortrag zu hören. Was man auch für die Beſchränkung der akademiſchen Freiheit ſagen mag, ſo iſt ſo viel gewiß, daß der Jüngling nicht mehr unter der ſpeciellen Aufſicht eines Führers ſtehen muß, den Manche ihm noch gern auf der Univerſität geben wollen, und mit Recht fordert man von den würdigen Lehrern der Univerſität, daß ſie große Ideen in den Jünglingen anzufachen wiſſen werden, wodurch ſie den Mißbrauch

ſtigkeit der Kenntniſſe beſtimmen wird. Einen religiöſen Menſchen verlangt die menſchliche Geſellſchaft zu ihrem Mitbruder, der zu der Einſicht gekommen iſt, daß er ſein Leben nicht nach den Forderungen ſeiner Neigungen, ſondern nach dem Willen des Höchſten einzurichten hat. Man kann daher mit Schreiben, Rechnen und Leſen den Kreis des ganzen Volks-Elementar-Schulunterrichts ſchließen. Alle übrigen Kenntniſſe müſſen in dem Unterricht, in der Religion und zur Religion zuſammengefaßt werden. Was außer dem Chriſtenthume und der bibliſchen Geſchichte, wie Naturgeſchichte, Naturlehre, Weltgeſchichte, bürgerlicher Verfaſſung noch in den Volksſchulen gelehrt wird, muß ſo geſtellt ſeyn, daß das Kind dadurch zur Religion geführt, das heißt, daß es durch daſſelbe zur Erkenntniß Gottes und Chriſti geführt wird, nicht aber ſo, daß es ihm als eitles Wiſſen Befriedigung ſeines Eigennutzes und Ehrgeizes verſpricht. Man wähle zu Volksſchulen keine andere, als religiöſe Lehrer, und es ſey die Pflicht der Seminarien, deren Vorgeſetzte, wie ſich von ſelbſt verſteht, wahrhaft chriſtliche Männer ſeyn müſſen, die künftigen Volksſchullehrer durch fromme Uebungen zu frommen Jugendlehrern anzubilden, ſie nach dem Buche, welches durch alle Klaſſen der Elementarſchulen bis zur Einſegnung eingeführt iſt, ſo lange zu unterrichten, und, unter ihrer Aufſicht, von den Seminariſten Kinder ſo lange unterrichten zu laſſen, bis ſie ſich den Inhalt des Buches ſo gut angeeignet haben, daß man ſie mit gutem Gewiſſen nach Kopf und Herz zu Lehrern in Volks-Elementarſchulen empfehlen kann. Durch dieſe einfachen Mittel würden unſere lobenswerthen Bemühungen in Volksſchulen geſegneter ſeyn, als durch die Einführung mancher an ſich guten neuern Unterrichtsarten, welche heute eben ſo vielfältig wechſeln, als die Syſteme der Philoſophen. Aus den Volks-Elementarſchulen tritt der Knabe ſpäterhin in ein Gymnaſium. Sind nun auch hier die Lehrer fromme Männer, ſo werden ſie dem wiſſenſchaftlichen Unterrichte das Gepräge der Religion zu geben wiſſen. Der eigentliche Unterricht der Religion werde von einem Geiſtlichen gegeben, nach einem von der Kirche auszuarbeitenden, von dem Staate öffentlich

zu ſanktionirendem Lehrbuche. Religiöſe Uebungen zum Anfange und Schluſſe des Unterrichts kehren wieder, als fromme chriſtliche Sitte, in unſere gelehrten Schulen zurück. Man halte ſtrenge und ernſt auf Gründlichkeit in den Wiſſenſchaften, auf Mathematik und gründliches Sprachſtudium, und wache ſtrenge über die Sitten der Schüler; denn nur durch Strenge und Ernſt bei der Erziehung der Jugend kann dem frivolen Leichtſinn der Zeit vorgebeugt werden. Man enthalte ſich daher auch bei der Bildung des Jünglings aller Motive des Ehrgeitzes und Eigennutzes, um ihn zum Fleiße anzuſpornen. Der Friede mit Gott werde dem Jünglinge als ſein höchſter zu erringender Lohn ſeines Fleißes vor Augen geſtellt, und iſt der Lehrer bei ſeiner Gelehrſamkeit ein frommer Mann, ſo wird dieſer Lohn den geiſtigen Jüngling mehr anſpornen, als alle Beiſpiele der alten und neuern Zeit. Iſt nun der Jüngling dahin gereift, daß er für eine geiſtige Idee erglüht, gründlich und mit Geiſt das Alterthum zu würdigen verſteht, dann iſt er reif zur Univerſität. Es kann nicht ſchwer werden, den Univerſitäten eine ſolche Verfaſſung zu geben, den für das Idealiſche empfänglichen Jüngling für das Höchſte in den Wiſſenſchaften immer mehr zu gewinnen. Man denke ſich zuvörderſt unter dem Profeſſor den Mann, der durch wahrhaft religiöſen und wiſſenſchaftlichen Charakter dem Jünglinge Achtung einflößt. Der Jüngling iſt nun herangereift, um einen freien ununterbrochenen Vortrag zu hören. Was man auch für die Beſchränkung der akademiſchen Freiheit ſagen mag, ſo iſt ſo viel gewiß, daß der Jüngling nicht mehr unter der ſpeciellen Aufſicht eines Führers ſtehen muß, den Manche ihm noch gern auf der Univerſität geben wollen, und mit Recht fordert man von den würdigen Lehrern der Univerſität, daß ſie große Ideen in den Jünglingen

[redacted]

das Eigenthum der Kirche waren. Wir können sie nicht zurückfordern, allein viele sind in unserm Lande Schlesien nicht veräußert. Es ist wohl nicht zu kühn, wenn die jetzigen Geistlichen an das Erbtheil ihrer Vorfahren einige Ansprüche machten? Wir verlangen nicht zu schwelgen, als wodurch nur der niedere irdische Sinn genährt werden würde, aber wir bitten demüthigst nicht in Verachtung und Sorgen der Nahrung versinken zu dürfen. Wir flehen daher, daß Se. Majestät die noch unveräußerten Güter dazu anwendeten, um den äußern Nothstand der Geistlichen zu verbessern, und ihre Verwendung würde zwar nicht in die Augen fallenden, aber gewiß großen Segen für die Sache der Religion verbreiten. Wenn wir für das Einkommen eines Geistlichen jährlich 1000 Thaler erbitten, so ist es nicht unbescheiden, wenn man bedenkt, daß mit vermindertem religiösen Sinn sich auch die Mildthätigkeit gegen die Geistlichen vermindert hat. Es sind außerdem von unsern mildthätigen Vorfahren Stipendia zur Unterstützung der Studierenden gestiftet worden, und es würde gewiß den Blick der Geistlichen auf ihre Familie sehr erheitern, wenn Se. Majestät huldreichst zu verordnen geruhten, daß, im Fall der Geistliche für eine gute Erziehung seiner Kinder redlich gesorgt hat, bei der Vertheilung der Universitätsstipendien vorzüglich auf die Söhne der Geistlichen Rücksicht genommen werde. Stellt man nun die Frage: Wie ist der Kirche und der Religion durch eine bessere Verfassung aufzuhelfen? So ist die Frage nicht gerade schwieriger, wohl aber mit größerer Besorgniß des Widerspruchs, als jede andere zu beantworten. Wir bescheiden uns gern, daß wohl die Vorschläge, die wir als Geistliche thun, hin und wieder dem geübten Staatsmanne einseitig erscheinen dürften; wir bitten aber nur, sie mit Ernst und Redlichkeit gegen die Kirche, die als eine ehrwürdige alte Anstalt eben so gut dasteht, wie der Staat selbst, zu würdigen. Gewiß ist es auch staatsklug, die Kirche nicht ganz sinken zu lassen, weil sie in ihrer Erniedrigung auch als Magd dem Staate dienstlich zu seyn aufhören würde. Wir bitten Se. Majestät um einen obern Bischof des Landes, der unter dem obersten Bischof,

Sr. Majeſtät ſelbſt, ſteht. Unter dieſem obern Biſchof ſtehen die Interna der Kirche, alſo die Lehrform, die Liturgie, die Bildung der Geiſtlichen, die innere Einrichtung der Schulen, und Alles, was hierher als genau zu Beſtimmendes gehört. In Externis, als in Errichtung und Erhaltung der Kirchen- und Schulgebäude, in Abſchaffung der Hinderniſſe des kirchlichen Lebens, welche ſich im Bürgerlichen fänden, ſo wie in allen hier genau zu beſtimmenden Verhältniſſen gebührt ihm bloß eine rathgebende Stimme. In ihm vereiniget ſich das ganze kirchliche Leben des Landes, und er ſteht an der Hauptkirche der Hauptſtadt des Landes, und zwar im geiſtlichen Amte. Er bildet mit den wiſſenſchaftlichſten und geiſtvollſten Geiſtlichen, deren Vaterlandsliebe und Anhänglichkeit an die Perſon des Königs bekannt ſind, das oberſte Kirchen-Collegium oder die Landesſynode. Beiſitzende Räthe wären Weltliche, die das Beſte des Staats bei allen Verhandlungen berückſichtigen, und denen ein Veto gebühret. Erfolgt nun dieſes, ſo gelangt die Sache an Se. Majeſtät ſelbſt zur Entſcheidung. An dieſes Collegium berichten die Provinzialſynoden. Es beſtätiget die Wahl oder Abſetzung der Geiſtlichen nach erfolgtem Vorſchlage der Provinzialſynoden. Es entſcheidet öffentlich über die Frage: Was hat der chriſtlich-religiöſe Sinn im verfloſſenen Jahre gewonnen? Welche Hinderniſſe deſſelben ſind abgeſtellt, welche walten noch ob? Es berichtet darüber an Se. Majeſtät den König, und die ſich ergebenden Reſultate aus dem Kirchenweſen werden der geſammten Kirche jährlich durch den Druck bekannt gemacht. Wir bitten ferner Se. Majeſtät um einen Provinzialbiſchof, in eben der, nur nach ſeinem Standpunkte als Provinzialbiſchof zu moderirenden Qualität, welcher mit den ihm zur Seite gegebenen würdigſten geiſtlichſten und weltlichen Räthen die Provinzialſynode bildet, welche die Geiſtlichen

[redacted]

man ſie an eine heuchleriſche Tugend gewöhnt. Zu wünſchen iſt es jedoch, daß die Univerſitätslehrer, beſonders ſolche, die nicht bloß Stubengelehrte ſind, den Studenten Gelegenheit eines nähern Umganges geben; unerläßliches Bedürfniß für den Theologen iſt eine praktiſche Anſtalt zu allen Vorübungen ſeines künftigen geiſtlichen Berufes. Macht ſich der Jüngling durch ſein Betragen des geiſtlichen Standes unwürdig, ſo ſchließe man ihn hier ſchon davon aus. Hat der Jüngling die Univerſität verlaſſen, ſo tritt er unter die Aufſicht der Kreisſynode, und wird wiſſenſchaftlich und praktiſch fortwährend geübt. Seine fernere Fortbildung ſey nicht klöſterlich, wie Einige wollen. Unter der Aufſicht eines Geiſtlichen wird er mit der Stellung eines Geiſtlichen bekannt gemacht, und hat ſich die Synode durch ſein Arbeiten und durch ſeine Aufführung überzeugt, daß er würdig iſt, ein geiſtliches Amt zu bekleiden, ſo wird er von ihr der Provinzialſynode zur Weihe vorgeſchlagen, und iſt als ordinirter Kandidat jeglicher Vertretung fähig. Es möge künftighin den Patrociniis nicht mehr erlaubt ſeyn, aus der großen Anzahl der Kandidaten jeden beliebigen zu wählen, ſondern nur von den dreien, die bei jeder Vacanz von der Synode vorgeſchlagen werden. Einer vorzüglich üblen Stellung der Geiſtlichen würde durch die Uebertragung der Patronatsrechte von den einzelnen Grundbeſitzern auf die ganze Gemeinde, welche Uebertragung gegenwärtig keine Schwierigkeiten mehr finden würde, vorgebeugt, ſo wie dem etwa daraus entſtehenden Uebelſtande durch ein zu errichtendes tüchtiges Presbyterium. Jeder Geiſtliche bleibt gehalten, wenigſtens jährlich ein wiſſenſchaftliches Buch zu leſen, und davon der Synode Rechenſchaft zu geben; denn ein wiſſenſchaftliches Buch mit der Feder in der Hand ſtudiert, iſt viel heilſamer für die weitere Bildung, als die gewöhnlichen Leſegeſellſchaften. Jeder Geiſtliche hat die heilige Pflicht auf ſich, auf jeden ſeiner benachbarten Brüder Acht zu geben, daß durch ſeinen Wandel nicht die Gemeinde Schaden leidet, ihn zu warnen, und wenn er nicht hören will, der Synode Anzeige zu machen, welche ihm liebreiche Ermahnungen zu wiederholen hat; bleiben auch dieſe ohne Wirkung,

zu erbitten haben, iſt die Einführung eines Landes-Kirchengeſangbuches. Noch ſcheint beſonders manchem jungen, für die Sache der Religion erglüheten Geiſtlichen die Einführung der Kirchenzucht wünſchenswerth; allein recht erwogen, iſt ſie wohl nicht ſtatthaft; denn was ſoll die Kirche für Strafe anwenden? Geldbuße? — Der Staat beſtraft ja ſchon die Verbrecher. Beſchimpfung? Sie erbittert zu ſehr gegen die Kirche. Ausſchließung vom heiligen Abendmahle? Von der Kirchengemeinſchaft? Dieſes widerſpricht dem in der Kirche herrſchenden Geiſt der Liebe; und beweiſet denn nicht der Menſch, der nach einer Sünde zur Kirche, zum Abendmahle kommt, daß ein Gefühl der Reue, alſo des Beſſern noch in ihm iſt? Wer weiß denn ob jeder reuige Sünder ſo gerade zu ein Heuchler iſt? Warum wollen wir ihn verſtoßen und nicht vielmehr ihm alle Mittel anbieten, ſeiner Seele wieder aufzuhelfen? Wir? die wir nicht wiſſen, welche Zeit oder Stunde ſich der Geiſt Gottes auch für ſein Herz wählen wird? Sind denn die Geiſtlichen nicht auch Menſchen, die vielleicht die Vernachläßigung der Kirche und des heiligen Abendmahls, mehr als Beleidigung ihrer Ehre betrachtend, in der Strafe zu weit gehen könnten? Endlich, was wollen wir denn beſtrafen? Das Verſäumen der Kirche? des Abendmahls? Wenn wir das Kirchengehen und die Feier des heiligen Abendmahls im Geiſte des Proteſtantismus beurtheilen, hat es dann wohl für den Letztern anders einen Werth, als wenn es aus freiem Triebe des Menſchen geſchieht? Für die reine Idee der Religion ſcheint mir durch Zwang nichts gewonnen zu werden; ja, wir verſuchen die Menſchen durch Kirchenzwang, Gottloſe oder Heuchler zu werden, und es tritt hier der Fall ein, daß wir eben darum zu wenig ausrichten, weil wir zu viel thun wollen. Zucht ſey da und gute Sitten in

[redacted]

König dringend bitten, durch seine Beamten ernstlic
darauf zu halten, daß unsere weisen Gesetze pünktlich
befolgt werden, und besonders den Arm der Polizey
kräftigen, die Uebertreter der Staatsgesetze in ihr
Schlupfwinkeln aufzusuchen, dadurch zu verhüten, d
der Unredliche und Nichtswürdige, welcher zugleich au
immer der Religionslose ist, den redlichen Bürger ni
mehr ungestraft verlache; endlich lassen Sie uns dri
gend Se. Majestät anflehen, die Sonntagsgesetze,
wie die gegen jedes öffentliche Aergerniß mit Ernst au
üben zu lassen; denn noch bis jetzt sind diesen Gesetz
noch gar viele Störungen des Gottesdienstes in d
Städten und auf dem Lande zuwider. Alles G
gedeiht nur bei äußerer Ordnung. Wie die Kin
in einer geordneten Haushaltung und bei strenger G
setzlichkeit der Eltern viel sicherer zu einem religiö
Sinn heranreifen werden, als bei Gesetz- und Ordnung
losigkeit, so werden auch die Staatsbürger gewiß
Stimme der Religion eher Gehör geben, wenn strenge G
setzlichkeit und polizeyliche Ordnung im Staate herrs
als wenn die meisten Gesetze aus dem Leben verschwu
den sind. Glücklich ist der Staat, dessen Gesetze
Religion, und dessen Religion den Gesetzen die unt
stützende Hand bietet. Mehr, als von der Kirchenzuc
erwarte ich von der strengen Staatszucht, mehr n
von dem über dem Zeitgeiste schwebenden Gottesgei
sehr viel von einer festen Verfassung unserer Kirc
und — am allermeisten erwarte die Kirche Jesu v
uns, meine Brüder! Lassen Sie uns nicht müde w
den, den Geist Gottes über unsere Gemeinden herab
flehen; vor Allem lassen Sie uns Gott täglich bit
um seinen Geist für unsere Herzen; das Gebet des G
rechten vermag viel, wenn's ernstlich ist. Möge
auch an unsern Herzen seine Kraft beweisen, un
Liebe mehren, unsern Glauben stärken, unsere Ho
nung kräftigen auf den, der unsere Seelen selig mac
kann.

Der Pastor Bobertag las nämlich dasjenige, w
er über eine kirchliche Verbesserung gedacht und nied
geschrieben hatte, seinen Amtsbrüdern bei der Eröffnu

der erſten Synode vor, theils um ſelbſt einen feſteren Geſichtspunkt bei den zu erwartenden Vorſchlägen zu faſſen, theils um ſeinen Amtsbrüdern ſeinen Geſichtspunkt zur Prüfung und Beurtheilung anheim zu ſtellen, theils auch um die von Andern zu hoffenden Vorſchläge mit größerem Intereſſe würdigen und ordnen zu können. Seine Amtsbrüder wünſchten nun die daraus erwachſende in Form einer Rede an Geiſtliche geſtellte Abhandlung gedruckt zu ſehen, und er entſchloß ſich daher dasjenige, was mit Intereſſe von Vielen gedacht worden iſt, auch von vielen Seiten und Orten her zu einer Zeit, wo von den Beſſern eine lebendigere Wirkſamkeit der Kirche gewünſcht wird, geſagt werde. Dieſe Rede enthält daher auch nur dasjenige, was dem Verfaſſer am Wichtigſten ſchien, aufgenommen zu werden. Die Form der Rede, die Kürze der Zeit erlaubte nicht viele Vorſchläge des Verfaſſers ausführlicher zu begründen, um ſo mehr, da er die Abhandlung nur geben wollte, wie ſie vor der Synode verleſen worden iſt. — Aus dieſen Synodalverhandlungen ſind nun auch in Preußen in neueſter Zeit: die Einführung der Biſchöfe, die neue Liturgie, das Land-Kirchen-Geſangbuch, und mehrere andere kirchliche Einrichtungen hervorgegangen; dann auch eine neue Verfaſſung der Landſchullehrer-Seminarien ꝛc. ꝛc. Man wird nun aus dem Auszuge dieſer Synodalrede den Zweck der Synoden erſehen, daß ſie nur bei außerordentlichen Fällen von den Landesfürſten oder den Regierungen angeordnet werden, um eingeſchlichene Mängel und Mißbräuche der Kirche abzuſtellen, oder eine neue kirchliche Einrichtung nach den Bedürfniſſen der Kultur in Beziehung auf

oft entgegen wirken, iſt hier nicht der Ort weiter auseinander zu ſetzen, da nur die Synode hier als eine Verſammlung zur Erreichung kirchlicher Zwecke abgehandelt worden.

Synonym, das, ein ſinnverwandtes Wort.

Synonymen, Synonyma, ſinnverwandte Wörter, oder Wörter, welche eine gleiche Bedeutung haben. Dieſe letzte Bezeichnung möchte man nicht gelten laſſen, wohl aber die erſtere; denn wenn es auch gleichbedeutende Wörter in verſchiedenen Mundarten giebt, die für einen und denſelben Begriff erfunden worden und auch noch werden, ſo wie ſie aber aus der Mundart in die Schriftſprache oder die Sprache der Gebildeten im Volke übergehen, ſo verdrängt jedes Wort das gleichbedeutende, oder dieſes Letztere wird mit veränderter Bedeutung jenem beigegeben, ſo daß man die Begriffsveränderung ſehr gut fühlt. Dieſe Wörter nennt man dann ſinnverwandte. Oft iſt die Aehnlichkeit von dieſen ſo groß, daß nur der feinſte Scharfſinn, die unterſchiedenen Merkmale entdecken kann, wie z. B. bei Kummer, Gram, Harm, Sorge. Dieſe vier ſinnverwandten Wörter zeigen einen gleichen leidenden Seelenzuſtand an, der nur nach der Art der Einwirkung der äußeren Lebensverhältniſſe verſchieden iſt. Der Kummer drückt einen Grad des Seelenleidens aus, von dem gewöhnlich Nahrungsloſigkeit die Veranlaſſung iſt: die tiefere Empfindung eines zerrütteten Vermögenszuſtandes, eines bedroheten Sturzes glücklicher häuslicher Verhältniſſe; ſo überhaupt auch über andere Uebel, die ſich auf den häuslichen Zuſtand beziehen, ſeinen Wohlſtand, ſeine Freuden untergraben. — Der Gram iſt ein gleicher Zuſtand der Seele, nur iſt die Veranlaſſung dazu verſchieden; denn er entſteht gewöhnlich aus verkannter Liebe und Freundſchaft, oder überhaupt aus den Verhältniſſen inniger Zuneigung, wahrer Sympathie, wenn dieſe durch irgend einen Unfall oder Zufall geſtört wird. Zum Beiſpiel durch den

Verluſt des Gatten oder der Gattin durch den Tod, oder durch Trennung eines der Ehegatten von dem andern durch Mißverhältniſſe, durch Verführung ꝛc.; durch den Verluſt von Kindern; durch unglückliche oder fehlgeſchlagene Liebe ꝛc. Adelung ſagt in ſeinem großen kritiſchen Wörterbuche der Deutſchen Sprache: unter Kummer, Th. 2, S. 1826, in der Anmerkung zu dieſem Worte: daß Gram und Kummer gemeiniglich als gleichbedeutend angeſehen werden; nur zeige ſich der Gram mehr auf den Geſichtszügen, der Kummer beziehe ſich aber mehr auf den Ausdruck der Empfindung durch Töne, und ſo ſcheine dieſes einen ſtärkern Grad, als jenes zu bezeichnen; allein hier irrte Adelung, indem beide Wörter in der Empfindung der Leiden ganz verſchieden ſind, wie oben angeführt worden, und ſich auch beide auf gleiche Weiſe auf dem Geſichte zeigen; denn hier markiren ſich die Leiden, die der Kummer verurſacht eben ſowohl auf dem Geſichte, wie bei dem Grame, und vielleicht iſt es möglich, daß ein tüchtiger Phyſiognom oder Phyſiognomiſt auch ſelbſt hierin noch einen Unterſchied auf dem Geſichte entdeckt, indem die verſchiedenen Grade der Einwirkung auf den Seelenzuſtand ſich gewiß auch dem Geſichtsſpiegel mittheilen werden, wenigſtens ſollte man es glauben, nur werden die Schattirungen ſehr unmerklich oder fein ſeyn. Was den Harm anbetrifft, ſo iſt dieſer nur eine feine Schattirung des Grams, beſonders in der Dichterſprache, und bezieht ſich wohl nur auf verfehlte Liebe. — Die Sorge bezieht ſich gleichfalls auf einen Seelenzuſtand, der mit Nahrungsloſigkeit oder mit ſonſt einem ähnlichen Uebel verbunden iſt, nur iſt hier mehr eine äußere Unruhe ſichtbar,

mehr ungestraft verlache; endlich lassen St
gend Se. Majestät anflehen, die Sonnta
wie die gegen jedes öffentliche Aergerniß mi
üben zu lassen; denn noch bis jetzt sind di
noch gar viele Störungen des Gottesdien
Städten und auf dem Lande zuwider.
gedeiht nur bei äußerer Ordnung. Wie
in einer geordneten Haushaltung und bei
setzlichkeit der Eltern viel sicherer zu eine
Sinn heranreifen werden, als bei Gesetz- und
losigkeit, so werden auch die Staatsbürge
Stimme der Religion eher Gehör geben, wenn
setzlichkeit und polizeyliche Ordnung im St
als wenn die meisten Gesetze aus dem Leben
den sind. Glücklich ist der Staat, dessen
Religion, und dessen Religion den Gesetzen
stützende Hand bietet. Mehr, als von der
erwarte ich von der strengen Staatszucht,
von dem über dem Zeitgeiste schwebenden
sehr viel von einer festen Verfassung un
und — am allermeisten erwarte die Kirch
uns, meine Brüder! Lassen Sie uns nich
den, den Geist Gottes über unsere Gemein
flehen; vor Allem lassen Sie uns Gott t
um seinen Geist für unsere Herzen; das G
rechten vermag viel, wenn's ernstlich ist.

Verluſt des Gatten oder der Gattin durch den Tod, oder durch Trennung eines der Ehegatten von dem andern durch Mißverhältniſſe, durch Verführung ꝛc.; durch den Verluſt von Kindern; durch unglückliche oder fehlgeſchlagene Liebe ꝛc. Adelung ſagt in ſeinem großen kritiſchen Wörterbuche der Deutſchen Sprache: unter Kummer, Th. 2, S. 1826, in der Anmerkung zu dieſem Worte: daß Gram und Kummer gemeiniglich als gleichbedeutend angeſehen werden; nur zeige ſich der Gram mehr auf den Geſichtszügen, der Kummer beziehe ſich aber mehr auf den Ausdruck der Empfindung durch Töne, und ſo ſcheine dieſes einen ſtärkern Grad, als jenes zu bezeichnen; allein hier irrte Adelung, indem beide Wörter in der Empfindung der Leiden ganz verſchieden ſind, wie oben angeführt worden, und ſich auch beide auf gleiche Weiſe auf dem Geſichte zeigen; denn hier markiren ſich die Leiden, die der Kummer verurſacht eben ſowohl auf dem Geſichte, wie bei dem Grame, und vielleicht iſt es möglich, daß ein tüchtiger Phyſiognom oder Phyſiognomiſt auch ſelbſt hierin noch einen Unterſchied auf dem Geſichte entdeckt, indem die verſchiedenen Grade der Einwirkung auf den Seelenzuſtand ſich gewiß auch dem Geſichtsſpiegel mittheilen werden, wenigſtens ſollte man es glauben, nur werden die Schattirungen ſehr unmerklich oder fein ſeyn. Was den Harm anbetrifft, ſo iſt dieſer nur eine feine Schattirung des Grams, beſonders in der Dichterſprache, und bezieht ſich wohl nur auf verfehlte Liebe. — Die Sorge bezieht ſich gleichfalls auf einen Seelenzuſtand, der mit Nahrungsloſigkeit oder mit ſonſt einem ähnlichen Uebel verbunden iſt, nur iſt hier mehr eine äußere Unruhe ſichtbar,

oder duldend, gegen die getroffenen Unfälle; zeigen keinen äußeren lebhaften Schmerz der Empfindung, aber graben um so tiefer der Seele Leiden in die Quelle der Empfindung, in das Herz. Diese feinen Unterscheidungen sinnverwandter Wörter haben nun Gelegenheit gegeben zu einer auf logischen Grundsätzen beruhenden Regellehre für die Unterscheidung dieser Wörter, die den Kunstnamen Synonymik führt und den Scharfsinn bezeichnen soll, weil man sinnverwandte Wörter in ihrer Abweichung zu erkennen sich bemühet, und sie auch erkennt, wenn man den richtigen Gesichtspunkt faßt, von welchem die Wörter ausgehen und sich wieder vereinigen. Allerdings gehört zur Auffassung dieser sinnverwandten Wörter schon eine höhere Kultur der Sprache und ein ausgebildetes Fassungsvermögen aller ihrer Feinheiten, um sich die feinen Unterschiede der sinnverwandten Wörter so vorzustellen, als die Wirkung in der Natur ist. Hierzu gehört freilich noch etwas mehr, als das bloße Studium einer Sprache; es gehört dazu: Gefühl und Mitempfindung, feinen Beobachtungsgeist, wirkliche Erfahrungen menschlicher Schwächen und Leiden, Kleinheiten und Größen in ihrer ganzen Ausdehnung auf die menschliche Natur, edel und unedel wirkend; kurz es gehört dazu ein Unmaaß von Erfahrungen, die der bloße Stubengelehrte selten erhält, wohl aber der Weltmann, der mit geweckтem und forschendem Geiste die Irrgewinde des menschlichen Lebens durchstreift, nur der wird eine richtige Anwendung sinnverwandter Wörter machen können, und ihre Feinheiten zu unterscheiden wissen; denn wer selbst fühlt, selbst erfährt, also auch selbst handelt, wird auch das, was er fühlt und erfährt, auf Andere, nach ihrer Individualität anzuwenden wissen, und gewiß selten fehlen. Diese sinnverwandten Wörter oder Synonymen findet man in allen Sprachen, selbst in den Morgenländischen, und hier fast am reichhaltigsten, weil in diesen, besonders in der Arabischen, die Gegenstände

Verluſt des Gatten oder der Gattin durch den Tod, oder durch Trennung eines der Ehegatten von dem andern durch Mißverhältniſſe, durch Verführung ꝛc.; durch den Verluſt von Kindern; durch unglückliche oder fehlgeſchlagene Liebe ꝛc. Adelung ſagt in ſeinem großen kritiſchen Wörterbuche der Deutſchen Sprache: unter Kummer, Th. 2, S. 1826, in der Anmerkung zu dieſem Worte: daß Gram und Kummer gemeiniglich als gleichbedeutend angeſehen werden; nur zeige ſich der Gram mehr auf den Geſichtszügen, der Kummer beziehe ſich aber mehr auf den Ausdruck der Empfindung durch Töne, und ſo ſcheine dieſes einen ſtärkern Grad, als jenes zu bezeichnen; allein hier irrte Adelung, indem beide Wörter in der Empfindung der Leiden ganz verſchieden ſind, wie oben angeführt worden, und ſich auch beide auf gleiche Weiſe auf dem Geſichte zeigen; denn hier markiren ſich die Leiden, die der Kummer verurſacht eben ſowohl auf dem Geſichte, wie bei dem Grame, und vielleicht iſt es möglich, daß ein tüchtiger Phyſiognom oder Phyſiognomiſt auch ſelbſt hierin noch einen Unterſchied auf dem Geſichte entdeckt, indem die verſchiedenen Grade der Einwirkung auf den Seelenzuſtand ſich gewiß auch dem Geſichtsſpiegel mittheilen werden, wenigſtens ſollte man es glauben, nur werden die Schattirungen ſehr unmerklich oder fein ſeyn. Was den Harm anbetrifft, ſo iſt dieſer nur eine feine Schattirung des Grams, beſonders in der Dichterſprache, und bezieht ſich wohl nur auf verfehlte Liebe. — Die Sorge bezieht ſich gleichfalls auf einen Seelenzuſtand, der mit Nahrungsloſigkeit oder mit ſonſt einem ähnlichen Uebel verbunden iſt, nur iſt hier mehr eine äußere Unruhe ſichtbar, ein Bekämpfen dieſes Zuſtandes, ein Aufſuchen der Mittel, um dem eingeriſſenen Uebel wieder abzuhelfen. Die Sorge iſt daher die wirkſamſte Unruhe des Gemüths, ſie erhält daſſelbe mehr aktiv; Kummer und Gram ſind dagegen mehr paſſiv, verhalten ſich leidend

oder duldend, gegen die getroffenen Unfälle; zeigen keinen äußeren lebhaften Schmerz der Empfindung, aber graben um so tiefer der Seele Leiden in die Quelle der Empfindung, in das Herz. Diese feinen Unterscheidungen sinnverwandter Wörter haben nun Gelegenheit gegeben zu einer auf logischen Grundsätzen beruhenden Regellehre für die Unterscheidung dieser Wörter, die den Kunstnamen Synonymik führt und den Scharfsinn bezeichnen soll, weil man sinnverwandte Wörter in ihrer Abweichung zu erkennen sich bemühet, und sie auch erkennt, wenn man den richtigen Gesichtspunkt faßt, von welchem die Wörter ausgehen und sich wieder vereinigen. Allerdings gehört zur Auffassung dieser sinnverwandten Wörter schon eine höhere Kultur der Sprache und ein ausgebildetes Fassungsvermögen aller ihrer Feinheiten, um sich die feinen Unterschiede der sinnverwandten Wörter so vorzustellen, als die Wirkung in der Natur ist. Hierzu gehört freilich noch etwas mehr, als das bloße Studium einer Sprache; es gehört dazu: Gefühl und Mitempfindung, feinen Beobachtungsgeist, wirkliche Erfahrungen menschlicher Schwächen und Leiden, Kleinheiten und Größen in ihrer ganzen Ausdehnung auf die menschliche Natur, edel und unedel wirkend; kurz es gehört dazu ein Unmaaß von Erfahrungen; die der bloße Stubengelehrte selten erhält, wohl aber der Weltmann, der mit geweckтem und forschendem Geiste die Irrgewinde des menschlichen Lebens durchstreift, nur der wird eine richtige Anwendung sinnverwandter Wörter machen können, und ihre Feinheiten zu unterscheiden wissen; denn wer selbst fühlt, selbst erfährt, also auch selbst handelt, wird auch das, was er fühlt und erfährt, auf Andere, nach ihrer Individualität anzuwenden wissen, und gewiß selten fehlen. Diese sinnverwandten Wörter oder Synonymen findet man in allen Sprachen, selbst in den Morgenländischen, und hier fast am reichhaltigsten, weil in diesen, besonders in der Arabischen, die Gegenstände

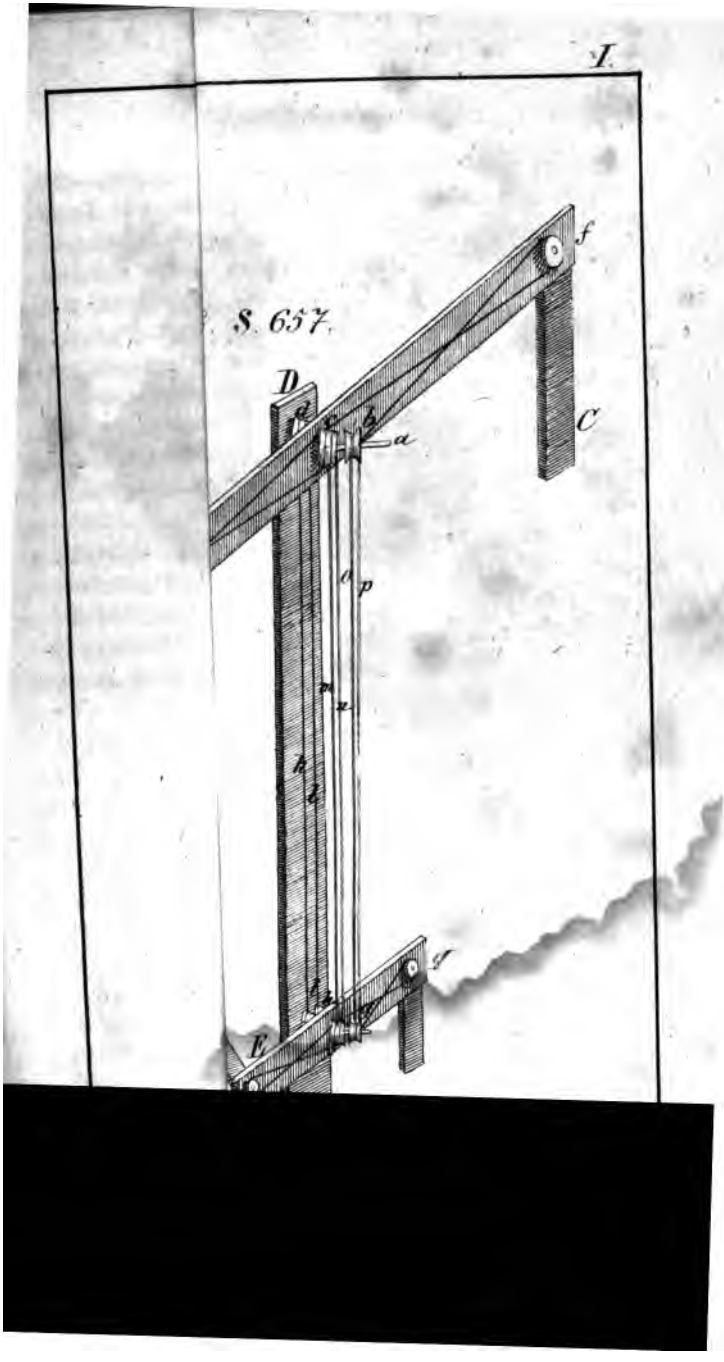
rer zu einem Ganzen verbundener Begriffe; denn er ſammelt das Einzelne und Zerſtreute zu einer Geſammtvorſtellung, und ſteigert den Ausdruck zur Rede, welche mit dem erſten in ſich abgeſchloſſenen Satze gegeben iſt, ſich aber im Laufe der Zeit mit der ſteigernden Bildung der Völker vervollkommnet. S. Syntax, im Art. Sprache und Sprachkunſt, Th. 160, S. 182 u. f. Im Converſations-Lexicon, Bd. 9, Aufl. 4, wird unter Syntax, derſelbe in einen beſondern und in einen allgemeinen eingetheilt. Der Letztere bezieht ſich auf alle Sprachen, ſtellt gewiſſe allgemein gültige Grundſätze auf, ohne die Abweichung einzelner Sprachen dabei zu berückſichtigen, und ſtellt daher Folgendes als oberſtes Geſetz für die Wortfügung auf: Ordne die Worte naturgemäß, das heißt, ſo wie es das logiſche oder innere Verhältniß der in der Rede aufgenommenen Vorſtellungen verlangt. Alle Rede beabſichtiget die ſinnlich vernehmbare Bezeichnung einer oder mehrerer Hauptvorſtellungen nach ihren Eigenſchaften und Verhältniſſen. Alles, außer der Hauptvorſtellung, iſt nur um ihretwillen vorhanden; nur dann, wenn die Rede dieſes Verhältniß der Abhängigkeit vollſtändig ausdrückt, gehen die Begriffe in derſelben Weiſe, wie ſie im Innern ſich erzeugten und an einander reiheten, in die Seele des Empfangenden über, und nur ſo wird der Zweck ſprachlicher Mittheilung vollkommen erreicht. Zu dieſem Ende iſt es nothwendig, die möglichen Arten einfacher und zuſammengeſetzter Sätze, und die Regeln kennen zu lernen, nach welchen dieſelben zu Perioden verbunden werden, welches der Hauptinhalt der allgemeinen oder höhern Syntax iſt. Da nun aber die verſchie-

jede nothwendig bedingen, ſo entſtand daraus die beſondere oder niedere Syntax, oder der Inbegriff der Regeln für die Wortfügung einer einzelnen Sprache. Sie handelt daher von der Verbindung einzelner Redetheile nach ihrem gegenſeitigen Verhältniſſe und nach ihrer in dem Sprachgebrauche gegründeten Umendbarkeit. Die Abhängigkeit der Begriffe von einander hat eine gleiche Abhängigkeit der verſchiedenen Theile der Rede zur Folge, wodurch dieſelben erſt zu einem in ſich zuſammenhängenden Ganzen verknüpft werden. Man findet daher bei Kindern und rohen Völkern, daß ſie die Worte bloß ohne Zeichen der Abhängigkeit neben einander ſtellen, und daher können ſie auch nicht eine Rede nach den Wortbegriffen fortſetzen, weil ihnen die Verbindungen mangeln, ſie die Wörter nicht nach ihrer Bedeutung an einander reihen und verbinden können. Je fähiger eine Sprache iſt, die größtmöglichſte Anzahl von Verhältniſſen durch Umendung und Umwandlung ihrer Wörter zu bezeichnen, um ſo brauchbarer iſt ſie für die Rede. Ein Wort, welches als Urſache der Veränderungen, die ein anderes erleidet, gedacht wird, heißt das regierende, dasjenige aber, welches zur Bezeichnung ſeiner Abhängigkeit von einem andern verändert wird, das regierte; daher führt dieſer Theil der beſondern Syntax auch den Namen der Rectionslehre. Ein zweiter Haupttheil derſelben beſtimmt die Aufeinanderfolge der Redetheile nach den Geſetzen, die der Srachgebrauch hierüber vorſchreibt. Die der höheren Syntax angehörigen, aus der Logik entlehnten, und für alle Sprachen gültigen allgemeinen Regeln über die Bildung einzelner Sätze dienen dieſem Theile zur Begründung, und können nur, in ſo fern ſie dieſes leiſten, in einer beſondern Sprachlehre einen Platz finden. Es bedarf einer bloß oberflächlichen Vergleichung, um zu erkennen, daß auch die Wortfolge abhängig von der Vorſtellungsweiſe einzelner Völker, ſich in den verſchiedenen

Sprachen verſchieden geſtalte. Die Wortſtellung erſcheint ganz anders in einem Altrömiſchen Satze, und ſo anders in einem Deutſchen. In dem Erſteren iſt bis zum Scheine regelloſer Willkühr freie Stellung der Redetheile, bald nach Maaßgabe des Wohlklanges, bald mit Rückſicht auf die Wichtigkeit und Nachdrucksfülle des einen oder des andern Wortes; hier, mit weniger Ausnahme, die bleibende Regel von dem Unbeſtimmteren zum Beſtimmten fortzuſchreiteren. Auf die genannten zwei Hauptheile: Rectionslehre und Topik, oder Lehre von der Wortfolge, auch Conſtruktionslehre genannt, beſchränkt ſich der Inhalt der beſondern Syntax. Die Lehre vom Satze und von der Periode gehört nach ihren allgemeinen Grundſätzen in die höhere Syntax, die beſondern Regeln fallen aber mit denen der Wortſtellung zuſammen. So weit die Erklärung der Syntax an dem angeführten Orte. Man vergleiche nun damit dasjenige, was hierüber unter Sprache, Th. 160, wie oben bemerkt, angeführt worden.

Synthematographik, Synthematographie, Signalkunſt, eine von dem Konſiſtorialrath Bergſträßer in Hanau im Jahre 1785 erfundene Kunſt, vermittelſt verabredeter Signale eben ſo gut zu ſchreiben, als man die artikulirten Töne einer Sprache zu Papiere bringen kann, wenn ſie uns entweder vernehmlich vorgehalten oder vorgeſagt werden, nämlich an dem Orte, wohin die Schrift geſtellt iſt. Sie verſprach nämlich damals die Auflöſung des Problems: wie man nach mathematiſchen Grundſätzen, folglich mit untrüglicher Gewißheit, und zugleich mit großer Geſchwindigkeit in dem größten Lager an die ſämmtlichen Generale und Kommandeurs allgemeine und beſondere Befehle

eingeſchloſſenen Städten Berichte auf großen Weiten oder von außen in dieſelben hineingeben, wie ſich Flotten und Schiffe auf viele Meilen in der See bequem und von Wort zu Wort durch Signale unterhalten können ꝛc ꝛc. Die Aufſchlüſſe ſeiner verwickelten Methode erſchienen endlich im Jahre 1788. Die einfachſten Arten derſelben, auf welche ſich alle übrigen, wenigſtens bei der eigentlichen Verſendung der zu ſignaliſirenden Aufſätze, gründen, mögen hier einen Platz finden. Da der Erfinder beinahe alle zu ſignaliſirenden Dinge durch Zahlen ausdrückt, und bei dem größten Theile ſeiner zuſammengeſetzten Signale bloß auf die Zahl der einzelnen Signale und auf die Tempos, die er bei einem Signale gebraucht, Rückſicht nimmt, auch überdies bei den Signalen, die er durch Schall und Feuer giebt, mit Recht von den in der Ferne oft ſehr zweideutigen Farben des Feuers und den nicht Jedermann hörbaren Modifikationen des Schalles durch höhere, tiefere, ſtärkere und ſchwächere Töne gar keinen Gebrauch macht, ſo war es ihm darum zu thun, die Anzahl dieſer einzelnen Töne und Feuer auf die kleinſte Zahl zu reduciren. Hätte er in der gewöhnlichen Dekade jede einzelne Ziffer durch ſo viele Schüſſe, Töne, Feuer, überhaupt einfache Signale angeben wollen, als die Ziffer Einheiten hat, ſo würde das bei weitläuftigen Orten eine ungeheure Menge einfacher Schüſſe, Feuer ꝛc. erfordern. Bei ſeiner ſehr ſinnreichen Bezifferung des Alphabets zur Verſendung deſſelben durch Signale gebrauchte er zu einer neunſylbigen Benachrichtigung ſiebenundzwanzig Dezimalſtellen; zum Signaliſiren in dieſem Alphabete ausgedrückte Aufſätze würden eine große Menge einzelner Signale erfordern, und immer deſto mehr, je mehr hohe Ziffern in die Bezifferung der zu ſignaliſirenden Aufſätze fallen. Dieſer Unbequemlichkeit abzuhelfen, hat er eine eigene Art zu zählen erfunden, die er Taſſerropentas benennt, bei welcher derſelbe nur bis zu


S. 657.
D
f
C
a
b
c
d
p
m
n
h
i
g
E

Sprachen verſchieden geſtalte. Die Wortſtellung erſcheint ganz anders in einem Altrömiſchen Satze, und ſo anders in einem Deutſchen. In dem Erſteren iſt bis zum Scheine regelloſer Willkühr freie Stellung der Redetheile, bald nach Maaßgabe des Wohlklanges, bald mit Rückſicht auf die Wichtigkeit und Nachdrucksfülle des einen oder des andern Wortes; hier, mit weniger Ausnahme, die bleibende Regel von dem Unbeſtimmteren zum Beſtimmten fortzuſchreiteren. Auf die genannten zwei Haupttheile: Rectionslehre und Topik, oder Lehre von der Wortfolge, auch Conſtruktionslehre genannt, beſchränkt ſich der Inhalt der beſondern Syntax. Die Lehre vom Satze und von der Periode gehört nach ihren allgemeinen Grundſätzen in die höhere Syntax, die beſondern Regeln fallen aber mit denen der Wortſtellung zuſammen. So weit die Erklärung der Syntax an dem angeführten Orte. Man vergleiche nun damit dasjenige, was hierüber unter Sprache, Th. 160, wie oben bemerkt, angeführt worden.

Synthematographik, Synthematographie, Signalkunſt, eine von dem Konſiſtorialrath Bergſträßer in Hanau im Jahre 1785 erfundene Kunſt, vermittelſt verabredeter Signale eben ſo gut zu ſchreiben, als man die artikulirten Töne einer Sprache zu Papiere bringen kann, wenn ſie uns entweder vernehmlich vorgehalten oder vorgeſagt werden, nämlich an dem Orte, wohin die Schrift geſtellt iſt. Er verſprach nämlich damals die Auflöſung des Problems: wie man nach mathematiſchen Grundſätzen, folglich mit untrüglicher Gewißheit, und zugleich mit großer Geſchwindigkeit in dem größten Lager an die ſämmtlichen Generale und Kommandeurs allgemeine und beſondere Befehle diktiren könne, ohne der Furcht der Verrätherey ausgeſetzt zu ſeyn. Wie ferner Parole und Feldgeſchrei zu gleicher Zeit auf den Vorpoſten und im Lager ſchnell abgeändert werden können, wie ſich aus belagerten oder

und dergleichen kreuzweiſe über die beiden Rollen b f. Die Rolle a, worauf der Hauptarm ſpielt, iſt an den Ständer D befeſtiget. Alle dieſe Bewegungen bringt man an einem kleinen Arm E am Untertheile des Ständers an, und legt gleichfalls die Schnüre kreuzweiſe über die Rolle. Jetzt legt man drei verſchiedene Schnüre, jedoch keine derſelben kreuzweiſe, die erſte über die beiden Rollen g b, die andere über die beiden Rollen h c, die dritte über die beiden Rollen i d, und flechtet die Enden einer jeden Schnur ineinander, damit nicht Verknotungen den Lauf der Rollen hemmen. Alle Bewegungen, welche man mit dieſem kleinen Telegraphen macht, werden auf das Vollkommenſte an dem großen oben nachgeahmt, ſo, daß wenn man den Hauptarm des kleinen Telegraphen bewegt, ſich auch der Hauptarm des großen Telegraphen vermittelſt der Rollen i d und Schnüre k l in Bewegung ſetzt, und eben dieſelbe Richtungslinie dem Auge vorzeichnet, die man dem kleinen gegeben hat. Bewegt man aber den rechten Nebenarm des kleinen Telegraphen, ſo wird vermittelſt der daran befeſtigten Rolle q und der Kreuzſchnur die Rolle g, und von dieſer durch die beiden gerade laufenden Schnüre o p die Rolle b, und wieder auf die kreuzweiſe gelegte Schnur die Rolle f, und weil dieſe an dem Nebenarme des großen Telegraphen befeſtiget iſt, der Arm C in Bewegung geſetzt, und dieſer bleibt in der Figur oder Gelenkigkeit ſtehen, welche man an dem kleinen Telegraphen gemacht hat. Bewegt man den linken Nebenarm des kleinen Telegraphen, ſo geſchieht eine gleiche Bewegung, nur daß die gerade laufenden Schnüre m n die Rolle c, und mit Hülfe der kreuzweiſe gelegten Schnur die Rolle e dem daran befeſtigten Arm B, die ihm vorgeſchriebene Richtung giebt. Die ſämmtlichen Schnüre müſſen etwas ſtraff oder geſpannt um die Rollen gelegt werden, um eine gleichförmige Bewegung hervorzubringen. Die Urſache, warum die Schnüre kreuzweiſe liegen müſſen, iſt dieſe: Wenn man einen Nebenarm, es ſey, welcher

es wolle, am kleinen Telegraphen rechts bewegt, ſo dreht ſich ſeine korreſpondirende Rolle an der Mitte des Hauptarms links, die langen und geradelaufenden Schnüre ſetzen die Rolle an der Mitte des großen Telegraphen gleichfalls links in Bewegung, und dieſes regiert vermittelſt der kreuzweiſen Schnüre die Rolle, mit dem daran befeſtigten Nebenarm des großen Telegraphen wieder rechts, da er hingegen, inſofern die Schnüre nicht über Kreuz liegen, eine entgegengeſetzte Richtung annehmen würde. Ein Mehreres hierüber ſehe man unter Telegraph, in T, nach.

Syntheſis, bei den Römern, eine Art Kleidung, die man beim Abendeſſen trug. Einige wollen dieſe Kleidung für eine Tunika halten, Andere dagegen für eine Art Pallium oder Mantel, der oftmals auch von Purpur geweſen ſeyn ſoll, worein ſich die Speiſenden nur halb gewickelt, und daher meiſt entblößt an den Tiſchen gelegen haben. Wenn man aber Alles genau erwägt, was Ferrarius darüber mittheilt, der Vieles pro und contra dieſer Kleidung ſagt, ſo ſoll man nicht genau ermitteln können, wie dieſer Anzug eigentlich geweſen ſey; aller Wahrſcheinlichkeit nach iſt es eine Art von Ueberwurf geweſen, worein man ſich hat wickeln können, um ſo bequemer die Abendmahlzeit zu halten, indem man die andern Kleider abzog oder ablegte. — In der Philoſophie iſt die Syntheſis, Syntheſe, wörtlich Zuſammenſetzung, Verbindung, und iſt der Analyſis, Analyſe entgegengeſetzt, welche Trennung, Zerlegung bedeutet. Das Zuſammengeſetzte geht dem Trennen voran, weil man erſt zuſammengeſetzte Körper finden mußte, ehe man trennen konnte. Dieſes trug man nun auch in die Philoſophie über. Man redet daher

ſchen dem Euphrat und Arabien auf der Oſtſeite, und dem Mittelländiſchen Meere auf der Weſtſeite, im Norden durch das Amaniſche Gebirge von der Natoliſchen Halbinſel getrennt, beſteht im weſtlichen Theile aus einem von dem Libanon und Antilibanon gebildeten Gebirgslande, im Oſten aus Ebenen, die zum Theil Wüſten ſind. Es enthält 2,300 Quadratmeilen und 1,500,000 Einwohner, und wird in vier Paſchaliks eingetheilt: 1) Haleb, 2) Tarablüs, 3) Akre und 4) Damask. Zu dem letztern Paſchalik gehört auch das 540 Quadratmeilen große Paläſtina; dann das Land der Druſen. In der Bibel heißt dieſes Land Aram, und von den Arabern wird es Scham oder Al Scham wegen ſeiner Lage gegen Yemen genannt, dem es zur Linken liegt. Bei den Alten heißt es gewöhnlich Syrien; der Urſprung dieſes Namens iſt aber unbekannt. Eigentlich kommt dieſer Name nur dem Landſtriche zu, der von den Gebirgen Amanus und Taurus, vom Fluſſe Euphrat, vom wüſten Arabien, Paläſtina, Phönizien und dem Mittelländiſchen Meere eingeſchloſſen wird; allein die Araber rechnen auch Paläſtina und Phönizien zu Scham, und in dieſer Bedeutung iſt es auch in der neuern Erdbeſchreibung ſtets angenommen worden, ſo daß Syriens Weſtgränze das Mittelländiſche Meer macht. — Schon in der älteſten Geſchichte war Syrien als ein bedeutendes Land bekannt, und wegen ſeiner Kultur berühmt; denn es trug in den früheſten Jahrhunderten zur Aufklärung des Weſten durch Handel, und zur Verbindung der getrennteſten Länder durch Schifffahrt nicht wenig bei. Durch die Kriege Syriens mit den Hebräern tritt es erſt als ein wichti-

und dergleichen kreuzweiſe über die beiden Rollen b f. Die Rolle a, worauf der Hauptarm ſpielt, iſt an den Ständer D befeſtiget. Alle dieſe Bewegungen bringt man an einem kleinen Arm E am Untertheile des Ständers an, und legt gleichfalls die Schnüre kreuzweiſe über die Rolle. Jetzt legt man drei verſchiedene Schnüre, jedoch keine derſelben kreuzweiſe, die erſte über die beiden Rollen g b, die andere über die beiden Rollen h c, die dritte über die beiden Rollen i d, und flechtet die Enden einer jeden Schnur ineinander, damit nicht Verknotungen den Lauf der Rollen hemmen. Alle Bewegungen, welche man mit dieſem kleinen Telegraphen macht, werden auf das Vollkommenſte an dem großen oben nachgeahmt, ſo, daß wenn man den Hauptarm des kleinen Telegraphen bewegt, ſich auch der Hauptarm des großen Telegraphen vermittelſt der Rollen i d und Schnüre k l in Bewegung ſetzt, und eben dieſelbe Richtungslinie dem Auge vorzeichnet, die man dem kleinen gegeben hat. Bewegt man aber den rechten Nebenarm des kleinen Telegraphen, ſo wird vermittelſt der daran befeſtigten Rolle q und der Kreuzſchnur die Rolle g, und von dieſer durch die beiden gerade laufenden Schnüre o p die Rolle b, und wieder auf die kreuzweiſe gelegte Schnur die Rolle f, und weil dieſe an dem Nebenarme des großen Telegraphen befeſtiget iſt, der Arm C in Bewegung geſetzt, und dieſer bleibt in der Figur oder Gelenkigkeit ſtehen, welche man an dem kleinen Telegraphen gemacht hat. Bewegt man den linken Nebenarm des kleinen Telegraphen, ſo geſchieht eine gleiche Bewegung, nur daß die gerade laufenden Schnüre m n die Rolle c, und mit Hülfe der kreuzweiſe gelegten Schnur die Rolle e dem daran befeſtigten Arm B, die ihm vorgeſchriebene Richtung giebt. Die ſämmtlichen Schnüre müſſen etwas ſtraff oder geſpannt um die Rollen gelegt werden, um eine gleichförmige Bewegung hervorzubringen. Die Urſache, warum die Schnüre kreuzweiſe liegen müſſen, iſt dieſe: Wenn man einen Nebenarm, es ſey, welcher

Aegypten mit dem Ueberreſte ſeiner Truppen zu ziehen. So weit die Schickſale Syriens in einem kurzen Umriſſe. — Syrien iſt gut bewäſſert von vielen Flüſſen und Bächen durch periodiſche Regen. Die ebenen und ſandigen Steppenländer nach Oſten hin, gehören zum wüſten Arabien. Was das Klima betrifft, ſo iſt die Luft geſund, nur erſcheint öfters die Peſt, und richtet einige Verheerungen unter der Bevölkerung an, eben ſo iſt auch Syrien den Erdbeben ausgeſetzt. Eines der fürchterlichſten war im Jahre 1759 am 30ſten Oktober gegen vier Uhr des Morgens. Nach dem Berichte von dem Kanzler des Konſulats zu Tripoli in Syrien, war es ſo ſchrecklich, daß gegen 30,000 Menſchen verſchüttet und getödtet wurden, und ſolches bloß durch den erſten Stoß, ſo daß faſt alle Städte dieſer Gegend, ſo wie die Städte von Paläſtina, als: Antiochia, Baalbeck, welches durch ſeine antiken Trümmer ſo berühmt iſt, Said (ehemals Sidon), Akre, Jaffa, Nazareth, Saphet nebſt vielen andern Städten beinahe gänzlich vernichtet wurden. Die Häuſer von Tripoli wurden von Grund aus erſchüttert und ganz unbrauchbar gemacht. Alle Einwohner, die den erſten gewaltſamen Erdſtößen entkommen waren, glaubten ſich gerettet zu ſehen, wie ſie den erſten Erdſchwenkungen auswichen; allein dieſe dauerten länger als ſechs Wochen, und es verging kein Tag, daß nicht etliche Stöße erfolgt wären, ja der ganze Syriſche Erdboden ſchwankte, wie ein von Wellen bewegtes Schiff, und blieb die genannte Zeit über in einer fortdauernden Bewegung. Die fürchterlichen Erdſtöße am 25ſten November nach 7 Uhr Abends, übertrafen alle vorhergegangenen Bebungen, und ſollen ſo ſchrecklich geweſen

Vorstellung eines Ganzen auffaßt; daher man auch die Einheit einer solchen Vorstellung synthetische Einheit nennt. Die Thätigkeit des Verstandes, welcher Begriffe, Urtheile und Schlüsse bildet, fängt mit der Analyse oder der Trennung des Gegebenen an, und in sofern ist jeder Begriff eine analytische Einheit, denn er verbindet das, was an mehreren Dingen gleichförmig ist, das Gemeinsame, nach vorhergegangener Absonderung desselben von dem Gegebenen, und in sofern ist die Synthesis eine mittelbare, ein Zusammenfassen des durch Abstraktion Gewonnenen. Da aber auch aus Begriffen selbst durch Zusammensetzung Begriffe gebildet werden, so nennen Einige auch die Bildung eines Begriffs durch Zusammensetzung aus andern die logische Synthesis. Sie ist eine Wiedervereinigung des vordem Getrennten, und wird schicklicher Determination genannt, weil durch Verknüpfung gegebener Begriffe die allgemeine Vorstellung beschränkt wird. Ein Begriff, der auf diese Weise gebildet wird, heißt auch ein gemachter; die Erklärung eines solchen aber wird, da der Begriff erst mit ihr selbst durch Verbindung wesentlicher Merkmale entsteht, eine synthetische Erklärung genannt.

Synthrophicus, miethhäuslerisch, in der Botanik, ein kaum gebräuchlicher, aber gut bezeichnender Ausdruck für solche Pflanzen, die sich auf andern Gewächsen ansiedeln, ohne aus denselben ihre Nahrung zu ziehen, oder auf ihnen zu schmarotzen, wie die Moose, Lebermoose, Flechten und Algen, welche häufig auf andere Pflanzen wachsend vorkommen, ohne sich von ihnen zu nähren.

Syra, eine Art Gras, welches die Rennthiere in Schweden und Norwegen aufsuchen, um sich davon zu nähren.

Syrene, s. Sirene, Th. 154, S. 492 u. f.

Syrien, Ital. Soria, in statistischer Beziehung, ein dem Türkischen Sultan unterworfenes Land, welches zwi-

Die Abwechſelung der Jahreszeiten iſt ungefähr wie in der Mitte von Frankreich in den gebirgigten Gegenden. Der Winter dauert vom November bis in den März, iſt ſtrenge und kalt, kein Jahr vergeht ohne Schnee, der oft mehrere Fuß hoch den Boden bedeckt, und ſolches ganze Monate hindurch. Frühling und Herbſt ſind angenehm, und der Sommer iſt nicht zu heiß; nur in den Ebenen tritt dagegen, ſobald die Sonne zur Linie zurückkehrt, ſchnell unbeſchreibliche Hitze ein, die erſt im November aufhört, dagegen iſt der Winter ſo gemäßigt, daß Orangen, Datteln, Bananen und andere ähnliche Bäume im Freien ſehr gut wachſen; nur im Norden und auf der Oſtſeite der Berge iſt der Winter ſtrenger, ohne daß der Sommer weniger heiß iſt. Zu Antakia, Haleb und Damask hat man mehrere Wochen lang Eis und Schnee, welches mehr von der Höhe des Landes, als von der Breite, worin es liegt, kommt. Die ganze Fläche im Oſten der Berge iſt ſehr über die Meeresfläche erhaben, den trocknen Winden aus Norden und Nordoſten ausgeſetzt, und gegen die feuchten Weſt- und Südweſtwinde gedeckt. — Die Flüſſe Syriens ſind lauter Küſten- und Steppenflüſſe; denn kein einziger Fluß durchſtrömt dieſes Land, der ein Flußgebiet bildete. Die beträchtlichſten Flüſſe ſind: der Orontes und der Jordan; die andern ſind bloße Bäche, die, wenn ſie vom Regen und Schnee auch eine Zeitlang anſchwellen, die übrige Zeit des Jahres hindurch doch ein faſt trockenes Bett haben; ſie ſtürzen als Giesbäche von Kaskaden herab, und wegen der Nähe des Meeres haben ihre Gewäſſer nicht Zeit, ſich in den Thälern erſt zu Flüſſen zu ſammeln. Der kleine Fluß Safia

Tode dieſes Herrſchers von Macedonien erhob ſich Syrien wieder als ein eigenes Reich unter den Seleuciden, unter deren Herrſchaft es von 311 bis 64 Jahr vor Chriſti blieb; allein ſeit der Schlacht bei Magneſia wurde es ſtückweiſe eine Beute der Römer und Parther. Die Römer plünderten dieſes glückliche und reiche Land, und was dieſe noch übrig ließen, nahmen ſpäterhin die Parther, bis endlich die Araber unter den Chalifen im ſiebenten Jahrhunderte nach Chriſti das ganze Land dem öſtlichen Kaiſerthume entriſſen. Unter der Regierung der Chalifen erholte ſich Syrien wieder, der neu eröffnete Handelsweg auf dem Euphrat für die Indiſchen Waaren gab ſeinen Häfen eine neue Berühmtheit und ſeinen Einwohnern neue Thätigkeit. Der Weſten lernte zum zweiten Male während der Kreuzzüge von dieſem Lande. Salaheddin, Sultan in Aegypten, einer der größten Regenten im Mittelalter, unterwarf Syrien ſeinem Zepter, das von ſeinen Nachfolgern an die Mamelucken kam, und unter dieſen an Wohlſtand wieder zunahm; aber der Osmaniſche Sultan Selim der Erſte, der ſeine Eroberungen auch über Arabien ausdehnte, unterjochte Syrien 1516, und ſeit dieſer Zeit ſteht es unter den Türken oder Osmanen. Im Jahre 1798 verſuchte Napoleon Bonaparte die Feſtung St. Jean d'Acre zu erobern, allein vergebens, denn ſeine Bemühungen vereitelte der in Acre anweſende Engliſche Befehlshaber Smith. Die Beſetzung Syriens von Ibrahim Paſcha, auf Befehl ſeines Vaters Mehmed Ali, Paſchas von Aegypten, auf einige Jahre, wurde 1840 wieder aufgehoben, nachdem die Großmächte übereingekommen waren, dem jungen Sultan Abdul-Medſchid die nöthige Hülfe in dieſer Angelegenheit zu leiſten, und ſo wurde Ibrahim von den Truppen des Sultans im Vereine mit den Engländern und Oeſterreichern nach einigen Schlachten genöthiget Syrien zu räumen, und wieder nach

Aegypten mit dem Ueberreſte ſeiner Truppen zu ziehen. So weit die Schickſale Syriens in einem kurzen Umriſſe. — Syrien iſt gut bewäſſert von vielen Flüſſen und Bächen durch periodiſche Regen. Die ebenen und ſandigen Steppenländer nach Oſten hin, gehören zum wüſten Arabien. Was das Klima betrifft, ſo iſt die Luft geſund, nur erſcheint öfters die Peſt, und richtet einige Verheerungen unter der Bevölkerung an, eben ſo iſt auch Syrien den Erdbeben ausgeſetzt. Eines der fürchterlichſten war im Jahre 1759 am 30ſten Oktober gegen vier Uhr des Morgens. Nach dem Berichte von dem Kanzler des Konſulats zu Tripoli in Syrien, war es ſo ſchrecklich, daß gegen 30,000 Menſchen verſchüttet und getödtet wurden, und ſolches bloß durch den erſten Stoß, ſo daß faſt alle Städte dieſer Gegend, ſo wie die Städte von Paläſtina, als: Antiochia, Baalbeck, welches durch ſeine antiken Trümmer ſo berühmt iſt, Said (ehemals Sidon), Akre, Jaffa, Nazareth, Saphet nebſt vielen andern Städten beinahe gänzlich vernichtet wurden. Die Häuſer von Tripoli wurden von Grund aus erſchüttert und ganz unbrauchbar gemacht. Alle Einwohner, die den erſten gewaltſamen Erdſtößen entkommen waren, glaubten ſich gerettet zu ſehen, wie ſie den erſten Erdſchwenkungen auswichen; allein dieſe dauerten länger als ſechs Wochen, und es verging kein Tag, daß nicht etliche Stöße erfolgt wären, ja der ganze Syriſche Erdboden ſchwankte, wie ein von Wellen bewegtes Schiff, und blieb die genannte Zeit über in einer fortdauernden Bewegung. Die fürchterlichen Erdſtöße am 25ſten November nach 7 Uhr Abends, übertrafen alle vorhergegangenen Bebungen, und ſollen ſo ſchrecklich geweſen ſeyn, daß man ſich davon gar keine Vorſtellung hat machen können, und die durch die Furcht auseinander geſprengten Einwohner ſahen ſich gezwungen, mitten im ſtrengſten Winter unter elenden Zelten zu wohnen, und um ihre Lage noch trauriger zu machen, ſo waren ſie

noch genöthiget, ſich im Schrecken zu bewachen; denn ſie mußten ſich gegen die Hyänen und Chakals wehren, wozu noch kam, daß der Schnee, welcher die Berge bedeckte, an deren Fuß ſie ſich gelagert hatten, aus dem Hinterhalte Tiger und Löwen hervortrieb, und ſie auch gegen dieſe ſich zu decken hatten. Auch erwähnt die Geſchichte, daß wenige Jahre nach Chriſti Geburt zwölf Städte in Syrien, und darunter auch Antiochien, von einem Erdbeben beinahe dem Erdboden gleich gemacht worden wären; auch im Jahre 1822 zerſtörte ein Erdbeben ⅔ der Häuſer der Stadt Aleppo. — Die Winterkälte dauert nur von der Mitte des Dezembers bis zur Mitte des Januars; indeſſen findet man ſelten, daß es ſtarkes Eis friert; auch liegt der Schnee nicht viel über einen Tag. Man kann Syrien als ein aus drei langen Erdſtrichen von verſchiedener Natur beſtehendes Land betrachten. Der eine Strich, am Mittelländiſchen Meere hin, iſt ein heißes feuchtes Thal, welches ſehr fruchtbar, aber von zweideutiger Geſundheit iſt; der daran grenzende zweite Strich iſt bergigt und rauh, aber die Temperatur iſt geſunder und trockener; der dritte Landſtrich an den öſtlichen Gebirgen vereiniget die Trockniß des zweiten mit der Hitze des erſten. Man gewahrt in dieſem Lande eine wohlthätige Vereinigung der Eigenſchaften des Klimas und des Erdbodens, ſo daß man hier unter einem begrenzten Himmelsſtriche die Vortheile mehrerer Zonen antrifft. Wenn das Reaumürſche Thermometer an der Seeküſte auf 25 oder 26 Grad ſteht, ſo ſteigt es in den Gebirgen kaum auf 21 Grad, und wenn im Winter die ganze Bergkette mit Schnee bedeckt iſt, ſo fällt in den niedrigen Gegenden entweder gar keiner, oder er zerſchmelzt im Augenblicke wieder. Man kann daher zwei Klimas in Syrien annehmen, ein ſehr heißes an der Küſte und auf den inländiſchen Ebenen, als zu Baalbeck, Antakia, Tripoli, Akre, Gaza, Hauran ꝛc., und ein gemäßigtes.

Die Abwechſelung der Jahreszeiten iſt ungefähr wie in der Mitte von Frankreich in den gebirgigten Gegenden. Der Winter dauert vom November bis in den März, iſt ſtrenge und kalt, kein Jahr vergeht ohne Schnee, der oft mehrere Fuß hoch den Boden bedeckt, und ſolches ganze Monate hindurch. Frühling und Herbſt ſind angenehm, und der Sommer iſt nicht zu heiß; nur in den Ebenen tritt dagegen, ſobald die Sonne zur Linie zurückkehrt, ſchnell unbeſchreibliche Hitze ein, die erſt im November aufhört, dagegen iſt der Winter ſo gemäßigt, daß Orangen, Datteln, Bananen und andere ähnliche Bäume im Freien ſehr gut wachſen; nur im Norden und auf der Oſtſeite der Berge iſt der Winter ſtrenger, ohne daß der Sommer weniger heiß iſt. Zu Antakia, Haleb und Damask hat man mehrere Wochen lang Eis und Schnee, welches mehr von der Höhe des Landes, als von der Breite, worin es liegt, kommt. Die ganze Fläche im Oſten der Berge iſt ſehr über die Meeresfläche erhaben, den trocknen Winden aus Norden und Nordoſten ausgeſetzt, und gegen die feuchten Weſt- und Südweſtwinde gedeckt. — Die Flüſſe Syriens ſind lauter Küſten- und Steppenflüſſe; denn kein einziger Fluß durchſtrömt dieſes Land, der ein Flußgebiet bildete. Die beträchtlichſten Flüſſe ſind: der Orontes und der Jordan; die andern ſind bloße Bäche, die, wenn ſie vom Regen und Schnee auch eine Zeitlang anſchwellen, die übrige Zeit des Jahres hindurch doch ein faſt trockenes Bett haben; ſie ſtürzen als Giesbäche von Kaskaden herab, und wegen der Nähe des Meeres haben ihre Gewäſſer nicht Zeit, ſich in den Thälern erſt zu Flüſſen zu ſammeln. Der kleine Fluß Safia

Paſchalik Damask vorkommen. Das todte Meer iſt das merkwürdigſte Gewäſſer. In einer Ebene, welche auf der Oſt- und Weſtſeite meiſtens von hohen, ſteilen, und unfruchtbaren Bergen umgeben iſt, einen mit Salz vermiſchten weißen Sand, und ½ Elle unter demſelben eine ſchwarze, zähe, ſtinkende und dem Peche ähnliche Materie ſtatt der Erde hat, woraus nur allein das zur Soda brauchbare Kraut Kali hervorwächſt, krümmt ſich das todte Meer, auch der See Loths genannt, wie ein wachſender Mond, ſo daß es ſeine Vertiefung gegen Weſten zukehrt, in einer Länge von zwölf Deutſchen Meilen und einer Breite von zweien. In der Bibel heißt dieſer See der See der Ebene, der Salzſee, die Oſtſee, das todte Meer; bei den Alten Lacus Asphaltites. Der See iſt kein Urſee, ſeine Entſtehungsgeſchichte ergiebt ſich aus dem erſten Buche Moſe. Man vermuthet, daß unter dem einſt ſo fruchtbaren und reizenden Thale Siddim ſchon ein unterirdiſcher See verborgen war, der bei der Entzündung und Einſinkung der über ihn hergezogenen Erdrinde zum Vorſchein kam. Ob von den damals verſunkenen Städten noch Ueberbleibſel im See ſind, darüber wird geſtritten; daß noch Ueberreſte von Gebäuden darin vorhanden ſind, kann durch unverwerfliche Zeugniſſe beſtätiget werden; ob ſie aber von Sodom ſind, wie man vorgiebt und glaubt, iſt eine ſchwerlich zu bejahende Frage. Außer den ſchon angeführten beiden Flüſſen Jordan und Safia, nimmt dieſer See noch mehrere andere kleine Flüſſe auf, z. B. auf der Weſtſeite den von Jeruſalem herkommenden Kidron und noch ein Paar andere, und auf der Oſtſeite einen um die Mitte, den man Jared nennt, weiter gegen Norden den Arnon, und auch noch mehrere Bergbäche von den umliegenden Bergen, und da er keinen Abfluß hat, ſo behält er die Flüſſe und verdunſtet den ſtarken Zufluß. Das Waſſer des Sees iſt klar und durchſichtig, und liefert, abgedunſtet, eine Menge Salz,

welches die Araber in ganz Paläſtina zum Verkaufe herumführen; es ſoll ſehr weiß ſeyn. Das Erdpech oder Asphalt ſteigt vom Boden des Sees in die Höhe, und wird vom Winde an das Ufer geworfen; es iſt ſchwarz, zerbrechlich und gleicht dem ſchwarzen Peche, entzündet ſich leicht, und giebt einen ſtarken Geruch. Die Araber ſammeln es, liefern dem Gouverneur von Jeruſalem einen Theil davon, und verkaufen das übrige. Dieſer liefert es an den Paſcha von Damask, der auch das Uebrige den Arabern abkauft, und treibt daher einen Alleinhandel mit demſelben. Die Araber verpichen auch ihre Schiffe und Böte mit Asphalt. Auch ſoll der Asphalt zur Einbalſamirung der Leichen in Aegypten gedient haben ꝛc. Der See wirft auch eine Art ſchwarzer Steine aus, die man an dem Ufer deſſelben findet, und die verhärteter Asphalt ſeyn ſollen; eine Art Steinkohlen, die von den Arabern wie Holz gebrannt werden, aber einen großen Geſtank verurſachen, und durch den Brand zwar ihr Gewicht, aber nicht ihre Größe verlieren. — Die Reiſebeſchreiber ſind in ihren Berichten über dieſes Naturprodukt uneinig; der Eine vergleicht es mit den Schmiedekohlen, der Andere mit verhärtetem Peche ꝛc.; indeſſen kommen Alle darin überein, daß dieſe Kohlen beim Brennen ſehr ſtinken; ungeachtet dieſes Geſtankes ſoll man ſie als ein Rauchwerk gegen die Peſt gebrauchen. Die Luft um den See hat man ſchon von Alters her wegen der aus ihm aufſteigenden Dünſte für ungeſund gehalten; dem Menſchen, der ſie einhaucht, verurſachen ſie Schwindel, und machen dadurch die Erzählung wahrſcheinlich, daß ſelbſt kein Vogel über den See fliegen könne, ohne ohnmäch-

halb hat man ihm auch mit Recht den Namen des todten Meeres gegeben. — An Gebirgen besitzt dieses Land den Libanon, dessen höchster Gipfel 10,200 Fß. hoch ist, und den Antilibanon, welche ganz Syrien von Norden nach Süden durchziehen, und mit den Gebirgen Arabiens zusammenhängen; s. den Art. Libanon, Th. 77, S. 523 u. f. — Die Produkte Syriens sind: Weizen, Rocken, Gerste, jedoch nur wenig Hafer, Mais, Hanf, Aepfel, Pfirsichen, Feigen, Aprikosen, von denen die getrockneten oder gedörrten Meschmisch genannt werden, Pomeranzen, Citronen von vorzüglicher Schönheit, Granaten, Pistazien, Datteln, Mohn, Safran, Oel, welcher theils aus Oliven, theils aus dem Samen des Ricinus und Sesam gepreßt wird; des Letzteren bedienen sich besonders die Juden, und das Ricinusöl brennt das untere Volk in seinen Lampen. Weine, wovon der weiße wohlschmeckend, aber sehr schwach ist, und sich kaum über ein Jahr halten soll; er ist daher auch selten, und wird für ein sehr köstliches Getränk angesehen. Die rothen und gelben Weine haben einen sehr süßen Geschmack, ja sind zuckersüß, und halten sich besser; sie werden mehrentheils gekocht, und gleichen den Provencerweinen; die eingekochten sind gesünder, und gleichen dem besten Bourdeauer Weine. Der gelbe ist unter den Französischen Weinhändlern unter dem Namen des Vin d'or bekannt, und er verdient diesen Namen wegen seiner schönen Topasfarbe. Der vorzüglichste wächst bei Antiocuro, der nicht gekocht ist, und dennoch sehr süß schmeckt. Der rothe Wein ist etwas schwer und macht schläfrig. Die besten Weintrauben sollen im Dorfe Kaissy, etwa acht geographische Meilen von Haleb entfernt, wachsen, auch um das Dorf herum; der verdickte Weintraubensaft wird stark gebraucht. Baumwolle, welche nur in einigen Gegenden Syriens gebauet und im Oktober gesammelt wird; Seide kommt auch nicht überall vor, doch ist sie von gu-

ter Beſchaffenheit. Tabak wird ſtark gebauet, und der beſte bei Ladikia. Piſtazienbäume und Gartengewächſe erblickt man häufig; auch Maulbeerbäume zur Seidenzucht. Honig giebt es viel, beſonders im Paſchalik Damask oder Damaskus; die Einwohner verſtehen aber die Bearbeitung des Wachſes nicht, und verfertigen nur ſchlechte gelbe Wachslichter. — Was die Waldungen betrifft, ſo findet man zwar Eichen mit Galläpfeln und Knoppern, und Cypreſſen hier und da, aber ſie kommen nur mittelmäßig fort, und die übrigen Holzarten ſind nur Kiefern mit ſehr langen Nadeln, Ahornbäume, welche hoch und dick ſind, und ſich weit mit ihren Aeſten ausbreiten; dann Fichten und Buchen. Vorzüglich berühmt ſind die Cedern auf dem Libanon, und ſolches ſchon in den alten Zeiten; aber dieſe ſonſt gewiß ſehr anſehnlichen Waldungen ſind beſonders durch die Araber ſo verwüſtet worden, daß nur noch wenige uralte ſtarke Cedern übrig geblieben ſind. Dieſe ſtehen auf einer Ebene, die zwei Stunden Weges von dem Karmeliterkloſter liegt, und von den höchſten Spitzen des Libanons umgeben iſt. Man findet auf der nordöſtlichen Ecke derſelben einen kleinen Wald, der aus einer kleinen Anzahl alter und ſehr großer Cedern, die nahe bei einander ſtehen, vielen jungen Cedern und wenigen Fichten beſteht. Die älteſten und dickſten Cedern unterſcheiden ſich von den jüngeren vornehmlich dadurch, daß dieſe Letzteren gerade in die Höhe gewachſen ſind, ihre Aeſte aber vom Stamme horizontal ausgehen, jedoch etwas herabhängen, und ſowohl in dieſen beiden Stücken, als überhaupt in ihrer ganzen Geſtalt unſeren Europäiſchen Tannen und Fichten ganz ähnlich ſehen; dagegen die uralten Cedern einen kurzen, aber ſehr dicken Stamm haben, der ſich bald unten in drei, vier bis fünf große Aeſte zertheilt, die gerade in die Höhe gewachſen, und auch ſehr dick, einige derſelben auch etwa zehn Fuß lang zuſammengewachſen ſind. Die Höhe dieſer dicken

Stämme von der Erde bis an die Aeste ist verschieden; die höchsten haben bis vierundzwanzig Fuß. Die dicksten Stämme können kaum sechs Männer mit ihren Armen umspannen, das einen Umfang von ungefähr sechs und dreißig Fuß giebt, eine Dicke, die bei Bäumen gerade nicht außerordentlich ist, welche schon mehrere Jahrtausende alt seyn sollen. Die jungen Cedern steigen in geraden, sehr hohen Stämmen empor, ihre Aeste sprossen unmittelbar aus dem Stamme, und breiten sich in parallelen Kreisen über einander um denselben her. So unförmlich auch die uralten Cedern sind, so hat man sie doch in den neueren Jahrhunderten als Heiligthümer angesehen, und sie verschont, wenigstens haben alle christlichen Nationen dieser Gegend auf denjenigen den Bann gelegt, der einen Cederbaum beschädiget. Die Cedern sind den Lerchen-, Tannen- und Fichtenbäumen sehr ähnlich, daß sie von Vielen zu einer dieser Arten von Bäumen gerechnet werden; sie machen aber doch eine besondere Gattung aus, welches vornehmlich ihre Zapfen beweisen; s. den Art. Ceder, Th. 7, S. 753 u. f. Aus den jüngern Cederbäumen tropft in der Hitze des Sommers von selbst und ohne Einschnitt ein klares, durchsichtiges und weißliches Harz, das sich verhärtet und Cedria genannt wird. Diesem Harze schrieb man vormals große Wirkungen zu, von denen man jetzt nichts mehr hört, welches wahrscheinlich daher kommt, weil man das Harz nicht mehr anwendet. Dieses genannte Harz soll besser seyn, als dasjenige, welches man durch Einschnitte in die Rinde der alten und jungen Bäume erhält, welches ins Gelbe fällt. Auch Honig, Wachs, Manna und Weihrauch giebt der Libanon. Die ersteren Produkte häufig; das Manna ist gut und auch häufig, und soll nach Cotwyks Zeugniß das Kalabrische übertreffen; auch soll der Weihrauch sehr gut seyn. — In Hinsicht der Viehzucht, eine Hauptnahrung der Einwohner, kann man

das Rindvieh oben an ſtellen; Ochſen ſind nur in geringer Menge vorhanden, und werden beinahe, wie es ſcheint, der Europäer wegen gehalten, dagegen giebt es anſehnliche Herden von Büffelkühen, welche vortreffliche Milch geben. Die Ochſen braucht man nach alter Weiſe zum Dreſchen des Getreides, und läßt ſie ſo viel davon freſſen, als ſie wollen. Nicht minder zahlreich ſind die Schaf- und Ziegenherden, welche die ſchönſten fetteſten Weiden am Abhange der Gebirge und in den reizenden Thälern zwiſchen den Gebirgen finden, und eben dieſe gute Weide hält man auch für die Urſache von den Auswüchſen, die man an dieſen beiden Arten von Thieren wahrnimmt; denn die meiſten Schafe haben, wie die Kirgiſiſchen, außerordentlich große Fettſchwänze. Ein ſolcher Schwanz macht den dritten Theil der Schwere des ganzen Schafes aus, und wiegt bei großen und gemäſteten Schafen zuweilen bis 50 Pfd. Der ganze Schwanz beſteht aus einem Klumpen Fett, der anfangs 8 bis 10 Pfd. ſchwer oben am Schwanze ſich anſetzt, allmählig größer wird, und zuletzt mit dem Leibe des Thieres zuſammen wächſt; er bildet dann ein vollkommnes Fettkiſſen am Hintern; man nennt ſie fettſteißige Schafe. Der Fettpolſter ſteht wie ein Dach über dem Hintern. Auch die Ziegen des Landes zeichnen ſich durch ihre Ohren aus, die über einen Fuß lang ſind und eine verhältnißmäßige Breite haben. Von Gazellen hat Syrien zweierlei Arten, davon die eine auf den Gebirgen, die andere in den Thälern ſich aufhält. Die wichtigſte Thierart für die Einwohner des Landes ſind die Kameele, davon ſie viererlei Arten haben: das Turkomaniſche Kameel, das größte und ſtärkſte, welches an 800 Pfund trägt, aber nicht ſehr ausdauernd gegen die Hitze iſt; das Arabiſche, kleiner, als jenes, und nur für eine Laſt von höchſtens 500 Pfund ſtark, aber gegen Hitze und Durſt abgehärteter. Es kann wohl fünfzehn Tage ohne einen Tropfen Waſſers leben, und Di-

steln und ausgebrannte Kräuter der Wüste sind ihm zur Nahrung hinreichend. Der Dromedar, dreimal schneller als das Arabische Kameel; denn es macht in einem Tage den Weg, wozu dieses drei nöthig hat, und zuletzt das zweihöckrige Kameel. Von Pferden giebt es sechs verschiedene Rassen oder Raçen. Die erste Raçe, Djelfe genannt, ist im glücklichen Arabien oder in Yemen zu Hause. Von dieser Gattung trifft man nur selten einige zu Damaskus, aber ziemlich häufig bei den benachbarten Arabern von Anaze an. Das Djelfische Pferd ist ein guter Renner; es soll ein wahres Schlachtenpferd seyn; bei aller Gelenksamkeit, allem Feuer, aller Unermüdlichkeit erträgt es lange Durst und Hunger, und dabei ist es so fromm wie ein Lamm, wird niemals unbändig, und beißt und schlägt auch nicht; man muß es aber immer viel laufen lassen und nicht zu sehr füttern. Sein Wuchs und Kreuz sind sehr hoch, der Hals schlank und dünn, die Ohren etwas lang. Es ist nicht das schönste von den Arabischen Raçen, unstreitig aber das beste. Ein fehlerfreies Pferd dieser Raçe, und dieses sind sie fast alle, wenn sie zwei- bis dreijährig sind, kommt auf 2000 Türkische Piaster zu stehen. Die zweite Raçe heißt Seclàoui, und kommt aus der östlichen Gegend der Wüste. Was von der Raçe Djelfe gesagt worden kann man auch von dieser sagen, welche sich von der vorhergehenden nur in Ansehung der Gegend, wo sie zu Hause ist, unterscheidet, da große Kenner kaum im Stande sind, sie von einander zu unterscheiden. Ihr Preis ist fast eben so hoch. Die Pferde von der dritten Raçe, Oöl mefki genannt, sind sehr schön; kommen aber den beiden ersten an Schnelligkeit im Rennen nicht gleich, übertreffen sie aber in Ansehung ihrer Formen, welche die schönen Verhältnisse des Andalusischen Pferdes, dem sie sehr ähnlich sehen, an sich haben. Dieses sind die wahren Staatspferde, die man häufig zu Damask antrifft. Man bringt sie aus den benachbarten

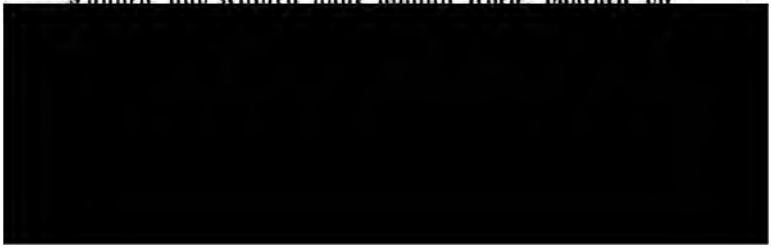
Wüſten; ſie koſten gewöhnlich 1000 bis 1500 Piaſter. Die vierte Raçe, welche man mit der Benennung Oöl Sabi bezeichnet, verhält ſich zu der vorigen, wie die Raçe Secläoui zu der Raçe Djelfe, das heißt, beide Raçen ſind ſich in Anſehung der Schönheit faſt gleich, ſo daß man ein geſchickter Thierarzt ſeyn muß, um ſie von einander unterſcheiden zu können; folglich koſtet auch ein Pferd von dieſer Raçe immer 1000 bis 1200 Piaſter, wenn es fehlerfrei und drei- oder vierjährig iſt. Die fünfte Raçe, die unter dem Namen Oöl treidi bekannt iſt, iſt ſehr gemein; ſie kommt aus der Umgegend der Stadt und liefert viele ſchöne und gute Pferde; man muß ſie wohl unterſuchen und es gut verſtehen, da es viele fehlerhafte darunter giebt; ſie haben die Vorzüge der vorigen Raçe nicht, jedoch koſten die guten, wenn ſie drei oder vier Jahre alt ſind, gewöhnlich 600 bis 800 Piaſter. Die ſechſte Raçe kommt aus der Gegend von Baſſora, heißt Oöl nagdi, und wird für vorzüglich gehalten. Sie kommt den beiden Raçen Djelfe und Secläoui gleich, wenn ſie ſolche nicht noch übertrifft. Die Pferde Oöl nagdi ſind zu Damaskus wenig bekannt, und die Liebhaber verſichern, daß ſie unvergleichlich ſind; auch wird ihr Preis bloß nach Willkühr beſtimmt, er iſt jedoch ſtets über 2000 Piaſter. Es giebt wenig Rappen unter den Arabiſchen Pferden, die meiſten ſind Apfelſchimmel oder braunroth. Die Maulthiere ſind gut, und die Eſel, wie die Aegyptiſchen, vortrefflich.—Unter den Inſekten ſtehen die Bienen und Seidenwürmer oben an, als die nützlichen Inſekten, als die ſchädlichen die Heuſchrekken, welche oft in großen zerſtörenden Schwärmen der drückenden Hitze des Sommers noch zu Hülfe kommen, um Syrien in ſchlechten Jahren zu verwüſten. Indeſſen werden die Heuſchrecken auch hier, wie in Irak, von den Einwohnern theils friſch, theils eingeſalzen, als eine Leckerſpeiſe gegeſſen. Nach der Bemerkung der Syrer

kommen dieſe Heuſchreckenlegionen, beſonders nach ſehr rauhen Wintern, und allemal von der Arabiſchen Wüſte her. Sobald ſie an die angebaueten Länder kommen, ſucht man ſie mit Rauch zurückzutreiben, wozu es oft an Kraut und Stroh fehlt; man zieht auch Gräben, worin viele ihren Tod finden. Die wirkſamſten Mittel gegen dieſe ſchrecklichen Inſekten ſind die Winde von Süden und Südoſten, nebſt dem Vogel Samarmar, der ſo viel davon frißt, als er nur kann, und die übrigen tödtet, daher iſt dieſer auch bei den Landleuten heilig und unverletzlich. Der Süd- und Südoſtwind jagt ganze Heuſchreckenwolken ins Mittelländiſche Meer, worin eine ſo große Menge erſäuft, daß ſie todt ans Ufer getrieben, die Luft mehrere Tage lang auf eine weite Entfernung verderben. Was von den übrigen Inſekten, der übergroßen Menge von Fliegen, Wanzen, Flöhen und Schnacken von mehreren Reiſenden geſagt worden, ſoll ſich nicht beſtätigen; aber eine Gattung von Bremſen ſoll es geben, deren Stich ausnehmend ſchmerzhaft iſt. Schlangen und Skorpionen ſind ſelten und nicht ſehr giftig. Von wilden Thieren hat Syrien wilde Schweine, Rehe, Hirſche, Haſen, Kaninchen, Gemſen, Stachelſchweine, Wölfe, Bären, Tiger, Schakals, Hyänen, Leoparden und Löwen. Dieſe Letzteren, ſo wie die Tiger, verbergen ſich meiſtens in den Gebüſchen und dem Rohr der Flüſſe, oder in den Wäldern der Gebirge, und nur in der Nacht ſtreifen ſie aufs freie Land, wo beſonders die Schakals unter den Schafherden oft große Verheerungen anrichten. Auch treiben ſie ſich auf den Begräbnißplätzen herum, wühlen die todten Leichname heraus, und verzehren das modernde Fleiſch. Schlangen, Skorpionen, Fröſche, welche hier auch genoſſen werden. Syriens Flüſſe und ſeine Küſte am Mittelländiſchen Meere ſind beide ſehr fiſchreich; auch findet ſich in verſchiedenen Gegenden derſelben die berühmte Purpurmuſchel, die aber durch die Amerikani-

ſche Cochenille ihren Werth und Ruhm verloren hat. — An Produkten aus dem Mineralreiche kommen Salz, Soda, Walkererde, Alabaſter, Marmor, Eiſen, Kalk, Salpeter, Judenpech ꝛc. ꝛc. vor. — Paläſtina hat vieles und gutes Getreide, doch geräth es nicht alle Jahre gleich gut, welches auch auf die Gegenden ankommt, da es nicht überall zu einerlei Zeit reif wird, und eingeerndtet werden kann, weil das Klima verſchieden iſt. Hülſenfrüchte giebt es von ſehr guter Art; Aepfel, Birnen, Pflaumen, Miſpeln, Citronen, Feigen, Pomeranzen, Abrikoſen, Pfirſichen, Datteln und Oliven ſind im Ueberfluſſe vorhanden. Zwiſchen Jaffa und Rama giebt es einige kleine Wälder von vortrefflichen Oliven; auch werden ſie überall ſehr häufig angetroffen, und vormals waren dieſer Früchte noch mehrere im Lande vorhanden. Aus Olivenöl und Aſche wird viel Seife gemacht und verſchifft. Die Dattelbäume ſind in jetziger Zeit ſeltener, als vor Alters; auch Maulbeerbäume findet man, obgleich nicht häufig. Wein hat Paläſtina ebenfalls, da aber die Mohamedaner die zahlreichſten Einwohner ſind, und aus Religionsgrundſätzen keinen Wein bauen, ſo iſt unter ihrer Herrſchaft der Weinbau vernachläßiget worden, und man bauet nur noch zu Jeruſalem und Hebron Wein, wo die Menge der Trauben und Roſinen, welche verkauft wird, ſehr groß iſt. Die Trauben ſind ganz vorzüglich und wohl über ½ Elle lang, und ihre Beeren ſollen einen halben Finger lang ſeyn. Nach einigen Reiſebeſchreibern ſoll aus den Weintrauben ein Honig oder Syrub gemacht werden, und jährlich ſollen allein von Hebron dreihundert Kameelladungen, das iſt, beinahe 2000 Centner, davon nach Aegypten geſchickt werden. Auch zu Saphet wird Wein von den Juden gebauet, deſſen Trauben einen ſehr angenehmen Geſchmack haben; der Wein iſt roth. Auch auf dem Karmel iſt etwas Weinbau. Tabak wird ſtark gebauet, auch viele Baum-

wolle, die theils roh, theils geſponnen über Said ausgeht. Maſtix- und Storaxbäume ſollen zwiſchen Jaffa und Rama wachſen; auch Soda und Johannisbrod kommen vor, das Letztere in Paläſtina ſo häufig, daß man es dem Viehe zu freſſen giebt. Honig kommt auch in großer Menge vor. Ueberhaupt hat der Boden, beſonders um Jaffa herum, eine feſte, beinahe dem Nilſchlamme ähnliche Erde, und daher die üppigſte und ſchönſte Vegetation. Auch hier iſt die Viehzucht ein Hauptreichthum der Einwohner; beſonders kommen Ochſen und Kühe, meiſt von der kleinen Art, in großer Anzahl im alten Galiläa vor. Die Ziegen haben hängende Ohren, faſt eine Elle lang. Auch fehlt es hier nicht an Pferden, Eſeln und Kameelen; man findet auch Schafe mit Fettſchwänzen in anſehnlicher Menge, die aus den Gebirgen jährlich in großer Anzahl nach Jeruſalem gebracht werden, die von den kräftigen Kräutern, welche ſie gefreſſen haben, ein ſehr wohlſchmeckendes Fleiſch geben. Unter den wilden Thieren, die hier, wie in Syrien, angetroffen werden, ſind beſonders die Schakals merkwürdig, die den Herden der Araber großen Schaden zufügen. Wildpret giebt es in Paläſtina in großer Menge; die Rebhühner ziehen in ganzen Scharen, und ſind ſo fett und ſchwer, daß man nur einen Stock braucht, um ſie zu erlegen. Zu gleicher Zeit trifft man auch eine große Menge Eidechſen, Schlangen, Vipern, Skorpionen und andere giftige Inſekten an; beſonders giebt es eine zahlloſe Menge von Fliegen, ſo daß die Pferde, Maulthiere und Kameele faſt raſend werden, und um ſich dieſe unerträglichen Gäſte vom Leibe zu ſchaffen, ausſchlagen, ſich auf dem Boden wälzen, und an den Geſträuchen reiben. An Ameiſen fehlt es noch weniger; Ali-Bey el Abaſſi (in ſeinen Reiſen in Afrika und Aſien) ſah einen ſo großen Ameiſenhaufen, welcher eine Strecke Weges von drei Tagereiſen einnahm. Der ganze Weg beſtand aus einem einzigen

ter Beſchaffenheit. Tabak wird ſtark gebauet, und der beſte bei Ladikia. Piſtazienbäume und Gartengewächſe erblickt man häufig; auch Maulbeerbäume zur Seidenzucht. Honig giebt es viel, beſonders im Paſchalik Damask oder Damaskus; die Einwohner verſtehen aber die Bearbeitung des Wachſes nicht, und verfertigen nur ſchlechte gelbe Wachslichter. — Was die Waldungen betrifft, ſo findet man zwar Eichen mit Galläpfeln und Knoppern, und Cypreſſen hier und da, aber ſie kommen nur mittelmäßig fort, und die übrigen Holzarten ſind nur Kiefern mit ſehr langen Nadeln, Ahornbäume, welche hoch und dick ſind, und ſich weit mit ihren Aeſten ausbreiten; dann Fichten und Buchen. Vorzüglich berühmt ſind die Cedern auf dem Libanon, und ſolches ſchon in den alten Zeiten; aber dieſe ſonſt gewiß ſehr anſehnlichen Waldungen ſind beſonders durch die Araber ſo verwüſtet worden, daß nur noch wenige uralte ſtarke Cedern übrig geblieben ſind. Dieſe ſtehen auf einer Ebene, die zwei Stunden Weges von dem Karmeliterkloſter liegt, und von den höchſten Spitzen des Libanons umgeben iſt. Man findet auf der nordöſtlichen Ecke derſelben einen kleinen Wald, der aus einer kleinen Anzahl alter und ſehr großer Cedern, die nahe bei einander ſtehen, vielen jungen Cedern und wenigen Fichten beſteht. Die älteſten und dickſten Cedern unterſcheiden ſich von den jüngeren vornehmlich dadurch, daß dieſe Letzteren gerade in die Höhe gewachſen ſind, ihre Aeſte aber vom Stamme horizontal ausgehen, jedoch etwas herabhängen, und ſowohl in dieſen beiden Stücken, als überhaupt in ihrer ganzen Geſtalt unſeren Europäiſchen Tannen und Fichten ganz ähnlich ſehen; dagegen die



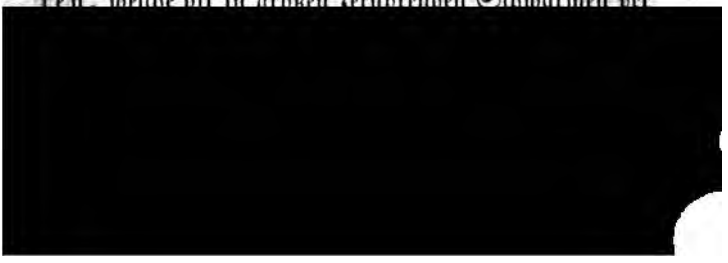
verlieren. Der fiſchreiche Orontes iſt der einzige, der ins Mittelländiſche Meer fließt. Die Luft iſt rein und geſund, doch wird die Peſt oft von der Küſte des Mittelländiſchen Meeres hierher gebracht. Der eigentliche ſtrenge Winter währt nur vierzig Tage, vom 12ten December bis zum 20ſten Januar, während welcher Zeit die Luft ſehr anzieht oder den Körper durchdringt, es friert aber ſelten ſtarkes Eis, und der Schnee bleibt ſelten länger als einen Tag liegen, und in dieſer Zeit blühen Narziſſen ꝛc. Im Februar werden die Felder völlig grün, und die Bäume fangen ſchon am Ende deſſelben an zu blühen; aber ehe der May ſich endiget, ſind die Felder ſchon vertrocknet und verbrannt, und es bleiben nur wenige ſtarke Pflanzen, welche der großen Hitze widerſtehen können, übrig. Von dieſer Zeit an fällt kein Regen, ja es zeigt ſich kaum zuweilen eine Wolke; nur um die Mitte des Septembers pflegt ein kleiner Regen die Luft zu erfriſchen, welche dann zwanzig bis dreißig Tage lang ganz gemäßigt und doch heiter iſt; wenn aber der zweite Regen kommt, wird das Wetter ganz veränderlich, und der Winter nähert ſich nach und nach. Dieſe Gegend würde kaum bewohnbar im Sommer ſeyn, wenn nicht ein kühler Weſtwind wehete, zuweilen bläſt aber auch im Sommer ein heißer Oſtwind, der vier bis fünf Tage lang anhält. Das Waſſer iſt zu dieſer Zeit kühler, als wenn der Weſtwind bläſt, indeſſen ſind die Metalle in den Häuſern ſo heiß, als ob ſie lange Zeit in der Sonne gelegen hätten. Man ſchließt dann die Fenſter und Thüren. Dieſer Wind mattet ſehr ab, wer ſich demſelben ausſetzen muß. — Das Paſchalik von Tarablüs oder Tripoli iſt größtentheils gebürgig, nur die Seeküſte zwiſchen Tarablüs und Latakia iſt ebenes Land. Die zahlreichen Bäche, die gleich Cascaden ſich von den Bergen herabſtürzen, durchſtrömen die Ebene und geben ihr eine große Fruchtbarkeit; allein ungeachtet dieſer Vortheile iſt doch die Ebene nicht ſo

das Rindvieh oben an ſtellen; Ochſen ſind nur in geringer Menge vorhanden, und werden beinahe, wie es ſcheint, der Europäer wegen gehalten, dagegen giebt es anſehnliche Herden von Büffelkühen, welche vortreffliche Milch geben. Die Ochſen braucht man nach alter Weiſe zum Dreſchen des Getreides, und läßt ſie ſo viel davon freſſen, als ſie wollen. Nicht minder zahlreich ſind die Schaf- und Ziegenherden, welche die ſchönſten fetteſten Weiden am Abhange der Gebirge und in den reizenden Thälern zwiſchen den Gebirgen finden, und eben dieſe gute Weide hält man auch für die Urſache von den Auswüchſen, die man an dieſen beiden Arten von Thieren wahrnimmt; denn die meiſten Schafe haben, wie die Kirgiſiſchen, außerordentlich große Fettſchwänze. Ein ſolcher Schwanz macht den dritten Theil der Schwere des ganzen Schafes aus, und wiegt bei großen und gemäſteten Schafen zuweilen bis 50 Pfd. Der ganze Schwanz beſteht aus einem Klumpen Fett, der anfangs 8 bis 10 Pfd. ſchwer oben am Schwanze ſich anſetzt, allmählig größer wird, und zuletzt mit dem Leibe des Thieres zuſammen wächſt; er bildet dann ein vollkommnes Fettkiſſen am Hintern; man nennt ſie fettſteißige Schafe. Der Fettpolſter ſteht wie ein Dach über dem Hintern. Auch die Ziegen des Landes zeichnen ſich durch ihre Ohren aus, die über einen Fuß lang ſind und eine verhältnißmäßige Breite haben. Von Gazellen hat Syrien zweierlei Arten, davon die eine auf den Gebirgen, die andere in den Thälern ſich aufhält. Die wichtigſte Thierart für die Einwohner des Landes ſind die Kameele, davon ſie viererlei Arten haben: das Turkomaniſche Kameel, das größte und ſtärkſte, welches

Ranunkel ſich vorzüglich auszeichnet, welche bis nach Konſtantinopel geſandt wird. Im Uebrigen ſind die Produkte mit denen der andern Paſchaliks gleich, ſo wie die Gattungen des Thierreichs mit den oben im Allgemeinen angeführten übereinkommen. — Das Land der Druſen iſt an Naturprodukten nur ärmlich beſtellt. Getreide wird nur ſo viel angebauet, als ſie, um drei Monate davon leben zu können, genug haben; ihre Hauptproduktion beſteht in Seide, Baumwolle und in Wein; daher wird auch der Zins auf Maulbeerbäume, Weinſtöcke, Baumwollenſtauden und Getreide gelegt. Die andern Produkte dienen größtentheils nur zur innern Konſumtion, wie z. B. der Tabak und mehrere Früchte.

Was die Induſtrie Syriens betrifft, ſo kommt ſie nur in den großen Städten in ihrer Bedeutſamkeit vor, iſt aber nur auf einzelne, wenn gleich wichtige Artikel oder Waaren beſchränkt, wie z. B. auf Seiden-, Wollen- und Baumwollenfabriken, wozu auch die Shawlsfabriken gehören, Gold- und Silber-, Degenklingen- und Meſſer-, Seifen-, Liqueur- und andere Fabriken, Färbereyen, und die gewöhnlichen Produkte der Kunſt, die aus den Händen der Handwerker hervorgehen. Die Paſchaliks von Aleppo und Damask ſind in dieſer Beziehung die wichtigſten; denn hier iſt der Hauptſitz der Induſtrie und des Handels. In Aleppo liefern die Manufakturen baumwollene Zeuge und Garne, grobe Tücher, die auf den Dörfern gewebt werden, ſeidene in Aleppo verfertigte Stoffe verſchiedener Art. Dann kommen aus den Fabriken Gold- und Silberarbeiten, Kupfergeſchirre und andere Fabrikate, beſonders Seife und Tabak, Wein, Soda und Olivenöl, Walkererde, die ſich ſehr gut ſtatt der Seife gebrauchen läßt. Was die Butter und den Käſe betrifft, die hier aus der fetten Milch gemacht werden, ſo werden dieſe Artikel größtentheils im Inlande konſumirt. Die

Wüſten; ſie koſten gewöhnlich 1000 bis 1500 Piaſter. Die vierte Raçe, welche man mit der Benennung Öl Sabi bezeichnet, verhält ſich zu der vorigen, wie die Raçe Seclàoui zu der Raçe Djelfe, das heißt, beide Raçen ſind ſich in Anſehung der Schönheit faſt gleich, ſo daß man ein geſchickter Thierarzt ſeyn muß, um ſie von einander unterſcheiden zu können; folglich koſtet auch ein Pferd von dieſer Raçe immer 1000 bis 1200 Piaſter, wenn es fehlerfrei und drei- oder vierjährig iſt. Die fünfte Raçe, die unter dem Namen Öl treidi bekannt iſt, iſt ſehr gemein; ſie kommt aus der Umgegend der Stadt und liefert viele ſchöne und gute Pferde; man muß ſie wohl unterſuchen und es gut verſtehen, da es viele fehlerhafte darunter giebt; ſie haben die Vorzüge der vorigen Raçe nicht, jedoch koſten die guten, wenn ſie drei oder vier Jahre alt ſind, gewöhnlich 600 bis 800 Piaſter. Die ſechſte Raçe kommt aus der Gegend von Baſſora, heißt Öl nagdi, und wird für vorzüglich gehalten. Sie kommt den beiden Raçen Djelfe und Seclàoui gleich, wenn ſie ſolche nicht noch übertrifft. Die Pferde Öl nagdi ſind zu Damaskus wenig bekannt, und die Liebhaber verſichern, daß ſie unvergleichlich ſind; auch wird ihr Preis bloß nach Willkühr beſtimmt, er iſt jedoch ſtets über 2000 Piaſter. Es giebt wenig Rappen unter den Arabiſchen Pferden, die meiſten ſind Apfelſchimmel oder braunroth. Die Maulthiere ſind gut, und die Eſel, wie die Aegyptiſchen, vortrefflich. — Unter den Inſekten ſtehen die Bienen und Seidenwürmer oben an, als die nützlichen Inſekten, als die ſchädlichen die Heuſchrekken, welche oft in großen zerſtörenden Schwärmen der



kommen dieſe Heuſchreckenlegionen, beſonders nach ſehr rauhen Wintern, und allemal von der Arabiſchen Wüſte her. Sobald ſie an die angebaueten Länder kommen, ſucht man ſie mit Rauch zurückzutreiben, wozu es oft an Kraut und Stroh fehlt; man zieht auch Gräben, worin viele ihren Tod finden. Die wirkſamſten Mittel gegen dieſe ſchrecklichen Inſekten ſind die Winde von Süden und Südoſten, nebſt dem Vogel Samarmar, der ſo viel davon frißt, als er nur kann, und die übrigen tödtet, daher iſt dieſer auch bei den Landleuten heilig und unverletzlich. Der Süd- und Südoſtwind jagt ganze Heuſchreckenwolken ins Mittelländiſche Meer, worin eine ſo große Menge erſäuft, daß ſie todt ans Ufer getrieben, die Luft mehrere Tage lang auf eine weite Entfernung verderben. Was von den übrigen Inſekten, der übergroßen Menge von Fliegen, Wanzen, Flöhen und Schnacken von mehreren Reiſenden geſagt worden, ſoll ſich nicht beſtätigen; aber eine Gattung von Bremſen ſoll es geben, deren Stich ausnehmend ſchmerzhaft iſt. Schlangen und Skorpionen ſind ſelten und nicht ſehr giftig. Von wilden Thieren hat Syrien wilde Schweine, Rehe, Hirſche, Haſen, Kaninchen, Gemſen, Stachelſchweine, Wölfe, Bären, Tiger, Schakals, Hyänen, Leoparden und Löwen. Dieſe Letzteren, ſo wie die Tiger, verbergen ſich meiſtens in den Gebüſchen und dem Rohr der Flüſſe, oder in den Wäldern der Gebirge, und nur in der Nacht ſtreifen ſie aufs freie Land, wo beſonders die Schakals unter den Schafherden oft große Verheerungen anrichten. Auch treiben ſie ſich auf den Begräbnißplätzen herum, wühlen die todten Leichname heraus, und verzehren das modernde Fleiſch. Schlangen, Skorpionen, Fröſche, welche hier auch genoſſen werden. Syriens Flüſſe und ſeine Küſte am Mittelländiſchen Meere ſind beide ſehr fiſchreich; auch findet ſich in verſchiedenen Gegenden derſelben die berühmte Purpurmuſchel, die aber durch die Amerikani-

ſche Cochenille ihren Werth und Ruhm verloren hat. — An Produkten aus dem Mineralreiche kommen Salz, Soda, Walkererde, Alabaſter, Marmor, Eiſen, Kalk, Salpeter, Judenpech ꝛc. ꝛc. vor. — Paläſtina hat vieles und gutes Getreide, doch geräth es nicht alle Jahre gleich gut, welches auch auf die Gegenden ankommt, da es nicht überall zu einerlei Zeit reif wird, und eingeerndtet werden kann, weil das Klima verſchieden iſt. Hülſenfrüchte giebt es von ſehr guter Art; Aepfel, Birnen, Pflaumen, Miſpeln, Citronen, Feigen, Pomeranzen, Abrikoſen, Pfirſichen, Datteln und Oliven ſind im Ueberfluſſe vorhanden. Zwiſchen Jaffa und Rama giebt es einige kleine Wälder von vortrefflichen Oliven; auch werden ſie überall ſehr häufig angetroffen, und vormals waren dieſer Früchte noch mehrere im Lande vorhanden. Aus Olivenöl und Aſche wird viel Seife gemacht und verſchifft. Die Dattelbäume ſind in jetziger Zeit ſeltener, als vor Alters; auch Maulbeerbäume findet man, obgleich nicht häufig. Wein hat Paläſtina ebenfalls, da aber die Mohamedaner die zahlreichſten Einwohner ſind, und aus Religionsgrundſätzen keinen Wein bauen, ſo iſt unter ihrer Herrſchaft der Weinbau vernachläßiget worden, und man bauet nur noch zu Jeruſalem und Hebron Wein, wo die Menge der Trauben und Roſinen, welche verkauft wird, ſehr groß iſt. Die Trauben ſind ganz vorzüglich und wohl über ½ Elle lang, und ihre Beeren ſollen einen halben Finger lang ſeyn. Nach einigen Reiſebeſchreibern ſoll aus den Weintrauben ein Honig oder Syrub gemacht werden, und jährlich ſollen allein von Hebron dreihundert Kameelladungen, das iſt, beinahe

wolle, die theils roh, theils geſponnen über Said ausgeht. Maſtix- und Storaxbäume ſollen zwiſchen Jaffa und Rama wachſen; auch Soda und Johannisbrod kommen vor, das Letztere in Paläſtina ſo häufig, daß man es dem Viehe zu freſſen giebt. Honig kommt auch in großer Menge vor. Ueberhaupt hat der Boden, beſonders um Jaffa herum, eine feſte, beinahe dem Nilſchlamme ähnliche Erde, und daher die üppigſte und ſchönſte Vegetation. Auch hier iſt die Viehzucht ein Hauptreichthum der Einwohner; beſonders kommen Ochſen und Kühe, meiſt von der kleinen Art, in großer Anzahl im alten Galiläa vor. Die Ziegen haben hängende Ohren, faſt eine Elle lang. Auch fehlt es hier nicht an Pferden, Eſeln und Kameelen; man findet auch Schafe mit Fettſchwänzen in anſehnlicher Menge, die aus den Gebirgen jährlich in großer Anzahl nach Jeruſalem gebracht werden, die von den kräftigen Kräutern, welche ſie gefreſſen haben, ein ſehr wohlſchmeckendes Fleiſch geben. Unter den wilden Thieren, die hier, wie in Syrien, angetroffen werden, ſind beſonders die Schakals merkwürdig, die den Herden der Araber großen Schaden zufügen. Wildpret giebt es in Paläſtina in großer Menge; die Rebhühner ziehen in ganzen Scharen, und ſind ſo fett und ſchwer, daß man nur einen Stock braucht, um ſie zu erlegen. Zu gleicher Zeit trifft man auch eine große Menge Eidechſen, Schlangen, Vipern, Skorpionen und andere giftige Inſekten an; beſonders giebt es eine zahlloſe Menge von Fliegen, ſo daß die Pferde, Maulthiere und Kameele faſt raſend werden, und um ſich dieſe unerträglichen Gäſte vom Leibe zu ſchaffen, ausſchlagen, ſich auf dem Boden wälzen, und an den Geſträuchen reiben. An Ameiſen fehlt es noch weniger; Ali-Bey el Abaſſi (in ſeinen Reiſen in Afrika und Aſien) ſah einen ſo großen Ameiſenhaufen, welcher eine Strecke Weges von drei Tagereiſen einnahm. Der ganze Weg beſtand aus einem einzigen

Ameisenhaufen, und war mit den Puppen dieser Thierchen fast übersäet, über welche man Myriaden von Ameisen nach allen Richtungen hinweglaufen sah, um ihre täglichen Geschäfte zu verrichten. — Betrachtet man nun die einzelnen Paschaliks in Hinsicht ihrer Naturprodukte ꝛc., so hat Haleb oder Aleppo einen schweren, thonartigen Boden, der aber seine Fruchtbarkeit nach dem Winterregen dadurch zeigt, daß überall hohe und lebhafte Kräuter wachsen, wenn er gleich nur wenig Früchte hervorbringt; denn der größte Theil des Landes liegt brach; man findet es kaum in der Nähe der Städte und Dörfer angebauet. Die vornehmsten Erzeugnisse sind Getreide, worunter hier immer Weizen, Rocken ꝛc. verstanden wird, und Baumwolle, die man im flachen Lande bauet. In den Bergen zieht man lieber Weinstöcke, Maulbeerbäume, Oliven und Feigen, und an der Seeküste wird viel Tabak gepflanzt; um Aleppo zieht man Pistazien. Die Weideplätze sind den herumziehenden Horden der Turkomanen und Kurden überlassen. Die Gegend um Antakia oder Antiochien ist sehr schön, indem Berge mit Thälern abwechseln; man findet hier die schönste Vegetation und die reizendsten Haine. Der Weg soll zwar schlecht seyn, jedoch mehr den Anlagen eines Parks, als einer Landstraße gleichen; denn auf jeden Schritt soll man helle Quellen, Bäche oder kleine Flüsse antreffen. In den Thälern sind Gärten und Pflanzungen angelegt, in welchen sich der weiße Maulbeerbaum, der kleine mit Weinstöcken, Granat- und andern Obstbäumen vermischte Lustwäldchen bildet, besonders auszeichnet. Mitten durch diese Landschaft geht der majestätische Orontes, welcher mit dem Was-

dern Ländern. Auch werden in den Städten Palästinas, besonders aber in Jerusalem und in dem Dorfe Bethlehem, viele Kruzifixe, Rosenkränze, heilige Krippen und andere Reliquien aus Perlmutter und Olivenholz verfertiget, und damit ein ansehnlicher Handel getrieben. In dem Paschalik Tarablüs oder Tripoli wird viel Seide und Baumwolle verarbeitet; dann liefert es Tabak, Olivenöl und Wein. — In dem Paschalik von Akre wird gleichfalls viel Baumwolle verarbeitet, auch Seide, welche jedoch nicht von der besten Qualität ist. Die Baumwollenarbeit ist an mehreren Orten, wie z. B. in Said oder Saida, die vornehmste Beschäftigung der Einwohner. Dann wird in diesem Paschalik viel Wein bereitet, sowohl weißer, als farbiger. — Der Handel Syriens ist sehr ansehnlich, besonders findet eine starke Ausfuhr von Naturprodukten Statt; auch sind in Syrien die Stapelörter von den Waaren, welche aus Aegypten und andern Gegenden kommen, hier aufgespeichert und dann weiter versandt werden. Syrien hat einige gute Häfen, allein sie sind zum Theil versandet und verstopft, und die Türkische Regierung thut sehr wenig zur Aufnahme derselben; besonders ist das Paschalik von Akre durch die Lage der Küste und die Menge seiner Landungsplätze für den Handel sehr geeignet, und deshalb ist dieses Paschalik auch die Niederlage des Handels von Damask und dem ganzen innern Syrien geworden. Die Rhede von Bairut ist zwar groß, hat aber einen steinigen Ankergrund und wenig Sicherheit. Die Stadt ist aber der Sammelplatz der Maroniten und Druſen, welche ihre Baumwolle und Seide von hier ausführen, die größtentheils nach Kairo geht, dafür erhalten sie Reis, Kaffee, Tabak und Silber, welche Waaren sie wieder gegen Getreide austauschen. Der Handel der Stadt selbst besteht in Seide, Tapeten und Apothekerwaaren oder Droguereyen; auch ist diese Stadt, welche als eine der

Die Seiden-, Baumwollen- und Shawlfabriken beſchäftigen in Aleppo gegen 12,000 Stühle; auch beſtehen daſelbſt an 100 große Färbereyen. Auch die Gartenkunſt wird hier mit vielem Fleiße kultivirt, und Halebs Gärten, die ſich drei Stunden weit erſtrecken, werden vom Kawik bewäſſert, und ſind im ganzen Morgenlande berühmt. Haleb oder Aleppo iſt die Hauptniederlage von Perſiſchen, Indiſchen und Türkiſchen Waaren. Von Bagdad und Basra kommen oft Karavanen hier an, und gehen wieder weiter nach Konſtantinopel ab. Noch anſehnlicher iſt die Fabrikation der Kunſtprodukte in Damask, wo alle Gewölbe und Buden mit größtentheils inländiſchen Waaren vollgeſtopft ſind; beſonders ſind die Magazine von Seidenwaaren ſehr anſehnlich, ja es giebt darunter viele, welche unermeßliche Vorräthe haben. Man zählt zu Damask mehr als 40,000 Seiden- und Baumwollenzeugweber; man verfertiget aber daſelbſt keine Leinewand, und baut auch keinen Lein. Nach den Seiden- und Baumwollenzeugen kommen die Sattlerwerkſtätten, welche ſehr gute Lederarbeiten liefern. Die Waffenfabriken machen hier auch einen bedeutenden Zweig der Induſtrie des Landes aus, wenn gleich die berühmte Fabrik der Damascener Klingen nicht mehr exiſtirt; denn diejenigen Klingen, die man jetzt daſelbſt verfertiget, haben keine weitern Vorzüge vor den übrigen Türkiſchen Säbelklingen. Man macht auch gewöhnliche Tiſchmeſſer daſelbſt. Die ehemaligen ächten Damascener Klingen, aus der alten Fabrik, gehen aus einer Hand in die andere, und werden als ein ſehr koſtbarer Gegenſtand betrachtet, weshalb man ſie auch ſehr theuer nach einem bloß von der Liebhaberey

20,000 Einwohner beſchäftigen. Nahe bei der Stadt findet man auch Alabaſter in großer Menge und eine rothe Erde, die ein wirkſames Mittel gegen den Biß giftiger Thiere ſeyn ſoll. Die Seifenſieder, Schmiede, Schuhmacher ꝛc. ꝛc. nehmen viele Straßen mit ihrem Gewerbe ein; auch eine Glashütte iſt daſelbſt, in welcher man bloß grobes grünes Glas macht. Einen Begriff von der großen Handelsthätigkeit in Damask erhält man von den vielen Tiſchlern, die ſich Jahr aus Jahr ein mit Verfertigung der Kiſten zum Verpacken der Natur- und Kunſterzeugniſſe beſchäftigen. Wenn man nur die Zahl der Kiſten annimmt, welche in jeder Werkſtätte in einem ganzen Jahre verfertiget werden, da ſie nur aus rauhen zuſammengenagelten Brettern beſtehen, und ein geräumiger Stadttheil bloß von ſolchen Kiſtenmachern oder Kiſtlern bewohnt wird, ſo wird man leicht auf die ungeheure Menge von Kiſten ſchließen können, welche in einem ſolchen Zeitraume verfertiget, und auch auf die große Menge Natur- und Kunſtprodukte, die aus dieſem Lande ausgeführt werden, und beſonders, da es noch andere Waaren giebt, zu deren Verſendung man keine Kiſten nöthig hat. Vom Morgen bis 1 oder 2 Uhr Nachmittags trifft man die meiſten Menſchen in den Bazars an; ſpäterhin ſchließen die meiſten Kaufleute ihre Gewölbe, und gehen nach Haus. Die Werkſtätten bleiben aber gewöhnlich offen und die Geſellen arbeiten den ganzen Tag in denſelben, ſo auch die Lehrlinge. Die Menſchenmenge, welche ſich in den Bazars umhertreibt, ſticht grell genug mit der Einſamkeit der übrigen Straßen der Stadt ab, in welchen es weder Buden, noch bedeutende Werkſtätten giebt. In allen Bazars findet man Oefen, in welchen beſtändig Kuchen und allerlei Backwerk gebacken wird. Hier concentrirt ſich Alles. Die in der Nähe der Bazars befindlichen Barbierſtuben ſind, um Kunden hereinzulocken, mit Arabesken bemalt, und mit Spiegeln und vergoldeten Inſchriften verziert. Auch

Kaffeehäuſer trifft man daſelbſt an, welche zu allen Tageszeiten mit Menſchen angefüllt ſind: Weiße, Schwarze, Mulatten ꝛc. tummeln ſich auf ihnen herum. Die Bazars enthalten auch prächtige Bäder, und in einzelnen Buden verkauft man Liqueurs, welche aus Zucker, Roſinen, Abrikoſen und andern Obſtgattungen verfertiget werden. Die Märkte, worauf Eßwaaren verkauft werden, kommen den Bazars, woſelbſt andere Waaren anzutreffen ſind, nicht nur gleich, ſondern übertreffen dieſe ſogar. Die Gegenſtände, welche man dort feil bietet, ſind von vorzüglicher Beſchaffenheit, ja es ſoll kaum einen andern Ort in der Welt geben, wo die Lebensmittel beſſer anzutreffen wären. Das Fleiſch iſt fett und von vorzüglichem Geſchmacke; Gemüſe und Kräuter ausnehmend zart; das Obſt ſaftig, ſüß, und von ausnehmender Größe; Wildpret aller Art giebt es in Menge; Honig und was aus Milch gemacht wird, iſt unverwerflich, das Brod weißer und beſſer, als in Europa ꝛc. Die Araber bringen Holzkohlen in die Stadt; Brennholz erhält man aus den Gärten und Pflanzungen wohlfeil. Holz aus den Waldungen läßt man nicht kommen, weil ſie zu entfernt ſind. Waſſer iſt in Damask im Ueberfluſſe vorhanden, da alle Häuſer mehrere Springbrunnen haben. Die Induſtrie iſt in dem zum Paſchalik von Damask gehörigen Paläſtina nicht ſehr bedeutend; denn zu Jeruſalem, der Hauptſtadt des Landes, leben die Einwohner größtentheils von den ankommenden Pilgrimmen, die zu dem heiligen Grabe wallfahrten; ſ. auch Jeruſalem, Th. 29, S. 326 u. f. Die Hauptinduſtrie iſt das Olivenöl, welches hier aus den in Menge vorhandenen Oliven gepreßt wird; dann ſind

bewirkt, ob ſie aber wirklich von Nutzen iſt, da doch Tauben weggefangen, oder mit dem Schießgewehre getödtet werden können, ſcheint noch einer nähern Prüfung zu unterliegen. — Ein faſt noch größerer Handel wie von Aleppo oder Haleb, geht von Damask aus. Der Handelsverkehr wird gewöhnlich vermittelſt der Karavanen betrieben; die vorzüglichſten ſind; 1) die Karavane von Mekka, welche alle übrigen übertrifft, und jährlich, wenn es die Umſtände erlauben, das heißt, kein Krieg oder andere Feindſeligkeiten die Gegend unſicher machen, einmal Statt hat. Dieſerhalb wird dieſe Stadt von den Einwohnern eine heilige genannt, weil ſie die Pforte von der Kabba iſt, und ſie iſt auch der Sammelplatz aller Pilger oder Pilgrimme aus den Aſiatiſchen Staaten, ſo wie Kairo der Sammelplatz der Afrikaniſchen iſt. Man ſchätzt ihre Anzahl jedes Jahr auf 30,000 bis 50,000, wovon ſich mehrere vier bis fünf Monate früher hierher begeben, und dieſe Zeit über hier zehren müſſen, welches die Einnahme von Damask ſehr vermehrt; der größte Theil kommt aber erſt am Ende des Ramadan. Man gewahrt daher zu dieſer Zeit Fremde aus allen Gegenden der Türkey, und ſelbſt aus Perſien. Alles iſt angefüllt mit Pferden, Kameelen, Mauleſeln und Kaufmannsgütern oder Waaren. Nach einigen Zubereitungstagen macht ſich dieſer ganze Hauſe auf den Weg, und nimmt ſeinen Zug nach der Grenze der Wüſte hin, und in vierzig Tagen gelangt er nach Mekka, um die Zeit des Bairamfeſtes. Da aber dieſer Pilgerzug durch die Länder mehrerer unabhängigen Arabiſchen Stämme geht, ſo hat man Verträge mit den Beduinen geſchloſſen, um ihm die Durchreiſe zu erlauben, und er muß ſie daher auch zu Wegweiſern nehmen. Dieſe Karavane macht Damask zum Mittelpunkte einer weit ausgebreiteten Zirkulation. — 2) Die Karavanen von Bagdad, welche die Reiſe jährlich drei- bis viermal mit einer mehr als 2500 betragenden Anzahl

reichſten und beſten Handelsörter des Orients betrachtet werden kann, der Aufenthaltsort der Handelskaravanen nach Kairo. Der Hafen von Said, dieſer einſt ſo berühmten Handelsſtadt unter dem Namen Sidon, kommt gar nicht in Betrachtung, nur die Rhede zwiſchen dem Kaſtel und den im Weſten liegenden Klippen, welche funfzehn Fuß übers Meer hervorragen, und ungefähr zweihundert Schritte lang ſind, dienen den Schiffen zum Aufenthalte, worin ſie indeſſen gegen heftige Stürme nicht geſchützt ſind. Der Hafen von Said iſt zwar nur klein, würde aber doch zwanzig bis fünfundzwanzig kleine Schiffe aufnehmen, wenn er gereiniget wäre, allein er iſt ſo mit Sand angefüllt, daß nur in ſeine Mündung, nahe am Schloſſe oder Kaſtelle, Fiſcherkähne einlaufen können; er bildet hier eine Art von Baſſin, welcher von einem zerſtörten Steindamme eingeſchloſſen iſt. Fakreddin, Emir der Druſen, hatte die Zerſtörung aller kleinen Häfen, von Bairut bis Akre, angefangen, und ſie mit Schutt ausfüllen laſſen, weil er von der Seeſeite Ueberfälle der Türken fürchtete, indeſſen iſt Said immer noch eine ziemliche Handelsſtadt, weil in derſelben die vornehmſten Niederlagen von Damask und dem innern Lande ſind. Die Franzoſen betreiben hier größtentheils den Handel, indem ſie Seide, rohe und geſponnene Baumwolle, Getreide, Galläpfel, Feigen, Wein ꝛc., nach Marſeille ausführen; auch die Engländer nehmen Theil an dieſem Handel. Sur, das ehemalige Tyrus, welches dem Nebukadnezar und dem Alexander nur nach dem tapferſten Widerſtande unterlag, und einen Welthandel hatte, iſt jetzt nicht viel mehr als ein großer Flecken, oder eine kleine

ſer, in deren Zwiſchenraume und dem Ufer des feſten Landes eine Rhede gebildet worden, wo die Schiffe ſicherer, als zu Said vor Anker liegen, obgleich ſie nicht ganz außer Gefahr ſind, da ſie der Nordweſtwind ſehr gut trifft, und der Ankergrund ſchlecht iſt. Der Hafen iſt ſchon mehrere Male ausgebeſſert worden, allein ohne Erfolg. Die Rhede iſt ſtark beſucht. Der Hafen von Akre hat eine der beſten Lagen an der Küſte, da ihn die Stadt ſelbſt gegen die Nord- und Nordweſtwinde ſchützt; er iſt aber nur ſchmal und hat einen ſeichten Ankergrund; die Rhede in der Nachbarſchaft von Kaifa iſt aber geräumiger und kann bedeutende Flotten aufnehmen; nur iſt ſie allen Winden ausgeſetzt. Die Stadt iſt der Stapelplatz der Baumwolle und überhaupt des Syriſchen Baumwollenhandels. Außer dieſen Häfen Syriens des Paſchaliks Akre, ſind nun noch: der Hafen von Latakia, von El Myna, eine halbe Stunde von Tripoli im Paſchalik Tarablüs, von Skanderun oder Alexandrette im Paſchalik Haleb oder Aleppo, in Hinſicht des Handels wichtig. Der Hafen oder die Rhede der letzteren Stadt ſoll die einzige in Syrien ſeyn, die einen ankerfeſten Boden hat, die aber dennoch nicht von mancherlei Unbequemlichkeiten frei iſt. Durch eine Oeffnung des Gebirges hat der Nordoſtwind einen Durchgang, und wenn ſolcher ſtark bläſt, ſo gehen die Schiffe aufs Schnellſte in See, um die Scheiterung zu vermeiden. Den ausgebreitetſten Handel in Syrien treiben die Städte Aleppo und Damask. Die Erſtere hat eine anſehnliche Meſſe von ganz Armenien und Diarbekr; die Karavanen gehen von hier nach Bagdad und Perſien. Die Stadt hat Verbindungen mit dem Perſiſchen Buſen und mit Indien durch Basra, mit Aegypten und Mekka durch Damask, mit Europa durch Alexandrette und Latakia. Faſt alle bedeutende Handelsnationen haben hier Konſuls. Haleb hat auch den Handel von Latakia an ſich gezogen, obgleich es keine ſo bequeme

Lage haben ſoll, als dieſer Ort. Der ehemalige bedeutende Handel, der hier getrieben wurde, ehe die Schiffahrt um die Südſpitze Afrikas gewöhnlich ward, hat ſich in neuerer Zeit verloren; allein es werden immer noch ſehr anſehnliche Geſchäfte mit Europa, Aſien und Afrika gemacht. Der meiſte Handel iſt Tauſchhandel, und die Gegenſtände deſſelben ſind: inländiſche baumwollene Zeuge und Garn, Tücher, ſeidene Stoffe, Galläpfel, Kameelhaare, Indiſche Waaren, beſonders Shawls und Mouſſeline, dann Kaffee, Roſinen und viele Südfrüchte, als Citronen, Feigen, Pomeranzen, Datteln, Piſtazien ꝛc.; Seife, Gold- und Silberwaaren, viele Droguerey- oder Apothekerwaaren. Mit dem Tabak wird ein ſehr anſehnlicher Handel nach Aegypten getrieben. Europa liefert Languedockiſche Tücher, Cochenille, Indigo, Zucker und Specereyen, Amerika Kaffee. Engländer und Franzoſen ſetzen hier viel Waaren ab, die von hier aus wieder weiter ins Land vertrieben werden. Hier war auch die ſogenannte Taubenpoſt zwiſchen Haleb und Alexandrette, die aber längſt aufgehört hat, nicht wegen der Unzweckmäßigkeit, ſondern weil die Tauben von den Kurden erſchoſſen wurden. Man nahm nämlich ein Paar Tauben, die Junge hatten, und brachte ſie zu Pferde nach dem Orte hin, woher man gern wollte, daß ſie zurückkommen ſollten, und gebrauchte dabei die Vorſicht, ihnen eine freie Ausſicht zu laſſen, das heißt, während des Transportes von einem Orte zum andern. Wenn ſich nun etwas Neues und Wichtiges ereignete, ſo befeſtigte man ein kleines Billett an ihre Flügel, und ließ ſie los, und die Tauben flogen aus Sehnſucht nach ihren Jungen in zehn Stun-

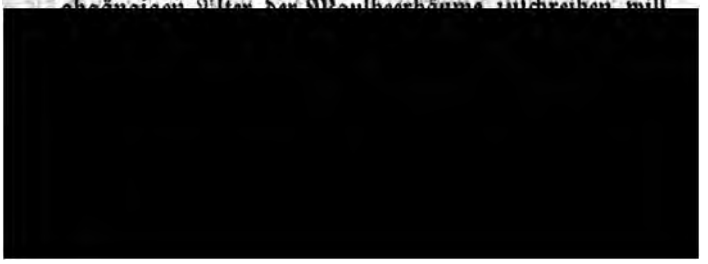
Zucker ꝛc. ꝛc. Dieſes hat ſich aber geändert, obgleich ſie immer noch Theil an dieſem Handel haben, der jetzt in mehrere Hände gerathen iſt. Außer der rohen Seide giebt es auch hier Seiden- und Baumwollenmanufakturen, mit deren Waaren ein anſehnlicher Handel getrieben wird, ſo auch mit Südfrüchten: Orangen, Limonien, Citronen, Granatäpfel ꝛc.; auch werden viele Schwämme ausgeführt, die man an der Meeresküſte ſammelt. Der Hafen El Myna, ½ Stunde von Tripoli, iſt eigentlich eine Rhede, die ſich zwiſchen dem Ufer und zwei kleinen Inſeln hinſtreckt, und einen felſigen Grund hat, man läßt die Schiffe ungern hier liegen, weil die Ankertaue ſich leicht losreißen, und ſie auch an dieſer ganzen Küſte ſehr heftigen Nordweſtwinden ausgeſetzt ſind. Zur Zeit der Franken war dieſe Rhede von Thürmen geſchützt, wovon jetzt noch mehrere von der Mündung des Fluſſes bis an El Myna ſtehen; ſie ſind ſtark gebauet, dienen aber jetzt zu weiter nichts, als daß die Raubvögel darin niſten. — Akres Handel beſchränkt ſich faſt ausſchließlich auf Baumwolle; er hätte ſehr blühend werden können, wenn ihn nicht der Paſcha in den letzten Zeiten faſt ganz in ſeinen Händen gehabt hätte; denn keiner der Baumwollenpflanzer konnte Baumwolle verkaufen, als an ihn, und ſie von keinem andern, als von ihm wieder kaufen. Die Europäiſchen Kaufleute beriefen ſich zwar auf die Verträge mit dem Sultan; allein der Paſcha gab ihnen zur Antwort: er ſey Sultan in ſeinem Gebiete, und behielt ſein Monopol. So ſtand es größtentheils in den Paſchaliks von Syrien. Der Handel ward gehemmt durch die Monopole, welche die Paſchas in den Provinzen uſurpirten. Dieſes unterdrückte auch die Induſtrie in dem Türkiſchen Reiche. — Die Khans (Karavanſerais) im Morgenlande, ſind eine ſchöne Einrichtung zum Vortheile des Karavanen-Handels. Es ſind viereckige Gebäude, bisweilen mit kleinen Thürmen auf den Ecken, und nach Art einer Feſtung

bewaffneter Mannſchaft macht; ſie brauchen dreißig Tage zu ihrer Reiſe, da ein Courier dieſelbe mit einem Dromedar in zwölf Tagen zurücklegt. — 3) Die Karavanen von Aleppo, welche gewöhnlich zwei- bis dreimal monatlich abreiſen, und zwölf Tage zur Vollendung ihrer Reiſe nöthig haben, wozu ein Courier nur drei Tage bedarf. Es giebt außer den genannten noch andere kleinere Karavanen, die täglich ankommen und abgehen, um ſich nach Bairut, Tripoli in Syrien, nach Akre und andern Orten zu begeben. Die Lebensmittel, in ſo großem Ueberfluſſe ſie auch vorhanden ſind, ſtehen doch noch immer hoch im Preiſe, wovon die ſtarke Anhäufung des Geldes die Urſache iſt, welche durch die Lebhaftigkeit des Handelsverkehrs der Stadt erzeugt wird. Durch die Karavanen, welche nach Halab oder Aleppo gehen, erhält Damask Verbindungen mit Armenien, Anadoly, Diarbekr, und ſelbſt mit Perſien. Die Karavanen nach Kairo gehen über Dſcheſr-Jakub, Tabarie, Nablus und Gaza, und verbreiten von hier aus die Waaren nach mehreren Gegenden hin. Damask bekommt Handelswaaren von Konſtantinopel und dem übrigen Europa über Said und Bairut. Was in der Stadt verbraucht wird, das wird mit den ſeidenen und baumwollenen Zeugen, die hier in Menge und mit Kunſt verfertiget werden, mit getrockneten und eingemachten Früchten, die hier wachſen, und mit andern Produkten bezahlt, wovon die Türkey für beinahe eine Million verbraucht; dann kommen noch ſehr anſehnliche Geldſummen hierher. Die Stadt Damask hat über zweihundert bedeutende Handelshäuſer, unter denen zwei Handlungen das Uebergewicht im Reichthume haben; es ſind die

wichte, Maaße und Münzen ſind in Syrien, wie in der Türkey. Der Spaniſche Piaſter gilt 4½ Türkiſche oder 180 Paras.

Die Einwohner Syriens ſind Türken, Araber, Druſen, Juden, Chriſten, von allen Morgenländiſchen Sekten, Franken oder Abendländer ꝛc. Das Blut der alten Einwohner Syriens iſt mit dem Blute vieler neu eingewanderten Völkerſchaften ſo ſehr gemiſcht worden, daß wohl ſchwerlich ein Tropfen davon ſich rein erhalten hat, wie ein Schriftſteller bemerkt. Am würdigſten unter ihnen ſollen noch immer die Araber ſeyn, die ſich durch ihren freien Geiſt, ihre patriarchaliſche Einfachheit, und eine gewiſſe natürliche Großmuth vor allen Andern unterſcheiden, und an eine glückliche frühere Zeit des Arabiſchen Reichs erinnern. Unangeſteckt von ausländiſchen Sitten tragen ſie noch immer das unverdorbene Gepräge eines originalen Volks an ſich, und ihre ganze Verfaſſung, ſowohl bürgerliche und häusliche, als ſittliche, iſt ſo beſchaffen, daß eine Umwandlung ſie noch lange nicht erreichen kann. In ihrem Aeußern gleichen ſie den Arabiſchen Einwohnern Iraks vollkommen; nur darin ſind ſie von dieſen verſchieden, daß ſie das Anſehen des Osmaniſchen Paſchas in Syrien meiſtentheils anerkennen. Die Kurden und Turkomanen, wovon jene den nördlichen Theil des Landes hauptſächlich bewohnen, beſchäftigen ſich mit zwei ſehr entgegengeſetzten Lebensarten, theils bewohnen ſie Dörfer, bauen den Acker und ſind zugleich Viehhirten, theils halten ſie ſich unter Zelten auf, und leben von der Beute, die ſie machen. Die Ruſchowanen ſind keine beſtändigen Einwohner dieſes Landes, ſondern kommen nur im Winter mit ihren Herden zur Weide dahin, wofür ſie dem Sultan eine gewiſſe Abgabe entrichten; ſie nomadiſiren hauptſächlich in den nördlichen Gegenden, woſelbſt auch die Dſchinganen häufig ſind, von welchen man den Urſprung der Zigeuner ableitet, und die theils in Zelten, theils in

wollen-Zeugen und mit Früchten, worunter Granatäpfel, Orangen, Datteln ꝛc. ꝛc. Die Baumwollenwaaren beſchäftigen über 500 Arbeiter; ſie werden größtentheils an die Landleute und Beduinen der ganzen Gegend abgeſetzt. Auch die Aſche Kali war ehemals ein beträchtlicher Handelsartikel; denn die Beduinen, denen dieſe Aſche weiter keine Mühe koſtete, als die Kräuter in der Wüſte in Brand zu ſtecken, und die Aſche dieſer abgebrannten Kräuter nach Gaza zu bringen, verkauften ſie zu guten Preiſen, ſeitdem aber der Aga ſich das Monopol damit angemaßt und die Araber gezwungen hat, ſie ihm für den Preis zu verkaufen, den er ſelbſt ſetzt, ſo wenden dieſe nicht mehr die Sorgfalt auf das Sammeln der Aſche, und die Einwohner haben auch aus Furcht, ſie ihm nach ſeiner Taxe zu bezahlen, die Seifenſiedereyen nachläßiger betrieben. Weit vortheilhafter für die Einwohner von Gaza iſt der Durchzug der Karavanen aus Aegypten nach Syrien, an welche ſie die Lebensmittel ſehr gut verkaufen, da ſie ſich zu einer viertägigen Reiſe damit verſehen müſſen. Alle Jahre begeben ſie ſich auch in einer großen Karavane nach Maan, vier Tagereiſen ſüdöſtlich von Gaza, um den Pilgern von Mekka mit Erfriſchungen entgegen zu kommen, und dann kaufen ſie auch den Beduinen ihren Raub ab, welcher Artikel ein Peru für ſie ſeyn würde, wenn er ſich oft ereignete. — Auch der Handel von Tarablüs oder Tripoli iſt anſehnlich, hauptſächlich mit roher Seide. Dieſer Handel würde noch weit anſehnlicher ausfallen, wenn die Seide, ſtatt an Güte zuzunehmen, nicht an derſelben abnehme, welches man dem



Häuſern, als an ihrer Kleidung erblickt; denn ſie gehen größtentheils gut gekleidet und beſitzen alle im Hausweſen nöthigen Geräthſchaften, beſonders beſteht bei ihnen der größte Aufwand in einer großen Menge kleiner niedlicher Matratzen und Türkiſcher Polſter; auch ſollen ſie einen guten und aufrichtigen Charakter zeigen. Die Einwohner in den Städten ſind, wie ſchon bemerkt worden, ſehr gemiſcht. In einigen Städten ſind die Mohamedaner, beſonders Türken, ſchön; ſo z. B. die Einwohner von Damask. Man gewahrt daſelbſt kein ſo bleichſüchtiges Frauenzimmer, wie zu Jeruſalem und in Arabien, keine ſolche ſchwarzgelbe Geſichtsfarbe, wie die Araber in den Wüſten; ſie kommen zwar vor, dann ſind es aber die genannten Araber, welche ihrer Verrichtungen wegen nach den Städten kommen. Dieſe haben eine ſchwarzgelbe Farbe, ſind mager und häßlich; auch giebt es einige ausgetrocknete kupferfarbige Araber. Von den übrigen Einwohnern, hauptſächlich zu Damask, wie ſchon bemerkt, haben die Männer ein männliches Anſehen, ſchöne Geſichtsfarbe und gefällige Verhältniſſe; auch ſind ſie im Ganzen ziemlich rüſtig und ſehr weiß. Unter den Frauen und Kindern gewahrt man zum Theil himmliſche Geſichter, wenigſtens ſagt dieſes Ali-Bey. Die Kleidertracht iſt in der Regel ein Gemiſch von der Arabiſchen und Türkiſchen Tracht. Man trägt gewöhnlich das Arabiſche buntgeſtreifte Unterkleid; den Kaouk oder die hohe Türkiſche Mütze tragen nur die Türken, ſelten die Araber. Die Letzteren haben auf dem Kopfe eine ungeheure große und breite rothe Mütze, die hinten über ½ Fuß lang herabhängt, und ihnen den Nacken bedeckt; dabei winden ſie einen Shawl von Mouſſelin oder geſtreiftem Seidenzeuge unterhalb des herabhängenden Theils der Mütze um den Kopf, welches ſehr ſeltſam und geſchmacklos ausſehen ſoll. Man trägt auch eine Art von Hemd oder Ueberkleid mit ſchmalen weißen und ſchwarzen Streifen, die genau eben ſo, wie die Djila-

mit Schießscharten versehen. Dergleichen Gebäude sind von größerem oder kleinerem Umfange; ihre Größe soll ungefähr nach Ali-Bey 133 Fuß auf jeder Seite betragen; von innen haben sie gewöhnlich einen oder zwei Höfe, die mit Ställen umgeben sind; bei einigen ist eine Moschee oder auch nur eine Kapelle befindlich, wo man betet; auch giebt es einige die Wohnungen enthalten. Diese Gebäude sind zu allen Zeiten offen; die Karavanen und Reisenden gehen ohne allen Zwang hier ein und aus, ohne weiter um Erlaubniß zu bitten und ohne Abschied zu nehmen; Jedermann verweilt daselbst so lange, als es ihm beliebt, ohne dafür etwas zu bezahlen. Diese wirklich vortreffliche Einrichtung des Türkischen Reichs beruhet auf den Grundsätzen der Moral, welche jedem Muselmanne die Gastfreundschaft gegen jeden Reisenden, von welcher Nation und welchem Glauben er sey, zur Pflicht macht. Zufolge dieses Grundsatzes giebt es in allen bewohnten und unbewohnten Gegenden, wo die Reisenden anhalten müssen, dergleichen Khans. Diese Khans sind zum Theil von Stein erbauet, und einige darunter sogar mit einem Aufwande von Pracht, da sie aber schon sehr alt sind, so sind schon mehrere in Verfall gerathen, und an eine Ausbesserung derselben ist nicht zu denken; dieses scheint zu beweisen, daß die Zeit des muselmännischen Ruhms in Ausübung religiöser Pflichten so ziemlich vorüber ist. Auch die Einrichtung auf den Wegen in Syrien von Zeit zu Zeit kleine Behältnisse oder Gefäße, die mit Wasser angefüllt sind, aufzustellen, und dabei einen Topf, damit die Vorübergehenden daraus trinken können, welche Einrichtung man auch frommen Stiftungen zu Gunsten der Reisenden

weiße oder geſtreifte, und die nicht muſelmänniſchen Frauen gehen unverſchleiert. — Die Einwohner Syriens ſind im Ganzen geſund, beſonders ſind die Weiber ſelten krank. Dieſes iſt beſonders in den Gegenden Syriens der Fall, wo eine gewiſſe Wohlhabenheit, ein ordentlicher Lebenswandel, ein ruhiges mit mäßiger Beſchäftigung verbundenes Leben, und der Gebrauch der warmen Bäder herrſcht und geführt wird. Die einzige endemiſche Krankheit iſt das bösartige, doppelte dreitägige Fieber, welches bei ſchlechter Behandlung in Verſtopfung der Gefäße des Unterleibes, Waſſerſuchten und Quartanfieber ausartet. Die gewöhnliche Lebensdauer iſt ſiebzig bis achtzig Jahr; man trifft auch einige Hundertjährige an. Die Peſt iſt nicht an allen Orten Syriens gleich ſtark; ſie kehrt gewöhnlich alle fünf bis ſechs Jahre einmal wieder zurück. In Aleppo graſſirt ſie viel heftiger, als zu Damask; hier iſt ſie in einem Zeitraume von vierundzwanzig Jahren nur vier bis fünf Mal zurückgekehrt, und nicht ſtark, und ſeit zehn Jahren iſt ſie gar nicht mehr ausgebrochen. Wenn dieſe Krankheit von der Seeſeite herkommt, iſt ſie weniger gefährlich, und rafft nur wenige Perſonen hinweg, kommt ſie aber von der Landſeite, beſonders von Aleppo, ſo iſt ſie weit tödtlicher, und rafft viele Menſchen fort. Zu Damask treffen die Einwohner ſelten Sicherheitsanſtalten, und dennoch bleiben ſie oft von dieſer Seuche verſchont, welches beſonders der Fall war, als ſie große Verheerungen in Aleppo anrichtete. Karavanen, Reiſende und Handelsgegenſtände kommen alle Tage von daher an und gingen dahin ab, ohne daß man irgend eine Sicherheitsmaaßregel getroffen hätte, und Damask blieb von dieſer verheerenden Seuche befreit, welches den Beweis leiſtet, daß die Mittheilung und Verbreitung der Peſt nicht einzig und allein von der Berührung abhängt, ſondern daß ein Zuſammentreffen perſönlicher und örtlicher Dispoſitionen erforderlich iſt. Wo das

bias zu Marokko ausſehen, nur mit dem Unterſchiede, daß ſie hierbei über und über mit verſchiedenen Farben geſtickt ſind. Die Weiber bedecken ſich vom Kopfe bis zu den Füßen mit großen Schleiern von weißen baumwollenen Zeugen, und tragen ſehr große oder weite Pantalons, welche Einige unter dem Schleier vorſehen laſſen. Die Frauen aus den höheren Ständen betragen ſich anſtändig und beſcheiden, und behaupten mit Grazie und Feinheit die Würde, die ihrem Stande zukommt. In den untern Volksklaſſen ſind die Frauen aber ſehr frech und dabei ausgelaſſen. Alle tragen ein ſeidenes, durchſichtiges, gewöhnlich gelbes Tuch mit gemalten Blumen, womit ſie ſich das Geſicht ganz bedecken, und ſehen auf dieſe Art mit ihren großen weißen Schleiern wie herum wandelnde Geſpenſter aus. Viele von ihnen ſchlagen aber das ſeidene Tuch zurück, ſo daß ihr Geſicht, wie bei den Afrikanerinnen, nur mit dem Schleier bedeckt iſt, welchen ſie nach Belieben auf und zu machen. In Paläſtina, beſonders zu Jeruſalem, trifft man unter den Frauen, wie ſchon bemerkt, wenig hübſche Geſichter an, ſondern das in der Levante ſo häufige bleichſüchtige Ausſehen, eine blaſſe oder citronenartige, bisweilen mattweiße kreiden- oder papierartige Geſichtsfarbe; ſie tragen, wie die Nonnen, einen weißen Bandſtreifen um das Geſicht, welches ihnen das Anſehen von wandelnden Leichnamen giebt; dabei haben ſie aufgeblaſene Backen, dünne Naſen, und eine etwas hervorſtehende dicke Unterlippe; ihre Augen ſind regelmäßig, aber matt, und auch hierin von denen der Arabiſchen Frauen unterſchieden, welche ſehr feurig ſind; dann ſind ſie auch ſehr wenig graziös, und im Allgemeinen melan-

den, wenn ihm der Paſcha mißfiel, und dieſer daher in Ungnade fiel; er wurde dann entweder in einem Sacke erſäuft, oder mit einer Schnur erdroſſelt. Die beſtändigen Einkünfte dieſes Paſchas werden auf 4000 Beutel oder 5 Millionen Franken geſchätzt. Die Plackereyen, Geſchenke, Erpreſſungen ſollen dieſen Betrag um ein Bedeutendes vermehren. Von dieſen Abgaben zahlt er dem Sultan 45 Beutel oder 56,250 Franks oder Livres, dafür muß er aber auch die Pilger mit Allem verſehen, was ſie bedürfen, welches man auch auf eine anſehnliche Summe anſchlägt; dann muß er auch bei den Arabiſchen Stämmen für den ſichern freien Durchzug der Karavane 1800 Beutel bezahlen. Dafür zieht der Paſcha den Miri oder die Abgaben vom Lande, die er theils ſelbſt erhebt, theils von Unterpächtern bekommt. Auch beerbt er alle auf der Reiſe nach Mekka ſterbende Pilger; dann gewinnt er auch durch Geldausleihen an Kaufleute und Arbeiter gegen bedeutende Zinſen. Unter den übrigen Paſchaliks folgt der Paſcha von Haleb oder Aleppo dem vorher genannten nach der Würde, obgleich er die Finanzen nicht ſelbſt verwaltet, wie der Paſcha von Damaskus, ſondern einen Mehaſſel neben ſich hat, der dieſe für die Pforte verwaltet, und 800 Beutel dafür zahlt, ungefähr 1 Million Franken oder Livres. Er muß aber noch 80,000 bis 100000 Franken auf die Geſchenke an den Veſir und die Staatsbeamten in Konſtantinopel verwenden, um ſich ihre Gunſt zu erkaufen. Für dieſe Summe zieht der Mehaſſel, als Generalpächter, alle Staatseinkünfte, welche zuſammen 1 Million bis 600,000 Franken oder Livres ausmachen ſollen. Der Paſcha bekommt für ſich 80,000 Piaſter oder 200,000 Franken. Dieſe Einkünfte reichen aber lange zu ſeinem Aufwande nicht hin, da auch er Geſchenke nach Konſtantinopel an die Miniſter der Pforte zu machen hat, um ſich auf ſeinem Poſten zu behaupten, und daher zieht er auch noch die Schutz-

Land von arbeitſamen und thätigen Leuten und Kaufleuten wimmelt, wie zu Damask, da machen auch die Pflaſtertreter ihr Glück nicht; auch findet man ſelten daſelbſt Zauberer und Wahrſager, und wenn ſich einer dahin verirrt, ſo gewahrt er ſehr bald, daß er hier auf keinen grünen Zweig kommt. Von den Aerzten, die hier praktiſiren, giebt es mehrere Franken oder Europäer mit beſſerem Wiſſen, als die einheimiſchen; dann giebt es auch noch eine große Zahl empiriſcher Pfuſcher oder Pfuſcherinnen, die hin und wieder ihr Glück machen. — Bei Hochzeiten, Beſchneidungen und Beerdigungen macht das Volk wenig Umſtände, und die Reichen gar keine. Die Chriſten vollziehen gewöhnlich ihre Hochzeiten mit größerem Gepränge, als die Muſelmänner. Während des Ramadanfeſtes werden die Moſcheen des Nachts illuminirt, das Volk läuft hin und her, es iſt aber ruhig und macht kein Geräuſch. Dieſe Feſtlichkeit abgerechnet, giebt es keine öffentlichen Feſte von einiger Bedeutung.

Die genannten vier Paſchaliks Syriens werden von Paſchas als Statthalter verwaltet, die der Großherr ernennt. Unter ihnen iſt der Paſcha von Damask der angeſehenſte, denn ſeine Regierung erſtreckt ſich über die Stadt Damask und eine große Strecke Landes im Süden bis nach Hakil oder Hebron, jenſeits Jeruſalems, und im Norden bis an die Grenze von Aleppo. Wegen des großen Umfanges ſeiner Statthalterſchaft, als auch in Rückſicht des ehrenvollen Amtes, alle Jahre die große Karavane nach Mekka unter dem Titel: Emir el Hadi oder Fürſt der Wallfahrt, zu führen, ſteht derſelbe bei Hofe in großem Anſehen, und wird für einen

hen auch ausgeblieben, und ſo befinden ſich die Klöſter nicht in den beſten Umſtänden. — Bei der Abweſenheit eines Statthalters vertritt der Mutſelim, ein Beamter erſter Klaſſe, ſeine Stelle. Die übrigen Beamten ſind: der Mollah, Präſident des bürgerlichen Gerichtshofes; der Kadi, Richter in geiſtlichen Angelegenheiten; der Mufti, erſter Ausleger des Geſetzes; der Janitſcharen-Aga; der Kapicoul-Aga oder Gouverneur der Citadelle, und der Kiahia-Bey oder Lieutenant des Paſcha. — Die Paſchas haben nun noch ihr beſonderes Dienſtperſonal, und da ſie in ihren Gebieten faſt als unumſchränkt angeſehen werden, ſo iſt dieſs oft nicht klein. So z. B. hatte der Paſcha Soliman, der als Mameluck in ſeines Vorgängers, des Paſchas Djezzars Dienſte geweſen war, der zu Anfange dieſes Jahrhunderts noch die Statthalterſchaft von Akre beſaß, und ſelbſt Mameluck war, bis er an Soliman gelangte, einen Juden zu ſeinem erſten Miniſter, welcher für einen Mann von vielem Verdienſte gehalten wurde. Der Vorſteher bei der Zollverwaltung war gleichfalls ein Jude, der aber den Mohamedaniſchen Glauben angenommen hatte. Die Regierung von Jeruſalem befindet ſich in den Händen eines Statthalters, welcher den Titel: Scheih el Beled oder Hhâkim führt. Der Kadi oder Civilrichter iſt ein von Konſtantinopel aus abgeſandter Türke, an deſſen Stelle, ſo wie es bei allen Kadis des Ottomaniſchen Reichs der Fall iſt, alle Jahre ein anderer kommt. Außerdem giebt es noch einen Gouverneur der Citadelle oder des Schloſſes; ferner den Scheih el Haram oder Vorſteher des Tempels, und den Mufti oder oberſten Geſetzlehrer, welche ſämmtlich ihren eigenen Geſchäftskreis haben.

Was die Bildung der Einwohner in den Wiſſenſchaften und Künſten betrifft, ſo iſt dieſe noch ſehr geringe, wie in allen Türkiſchen Ländern oder Provinzen, ja man kann ſagen, daß die Wiſſenſchaften bis zur

gelder von den Kurden und Turkomanen ein, und hat immer noch Gelegenheit genug, durch Auflagen und Erpreſſungen ſeine Einkünfte anſehnlich zu erhöhen. Dieſes war auch der Grund, daß durch dieſe Unordnung in der Verwaltung des Türkiſchen Reiches die Paſchaliks immer mehr ausgeſogen und verödet wurden, und dieſes war beſonders bei dem oben erwähnten Paſchalik von Haleb der Fall; denn nach den alten Finanztabellen zählte man darin 3200 Dörfer, und nach den neueren ſoll man kaum 500 Dörfer zuſammen bringen, indem die Einwohner die Dörfer verlaſſen, und nomadiſch umher ziehen, oder ſie ziehen in die Städte, und laſſen ihre Häuſer und Felder im Stiche, weil ſie die Auflagen nicht erſchwingen können, und ſo mußte die Pforte herunter kommen, da jeder ihrer Beamten nur auf ſich bedacht war, des Landes Wohl ihn gar nicht kümmerte; denn er deſpotiſirte eben ſo, wie er immer fürchten mußte, daß es auch einmal mit ihm geſchehen werde. — Der Paſcha von Tarabläs oder Tripoli genießt eben die Rechte, die ſeiner Würde zukommen, wie die ſchon genannten Paſchas; auch ſind die Finanzen in ſeinen Händen. Er beſitz Alles unter dem Titel einer Pacht, wovon ihm die Pforte einen gewiſſen Jahrgehalt zugeſteht. Er bezahlt 750 Beutel oder 937,500 Franken, und außerdem muß er noch die durchziehende Karavane nach Mekka verſorgen, ihr Getreide, Reis und andere Proviſionen liefern, die auch noch auf 750 Beutel geſchätzt werden; auch muß er den Zug in Perſon durch die Wüſte begleiten. Auch hier weiß ſich der Paſcha für ſeinen Aufwand ſchadlos zu halten. Von dem Lande der Anſarier und Maroniten erhebt

ſind Katholiken, fünftauſend von andern chriſtlichen Religionspartheyen, und etwa tauſend jüdiſche Familien befinden. Es herrſcht hier eine vollkommene Freiheit und Gleichheit. Die Kaffeehäuſer ſind zu allen Tageszeiten mit Menſchen angefüllt. Weiße, Schwarze, Mulatten, von welcher Kaſte, Nation oder Religion ſie ſeyn mögen, die Europäer allein ausgenommen, leben da ganz ungezwungen; ſie ſitzen in dieſen Häuſern mit ihrer Perſiſchen Tabakspfeife im Munde, oder mit Schach- und anderen Spielen beſchäftiget. Uebrigens iſt hier von dieſer toleranten Behandlungsweiſe jedoch nur der höhere oder gebildetere Theil der Einwohner beſeelt; das Volk von Damask ſoll an Religionsſchwärmerey noch die Aegyptier übertreffen, da ſich kein Europäer in ſeiner Nationaltracht ohne Gefahr auf der Straße blicken laſſen darf, ſondern orientaliſch gekleidet ſeyn muß; auch darf weder der Chriſt, noch der Jude, in der Stadt reiten; auch iſt nicht einmal erlaubt ſich eines Eſels zum Reiten zu bedienen. Dergleichen kommen vor, indeſſen kann man ſich leicht darüber hinwegſetzen, und die Morgenländiſche Kleidung anlegen, die überhaupt in dieſem Klima ſehr bequem iſt, und vor der Europäiſchen den Vorzug verdient. — Daß das Klima wirklich eine ſehr leichte und offene Kleidung bedingt, gewahrt man in den heißen Monaten, wo die Leute in den Städten faſt alle in den Straßen auf den Terraſſen und vor den Hausthüren ſchlafen. Der ſchon oben erwähnte Reiſende ſah z. B. zu Hama Männer, Weiber und Kinder auf dieſe Weiſe in den Straßen ſchlafen. Er kam nämlich ſehr früh durch dieſe Stadt, und ſah, daß die meiſten Einwohner noch ruhig und faſt außerhalb der Gebäude ſchliefen; Andere waren ſchon wach, und Einige kleideten ſich ruhig an; ſelbſt die Frauen beſchäftigten ſich mit ihrem Anzuge eben ſo zwanglos, als wenn ſie ſich in einem Zimmer unter Schloß und Riegel befanden hätten. Dabei iſt auch die Putzſucht unter dieſen Frauen auf

den höchſten Grad geſtiegen; ſie tragen goldene Ringe von drei Zoll im Durchmeſſer im rechten Naſenknorpel. Die Kleidertracht dieſer Frauensperſonen beſteht in einem großen blauen oder weißen baumwollenen Hemd, und einem offenen, nicht ſehr weiten Caftan oder Gürtel darüber. Dann tragen ſie noch Ringe, Fingerreife, Armbänder, Bänder um die Hände, Ohrringe, Halsbänder, allerlei Anhängſel von vorn und hinten in den Haaren, kurz, eine ſolche Menge von Schmuck, daß ein elegantes Frauenzimmer im Gehen ein ſolches Geklingel macht, wie die Maulthiere in den mittäglichen Gegenden von Europa, die auch mit lauter Schellen oder Glöckchen behängt ſind. — Da die Reinlichkeit bei den Türken ein Religionsgeſetz iſt, ſo findet man auch überall in den Städten Bäder, prachtvoll, und minder prachtvoll, nach der Größe und dem Reichthume derſelben. So ſind in Damask und Aleppo die Bäder in den Bazars ſehr prachtvoll. Der erſte Saal, welcher geräumig und vermittelſt großer auf die Straße gehender Fenſter erhellt iſt, hat eine ſchöne hölzerne mit Arabesken gezierte Kuppel. Rings um den Saal läuft eine erhöhete, mit Matratzen belegte Gallerie, auf welcher die aus dem Bade kommenden, in Tücher eingehüllten Perſonen umher ſitzen. Gewöhnlich befindet ſich in der Mitte des Saals ein marmorner Springbrunnen, und in einer beſtimmten Höhe ſind Schnüre durch den Saal gezogen, auf welche man die Tücher zum Trocknen hängt. — Was die Militairmacht Syriens betrifft, ſo beſchränkt ſie ſich auf die Truppen, die jeder Paſcha in ſeinem Paſchalik hält. Bei außerordentlichen Fällen geht die Vertheidigung einer Stadt ꝛc. von den waffen-

ſend Katholiken, fünftauſend von andern chriſtlichen Religionspartheyen, und etwa tauſend jüdiſche Familien befinden. Es herrſcht hier eine vollkommene Freiheit und Gleichheit. Die Kaffeehäuſer ſind zu allen Tageszeiten mit Menſchen angefüllt. Weiße, Schwarze, Mulatten, von welcher Kaſte, Nation oder Religion ſie ſeyn mögen, die Europäer allein ausgenommen, leben da ganz ungezwungen; ſie ſitzen in dieſen Häuſern mit ihrer Perſiſchen Tabakspfeife im Munde, oder mit Schach- und anderen Spielen beſchäftiget. Uebrigens iſt hier von dieſer toleranten Behandlungsweiſe jedoch nur der höhere oder gebildetere Theil der Einwohner beſeelt; das Volk von Damask ſoll an Religionsſchwärmerey noch die Aegyptier übertreffen, da ſich kein Europäer in ſeiner Nationaltracht ohne Gefahr auf der Straße blicken laſſen darf, ſondern orientaliſch gekleidet ſeyn muß; auch darf weder der Chriſt, noch der Jude, in der Stadt reiten; auch iſt nicht einmal erlaubt ſich eines Eſels zum Reiten zu bedienen. Dergleichen kommen vor, indeſſen kann man ſich leicht darüber hinwegſetzen, und die Morgenländiſche Kleidung anlegen, die überhaupt in dieſem Klima ſehr bequem iſt, und vor der Europäiſchen den Vorzug verdient. — Daß das Klima wirklich eine ſehr leichte und offene Kleidung bedingt, gewahrt man in den heißen Monaten, wo die Leute in den Städten faſt alle in den Straßen auf den Terraſſen und vor den Hausthüren ſchlafen. Der ſchon oben erwähnte Reiſende ſah z. B. zu Hama Männer, Weiber und Kinder auf dieſe Weiſe in den Straßen ſchlafen. Er kam nämlich ſehr früh durch dieſe Stadt, und ſah, daß die meiſten Einwohner noch ruhig und faſt außerhalb der Gebäude ſchliefen; Andere waren ſchon wach, und Einige kleideten ſich ruhig an; ſelbſt die Frauen beſchäftigten ſich mit ihrem Anzuge eben ſo zwanglos, als wenn ſie ſich in einem Zimmer unter Schloß und Riegel befunden hätten. Dabei iſt auch die Putzſucht unter dieſen Frauen auf

der in Syrien in den befeſtigten Plätzen gut angelegt, nur ſind ſie nicht gehörig vertheidiget worden; auch lag es an der Ausbeſſerung der verfallenen Werke. — Ueber die Ausübung des Gottesdienſtes bei den verſchiedenen Religionen Syriens und deſſen Einrichtung läßt ſich hier darum nichts ſagen, weil dieſes ſchon hinlänglich aus Reiſebeſchreibungen bekannt iſt, und hierin nach alter herkömmlicher Weiſe wenig abgeändert wird, ſondern auch hier der Gang deſſelben ſo rein wie möglich befolgt wird, und auch werden muß, wie uns Offenbarung, Natur und Vernunft den Weg vorgezeichnet haben, der nur zu befolgen iſt; denn immer reiner muß die Erkenntniß von der Gottheit und deren Wirkung werden, und in dieſer Reinheit verlangt ſie auch die Verehrung, gleichviel, wo und an welchem Orte dieſes geſchieht, wenn es nur aus dem Herzen, der Fundgrube zu allen guten Handlungen, kommt. Es ſoll übrigens in Jeruſalem ſehr merkwürdig ſeyn, daß bei dem verſchiedenen Gemiſche der Nationen und Religionsparteyen, doch Alle, was eine Beziehung auf geſellſchaftliche Verhältniſſe betrifft, wie ſchon oben erwähnt worden, ein gleiches Intereſſe zeigen; ja in mehreren Städten geht das geſellſchaftliche Leben ſo weit, daß man bei Feſten, Spielen und Beluſtigungen keinen Unterſchied findet, ſowohl in Anſehung des Geſchlechts, als der Religion; hierin zeichnet ſich freilich eine Stadt mehr aus, als eine andere. — Was die Verfaſſung der Mönche in Paläſtina betrifft, ſo erhält das Oberhaupt derſelben den Titel: hochwürdigſter apoſtoliſcher Botſchafter, Aufſeher des heiligen Landes, Hüter des Berges Zions und des allerheiligſten Grabes. Er ertheilt die

bern hinzu, die gewöhnlich auch auf gute Beute ausgehen. Dieſe Truppenzahl iſt ihm nothwendig zur Geleitung der Karavanen und zur Bändigung der Araber. Jeruſalem hat nur eine kleine Anzahl Türkiſcher Soldaten, und deſſen Vertheidigung wird auch ſeinen muſelmänniſchen Einwohnern überlaſſen, welche ſich auf 2000 waffenfähige Männer belaufen. Nach dieſem Truppenverhältniſſe reguliren ſich auch die Truppen in den übrigen Paſchaliks. Im beſten Stande ſollen jedoch die Truppen des oben erwähnten und als Norm für die Militairmacht der Paſchas aufgeſtellten Paſchaliks nicht ſeyn; ſo iſt die Miliz von Haleb nicht in dem beſten Zuſtande, und im Paſchalik von Tarablüs hat der Paſcha nur fünfhundert Reiter im ſchlechten Zuſtande, und eine kleine Anzahl Infanterie. Doch iſt dieſe ſchlechte Verfaſſung des Militairs nicht überall in Syrien der Fall; denn da, wo der Gouverneur ein tüchtiger Soldat iſt, iſt auch das Militair in Ordnung, wie dieſes z. B. in Jaffa der Fall war, einer kleinen Stadt, die gut befeſtiget iſt oder regelmäßige Feſtungswerke hat, auf einer Anhöhe liegt, und gehörig vertheidiget werden kann. Es liegt darin eine ſtarke Beſatzung von Türkiſchen Soldaten und Mogrebinen, und der Militairdienſt wird gut verſehen, da der Gouverneur ein braver Soldat iſt. So hat ſich auch die Beſatzung von St. Jean d'Acre unter den Befehlen des Djezzar Paſcha wegen des den Franzoſen unter Bonaparte geleiſteten heftigen Widerſtandes ausgezeichnet, wobei ihm hülfreich der Engländer Sidney Smith beigeſtanden. Djezzar wird als ein Mann von Geiſtesſtärke bezeichnet, allein er paßte nicht zum Statthalter eines Paſchaliks, weil er ſich ganz von ſeinen Leidenſchaften beherrſchen ließ, die ihn bald zum Böſen, bald zum Guten antrieben, und ihm nie geſtatteten auf der Mittelſtraße zu bleiben, daher auch die Klagen in ſeinem Paſchalik-Akre. Die Feſtungswerke ſind hin und wie-

eine Maronitiſche, eine Syriſche und eine Armeniſche Kirche, nebſt drei Franziskanerklöſtern, wovon das eine Spaniſche Obſervantiner, und die beiden übrigen Italieniſche Kapuziner enthalten. Alle dieſe Mönche werden Miſſionairs genannt. Die unirten Griechen oder Katholiken haben keine beſondern Kirchen, ſondern bedienen ſich zu ihrem Gottesdienſte der drei Mönchsklöſter. Die Griechiſchen katholiſchen Prieſter leben hier auf eine ſonderbare Weiſe. Sie gehen zu den Einwohnern, bei welchen ſie eſſen und ſchlafen. Des Morgens leſen ſie die Meſſe in dem Hauſe, wo ſie über Nacht waren; dann giebt man ihnen ein Frühſtück, worauf ſie ſich fortbegeben, nachdem ſie noch vorher ein Stück Geld, 2½ Piaſter an Werth, erhalten haben. Sie gehen von Haus zu Haus, und werden auf ſolche Art von den Gläubigen unterhalten. Die Spaniſchen Mönche bleiben zwölf Jahre lang zu Damask, und bringen drei bis vier Jahre damit zu, Arabiſch zu lernen, weil ſie in dieſer Sprache Beichte hören und predigen. Der Griechiſche Patriarch von Antiochien hat ſeinen Sitz zu Damask. Er erhebt beſtimmte Gebühren von den Taufen, Hochzeiten und Kirchen aller chriſtlichen Religionspartheien, die ſich von einem von ihm in dieſer Abſicht delegirten Geiſtlichen trauen laſſen müſſen. — In den Handelsſtädten Syriens, wo die Juden anſäßig ſind, und auch ſtark verkehren, haben ſie mehrere Synagogen; ſo z. B. in Damask acht, und die Anzahl der Moſcheen und Kapellen, welche die Türken und Araber, überhaupt die Mohamedaner in dieſen Städten, ſo wie im Allgemeinen beſitzen, iſt ſehr groß. Bei dieſen Gotteshäuſern findet man auch hin und wieder Ho-

Rathskollegium unter der Benennung Discretorium vorhanden, welches aus vier Mitgliedern, einem Franzosen, Spanier, Deutschen und Italiener, besteht. Die Gelder, welche aus Spanien kommen, werden vom Generalprokurator, der einen Viceprokurator unter sich hat, verwaltet; beide müssen Spanier seyn. Die Gelder, welche aus andern Ländern kommen, werden vom Diskretorium verwaltet. Die Klöster schicken alle Monate ihre von allen Mönchen attestirten und unterzeichneten Rechnungen an den Generalprokurator, und dieser die seinigen alle vier Monate an das Diskretorium ein. Diese Einrichtung erhält die gute Ordnung und Redlichkeit in der Finanzverwaltung. Die Mönche werden gut behandelt, haben eine gute Tafel, und werden gut gekleidet; sie sind gut organisirt, ihre Vorsteher kluge und weise Männer, und den Mönchen ist die Beobachtung strenger Vorschriften auferlegt; deshalb werden sie von den Mohamedanischen Volksklassen gern gesehen, von den Griechen und andern dissentirenden Religionspartheien aber verabscheut, weil die Letzteren gern allein im Besitze der heiligen Stätte seyn möchten, und deshalb unaufhörlich gegen die Römischen Christen intriguiren. Spanien hat noch zur Aufrechthaltung derselben bis zur Invasion der Franzosen in Spanien und den Unruhen daselbst, beigetragen, so auch Frankreich vermittelst der Französischen Gesandtschaft in Konstantinopel, sonst wäre längst keine kirchliche Spur des Abendlandes mehr daselbst zu finden; auch die Türkischen Behörden lassen sich nicht abhalten, den Mönchen zu Jerusalem fast immer das Messer an die Kehle zu setzen, um von ihnen Geld zu erpressen, so daß sie ihr Leben wie auf der Folter hinbringen, und wahre Märtyrer ihres Religionsstandes sind. In den großen Städten Syriens, wie z. B. zu Damask, Aleppo ꝛc. haben die verschiedenen christlichen Gemeinden ihre besondern Kirchen; so findet man in Damask eine Griechische,

Syringa, ſ. den folgenden Artikel.

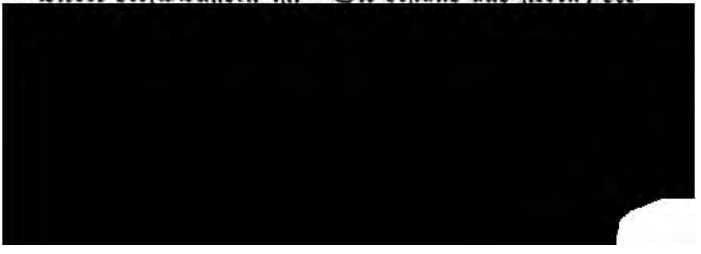
Syringenbaum, Syringa, eine Benennung des blauen Spaniſchen Flieders oder Hohlunders, Syringa vulgaris; ſ. unter Hohlunder, Th. 24.

Syringiten, ſ. unter Verſteinerungen, in V.

Syringſtaude, ſ. oben, unter Syrinde.

Syringsſtrauch, ſ. daſelbſt. Der falſche Syringsſtrauch, Philadelphus, ſ. unter Jasmin, Th. 29, S. 188 u. f.

Syrinx, in der Mythologie, eine in Rohr verwandelte Arkadiſche Nymphe und eine Tochter des Fluſſes Ladon. Sie liebte ſehr die Jagd, und auf einer derſelben erblickte ſie Pan, und ward ſo heftig in ſie verliebt, daß er um ihren Beſitz Alles zu wagen beſchloß; er hörte daher nicht auf ſie zu verfolgen, und da ſie keine Rettung mehr vor ſich ſah, weil die Gewäſſer des Ladon ihr den Weg verſperrten, ſo rief ſie ihre Schweſtern um Hülfe an (worunter auch die Daphne gehört, die in einen Lorbeerbaum verwandelt wurde), welche ſie in Schilfrohr verwandelten. Als nun Pan wehklagend am Ufer ſtand, wehte der Wind aus dem bewegten Rohre ſüß klingende Töne zu ihm herauf, die mit zauberiſcher Gewalt ſein Herz durchdrangen. Er ſchnitt daher aus dieſem Rohre oder Schilfe ſich eine Pfeife, um ſich dadurch die Najade ſtets in Erinnerung zu bringen, und gab dieſer Pfeife den Namen Syrinx. — Dieſe vielröhrige Pfeife führt nuch den Namen der Panspfeife; in neuerer Zeit iſt ſie unter dem Namen der Papagenoflöte oder Pfeife wieder ins Leben getreten, jedoch nur auf kurze Zeit, da ſie jetzt wieder verſchwunden iſt. Sie beſtand aus ſieben, ver-



auch nach dem Polybius die Hauptſtadt der Aſiatiſchen Landſchaft Hyrkanien zur Zeit der Syriſchen Könige.

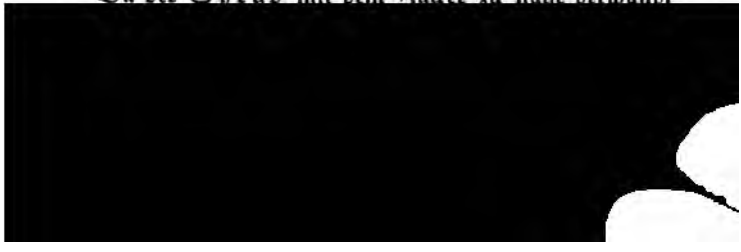
Syrma, bei den Römern, ein Kleid, welches bis auf die Erde ging, auch wohl noch eine Schleppe hatte. Dergleichen Kleider wurden in den Tragödien von den Helden getragen, damit dieſe um ſo größer ausſehen, und die Perſonen der Helden um ſo beſſer vorſtellen ſollten. Außer dem Theater trugen dergleichen Kleider auch vornehme Perſonen, ſowohl Männer, als Frauen.

Syrphodea, der Lateiniſche Name der Schwebfliegen, eine zur ſechſten Familie der Fliegen gehörige Fliegengattung; ſ. Th. 150, S. 379. Dieſe Gattung hat zwei Abtheilungen: eigentliche Schwebfliegen, Syrphi, und Schlammfliegen, Eristales. Der Charakter der Erſteren iſt nach einer näheren Beſtimmung, wie an dem angeführten Orte ſchon angegeben worden, folgender. Das letzte Fühlerglied iſt kreisrund; die Beine ſind dünn, und der Hinterleib iſt flach. Sie ſchweben oft lange in der Luft, als ob ſie ſtille ſtänden. Die bekannten Larven leben auf Blättern von Bäumen und Sträuchen, und nähren ſich von Blattläuſen, deren ſie eine große Menge vertilgen. Sie wohnen mitten unter Blattläuſen, die ihren Feind nicht fürchten, und ſich, ohne zu fliehen, eine nach der andern von ihm ergreifen und ausſaugen laſſen. Von dieſen iſt beſonders die Stachel- und Johannisbeer-Schwebfliege, Syrphus Ribesii, zu bemerken. Das Rückenſchild iſt grünlich, der Hinterleib ſchwarz, mit vier gelben Querſtreifen. Die Länge dieſes Inſekts beträgt 5 Linien. Die Larve lebt auf Stachelbeeren, Johannisbeeren und

Höhe, unterwärts bildeten ſie aber eine ſchräge Linie, wegen des immer Kürzerwerdens der Pfeife. Die Pfeife war ſchon dem Homer und Heſiodus bekannt, ehe die Sage von dem Arkadiſchen Pan ſich noch verbreitet hatte: alſo war Pan, wie die ſpätern Dichter wollen, nicht der Erfinder derſelben. Die Syringe waren übrigens ein gewöhnliches Inſtrument der Griechiſchen und Lateiniſchen Hirten, auch noch in ſpäterer Zeit aus Rohrhalmen von verſchiedener Dicke und Länge gemacht. Als die Kunſt auch in Anfertigung muſikaliſcher Inſtrumente ſtieg, ſo erhielten auch dieſe Hirtenpfeifen eine Verbeſſerung; denn nicht nur vermehrten ſich ihre Röhren, ſondern man befeſtigte ſie auch mit Ringen aneinander. Als ſie in der Zauberflöte unter dem Namen der Papagenopfeife oder Flöte zu Anfange dieſes Jahrhunderts wieder auf das Theater und von da ins Publikum gebracht wurde, machte man die Röhren von Zinn, und nur ſieben, wie ſie urſprünglich zur Pfeife gehörten; dann auch von andern Metallen, um ſo den Klang zu erhöhen; allein die Einfachheit der Töne, obgleich ſie mancher Modifikationen fähig ſind, wenn ſie geſchickte Spieler oder Bläſer behandeln, hat ſie wieder aus der Mode gebracht. Eine Zeitlang blieſen darauf die Drehorgelſpieler, als eine Begleitung zur Orgel, und oft mit Geſchick; auch iſt ſie hier noch als Begleiterin geblieben, wird aber ſelten benutzt, weil ſie Wenige zu behandeln verſtehen; mithin hört man ſie auch hier ſelten. In Italien ſoll man ſie noch öfter hören, jedoch auch nur hier und da. Der Graf von Stollberg hörte in Terni eine, die aus ſechsundzwanzig Röhren beſtand, von ſechs Zoll bis zu einem abweichend, und die mit Fäden ohne Wachs zuſammengefügt war. Zur Begleitung einer guten Drehorgel, und in der Entfernung nehmen ſich die Töne gut aus, nur in der Nähe verlieren ſie durch das Gellende, welches ſie an ſich haben. — Syrinx heißt

welcher mit einer Schaumkelle abgenommen wird. Iſt der Saft geſchäumt und ſo klar, daß ein Tropfen deſſelben, gegen das Licht gehalten, durchſichtig wird, ſo ſetzt man ihm auf jedes Quart 80 Gran gebrannten Kalk zu, der vorher mit 20 Gran Waſſer gelöſcht worden iſt, rührt Alles gut durcheinander, und erhält das Ganze zwei Stunden lang in gelindem Sieden, worauf Alles in einen Topf gegoſſen und vier und zwanzig Stunden ruhig ſtehen gelaſſen wird. Man findet nun den Saft ſo klar als Wein. Das Klare wird nun abgegoſſen, der trübe Rückſtand durch einen Spitzbeutel von Flanell filtrirt, und nun das Fluidum abermals in den Keſſel gebracht, für jedes Quart Saft 2 Loth gut ausgeglühete und gepulverte Kohle zugeſetzt, und eine Stunde lang damit in gelindem Sieden erhalten, worauf das Ganze abermals durch einen Spitzbeutel von Molleton oder von Filz gegoſſen wird. Jetzt rührt man in den kaltgewordenen Satz für jedes Quart $\frac{1}{2}$ Taſſe friſches Rindsblut, oder an deſſen Stelle das Weiße von zwei Eyern zu, und läßt das Ganze nach und nach zum Sieden kommen, in welchem ſolches ſo lange erhalten wird, bis der Saft ſich völlig geklärt hat. Daſſelbe wird nun abermals durch Flanell gegoſſen, und das Durchgegoſſene hierauf zur Syrupsconſiſtenz abgedunſtet. Aus einem Berliner Scheffel Runkelrüben gewinnt man auf dieſem Wege an 7 Pfund Syrup, der ſich durch eine hellbraune Farbe und einen ſehr reinen zuckerreichen Geſchmack auszeichnet, ſich Jahre lang hält, ohne die mindeſte Verderbniß zu erleiden, und zum Verſüßen der Speiſen ſtatt des Zuckers mit Vortheil angewendet werden kann.

Da der Syrup mit dem Zucker zu nahe verwandt



ben. Die Länge ist 7 Linien. Die B
fliege, Eristalis arbustorum, mit gestel
sten und röthlich-gelb behaartem Rückens
terleib ist schwarz, mit weißgelben Einsc
rothgelben Seitenflecken. Ihre Länge b
Beide Arten sind sehr gemein.

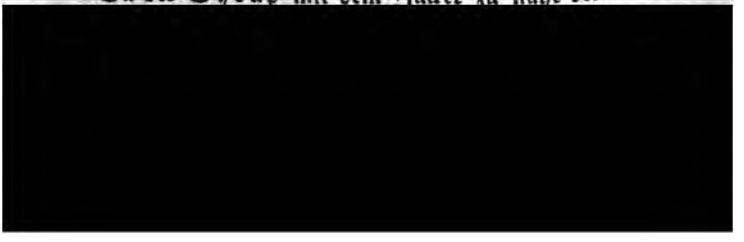
Syrphus, Schwebfliege, s. den vor
tikel.

Syrten, Syrtes, werden in der See
die gefährlichen Oerter, Steine, Klipp
welche in der Tiefe des Meeres verborg
die Schiffe scheitern und liegen bleiben.

Syrup, Syrupus, Fr. Sirop, Engl. Syr
oder der verdickte, nicht crystallisirte, Zu
beim Raffiniren oder Läutern des Zu
wird. Ehe man nämlich den flüssigen
Kühlpfanne in die Formen bringt, so
mit einem kleinen Stöpsel oder einem
zusammengedrehter feuchter Leinwand
nung in der Spitze der Form zu, und
Form, mit der Spitze unten, auf einen
welchen sie bis zu einer gewissen Tiefe h
füllt nun die Formen nach und nach,

welcher mit einer Schaumkelle abgenommen wird. Iſt der Saft geſchäumt und ſo klar, daß ein Tropfen deſſelben, gegen das Licht gehalten, durchſichtig wird, ſo ſetzt man ihm auf jedes Quart 80 Gran gebrannten Kalk zu, der vorher mit 20 Gran Waſſer gelöſcht worden iſt, rührt Alles gut durcheinander, und erhält das Ganze zwei Stunden lang in gelindem Sieden, worauf Alles in einen Topf gegoſſen und vier und zwanzig Stunden ruhig ſtehen gelaſſen wird. Man findet nun den Saft ſo klar als Wein. Das Klare wird nun abgegoſſen, der trübe Rückſtand durch einen Spitzbeutel von Flanell filtrirt, und nun das Fluidum abermals in den Keſſel gebracht, für jedes Quart Saft 2 Loth gut ausgeglühete und gepulverte Kohle zugeſetzt, und eine Stunde lang damit in gelindem Sieden erhalten, worauf das Ganze abermals durch einen Spitzbeutel von Molleton oder von Filz gegoſſen wird. Jetzt rührt man in den kaltgewordenen Satz für jedes Quart ½ Taſſe friſches Rindsblut, oder an deſſen Stelle das Weiße von zwei Eyern zu, und läßt das Ganze nach und nach zum Sieden kommen, in welchem ſolches ſo lange erhalten wird, bis der Saft ſich völlig geklärt hat. Daſſelbe wird nun abermals durch Flanell gegoſſen, und das Durchgegoſſene hierauf zur Syrupsconſiſtenz abgedunſtet. Aus einem Berliner Scheffel Runkelrüben gewinnt man auf dieſem Wege an 7 Pfund Syrup, der ſich durch eine hellbraune Farbe und einen ſehr reinen zuckerreichen Geſchmack auszeichnet, ſich Jahre lang hält, ohne die mindeſte Verderbniß zu erleiden, und zum Verſüßen der Speiſen ſtatt des Zuckers mit Vortheil angewendet werden kann.

Da der Syrup mit dem Zucker zu nahe verwandt



oder zur Honigdicke eingesotten wird. Die zweite Art besteht aus dem flüssigen, fetten und schmierigen Theile, der beim Raffiniren zurückbleibt, und sich durch das weitere Kochen zu keiner größeren Festigkeit bringen läßt, und die dritte Sorte oder Art ist diejenige, welche von den Zuckerformen abfließt, und dann gesammelt wird, wie oben angeführt worden. Er besteht beinahe aus geschmolzenem Zucker und ist weit substantiöser, als die andern Arten. Derjenige, welchen man aus dem Schaume durch einen verhältnißmäßigen Zusatz an Kalkwasser und ein nochmaliges Sieden erhält, ist magerer und schlechter, als die übrigen. Aller gewöhnlicher Zuckersyrup besteht nur aus solchen Sorten, aus denen in den Raffinerien durch weiteres Kochen kein Nutzen mehr herauszubringen ist. Indessen liefert doch manches Land und mancher Ort dicken und besseren Syrup, als andere, weil man es hier und da mit dem Auskochen nicht so genau nimmt. Der Hamburger und Breßlauer Syrup wird aus diesem Grunde in gewissen Gegenden Oberdeutschlands am stärksten gesucht. Der Französische ist zwar dünner, geht aber, des wohlfeilen Preises wegen, stark nach den Seestädten. Ueber den Syrup aus dem Indischen Zuckerrohre wird unter Zucker, in Z., noch mehr vorkommen.

Einen guten Syrup aus Runkelrüben zu verfertigen, der dem gewöhnlichen braunen Zuckersyrup gleich kommt, ihn auch wohl übertrifft. Man wähle dazu weiße oder gelbe Runkelrüben, die nicht sehr groß sind, und sich durch einen süßen Geschmack auszeichnen. Man wäscht sie mit Wasser rein ab, befreit sie von der Krone und der äußeren Schale und zerreibt sie auf einem Reibeeisen zum zarten Brey, welcher hierauf in einer Presse gut ausgepreßt wird. Man bringt nun den ausgepreßten Saft in einen kupfernen Kessel zum gelinden Aufwallen, wobei sich eine bedeutende Quantität Pflanzensyrup in Gestalt von Schaum abwirft,

geſetzt, als auch für ſich, als Larantia, Kindern zu einem Theelöffel voll alle Viertel- oder halbe Stunden, bis zur gehörigen Wirkung gereicht. Der Syrupus Opiatus, von dem jede Unze einen Gran Extracti Opii enthält, kann bei der Anzeige zum Opium, als Zuſatz und bei Kindern, auch für ſich benutzt werden. — Die gehörige Dicke und Conſiſtenz muß genau bei den Syrupen beobachtet werden, weil ſonſt, wenn ſie nicht dick genug ſind, ſolche in kurzer Zeit in Gährung übergehen und verderben, und wenn ſie zu dick ſind, der Zucker ſich heraus kryſtalliſirt, und in dem übrig bleibenden Safte zu wenig Zucker zurückbleibt, und daher eben ſo leicht zu gähren anfängt, als wenn gleich im Anfange zu wenig Zucker dazu genommen wäre. Man hat, um den rechten Punkt hierin zu beſtimmen, verſchiedene Proben. Die bekannteſte iſt, daß ein Tropfen, den man auf einen Teller fallen läßt, rund ſeyn, bei dem Hin- und Herbiegen des Tellers nicht verlaufen, und, indem man ſchief darauf bläßt, eine runzliche Haut zeigen muß, oder wenn man mittendurch einen Strich zieht, ſo müſſen beide Theile ſich nicht ſo leicht wieder vereinigen, ſondern eine Weile abgeſondert ſtehen bleiben. Man kann nun durch Erfahrung bei den Syrupen das Gewicht ſo treffen, daß, ſobald derſelbe nur aufgelöſet iſt, der Saft auch ſchon ſeine Conſiſtenz haben muß. Bei den Syrupen aus Säften muß noch bemerkt werden, daß die Infuſionen, Dekokte und ausgepreßten Säfte kunſtmäßig bereitet und klar ſeyn müſſen. Der Zucker muß gleichfalls ſehr rein, doch darf er nicht jederzeit ganz weiß ſeyn, welches bloß bei den Säften Statt findet, deren Farbe durch einen nicht weißen Zucker leiden möchte. Zu braunen und ganz dun-

vorkommen, hier nun noch dasjenige, was sich auf Syrup speciell bezieht. — Um den braunen Syrup, wie man ihn in dem Handel erhält, hell zu machen, und ihm einen reinen Zuckergeschmack zu geben, verfährt man auf folgende Weise: Man löset den braunen Syrup in Wasser auf, und kocht ihn mit gepülverter Kohle ab, so verliert er seinen ihm eigenen Geruch und Geschmack, wird wasserklar, und kann zur Versüßung bei Thee, Kaffee und Punsch ohne die mindeste Abweichung von Zucker in der Wirthschaft gebraucht werden. — Die Benutzung des Syrups geschieht sowohl in der Haushaltung, wie in der Heilkunst. In der Haushaltung gebraucht man ihn zum Kaffee, zu Biersuppen, zu Saucen, und zu verschiedenen andern Speisen; auch geklärt zum Einmachen der Früchte ꝛc. In der Heilkunst wird der Syrup vielfältig zum Versüßen der Heilmittel gebraucht oder vielmehr um sie wohlschmeckend zu machen. Zu den Pillen, wenn sie aufgehoben werden sollen, zur Verhütung der sonst erfolgenden starken Eintrocknung und Erhärtung, macht man sie mit Syrup oder Honig an, das heißt, man vermischt den Pillenteig mit etwas von diesem Safte. Die Syrupe, welche zur Verbesserung des Geschmacks flüssiger Arzneyen in den Apotheken gebraucht werden, sind: Syrupus simplex; Althaeae; Amygdalarum; Berberum; Cerasorum; Mororum; Rubi idaei; Ribium; Succi Citri; Balsami Peruviani; Violarum; Cinnamomi; Corticum Aurantiorum; Croci; Florum Aurantii; Liquiritiae; Senegae; Rhoeados. Die Syrupe werden, der Regel nach, zu jeder der nicht einfachen flüssigen Arzneyen, und nur in solchen Krankheiten zugesetzt, in welchen die den Beinamen ihm gebende Substanz angezeigt ist, und zu einer halben oder ganzen Drachme auf jede Unze derselben. — Der Syrupus Mannae und Syrupus Rhei werden abführenden Arzneyen, in den bei den letztgedachten Syrupen erwähnten Verhältnisse zu-

geſetzt, als auch für ſich, als Laxantia, Kindern zu einem Theelöffel voll alle Viertel- oder halbe Stunden, bis zur gehörigen Wirkung gereicht. Der Syrupus Opiatus, von dem jede Unze einen Gran Extracti Opii enthält, kann bei der Anzeige zum Opium, als Zuſatz und bei Kindern, auch für ſich benutzt werden. — Die gehörige Dicke und Conſiſtenz muß genau bei den Syrupen beobachtet werden, weil ſonſt, wenn ſie nicht dick genug ſind, ſolche in kurzer Zeit in Gährung übergehen und verderben, und wenn ſie zu dick ſind, der Zucker ſich heraus kryſtalliſirt, und in dem übrig bleibenden Safte zu wenig Zucker zurückbleibt, und daher eben ſo leicht zu gähren anfängt, als wenn gleich im Anfange zu wenig Zucker dazu genommen wäre. Man hat, um den rechten Punkt hierin zu beſtimmen, verſchiedene Proben. Die bekannteſte iſt, daß ein Tropfen, den man auf einen Teller fallen läßt, rund ſeyn, bei dem Hin- und Herbiegen des Tellers nicht verlaufen, und, indem man ſchief darauf bläßt, eine runzliche Haut zeigen muß, oder wenn man mittendurch einen Strich zieht, ſo müſſen beide Theile ſich nicht ſo leicht wieder vereinigen, ſondern eine Weile abgeſondert ſtehen bleiben. Man kann nun durch Erfahrung bei den Syrupen das Gewicht ſo treffen, daß, ſobald derſelbe nur aufgelöſet iſt, der Saft auch ſchon ſeine Conſiſtenz haben muß. Bei den Syrupen aus Säften muß noch bemerkt werden, daß die Infuſionen, Dekokte und ausgepreßten Säfte kunſtmäßig bereitet und klar ſeyn müſſen. Der Zucker muß gleichfalls ſehr rein, doch darf er nicht jederzeit ganz weiß ſeyn, welches bloß bei den Säften Statt findet, deren Farbe durch einen nicht weißen Zucker leiden möchte. Zu braunen und ganz dunkel gefärbten Säften kann man öfters bloß Moskovade nehmen, man hat bei derſelben zugleich den Vortheil, daß ſich der Syrup nicht ſo leicht aus dem Safte kryſtalliſirt, und ſich derſelbe daher beſſer erhält. Wenn die Säfte von den Früchten, als Himbeeren, Erdbeeren,

Maulbeeren zum Syrup angewendet werden, ſo müſſen ſie ein bis zwei Tage zerquetſcht ſtehen, und dann weder ausgepreßt, noch ausgedrückt, ſondern auf ein grobes Haarſieb geſchüttet werden, damit der Saft bloß durch ſeine eigene Schwere in eine untergeſetzte Schale abtröpfele, wodurch die ſchleimigen Theile zurückgehalten werden, die ſonſt verurſachen würden, daß ein daraus bereiteter Zuckerſaft bald in Gährung überginge. Man laſſe die Säfte weder lange, noch ſtark kochen, damit nicht die wirkſamen flüchtigen Theile und Farbe der Flüſſigkeit dabei verloren gehen. Hat man das rechte Gewicht des Zuckers getroffen, ſo iſt eine einzige Aufwallung zureichend, beſonders iſt dieſes bei denjenigen Syrupen zu beobachten, die einen Geruch haben ſollen. Einige müſſen gar nicht kochen, ſondern man muß den Zucker darin bei einer ſehr gelinden Wärme zerlaſſen. So verliert der Violenſaft beim Kochen ſeine Farbe und wird ganz bleich. Die Säfte, worin die Flüſſigkeit eine Emulſion iſt, als der Mandel- und weiße Mohnſaft, gerinnen beim Aufwallen. Bei dieſen muß daher die Auflöſung des Zuckers, den man, um ſie deſto beſſer zu befördern, vorher gröblich zerſtoßen, im Waſſerbade oder über ſo gelindem Feuer geſchehen, welches die Miſchung bei zum Grade des Kochens zu erhitzen nicht im Stande iſt. Einige Blumen, die einen ſehr flüchtigen Geruch haben, werden mit dem warmen Zuckerſafte, der mit Waſſer zur Conſiſtenz gekocht worden iſt, bloß übergoſſen und vermacht, einen Tag lang bei gelinder Wärme digerirt, und dann durchgeſeihet. Auf dieſe Weiſe wird der Saft der Gartennelken am ſchönſten. Man muß die Fruchtſyrupe niemals mit Eyweiß oder andern dergleichen Subſtanzen klären, weil ſolche die Kräfte derſelben ſchwächen, indem ſie einige wirkſame Beſtandtheile mit dem Schaume zugleich in die Höhe führen. Wenn die Flüſſigkeit klar und der Zucker rein iſt, ſo wird der Saft, wenn der ſich von ſelbſt ſammelnde Schaum gehörig

abgenommen, und er durch ein reines, ziemlich dichtes wollenes Tuch durchgeſeihet worden iſt, jederzeit ohne alle andere Zuſätze klar werden. Sobald die Syrupe fertig ſind, werden ſie in reine und trockene ſteinerne Krüge gegoſſen, die man nicht eher verbindet, bis der Syrup gänzlich kalt geworden iſt. Man verwahrt ſie an kühlen Orten. Zu pharmazeutiſchen Präparaten in den Apotheken macht man den Syrup aus Zucker, indem man zu 1 Pfd. Zucker 18 Loth Flüſſiges, wenn es Abſud iſt, und 20 Loth, wenn es ausgepreßte Fruchtſäfte ſind, ſetzt. Auch in den Conditoreyen bedient man ſich des geklärten Syrups, obgleich man hier größtentheils Zucker anwendet. — Im Handel findet mit dem gewöhnlichen Zuckerſyrup ein ſtarker Vertrieb Statt. Man verſendet ihn von London, Amſterdam, Rotterdam, Bourdeaux, Nantes, Rochelle, Dünkirchen, Havre de Grace, Hamburg, Lübeck, Bremen, Kopenhagen ꝛc. nach allen Gegenden Europas. In Hamburg wird der braune gewöhnliche Syrup, ſo wie er aus Frankreich kommt, mit 10 Prozent Thara und 1 Prozent Gutgewicht eingehandelt. In Holland wird der braune Syrup bei 100 Pfund, der weiße bei Pfunden gehandelt. Beide Sorten ſind in Fäſſern und Quarteelen, oder ganzen und halben Stücken. Der Engliſche Syrup giebt 10 Prozent Thara. Der Stärke- und Runkelrübenſyrup wird ſowohl in Frankreich, als auch in Deutſchland bereitet. In dem letztern Lande ſowohl in den Oeſterreichiſchen Staaten, als auch in den Preußiſchen, Sächſiſchen ꝛc. ꝛc. Von den in den Apotheken bereiteten Heilſyrupen kommen wenige in den Handel, wohl aber andere Arten Syrup, womit verſchiedene Orte in Frankreich und Ita-

[redacted]

Sirop de Violette etc. Dieſe ſind entweder in Gläſern oder ſogenannten Toupets von einer gewiſſen Doſis, und werden bei Dutzenden gehandelt. — Der Name Syrob, Syrub oder Syrup ſoll aus dem Morgenlande herſtammen; er heißt im Arabiſchen Serup, und im Perſiſchen Scherbet.

Syrup (Aepfel-), ſ. den Art. Malus, Th. 83, S. 455, und unter Saft, Th. 130, S. 341.

— (Agreſt-), Traubenſaftſyrup, ſ. den Artikel Agreſt, Th. 1, S. 451 u. f., und den Art. Weintraube, in W.

— (Ahorn-), ſ. den Art. Acer, Th. 1, S. 247 u. f., und den Art. Zucker, in Z. — Ein Hr. Stälhammer machte Verſuche mit dem Safte von Ahorn und Birken, um Syrup daraus zu gewinnen, und aus 24 Maaß oder Kannen Ahornſaft, die in einen kupfernen Keſſel geſchüttet und in gleichem Kochen erhalten wurden, erhielt er ein Maaß oder eine Kanne Syrup, welcher dem feinſten Zuckerſyrup in allen Stücken gleich kam, wo nicht übertraf. Dabei kriſtalliſirte ſich auch ein Stück Zucker auf dem Boden. Dann machte er einen Verſuch mit Birkenſaft, und erhielt aus 80 Maaß oder Kannen deſſelben $2\frac{1}{2}$ Stop oder Stof Syrup, alſo 10 Maaß oder Kannen; er war zwar ſchwächer, als der Ahornſyrup, aber doch viel beſſer, als der gewöhnliche ſogenannte braune Syrup, und zu Speiſen ſtatt des Zuckers völlig zu gebrauchen, wodurch alſo Letzterer ſehr erſpart werden kann. Der Saft muß vorſichtig abgezapft werden, damit der Baum nicht durch deſſen Verluſt geſchwächt werde und ausgehe. Das Loch muß ſogleich mit einem hölzernen Pflocke wieder verſchloſſen werden. — Bei der jetzigen Wohlfeilheit des Indiſchen Zukkers möchte wohl wenig bei der Bereitung dieſer Syrupe herauskommen. Vor dreißig Jahren, als der genannte Zucker noch theuerer war, und ſo auch der daraus gewonnene Syrup, da konnte eine Bereitung des

orn- und Birkenſaftſyrups wohl da vortheilhaft ſeyn, o man dieſe Bäume in Menge zog, aber nicht mehr ht, da man aus Stärke ꝛc. ſehr guten Syrup gewinnt, alſo denſelben auch aus den Kartoffeln und Runkelrüben zieht.

Syrup (Alkermes-), ſ. Th. 37, S. 47.

— (Althee-), ſ. unter Saft, Th. 130, S. 341.

— (Baum-), ein Syrup, den man aus dem Safte der Bäume zieht, zum Unterſchiede des Fruchtſyrups, den man aus verſchiedenen Früchten zieht, ſo auch aus dem Zuckerrohre ꝛc. ꝛc.

— (Beeren-), als von Johannis-, Stachel- und Himbeeren, von Maulbeeren, Heidelbeeren, Erdbeeren ꝛc.; ſ. unter Saft, Th. 130, S. 393 u. f.

— (Berberitzen-) oder Berbisbeerſyrup, Syrupus Berberum, ſ. den Art. Berberis, Th. 4, S. 203 u. f.

— (Birken-), ſ. unter Zucker, in Z. den Art. Birke, Th. 5, S. 368 u. f., und Syrup (Ahorn-).

— (Birnen-), ſ. den Art. Birnbaum, Th. 5, S. 484.

— (Candis-), ſ. Th. 7, S. 618, und unter Zucker, in Z.

— (Capillaire-), ſ. (Syrup), weißer.

— (Cardobenedikten-), Syrupus Cardui Benedicti, ſ. unter Saft, Th. 130, S. 344.

— (Citronenſaft-), Syrupus Succi Citri, ſ. unter Saft, Th. 130, S. 344.

— (Citronenſchalen-), Syrupus Corticum Citri, ſ. unter Saft, Th. 130, S. 347.

— (Deck-), ſ. oben, unter Syrup, S. 719, und unter

Syrup (Erdrauch-), Syrupus Fumariae, ſ. unter Saft, Th. 130, S. 349.

— (gemeiner), ſ. oben, S. 718 u. f., und unter Zukker, in Z.

— (Heidelbeeren-), Syrupus Myrtillorum, ſ. unter Saft, Th. 130, S. 351.

— (Himbeer-), Syrupus Rubi Idaei, ſ. unter Saft, Th. 130, S. 352 u. f.

— (Hohlunder-), ſ. den Art. Hohlunder, Th. 24, S. 291.

— (Johannisbeeren-), ſ. Th. 30, S. 593.

— (Kamillen-), Syrupus Florum Chamillae, ſ. unter Saft, Th. 130, S. 354.

— (Kaskarillen-), Syrupus Cascarillae, ſ. unter Saft, Th. 130, S. 354.

— (Kirſchen-), Syrupus Cerasorum, ſ. Th. 39, S. 198, und oben, S. 722.

— (künſtlicher), derjenige Syrup, welcher nicht bei der Bereitung des Zuckers gewonnen wird, ſondern erſt künſtlich aus Zucker bereitet wird, um damit andere Säfte von Früchten und Blumen ꝛc. zu vermiſchen; alſo die in den Apotheken und Specereyhandlungen, auch in den Konditoreyen, Haushaltungen ꝛc., bereiteten Syrupe, zum Unterſchiede von dem natürlichen Syrup, der ſich beim Zuckerraffiniren erzeugt.

— (Lakritzen-), Süßholzſaftſyrup, Syrupus Glyzyrrhizae, ſ. oben, unter Süßholz.

— (Mandel-), Syrupus Amygdalarum, ſ. unter Saft, Th. 130, S. 356 u. f.

— (Manna-), Syrupus Mannae, ſ. Th. 83, S. 743.

— (Maulbeeren-), Syrupus Mororum, ſ. Th. 85, S. 641 u. f.

— (Mohnſaft-), ſ. Th. 92, S. 621 u. f.

— (Mohrrüben-), Möhrenſyrup, Mohrrübenſaft, ſ. Th. 92, S. 793.

Syrup (natürlicher), wird der in den Zuckerſiedereyen beim Raffiniren des Zuckers gewonnene Syrup genannt, zum Unterſchiede von dem künſtlichen.

— (Opium-), Syrupus Opiatus, wird aus dem Opium-Extract bereitet, indem 1 Unze dieſes Syrups oder verdickten Zuckerſaftes 1 Gran dieſes Extraktes enthält. Man wendet ihn in der Heilkunſt, bei der Arzney zum Opium, als Zuſatz, und bei Kindern an, und dann wird er auch für ſich benutzt.

—, von Peruvianiſchem Balſam, Syrupus Balsami Peruviani, ſ. oben, unter Syrup, S. 722.

—, von der Peruvianer Rinde, Syrupus Corticis Peruviani, wird aus der Fieberrinde wie die andern Syrupe in den Apotheken bereitet, durch Zumiſchung dieſer Rinde zum Zuckerſafte. Er wird hauptſächlich für Kinder benutzt, denen die Rinde gegeben werden ſoll, und in anderer Geſtalt nicht beigebracht werden kann. Die Gabe iſt 2 Quentchen bis 1 Loth auf einmal.

— (Pflaumen-), ſ. unter Pflaume, Th. 112, S. 111; auch kocht man ihn wie den Aepfelſaft.

— (Pomeranzenblüten-), Syrupus Florum Aurantii, ſ. oben, unter Syrup, S. 722.

— (Pomeranzenſchalen-), Syrupus Corticum Aurantiorum, ſ. daſelbſt.

— (Purgier-), ſ. Rhabarberſyrup.

— (Rhabarber-), Purgierſyrup, ſ. Th. 123, S. 244.

— (Runkelrüben-), ſ. oben, unter Syrup, und den Art. Mangold, Th. 83, S. 629, 633, 540 u. f., und Th. 128, S. 696, und unter Zucker, in Z.

— (Safran-), Syrupus Croci, ſ. oben, S. 722.

— (Senega-), Syrupus Senegae, ſ. daſelbſt.

— (Stärke-), ſ. unter Stärkezucker, Th. 170, S. 31 u. f.

— (Süßholz-), ſ. Syrup (Lakritzen-).

— (Trauben-), ſ. dieſen Artikel, in T.

Syrup (unreifer Trauben-), ſ. in T.

— (Veilchen-), ſ. dieſen Art., unter V.

— (weißer), Capillairesyrup, ſ. unter Zucker, in Z.

— (Veronica-), Syrupus Veronicae, ſ. unter Saft, Th. 130, S. 366.

— (zuſammengeſetzter), Syrupus compositus, ſ. unter Zucker, in Z. Man verſteht auch darunter einen Syrup oder Zuckerſaft, der mit andern Säften vermiſcht worden iſt.

— (Zimmet-), ſ. dieſen Artikel, unter Z.

Syrupback, in den Zuckerſiedereyen, ein großer viereckiger Kaſten, worin der Syrup aufgehoben wird; er hat einen Hahn, mittelſt deſſen man den Syrup ablaſſen kann.

Syrupkanne, in den Material- und Spezereyhandlungen, eine kupferne, innerhalb verzinnte, mehrere Pfunde Syrup enthaltende Kanne, woraus beim Detailverkauf des Syrups, derſelbe gegoſſen wird. Dieſe Kanne wird dann immer wieder, wenn ſie leer iſt, aus dem Syrupsfaſſe, welches mit einem Zapfen verſehen iſt, gefüllt. Sie ſteht auf einem Holzkreuze in einem kleinen runden hölzernen Gefäße, damit der Syrup, der beim Verkaufe übergeht, ablaufen kann.

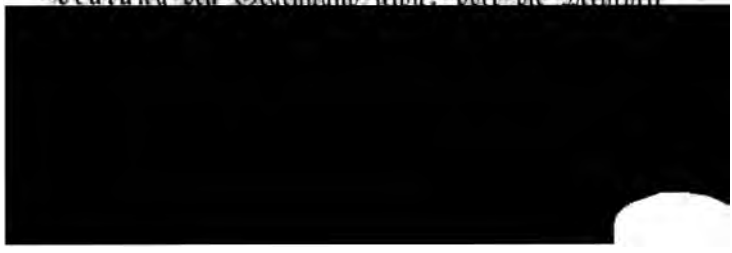
Syrupteig, beim Pfefferküchler, der Pfefferkuchenteig, der aus Mehl und Syrup gemacht wird. Der Syrup muß flüßig gekocht werden, damit ſich alle Unreinigkeiten davon abſondern. Dieſes Kochen geſchieht in einem eingemauerten gewöhnlichen kupfernen Keſſel, der zur Hälfte durch die Gelte angefüllt wird, weil der Syrup beim Kochen ſich ſchnell aufbläht, und daher leicht überkocht, weshalb auch nur ein mäßiges Feuer anfangs unter den Keſſel gemacht, aber nach und nach verſtärkt wird. Die Unreinigkeit des Syrups, die ſich in einem Schaume abſondert, wird mit einem Schaumlöffel abgeſchäumt. Der Syrup muß ſo lange kochen, bis er ſo zähe wird, daß er ſich mit dem Löffel ziehen

läßt; dann wird er durch einen Durchſchlag geſchlagen, und man läßt ihn ſogleich in einen Backtrog fließen, der neben dem Keſſel ſteht. Wenn er ſich daſelbſt etwas abgekühlt hat, wird das Mehl (feines Rocken- oder Weizenmehl) mit einem Siebe heneingeſiebt, und dadurch gleichfalls von allen Klößen und Unreinigkeiten gereiniget. Das Mehl wird mit einem Rührſcheid eingerührt, und der Teig gemacht.

Syruptopf, in den Zuckerſiedereien, ein thönener kugelförmiger Topf, oben mit einer ziemlich weiten Oeffnung, worein die Spitze der Zuckerform mit dem darin befindlichen Zucker geſtellt wird.

Syssitia, bei den Griechen und Römern, öffentliche und gewöhnliche Mahlzeiten, da man zuſammen kam, mit einander aß, trank, ſchwatzte, und ſich vergnügte. Die Lacedämonier nannten ſolche Phyditia, die Cretenſer aber Andria. Sie wurden deshalb eingeführt, damit die Bürger einer Stadt verträglich mit einander umgehen, auch ihre Kinder die Mäßigkeit und andere gute Dinge dabei lernen ſollten, indem vorgeſchrieben oder beſtimmt war, wieviel dabei der Aufwand ſeyn ſollte; auch wurde aus der gemeinen Kaſſe nicht mehr darzu gegeben.

Syſtem, Systema, (Franz. Systeme, Engl. System), 1) in ſubjektiver Bedeutung a) die begriffsmäßige Anordnung verſchiedener Gegenſtände zu einem zuſammenhängenden Ganzen, was man richtiger Klaſſifikation nennt, oder b) im eminenten Sinne die logiſche Entwickelung eines Mannigfaltigen der Erkenntniß aus oder nach Prinzipien; 2) in objektiver Bedeutung den Gegenſtand ſelbſt, oder die Mehrheit



im eminenten oder erhabenen Sinne ist die wissenschaftliche Form, und gleichsam der Körper der Wissenschaft, worein sich die Einzelheiten hüllen, um zu einem Ganzen zu werden. So hat jede Wissenschaft ihr System, welches jedesmal nach der Ausbildung derselben aufgestellt werden kann, und wodurch die Einzelheiten einer Wissenschaft eine Ordnung erhalten, nach welcher man sich darin gehörig orientiren kann. Das System steht dem fragmentarischen Wissen entgegen, und dem Aggregate von Kenntnissen, in so fern man das wahre System als ein organisches Ganzes betrachtet, dessen Theile sich innerlich und gegenseitig bedingen, so wie sie durch die Idee des Ganzen bestimmt werden. Das Systemenwesen ist von Vielen getadelt worden und wird noch von Vielen getadelt, und gewiß mit Unrecht, wenn man darauf Rücksicht nimmt, daß man gewiß gern einen Ueberblick einer Wissenschaft nach einer logischen Ordnung hat, um sich darin, wie schon bemerkt worden, orientiren zu können. Im Conversationslexicon, Bd. 9., 4te Aufl., unter System, wird sowohl der Tadel der Systeme, als auch deren Uebertreibung sehr richtig gewürdiget. Es heißt nämlich daselbst: „Diejenigen verläugnen die Wissenschaft oder verstehen sie selbst nicht, welche im Gebiete der Wissenschaft das System tadeln, da doch alles Geistige seine eigenthümliche Form hat, mithin auch die Wissenschaft, deren Organ, der Verstand, die Begriffe, durch welche sich die Erkenntniß entwickelt und mittheilt, auf gesetzmäßige, das ist, logische Weise organisiren soll, und dies durch das System, als das höchste Produkt des Verstandes, bestrebt. Freilich ist die Form an sich todt, und eine noch so gesetzmäßige und klare Begriffsentwickelung ohne Geist und Sachkenntniß ist noch keine Wissenschaft, so wie der logisch richtige Schluß noch kein wahrer ist; freilich stellt sich das System in der Wirklichkeit als Versuch individueller Denker dar, und man eilt oft sehr, um

eine unvollständige und oberflächliche Kenntniß in jene Form zu bringen, um durch die zwingende Kraft des consequenten Systems den Andersdenkenden zu gewinnen, oder seinen Scharfsinn geltend zu machen. Freilich ist die Systemsucht, welche etwas nur dann als wahr anerkennt, wenn es in das System paßt, und alles in die Fesseln eines einmal angenommenen Systems zu zwängen strebt, alles nicht Systematische aber verwirft und verachtet, der Wahrheitsliebe und Freiheit des menschlichen Geistes zuwider; allein dieser Mißbrauch der wissenschaftlichen Form kann das Bedürfniß und den Werth derselben nicht aufheben. Wie aber in der Wissenschaft Form und Materie verschmolzen sind, zeigt sich selbst dadurch, daß wir, wenn von Systemen einer Wissenschaft die Rede ist, darunter nicht allein die logische Anordnung eines gegebenen Inhalts, sondern zugleich die damit verbundene eigenthümliche Ansicht über deren Gegenstände verstehen (System in materieller Bedeutung oder Lehrgebäude); nur daß bei Wissenschaften deren Inhalt positiv und empirisch ist, die Form mehr durch den gegebenen Inhalt bestimmt wird, dahingegen die philosophische Wissenschaft, als durch intellectuelle Selbstthätigkeit erzeugt, Inhalt und Form freier ausbildet, woher sich auch die großen Verschiedenheiten der philosophischen Systeme, so wie der Haß Einiger gegen Letztere erklären."—Man hat in allen Wissenschaften Systeme, oder vielmehr eine jede Wissenschaft ist systematisch geordnet, und muß es auch seyn, um einen klaren Ueberblick von derselben zu erhalten. So hat man ein System in den Naturwissenschaften, und hier wieder besondere Klassifikationen, die man wieder als untergeordnete Systeme

des Copernikus; ein System der Chemie, ein System der Kriegswissenschaften ꝛc. ꝛc. Um ein System in irgend einer Wissenschaft zu begründen, sind folgende Hauptbestandtheile nothwendig: 1) Eine Grundidee, welche das Prinzip des Ganzen der untergeordneten Erkenntnisse ist; 2) eine Mannigfaltigkeit von Erkenntnissen, welche durch Sätze ausgesprochen werden, und bei allen rationellen oder strengen Wissenschaften in Erklärungen (Deklarationen und Definitionen), Eintheilungen (Divisionen) und Beweise (Demonstrationen oder Probationen) zerfäll., von denen die Erstern den Inhalt eines Gedanken bestimmen, die Zweiten den Umfang durch Entgegensetzung entwickeln, die Letztern die Sätze des Systems auf das Prinzip mittelbar oder unmittelbar zurückführen. Hiernach ist eine systematische Erkenntniß, eine durch Prinzipien begründete Erkenntniß, und ein systematischer Beweis, ein auf Prinzipien zurückgehender Beweis. — Auch ein Zusammenhang moralischer Ausübungssätze, wird ein System genannt; daher ein System der Tugend, des Lasters, der Heucheley ꝛc. So sagt Gellert: Man nehme den Hang zur Geselligkeit aus dem Systeme unserer Neigungen heraus. Das sey ihr höchstes System der Ehre und Nacheiferung. — Auch in der Freymaurerey kommt System vor, und soll hier so viel als Ritus oder Ritual bedeuten, die Liturgie der Loge; daher sagt man, eine Loge arbeite nach diesem oder jenem Systeme, das Tempelherren-System, das Eklectische System ꝛc. ꝛc. Das Ritual ist sich nicht in allen Logen gleich, und man hat deren fast so viele, als es große oder Mutterlogen giebt. Manches Ritual ist aus der neuesten Zeit, wie z. B. dasjenige der großen Loge Royal-York in Berlin, und das der großen Loge in Hamburg. Das Englische System ist das älteste, welches sich in alle Welt-

theile verbreitet hat; es wurde aber ſpäterhin an vielen Orten durch das Schwediſche, Franzöſiſche ꝛc. verdrängt. Dieſe Syſteme, obgleich verſchieden, trennen jedoch die Brüder nicht von einander, ſondern jede Loge und deren Mitglieder ſind gegen Andere tolerant, und müſſen es auch ſeyn, da ſie eine Bruderkette umſchlingt, und auch das Geſetz der Moral, welches ihre Schritte leitet, dieſe Bruderliebe empfiehlt. Es iſt auch nichts Weſentliches, wenn in dieſem oder jenem Syſteme einige Ceremonien ꝛc. anders ausgeführt werden, oder ein Beamter ſo oder anders genannt wird. Die Zeit und verſchiedene Anſichten haben dieſe Veränderungen in den Ritualen hervorgebracht, und wohl deshalb, um Eindruck, vorzüglich bei der Einweihung, hervorzubringen, auch wohl um der fortgeſetzten Bildung des Geiſtes zu entſprechen. Von einigen Ritualen, beſonders alten, ſind Bruchſtücke gedruckt worden; aber man würde mehr als ein Dutzend Rituale verrathen oder drucken laſſen müſſen, wenn man vollſtändig über die Haltung einer Loge, oder wie eine Einweihung vollzogen wird, jeden Uneingeweihten belehren wollte. Der Zweck, der in einem Syſteme liegt, iſt das eigentliche Geheimniß der Freimaurerey, welches ſchwerlich der Uneingeweihte errathen möchte. System iſt daher in der Freimaurerey eine Zuſammenſtellung der Ceremonien und Gebräuche, und die Ordnung, nach welcher ſie unter einander verbunden ſind. Die hauptſächlichſten oder vorzüglichſten eingegangenen und noch gangbaren Syſteme ſind: 1) Eingegangene: die ſtrikte Obſervanz oder das Tempelherrn-Syſtem; die Afrikaniſchen Bauherren; die Aſiatiſchen Brüder; die Kreuzbrüder; die Cleriker; das Clermontſche Syſtem; das Roſaiſche Syſtem; das Lermaſche Syſtem; das Meliſſinoſche Syſtem; die Martiniſten; das Roſenkreuzer Syſtem; das Illuminaten Syſtem; die Philaleten. 2) Noch gang

bare Syſteme: das Engliſche Syſtem; das Schwediſche Syſtem; das Franzöſiſche Syſtem; das Schottländiſche Syſtem; das Holländiſche Syſtem; das Schweizeriſche Syſtem; das Däniſche Syſtem und Syſtem der ſonſtigen vereinigten Logen; das Eklectiſche Syſtem; das Hamburger oder Schröderſche Syſtem; das Syſtem der großen Loge zu den drei Weltkugeln; das Syſtem der Loge Royal-York, auch Feßleriſches Syſtem genannt; das Syſtem der Landesloge, auch Zinnendorfiſches Syſtem genannt. — In der Muſik heißt Syſtem, Tonſyſtem, die ganze Reihe der in der Tonkunſt vorkommenden Töne, und insbeſondere die Anordnung der in einer Octave enthaltenen Töne auf ihre Verhältniſſe, ja auch die Bezeichnung dieſer Anordnung durch die Linien: daher Linienſyſtem, Notenſyſtem; die fünf Linien, worauf die Muſici ihre Noten, Pauſen, Cuſtos und andere dergleichen Zeichen zu ſetzen pflegen. In der alten Muſik nannte man jedes zuſammengeſetztes Intervall Syſtem.

Syſtematiker, derjenige, der alles Wiſſen nach einem Syſteme geordnet verlangt, nur darin, in dem Zuſammenhange, die Feſtigkeit einer Wiſſenſchaft erblickt. Dann auch derjenige, der ein Syſtem in irgend einem Reiche des Wiſſens aufſtellt. Auch eine Sekte der Magnetiſten führt den Namen Syſtematiker. Ihr Charakter iſt: daß ſie in Abſicht des thieriſchen Magnetismus einige ſehr auffallende Wirkungen nicht läugnen, ſondern ſie nur nach ihrem Privatſyſteme erklären, als ein Werk der Reibungen, der gereizten Einbildungskraft, oder einer gemiſchten Urſache überſpannter Empfindungen. Dieſe Syſtematiker treten den Diſſidenten im Magnetismus entgegen; denn dieſe prüfen die Geſchichte der Magnetiſten, decken ihre Verlarvung und Charlatanerien auf, zeigen den Kontraſt

zwiſchen den vorgegebenen Mirakeln und den bekannten Naturgeſetzen, und verwerfen die ganze Sache, indem ſie die Larve mit der verlarvten Wahrheit zernichten. Hierzu gehört die zahlreichſte Klaſſe, in der Zeit, als der thieriſche Magnetismus Mode wurde, in den 1780er Jahren. In der Mitte zwiſchen dieſen ſtehen die Altgläubigen, von denen viele mit dem Magnetismus ein ordentliches Gewerbe treiben, ſey es nun aus Menſchenliebe, oder aus Gewinnſucht. Sie hüllen ſich in Myſterien ein, und waren die Verbreiter der Wunder dieſer Kur. Hier macht jeder Magnetiſt wieder eine beſondere Unterabtheilung aus.

Syſtematiſch, Bei- und Nebenwort, von Gegenſtänden einerley Art und Einrichtung in eine anſchauliche Ordnung gebracht, und dadurch zu einem Ganzen verbunden.

Syſtole, in der Sprachkunſt, eine Figur in der Proſodie, da man in Verſen eine ſonſt lange Sylbe kurz gebraucht, wie z. B. der hellſte Mond bringt nicht dem Erdkreis eignes Licht, wo bringt und Kreis kurz ſein müſſen, ob ſie gleich an ſich lang ſind.

Syzigia, in der Muſik ein Satz, worin drei oder mehrere zuſammenſtimmende Klänge auf oder über einander geſetzt werden.

Syzigien, nennt man in der Stellung zweier Planeten in ihrer Zuſammenkunft, oder im Gegenſchein, wenn ſie ſich alſo mit der Erde faſt in gerader Linie befinden, welches bei der Sonne und dem Monde zur Zeit des Neu- und Vollmondes der Fall iſt.

Szävola, Scaevola, eine Pflanzengattung, ſ. Scävola, Th. 138, S. 189 u. f.

Szopa, war ehemals derjenige Schoppen oder die Hütte

Gedruckt bei L. W. Krauſe, in Berlin.

AE
27
K8
v. 178

STACK

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.